Berthold Auerbach.

Zur guten Stunde.

Auerbach

1


Berthold Auerbach

Zur
Guten Stunde.

Gesammelte Volkserzählungen

von

Berthold Auerbach.

In zwei Bänden.

Mit 334 Bildern nach Originalzeichnungen

von

Karl Hoff, Eduard Ille, Wilhelm v. Kaulbach, C. Koch, K. Kögler, Adolf Menzel, Paul Meyerheim, Moriz Oppenheim, Arthur v. Ramberg, Ludwig Richter, Julius Schnorr, Julius Scholz, Moriz v. Schwind, Paul Thumann.

Erster Band.

Mit Auerbach's Porträt.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

[1873]



Wer einsam sitzt, aus Gelärm und Gewühl des Tages heraus sich auf sich selbst besinnt und hinausdenkt, wie Zusammenhang und Schicksal der Menschen sich bildet; wer im Kreise der Seinen, wie sie Natur und freie

Wahl ihm beschieden, sich daheim fühlt —, dem möchte dieses Buch sich zugesellen.

Es soll kein störender Fremder sein, der da herzutritt.

Der Tag mit seinen verschiedenartigen Arbeiten trennt die Menschen, Jeder lebt seinem Beruf. Der Abend eint die Familie, die Freunde, die Nachbarn; — und es ist ein gutes Wort, das nur wir Deutsche haben; es heißt: Feierabend. Wir feiern nicht nur, daß wir von der Arbeit ledig sind; erst das ist die Feier des Lebens, wenn wir gemeinsam Herz und Geist erfrischen.

Und da erzählt wohl Einer, der Mancherlei erfahren und mit Eifer bedacht war, das Leben verstehen zu lernen und Andern klar zu machen. Sie können Alle zuhören, Mann und Frau, Kinder und Großeltern, Knecht und Magd. Es mag Jeder Etwas finden, das ihm taugt.

Was dies Buch enthält, ist vor dem Jahr 1870 geschrieben. Es sind auch Stimmungen darin, die wie Wolkenbildungen des Tages mit dem Tage verfließen. Und doch ist es nicht nur gut, sondern auch nöthig, daß wir heute, da wir in die Zeit der Erfüllung eingetreten sind, auch noch in der Seele bewahren, wie schwer und unablässig gekämpft, und doch der unverdrossene Muth aufrecht erhalten wurde.

Sei dieses Buch willkommen für Alle zur guten Stunde!



Die Fahnenweihe.

„Es steht ein Baum im Odenwald,
Hat immer grüne Aest' . . ."

Das Lied kommt mir nicht aus dem Sinn, es klingt mir nach in seiner wehmüthig süßen Weise, seit ich es auf dem Boden gehört, wo es entsprungen. O wie viel schöne Berge und Wälder hat unser gesegnetes Deutschland! Wenn ich so hinausdenke, weiß ich gar nicht, wohin ich mich zuerst wenden soll. Ich freue mich, daß ein Zufall mich mit Freunden auf eine Fußwanderung durch den Odenwald führte. Die buchenbepflanzten Vorberge und weiter hinein die kräftigen Tannenwälder, welch ein freier Athem zieht da in die Brust ein und macht das Leben leichter!

Wir kamen am Sonnabend, als eben der morgende Sonntag eingeläutet wurde, in das Städtchen G. Auf allen Gassen wurde gescheuert; das Städtchen machte sein Sonntagskleid sauber und am Rathhause war der Söller und das große Thor mit frischen Laub- und Blumengewinden bekränzt.

Der goldene Löwe bot gute Herberge nebst Speise und Trank.

„Die Herren sind gewiß auch zu unserer morgenden Fahnenweihe hierhergekommen?" fragte der Wirth, zutraulich schmunzelnd. „Ja, das wird ein schönes Fest."

Auf unsere Frage fuhr der Wirth fort:

„Wir haben einen neuen Sängerkranz. Sie werden staunen, wie meisterlich die jungen Leute singen. Mein Sohn und meine Tochter sind noch bei der Probe, darum bin ich allein.“

Unser guter Max, der zuerst zu Allem, was geschehen soll, Nein sagt und dann doch mitthut, erklärt sofort, daß er morgen früh allein weiter wandere, wenn wir hier bleiben wollten; ihm sei der Jahrmarktströdel zuwider, und das Gelärm werde um Nichts angenehmer, wenn man es mit Vaterlandsreden aufstutze.

Einstweilen stellte ein schmackhafter Braten und klarer Wein die Einigkeit unter uns her, und Freund Günther erklärte in seiner stets gehobenen Ferienstimmung, daß er am Werktage wol gern über Berg und Thal wandere, am Sonntag aber am liebsten unter Menschen in einem Dorfe oder Städtchen sei; es läge da eine geruhsam stille Seligkeit auf den Angesichtern der arbeitsledigen Menschen.

Der Abend brach herein und vergoldete die Spitzen der Berge und die hellen Gesichter der Mädchen am großen Marktbrunnen, und es war, als schöpften sie eitel Gold in ihre Eimer. Wir wollten noch die Burgruine in der Nähe des Städtchens besuchen; als wir aber am Rathhaus vorüberkamen, hörten wir droben schön singen. Der Gesang wurde oftmals unterbrochen, weil noch nicht Alles genau stimmte. Wir standen und lauschten, da sagte neben uns ein Bürgersmann:

„Sind die Herren vielleicht von einem fremden Liederkranz?“

„Ja wohl, ich bin Liedermeister,“ sagte Freund Berger, trennte sich rasch von uns, und bald hörten wir ihn mit seinem mächtigen Tenor droben im Rathhaussaale mitsingen.

Wir schliefen schon lang, als er endlich zurückkam.

Am andern Morgen nach der Kirche war großer Jubel in dem Städtchen. Mit freudigem Gesichte ging Jeder hin und her. Man rief einander an und beglückwünschte sich, daß dem Feste so schöner Sonnenschein beschieden sei, und dazu hatte es noch in der Nacht gewittert und Alles war erfrischt.

Wir aßen wie alle Bewohner des Städtchens schon um elf Uhr zu Mittag, denn „droben auf dem Berge gibt's nichts Gescheites,“ bedeutete unser vorsichtiger Wirth. Er meinte mit dem Gescheiten aber etwas Gutes zum Essen und zum Trinken. Nicht in der Stadt, sondern auf dem freien Platze vor der Ruine, wo von den Nachbarorten her die Liederkränze sich sammeln wollten, dort sollte die Fahnenweihe vollzogen werden.

Der Zug ordnete sich, eine Musikbande schritt voran, und so zogen wir durch die Stadt. Berger war bei den Sängern.

Die Fahne war noch verhüllt, die Jungfrauen alle, die zum Gesangverein gehörten, waren mit frischen Blumenkränzen geschmückt; von den nahen Bergen donnerten die Böller, und die Kinder jubelten und jauchzten. Jetzt kamen auf großen mit Tannenreisern geschmückten Leiterwagen nachbarliche Liederkränze; es war ein fröhliches, herzerquickendes Begrüßen. Max behielt trotz Allem seine üble Laune und sagte:

„Was soll das? Dieses ganze sich Betäuben mit Festen und Gesängen, das frißt sich nun überall ein und tödtet den Mannesmuth.“

Günther sah mich still an, ob ich nichts erwidere, und als wir an einem Hohlweg den Pfad an der Seite dahingingen, während der Zug sich die Straße entlang bewegte, da sagte er:

„Du bist ein seltsamer Verzweifler, klagst immerfort, daß wir uns mit Todtem und Abgethanem schleppen und nichts Neues, uns in Wahrheit Zugehöriges sich aufthun will. Und wenn dir nun Etwas sich darstellt, machst du eine saure Miene und sagst: So hab' ich's nicht gemeint. Da sind diese reifenden, wogenden Kornfelder. Die junge Saat, wenn sie aus der Erde steigt, ist wie Gras, aber allmälig setzt sie Halme an und oben reift die goldne Frucht. Sieh diese Aufzüge, das sind die Wallfahrten unserer Zeit, und diese schafft sich unser Volk selbst, und ein Großes geht daraus hervor: unser Volk nimmt Theil an den Errungenschaften, die unsere erhabenen Geister hinterließen. Unsere Dichter alle, so groß und herrlich, waren sie für die hier Versammelten bis jetzt auf der Welt? Hatten diese da Theil an dem Besten, was unsere Geister seit einem Jahrhundert hervorbrachten? Nun aber, was unsere Dichter aus der Tiefe deutscher Empfindung heraufgeholt, das tönt jetzt frisch und lebendig von den Lippen des ganzen Volks. Nicht im schwerfälligen Wort, nein, auf Flügeln des Gesanges schwingt sich das Lied über Berg und Thal und nistet in die Herzen. So lange unsere Dichter blos Schwarz auf Weiß existirten, waren sie für diese unsere große Volksgenossenschaft nicht da. Und jetzt, die Wälder und Berge, wo den Dichtern sich ihre Lieder aus der Seele drängten — die Dichter schicken sie wieder dahin zurück, und ihre Geister schweben in Wahrheit über der Welt. Jetzt schallen Lieder frei in die Lüfte, die das aussprechen, was wir heute empfinden, was uns schmerzt und erfreut, was wir hoffen und ersehnen."

Man war endlich an der waldumkränzten Burgruine angelangt, von wo man weit in's Land hineinschaute. Dort warteten bereits Liedervereine aus der Nachbarschaft; es war ein frohes, frei aufjauchzendes Begrüßen, und doch wiederum Alles wie von der unsichtbaren Macht der Harmonie geordnet.

Nachdem man sich aufgestellt hatte, stimmte die ganze Versammlung an — in der Melodie von Kreuzer — Uhlands

„Schäfers Sonntagslied."

„Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!"

Die schönen, kräftigen Stimmen, einheitlich gebunden, sangen hinaus in die weite, offene Welt und in den blauen Himmel, und wie diese allverbreiteten ewigen Zeichen der Schönheit und Hoheit der Welt: Wald und Himmel — keiner einzelnen getrennten Kirche angehören, und wie hier oben gesungen wurde, auf der Höhe, über den Spitzen der Kirchthürme, so waren die Menschen eine Weile hineingehoben in jene unergründliche Weite, wo es keine Trennung mehr gibt, Keiner den Anderen beengt, sondern gleich den Vögeln, die in der Luft schwingen und fröhlich singen, Keiner dem Andern auszuweichen hat, Keiner den Andern beschränkt.

Der Bürgermeister trat nun auf den niedrigen wohlerhaltenen Söller an der Burgruine, zu dem man eine neue hölzerne Treppe gemacht hatte. Er empfing aus der Hand der Jungfrauen die Fahne, hielt sie hoch, sprach einige kernhafte Worte, schlicht und einfach, nahm die Hülle von der Fahne, ließ diese frei in der Luft flattern, steckte sie an den bereitgehaltenen Ring an der Mauer und ermahnte Alle, in diesem schönen Bundeszeichen sich immer einig und froh zu fühlen. Mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland schloß er, Alles stimmte hell ein.

Nun aber begann die Fröhlichkeit im vollen Strome hervorzubrechen. Man sah alle Gesichter glänzen, da jetzt das heimische Lied gesungen wurde, das diesem Boden entwachsen war, aber viel schöner, in die reine, vierstimmige Tonweise gesetzt:

„Es steht ein Baum im Odenwald,
Hat immer grüne Aest',
Da bin ich so viel tausend Mal
Bei meinem Schatz gewes't."

Als sie geendet hatten, sahen Alle einander an, als hätten sie einen lieben alten Bekannten wiedergesehen, der jetzt viel schöner und stattlicher sich zeigt; es ist aber noch sein allbekanntes gutes, treues Gesicht, seine traute Stimme, sein herzenswarmer Blick.

Man machte jetzt eine Pause, denn es ist gut, wenn man die Menschen auch ein Bischen innerlich zu Athem kommen läßt, daß sie sich von den Eindrücken befreien, um wieder für neue frisch und empfänglich zu sein.

Von einer auserlesenen Männerschaar, darunter die Schulmeister die Mehrzahl waren, wurde sodann mit großer Meisterschaft Goethe's „Nachtlied" gesungen:

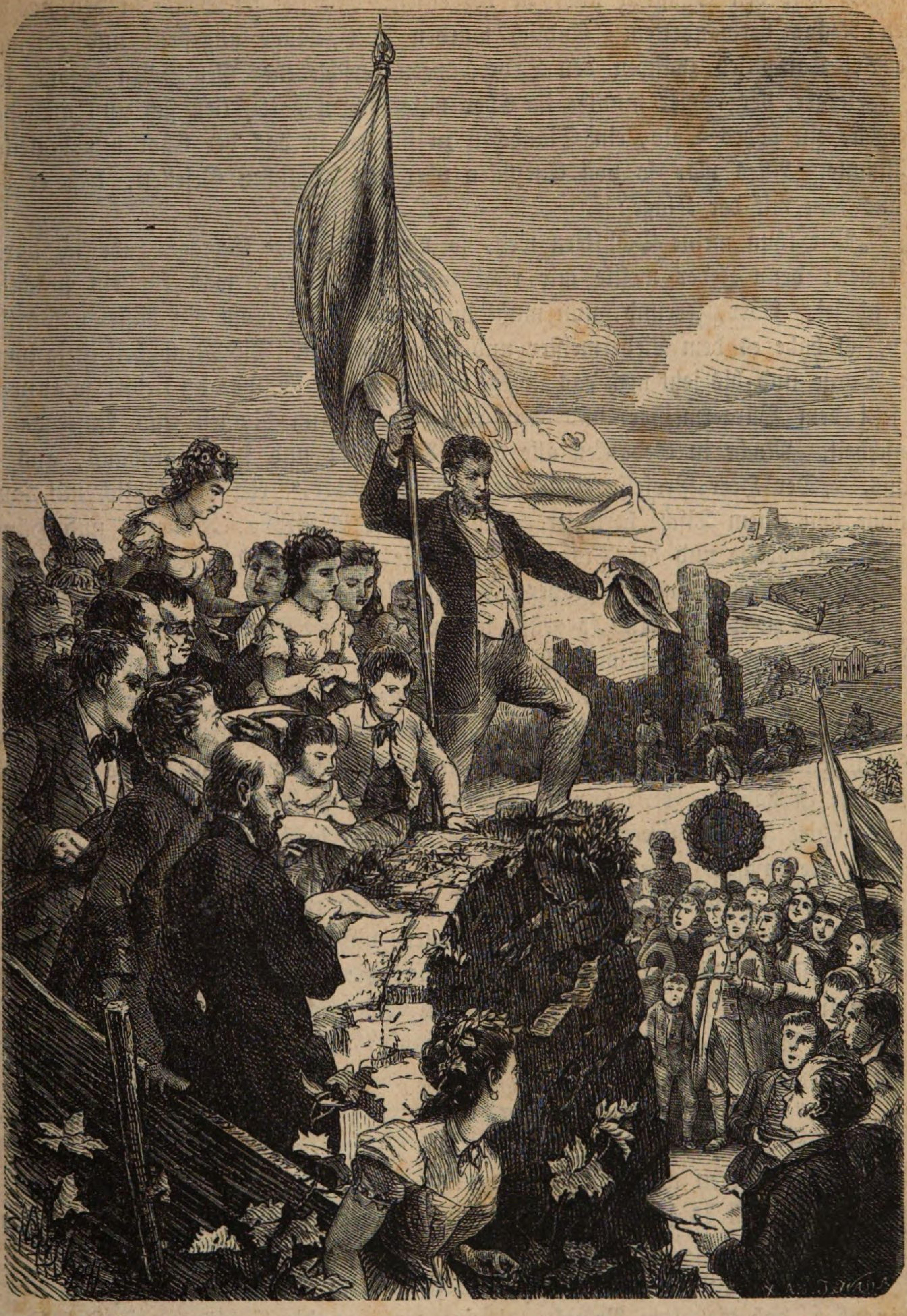
„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Eine tiefernste Stimmung lag auf allen Versammelten, und es bleibt eine wunderbare Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes und des deutschen insbesondere, mitten in Gemeinschaft und Frohsinn sich die Schauer der Einsamkeit und Vergänglichkeit zu vergegenwärtigen, um dann, kühn und frei sich darüber schwingend, die Lust und die Freude des Daseins neu in's Herz zu schließen.

Das Lied mußte wiederholt werden.

Was Goethe in einer stillen Nacht auf dem Berge bei Ilmenau in Thüringen aus tiefster Seele heraufgeholt, das war nun Gemeingut einer Versammlung von hundert arbeitskräftigen Männern und Frauen im fernen Odenwald. Mir fiel es plötzlich ein, daß heute sein Geburtstag sei. Es war der 28. August. Auch Günther hatte in demselben Augenblicke Gleiches gedacht und sagte:

„Eine schönere Geburtstagsfeier konnte der Dichter nicht haben. Was ist eine Feier in den Theezirkeln gegen diese hier?"



Von allen Versammelten gemeinschaftlich wurde nun das Lied von Franz Kugler gesungen:

„An der Saale kühlem Strande
Stehen Burgen hoch und hehr . . .“

Es war den Sängern nicht zu verdenken, daß sie die Saale in den nachbarlichen Neckar verwandelten. Endlich wurden Wettgesänge angestellt und besonders eine Art Kampflied zwischen den Liederkränzen verschiedener Gemeinden ergötzte sehr.

Berger, der immer munter im Chor mitgesungen hatte, ließ sich nun auch dazu bewegen, ein hohes Solo, ein Ständchen zu singen, in das der Chor nur begleitend einstimmte. Alles war so voll Entzücken über den fröhlichen Gesellen, daß er bald zu uns kam mit der Klage:

„Mir thun meine Schultern weh, so viel treuherzige Schläge habe ich darauf bekommen; denn Jeder wollte mir recht tapfer bekräftigen, was für ein prächtiger Kerl ich sei. Aber, Freund, nun mußt du heraus. Du mußt ein passend Wörtlein reden, ich habe es dem Liedermeister und Allen zugesagt. Die Menschheit ist ja immer deine Sorge und bis jetzt noch das einzige weiblich Benamste, das du liebst; so antworte du jetzt dem Bürgermeister und den Liederkränzen im Namen und Auftrage der Menschheit. Mache in Gedanken alle deine Bücher zu und sprich gradaus, aus dir heraus. „Der Herr Professor Günther hat das Wort,“ rief er plötzlich mit lauter Stimme von einem Tische herunter. Ein allgemeines Bravo, Jauchzen und Händeklatschen antwortete und der Professor mußte die Söller-Tribüne besteigen.

„Mitmenschen! deutsche Brüder! Freunde!“ begann er. „Ich wehre mich nicht lang, zu Euch zu reden. Und so grüße ich Euch als einer Eurer Zugehörigen, und wie mich, so habt Ihr noch Millionen Menschen. Es ist eine schöne Sache, daß wir unsere Stimmen exerciren. Da loben die Alten und sagen gar Viel von den Zeiten ihrer Jugend, wo es lustig und übermüthig herging bei Gelagen und Raufereien, bis daß zuletzt die Stuhlbeine lebendig wurden und auf den Köpfen tanzten. Wo ist diese Art Lustigkeit? Sie ist dahin. Sind wir aber darum trübselige Kopfhänger? Ich sehe, daß Ihr alle Eure Köpfe aufrecht habt, und die Freude lacht daraus. Wenn wir uns heute des Rebensaftes erfreuen, oder auch des Gerstensaftes — und Ihr habt einen guten Tropfen — da fügen sich schnell die Stimmen zu einem Lied, und Menschen, die ihre Stimmen fügen gelernt, die können nicht mehr mit einander in rohe Rauferei versinken, die man lustig nennen mag, die aber weiter nichts ist als wild. Ihr Jünglinge und Männer aus verschiedenen Orten, haltet Ihr's für möglich, daß Ihr noch in blutigen Händeln mit einander rauft? Ich frage Euch. Gebt Antwort! Ja oder Nein?“

„Nein,“ erscholl es hundertstimmig, und man sah Viele, die einander umarmten und an's Herz drückten.

„Ihr haltet treu und gut zusammen?“

„Ja!“ erscholl es jetzt wieder hundertstimmig, ohne daß dazu aufgefordert war. Der Redner fuhr fort:

„Es gibt Einfältige zweierlei Art, Gelehrte und Ungelehrte, und beide klagen mit einander, daß die alten Bräuche, die Hahnentänze, die Eiertänze, die Frühlingsumzüge aussterben. Da jammern sie nun: Die Welt wird immer nüchterner und

kahler, laßt uns das Alte festhalten und wieder erneuern. Hilft nichts. Was einmal gelebt hat, mußte sterben, und es kommt immer wieder frische junge Brut, und sie liebt und singt und tanzt nach immer neuen Weisen. Seht die alte Burg hier! Wer soll sie wieder aufbauen, wer darin wohnen? Das alte Ritterthum ist verdorben und gestorben, und wir wünschen ihm die ewige Ruhe, aber in's Leben soll's nicht mehr zurückkehren.

Die alten Volksfeste mit ihren Bräuchen — die wir nicht schelten, die aber uns nicht mehr auf den Leib passen — sie sind vermorscht. Da hält kein Stich mehr. Die alten Trachten waren auch einmal neu, und jetzt kommen wieder neue und darunter schlagen eben so viele brave und fröhliche Herzen. Seht diese Fahnen, diese Liederkränze, die sind unser neuer Schmuck und unsere neuen Freuden; und diese unsere Feste sind unser, sind deutsch allein! Von Gemeinde zu Gemeinde ziehen sie heran, die Fahnen flattern, die Lieder schallen. Wo ist ein Volk auf Erden, das sich eines Gleichen rühmen kann?

Es gibt einen Wunderbrunnen, und Millionen, die daraus trinken, machen ihn nicht leer, und je mehr sich daraus erlaben, um so heller quillt er. Und dieser Wunderbrunnen ist — das deutsche Lied.

Und ich kann Euch eine frohe Botschaft sagen. Eure Fahnenweihe ist an einem geweihten Tage. In Eurer Nachbarstadt dort drüben am Main, wurde um diese Mittagsstunde heute vor mehr als hundert Jahren einem braven Bürgersmann ein großer Sohn geboren, und Ihr habt heute das Wort dieses Sohnes gesungen; er heißt Wolfgang Goethe."

Als der Redner diesen Namen nannte, schaute sich der Liedermeister um und zog den Hut ab, und durch die ganze Versammlung ging's in leisem Zurufe: Hut ab! Alles stand entblößten Hauptes, schweigend wie in neuer Andacht, man hörte keinen Athemzug, keinen Laut, nur hoch oben am blauen Himmelsbogen sang eine Lerche ihr schmetternd Lied und jetzt senkte sie sich rasch nieder in das wogende Kornfeld.

Erst nach geraumer Zeit fuhr der Redner fort:

„Darf ich Euch einen Vorschlag machen? Die Schiffe, die dort auf dem Strome dahinziehen und die sich auf dem Meere schaukeln, sie haben hoch am Maste eine Fahne und am Bugspriet einen Namen. Jeder Liederverein ist solch ein Schifflein auf dem großen Meere des deutschen Geistes, und jedes hat seine Fahne. Die Fahne habt Ihr, aber der Name fehlt noch. Wir Deutsche haben der herrlichen Namen so viele, daß wir die größte Flotte der Welt damit benamsen können. Jeder deutsche Liederverein sollte den Namen eines Dichters oder Musikers führen. Seid Ihr nun mit einverstanden, daß dieser Euer Verein den Namen Goethe haben soll?"

Die Vorsteher aller Liedervereine hatten sich plötzlich wie auf ein Commando um den Liedermeister des Städtchens versammelt und dieser rief seinen Stab erhebend: „Der hohe Name ist unser. Wir empfangen ihn für unsern bescheidenen Verein. Goethe hoch "

„Goethe hoch!" so rief es lange aus der Versammlung, und besonders die

Lehrer waren überaus glücklich über diesen Gedanken und nickten einander fröhlich zu. Der Redner konnte lange nicht mehr zu Wort kommen und er schloß endlich:

„So sei Euer Verein Goethe der Baum im Odenwald, der immer grüne Aeste hat. Ich grüße die stillen Winterabende, da Ihr in Euern Häusern sitzet und Euch im Liede vergnügt, ich grüße die lauen Sommernächte, da Ihr auf der nußbaum-bepflanzten Straße und zwischen den grünen Zäunen der Gärten dahinwandelt und singt. Und wie Ihr hier singt, so singt's in Tausenden von Städlen und Dörfern, und die Sterne glänzen heller, und es ist ein singender Sternen-Himmel auf Erden. Der gute Geist der Liebe ist ewig und schafft sich immer neue Formen. Es lebe die Bruderschaft zum deutschen Herzen, geweiht und gesegnet durch das deutsche Lied!!...“

* * *

Ich will und kann nicht weiter erzählen, welch eine Wonne und glückselige Stimmung nun herrschte. Selbst Max wurde ganz begeistert und er trank mit dem Schullehrer des Städtchens, der zugleich Liedermeister war, Bruderschaft und versprach dem Verein für seinen Versammlungsort eine Büste Goethe's zu schicken. Er hat sie bald nach unserer Heimkehr richtig abgesendet.

In uns Wandergenossen, und ich glaube auch in allen Theilnehmern des Festes lebt der Gedanke daran wie eine reine Freude fort, und eben jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, tönt es mir immer in der Seele:

„Es steht ein Baum im Odenwald,
Hat immer grüne Aest'.“



Gellert's letzte Weihnachten.



Es war am 22. December des Jahres 1768; es hatte drei Uhr geschlagen, eben verhallte der letzte Ton der Glocke von der Nikolaikirche in Leipzig, da kam in einen Pelz gehüllt ein Mann äußerst milden Antlitzes, aus dem Thore der Universität. Auf seinen Mienen lag noch eine Heiterkeit, denn er hatte in hundert heitere Gesichter gesehen; ihm nach drängte sich ein großer Trupp Studenten, aber sie hielten an und ließen den Mann vorangehen; die Begegnenden auf der Straße grüßten, und einige Studenten, die vordrängten und an ihm vorbei nach Hause eilten, grüßten ebenfalls ehrerbietig. Der Mann dankte fast überrascht, wie ablehnend; und doch wußte er's und konnte sich's nicht verhehlen, daß er einer der Geliebtesten nicht nur der guten Stadt Leipzig, sondern weit und breit in allen Landen war. Es war Christian Fürchtegott Gellert, der Dichter der Fabeln und Oden und Lieder, der eben aus seinem Colleg kam.

Wenn wir heute die Vorträge über Moral lesen, die erst nach dem Tode Gellert's im Druck erschienen sind, so gewinnen wir nur einen sehr unvollständigen Begriff von jener mächtigen Wirkung, die sie unmittelbar aus dem Munde Gellert's übten. Schon seine Stimme und der rührende Vortrag, mit dem er die Lehren gab, bewirkten einen tiefen Eindruck im Gemüthe der Zuhörer, und Rabener hatte Recht, wenn er dem Freunde einst schrieb, „daß die menschenfreundliche Stimme" Gellert's zu seinen Worten gehörte. Vor allem aber war es die liebenswürdige und reine Persönlichkeit Gellert's, die erweckend und erbaulich auf die jungen Gemüther wirkte. Gellert selber war das beste Beispiel reiner Sittenlehre, und das Beste, was der Lehrer seinen Schülern geben kann, ist der Glaube an die Siegesmacht und den Bestand der ewigen Sittengesetze. Seine Lehren wurden zum Leben, weil sein Leben selber eine Lehre war. Mancher Sieg über die Noth des Lebens, über Versuchungen aller Art, ja manche Erhebung zu Edelsinn und reinem Thun hatte in jenem Hörsaale zu den Füßen Gellert's Wurzel gefaßt.

Es war, als ob Gellert fühlte, daß er diese Vorlesungen zum Letztenmale halten werde, daß diese Worte, die er so oft und eindringlich gesprochen, nimmer wieder aus seinem Munde tönen würden; eine eigene Wehmuth, aber auch eine eigene Kraft war in seinen Darlegungen.

Er hatte heute so nachdrücklich Bescheidenheit und Demuth empfohlen, und es schien ihm fast zuwider, daß man ihn wegen dieser Tugenden jetzt auf Schritt und Tritt in Versuchung brachte; denn er hörte mehrmals: das ist Gellert!

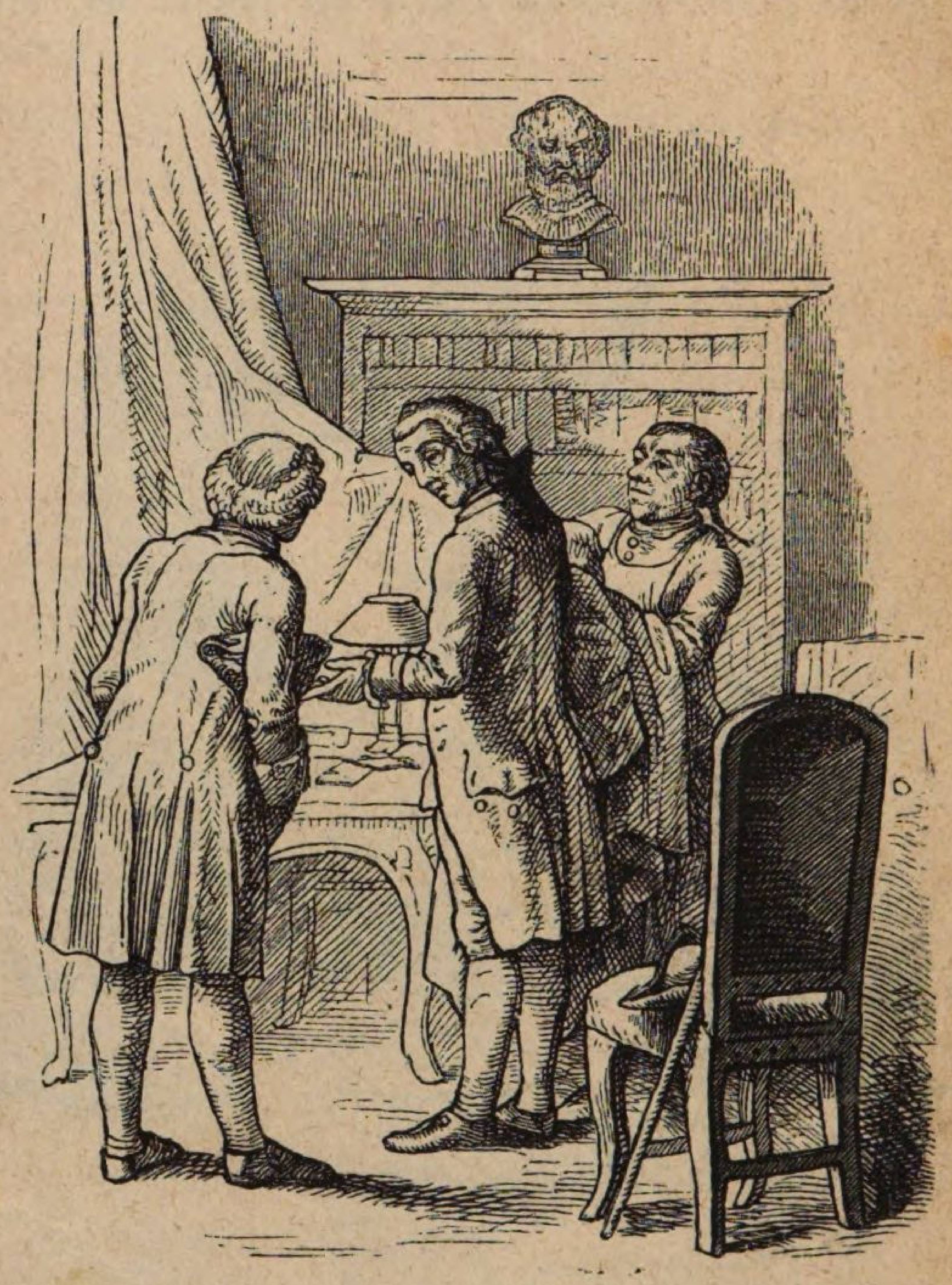
Was ist Ruhm und Ehre? Ein Prunk-Kleid, kein wärmendes, deckendes; und jetzt buchstäblich fror dem Dahinwandelnden das Herz im Leibe, denn er bekannte vor sich, daß er noch nichts gethan, nichts was ihm das Gefühl wahrer Genugthuung geben könne. Die Menschen ehrten und liebten ihn, aber was half das Alles? Sein innerstes Herz konnte sich nicht daran sättigen, er verdiente vor sich den Lobpreis nicht; und wo, wo zeigt sich denn sichtbar die Wandlung der Gemüther, die er bewirken möchte? — Wieder wollte ihn der Geist trösten und ihm sagen: manches Samenkorn wird verweht, manches fällt auf den Felsen und manches auf fruchtbaren Boden und wird siebenfach vermehrt. Seine innerste Seele hörte den Trost nicht, denn sein Leib war krank und schwer belastet von Jugend auf und in letzter Zeit noch mehr als je. Und es gibt Zustände unseres Leibes, wo die erhabensten Worte, die hellsten Freudenklänge nur dumpf, kalt und schwer in die Seele dringen. Es gehört zu den herbsten Erfahrungen des Lebens, wenn man erkennt, wie wenig eigentlich ein Mensch dem andern sein kann. Wie jubelvoll ist jener jugendliche Frohmuth, der da glaubt: durch einen Gedanken, hinübergeleitet in das Herz des Andern, diesen nun zu bestimmen, daß er anders werde, daß er dem nachlebe, was er als das Wahre erkennen muß und abthue alle bisherige Täuschung und umkehre von aller Irrbahn. Da gehen die Jünglinge hin! Folgen ihnen deine Worte nach? Wo gehen sie hin? Was denken sie jetzt? Wie werden sie leben? Mein Herz drängt sich ihnen nach, aber es kann nicht mit ihnen sein. O wie glückselig waren jene Sendboten des Geistes, die einem Jünglinge, einem Manne, das Wort des Geistes zuriefen und er mußte seinen bisherigen Weg verlassen, und ward von Stund' an ein Anderer. Verzeih', o Gott, daß ich es ihnen gleich thun möchte; ich bin zu schwach und niedrig, und doch, mir ist's, als müsse es Worte geben, ungehörte, ungekannte; wo sind sie, die die Seele unmittelbar fassen?

In solcherlei schweren Gedanken ging Gellert dahin bis hinaus vor das Thor nach dem Rosenthale. Nur ein schmaler Fußsteig war gebahnt, aber die Begegnenden wichen ihm gerne aus und traten in den Schnee, um ihm den gebahnten Weg frei zu lassen; aber in sich war er traurig und es war ihm, „als ob jeder Baum ihm etwas vorzuwerfen hätte."

Wie alle Männer wahrhaft reinen und nur dem Guten dienenden Strebens, so war Gellert nicht nur weit entfernt, sich an bereits Vollbrachtem genügen zu lassen, ja, mitten im Drange zu wirken, vergaß er es fast, daß er je schon etwas gewirkt, und so war er im besten Sinne des Wortes bescheiden: er begann mit jedem neuen Tage neu sein Thun, als ob er jetzt zum Erstenmale etwas zu leisten hätte. Und

doch hätte er glücklich sein dürfen im Gedanken: wie seine hellen Stunden fortleuchteten, während sein eigenes Leben oft verdüstert war. Denn wie die Sonne, die am Sommertage scheint, als festgesogene Wärme im Weine lebt, und wer weiß, an welchem Orte, in welcher Winternacht ein Menschenherz erwärmt, so auch der Sonnenblick im Leben eines Mannes, dem es zum Berufe geworden, das im Geiste Empfangene für Andere festzuhalten. Ja, es ist hier noch weit mehr; denn der Labetrunk, der hier geboten wird, mindert sich nicht durch Tausende, die sich sein erfreuen.

Die Abenddämmerung war hereingebrochen, als Gellert wieder heimkehrte nach seiner Wohnung im „Schwarzen Brett". Der alte Diener, Sauer mit Namen, nahm ihm den Mantel ab, und Famulus Gödike fragte, ob der Herr Professor etwas wünsche; als dieß verneint wurde, zog sich Gödike zurück, und Sauer zündete die Lampe auf dem Arbeitstische an. „Es sind auch Briefe angekommen," sagte er, und zeigte auf mehrere, die auf dem Tische lagen.



Gellert nickte und Sauer entfernte sich. Draußen aber stand er noch eine Weile bei Gödike, und Beide sprachen bejammernd davon, daß der Herr Professor sein Leiden wieder schwer empfinden müsse. Gödike sagte: es gibt eine Schwermnth, und das ist die häufigste, in der die innere Verdrossenheit leicht zum Unmuth gegen Alles und Jegliches wird, und die Umgebung des Schwermüthigen leidet dadurch namenlos; denn gegen sie kehrt sich der Unwille, Niemand thut etwas recht, nichts ist an seinem Platze. Wie ganz anders die Schwermuth Gellert's! Kein Mensch leidet darunter, als er selbst, gegen sich allein kehren sich seine schwarzen Gedanken, und gegen jeden Menschen außer ihm ist er jederzeit freundlich, liebreich und dienstfertig; er beißt sich selber mit scharfen Zähnen in die Lippe, aber wenn er zu Jemand spricht, ist er lauter Güte, Schonung und Selbstvergessenheit.

Während die Beiden mit einander sprachen, saß Gellert drin in der Stube und hatte sich eine Pfeife angezündet, um seine Unruhe zu bannen, mit der er die Briefe rasch erbrechen wollte, und rauchend konnte er sie auch um so behaglicher lesen. Er machte sich Vorwürfe, daß er rauche, das sollte seiner Gesundheit schädlich sein, aber er konnte von der „schrecklichen Gewohnheit", wie er es nannte, nicht ganz lassen. Er betrachtete zuerst Aufschrift und Siegel der angekommenen Briefe, öffnete sie dann

ruhig und las. Ein flüchtiges Lächeln zog über seine Mienen; es waren Briefe von wohlbekannten Freunden, voll Liebe und Huldigung, aber auch von Fremden, die sich in allerlei Herzensnoth Raths bei ihm erholten. Er las die Briefe voll freundlichen Zurufs zuerst flüchtig, um ein Recht zu haben, sie noch einmal zu lesen, und nicht Alles auf einmal zu wissen; und als er den Brief eines Freundes nochmals gelesen, sprang er vom Stuhle auf und rief: „Gottlob, Gottlob! daß ich so glücklich bin, daß ich solche Freunde habe." Seinem innerlich zaghaften Wesen waren diese Handreichungen wahres Bedürfniß, sie richteten ihn auf, und nur die, die ihn nicht kannten, nannten seine Freude über empfangenes Lob: Eitelkeit; es war im Gegentheil die tiefste Bescheidenheit. Wie oft saß er da, und Alles, was er gelehrt und geschrieben, Alles, was er je den Menschen in Wort und Wirklichkeit gewesen, war verdunkelt, verschwunden und ausgelöscht und er erschien sich als unnützer Knecht der Welt.



Er antwortete alsbald den Freunden; und wie es ihm immer erging, wenn er bei Menschen war und in ein lebendiges Antlitz schaute, wie da seine innere Traurigkeit schwand, und die Menschenfreundlichkeit, ja die Munterkeit seiner Seele hervorleuchtete, so geschah es auch in Briefen: wenn er sich zu den Menschen dachte, an die er schrieb, da gewann er nicht nur die Gelassenheit, diese Tugend, nach der er sein ganzes Leben strebte; auch sein liebreiches Wesen lebte auf, und nur in leisen Andeutungen bekannte er die Schwere und Verdrossenheit, die auf seiner Seele lastete. Er war im vollen Sinne des Wortes leutselig: im Angesichte guter Menschen und im Gedanken an ihre Güte lag für ihn eine wahre Seligkeit, und eine freudige Belebung kam über ihn.

Als er aber zu Ende geschrieben hatte und wieder allein war, kamen die dunklen Geister wieder; er hatte sich gefaßt und sich zu einem heiligen Gesange aufschwingen wollen, aber er war unzufrieden mit sich, er vermochte nicht jene innerlich sichere und selbstfreudige Glaubensmacht auszuprägen, die in ihm lebte. Immer wieder standen die Spötter und Freigeister vor seinen Gedanken, er mußte ihre Einwürfe widerlegen, und erst über diese Einwürfe hinüber gelangte er zu sich selbst.

Es ist ein schwerer Zustand, wenn ein schaffender Geist die Widersacher nicht vergessen kann, die in der Welt umher ihm gegenüber stehen; sie kommen ungerufen

in die Stube und lassen sich nicht bannen, sie schauen über die Achsel und zerren an der Hand, die die Worte niederschreiben will, verkehren die Gestalten und verdrehen die Gedanken, und da und dort, von der Decke, an den Wänden grinsen höhnische Fratzen und spotten und vernichten; und was eben als Erhebung aus der Seele floß, wird in tollem Wirbel zum Aberwitz verkehrt.

Muthig und selbstgewiß faßt sich dann der Geist in sich und stellt sich fest einer Welt von Feinden entgegen. Eine kraftvolle Natur wirft mit kühnem Griffe dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf, geht den Gegnern tapfer im gesprochenen und geschriebenen Wort zu Leibe und hält sich das eigene Sein frei von Verwirrung, mit der die Gegner das Gethane verkehren und zu Allem, was noch zu geschehen hat, die Seele in sich unsicher und unmuthig machen.

Gellert war keine kämpfende, trotzige Natur, die sich auf sich selber stellt; er warf die Gegner nicht nieder und schritt seines Weges; er wollte sie überführen, und so lebten sie stets für ihn fort. Und wie ihn der Zuruf der Freunde beseligte, so konnte ihn der Widerstreit der Gegner in tiefe Trauer versenken. Dazu kam, daß er allzeit kränklich war; er hatte, wie er selbst klagt, „neben oft wiederkehrendem Husten und Hüftschmerz beständig ein Nagen und Spannen in der Mitte der Stirne, das er früh mit aus dem Bette in den Tag und aus dem Tag mit in die Nacht brachte."



So saß er lange und tiefe Trauer lebte in ihm, und wie so oft und immer wieder war sein einziger Wunsch, Gott möge ihm geben, daß er, wenn seine Stunde komme, fromm und gelassen sterbe.

Mitternacht war vorüber, als er sich zu Bett begab und das Licht löschte.

Und die Eimer am Brunnen gehen auf und nieder.

Um dieselbe Stunde erhob sich in der Dübener Haide der Bauer Christoph aus dem Bett. Als er mit Stahl und Stein Funken in die verbrannten Hadern hineinspritzte, und jetzt sich ein Licht anzündete, fragte die Frau ebenfalls erwachend: Warum seufzest du so?"

„Ach, mir ist das Leben verleidet, ich bin der geplagteste Mensch auf der Welt. Der geringste Schreiber auf dem Amt kann jetzt noch ruhig liegen, braucht sich nicht den Schlaf zu brechen, und ich muß jetzt hinaus in Wind und Wetter."

„Sei zufrieden," erwiderte die Frau, „und mir hat geträumt, du bist doch noch Schulze geworden und hast etwas auf dem Kopfe gehabt wie eine Königskrone."

„Ach, ihr Weiber! Ihr habt nicht genug an dem, was ihr erlebt; ihr redet auch noch gern von dem, was euch träumt."

„Zünd' auch die Ampel noch an," erwiderte die Frau, „ich stehe auf und koche dir eine gute Suppe."

Der Bauer steckte ein Licht in die Laterne, ging hinab in den Stall, schüttete den Pferden Futter auf und setzte sich dann auf den Futtertrog; und die Hände zwischen die Kniee geklemmt, gesenkten Kopfes, dachte er immer wieder darüber nach, welch ein elendes Leben er eigentlich habe. Warum haben's viele Menschen so gut, so ruhig, und du mußt dich plagen? Was geht's mich an, daß Neid eine Untugend ist? Und ich bin gar nicht neidisch, ich gönne ja Anderen, daß sie es gut haben; nur möchte ich's auch haben: ein ruhiges, stilles Leben. Hab' ich's nicht schlimmer als ein Pferd? Das kriegt zur rechten Zeit sein Futter und hat nicht dafür zu sorgen. Warum hat mein Vater meinen Bruder Pfarrer werden lassen? Der hat seine ruhige Besoldung, sitzt in der warmen Stube, läßt Gott einen guten Mann sein, und ich muß mich schinden und plagen.



Seltsam! Von dem eigentlich nächsten Gedanken, daß er gern Ortsrichter geworden wäre, wollte er sich nichts gestehen.

Er saß lange still, dann ging er wiederum hinauf in die Stube an der Küche vorbei, wo das Feuer lustig brannte. Er setzte sich an den Tisch und wartete auf die Morgensuppe. Auf dem Tisch lag ein offenes Buch, die Kinder hatten noch am gestrigen Abend darin gelesen; unwillkürlich nahm er es vor und las darin. Plötzlich stand er auf, rieb sich die Augen und las nochmals. Wie kommt der Spruch gerade jetzt? — Er hielt die Hand auf das Buch und so leicht waren ihm die Worte eingegangen, daß er sie mit den Lippen leise vor sich hin sprach, und er nickte mehrmals, wie wenn er sagen wollte: wahr ist's! Und laut sagte er: „Da ist Alles bei

einander, kurz und klein." Und noch starrte er drein, da brachte die Frau die dampfende Suppe, er zog die Mütze ab, faltete die Hände und sprach laut:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

Die Frau sah den Mann verwundert an. Welch ein seltsamer Ausdruck lag in seinem Gesichte! Und als er sich jetzt niedersetzte und aß, sagte sie: „Aber was ist denn das für ein Gebet? Was machst du? Wie kommst du dazu?"

„Das beste Gebet ist das, das beste, ein wahres Gotteswort. Ja, und so gut hast du dein Lebtag noch keine Suppe gemacht. Du mußt was Besonderes drein gethan haben."

„Ich verstehe dich nicht. Halt, da liegt das Buch, da steht's, und das ist von dem Gellert in Leipzig=.

„Was? Gellert in Leipzig? Menschen, die so was fassen können, die gibt's nicht mehr, die hat's vor tausend Jahren gegeben in heiligen Ländern, bei uns nicht; das ist ein Wort von einem alten Heiligen."

„Und ich sage dir, es ist von dem Gellert, von dem dein Bruder erzählt hat; er ist ja sein Lehrer gewesen, und hast du nicht gehört, wie fromm und gut er ist?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß es noch solche Menschen gibt und so nahe bei uns, da in Leipzig."

„Ja, aber die vor tausend Jahren gelebt haben, waren doch auch einmal lebendige Menschen, und über Leipzig ist derselbe Himmel und scheint dieselbe Sonne und regiert derselbe Gott wie über alle andern Städte."

„Ja, ja, an dir hat mein Bruder eine gelehrige Schülerin!"

„Warum nicht? Ich habe Alles behalten, was er von dem Professor Gellert erzählt hat."

„Professor?"

„Ja, Professor!"

„Ein Mann, der solch einen stolzen neumodischen Titel hat, der kann nicht so was machen."

„Er hat sich den Titel nicht selber gegeben, und er ist arm genug dabei, und wie hart ist's ihm gegangen! Er hat schon von Kindheit an die Armuth gekannt, sein Vater war ein armer Pastor in Haynichen mit dreizehn Kindern, und Gellert hat als ganz kleiner Junge im Amte Abschreiber sein müssen; wer weiß, ob er sich nicht da seinen kranken Körper geholt hat. Und jetzt, da er ein alter Mann ist, will's ihm immer noch nicht besser gehen; er hat oft kein Holz und muß frieren. Es geht ihm vielleicht auch wie jenem Studenten, von dem dein Bruder erzählt hat: der ist blutarm, und muß doch studiren, und da bleibt er im Winter weit in den Tag hinein mit hungrigem Magen im Bett liegen und hat sein Buch vor sich, und bald thut er die eine Hand herauf, um das Buch zu halten, und wenn die pelzig kalt ist, wieder die andere. Ach! es ist gar nicht zu sagen, wie armselig der Mann leben

muß; und dein Bruder hat mir auch erzählt: wenn er nur ein paar Thaler hat, denkt er gar nicht an sich, er sucht immer Einen, der noch ärmer ist als er, und da schenkt er Alles her und hilft und sorgt. Ach Gott! Und er ist so arm. Wer weiß, ob er in dieser Stunde nicht hungert und friert; und er soll auch noch dazu kränklich sein."

„Frau! dem Mann möcht' ich was Gutes thun — wenn ich nur was könnte. Wenn er nur Aecker hätte, ich wollte sie ihm acht Tage lang umackern und ansäen und schneiden und einthun und dreschen. Für den möcht' ich was Rechtes thun, so was, daß er's auch spürt, daß ihm Einer hilft. Aber er hat ein Geschäft, wo ich ihm nichts helfen kann."

„So such' ihn doch auf und red' einmal mit ihm, du fährst ja heute mit dem Holz nach Leipzig. Such' ihn auf und sag' ihm Dank; das thut so einem Mann schon wohl. Es kann Jeder zu ihm kommen."

„Ja, ja, ich möcht' ihn gern sehen und ihm die Hand geben, aber nicht die leere Hand. Wenn ich nur was hätte."

„Frag' deinen Bruder und laß dir ein Briefchen an ihn mitgeben."

„Nein, nein, sage meinem Bruder nichts; aber es könnte doch sein, daß ich ihm begegne. Gib mir meinen Sonntagsrock, er wird nicht vertragen unter dem Mantel."

Als die Frau den Rock brachte, sagte sie: „Wenn der Gellert nur eine Frau hätte, oder eine eigene Haushaltung, da könnte man ihm was schicken; aber dein Bruder sagt: er ist ledig und lebt mutterseelenallein."

So fröhlich hatte Christoph noch nie seine Pferde angeschirrt und an den mit Buchenholz beladenen Wagen gespannt, so freudig hatte er lange nicht seiner Frau die Hand zum Abschiede gegeben, als heute. Nun fuhr er mit dem schwerbeladenen Gefährte durch das Dorf, die Räder pfiffen und knisterten im Schnee. An dem Pfarrhause hielt er plötzlich an und schaute hinauf, dort wo der Bruder jetzt schlief; er will ihn wecken und ihm sagen, was er thun will, aber rasch peitscht er auf die Pferde, und es geht weiter: er mag sich noch nicht binden was er thun will, vielleicht war's nur ein flüchtiger Gedanke. Das gesteht er sich nicht, und er sagt sich nur, daß er den Bruder überraschen wolle, wenn er's thut; und er dachte sich hin zu dem frommen Manne, der jetzt dort in der Stadt schläft, und nach einer alten Sangweise sang er vor sich hin den Vers.

Und wer weiß, wie wunderbar im Leben sich Wirkungen zeigen, denen wir nicht nachgehen können; auch Gellert hörte im Traume ein Singen, er wußte nicht was es war, aber es klang so tröstlich, so fröhlich . . .

Christoph fuhr dahin, und es war ihm, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen wäre. Er dachte zurück, welch ein schönes Haus, welch eine brave Frau er habe und frische Kinder, und wie warm war der Mantel, den er übergeschlagen hatte, und wie wohlauf Mensch und Vieh; und durch die stille Nacht fuhr er dahin, und neben ihm saß ein Geist, aber nicht ein Blendwerk der Einbildung, wie in alten Tagen die Menschen zu ihrem Schrecken sich ausdachten: ein guter Geist saß neben

ihm, neben dem Holzbauer, der sein Leben lang nicht geglaubt, daß etwas Anderes Macht über ihn gewänne, als was Hand und Fuß hat.

Es geht die Sage, daß in schweren Nächten böse Geister sich auf den Nacken der Menschen setzen und sie belasten, daß sie keuchend vor Angst schwitzen; das war heute ein ganz anderer, der neben dem Holzbauer saß, und sein Herz war warm und schlug rasch. — Und es war in alten Zeiten, da führten Männer Holzfuhren durch die Nacht, um sie zu sammeln auf einen Scheiterhaufen, darauf man Andersgläubige verbrennt; jene Männer glaubten ein gutes Werk zu thun, sie halfen mit das Gericht vollziehen, und doch, wer weiß, wie angstvoll es ihnen zu Muthe war, wenn sie denken mußten: auf dem Holze, das du führst, jammert, röchelt und verhaucht morgen ein Mensch wie du. Wer weiß, welche schwarze Unholde sich jenen Männern auf den Nacken setzten, die das Holz zum Scheiterhaufen führten. — Wie ganz anders war es unserm Bauer Christoph heute.

Und weiter hinaus in alten Zeiten führten Männer Holz in den Tempel, darauf man Opfer verbrannte zu Ehren Gottes, und sie thaten Gutes in ihrem Sinne; denn wo dem Drange des Herzens kein Wort mehr ausreicht, bringt es gern Etwas dar, was ihm lieb, was ihm werth ist, als Zeichen seiner Hingebung, als Zeichen, daß es ihm ernst ist mit seinem Willen.

Wie ganz anders fuhr jetzt Christoph von der Dübener Heide den Weg entlang. Er wußte nicht, ob er ein reines Opfer zu bringen Willens war im Vergleich mit anderen verschollenen Zeiten; aber sein Herz erwärmte sich.

Als es Tag geworden, war er vor dem Stadtthor von Leipzig angekommen. Da begegnete ihm ein Leichenzug, die Thomasschüler in langen schwarzen Mänteln sangen hinter der Leiche drein. Christoph hielt an und zog den Hut ab. Wen begräbt man da? Wenn es Gellert wäre! Ja, gewiß er ist's, und wie gern hättest du ihm noch was Gutes gethan, ja, du hättest ihm dein Holz geschenkt. Ja, das hättest du, sicher, und jetzt ist er todt, und du kannst ihm nichts mehr thun!

Erst als der Leichenzug vorüber war, fragte Christoph, wer da begraben würde. Es war ein einfacher Bürger, es war nicht Gellert, und in dem schweren Athem, der jetzt aus der Brust Christophs aufstieg, lag ein doppelter Ausdruck; einerseits war es Freude, daß Gellert nicht gestorben war, und andrerseits ein leises verstohlenes Gefühl, daß er nun versprochen hatte, ihm das Holz zu schenken; aber wem hatte er es versprochen? Sich selber, und mit dem eigenen Gewissen läßt sich leicht rechten.

Der Aberglaube fabelt von Beschwörungsformeln, mit denen man, ohne Zuthun des Kranken, plötzlich den bösen Geist austreiben könne. Es wäre bequem, wenn man das hätte; aber in Wahrheit ist es nicht so, da dauert es lange, bis das böse Gelüste und die böse Gewohnheit aus der Seele heraus ist, in die sie sich eingenistet, und der Wille, der lange gebunden war, muß mitarbeiten, wenn ein erlösendes Machtwort von außen ihn befreien soll. Man kann nur den führen, der selber die Füße hebt.

Als sich jetzt Christoph umschaute, sah er, daß er bei einem Wirthshause angehalten hatte; er führte sein Fuhrwerk noch etwas bei Seite, ging hinein in die Stube

und trank eine Tasse Warmbier. Hier war bereits viel Leben, und an einem Tisch nicht weit vom Christoph saß ein Bauer mit seinem Sohne, der hier Student war, und der Student erzählte, welch ein großes Halloh vor wenigen Tagen gewesen: der Professor Gellert sei kränklich, und Ausreiten auf einem wohlgeschulten Pferde sei seiner Gesundheit zuträglich; nun habe ihm Prinz Heinrich von Preußen, während des siebenjährigen Krieges, als er Leipzig besetzt gehalten, eine Schecke geschenkt, die sei vor Kurzem gestorben, und der Kurfürst, der dieß gehört, habe Gellert von Dresden



aus ein frisches lichtbraunes Pferd geschickt, mit goldenem Zaum, blausammtnem Sattel und goldgestickter Schabrake. Die halbe Stadt sei zusammengelaufen, als der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, das Pferd brachte, und mehrere Tage wurde es im Stalle öffentlich gezeigt; aber Gellert wage nicht das Pferd zu besteigen, es sei ihm zu jung und zu muthig. Der Vater fragte nun den Studenten, ob denn ein Professor nicht so viel verdiene, daß er sich selber ein Pferd anschaffen könne; worauf der Sohn erwiderte: „Keineswegs. Gellert's Gehalt besteht in hundert Thalern und sein weiterer Verdienst ist auch gering. Die Vorlesungen über Sittenlehre, die ihm die meiste Mühe machen, hält er öffentlich, d. h. umsonst, und hat Hunderte von Zuhörern. Dafür aber hat er in den anderen Stunden, die bezahlt werden müssen, deren um so weniger. Allerdings wird er oft da und dort von hohen Gönnern beschenkt, aber so ist es, Keiner beschenkt ihn dermaßen, daß er ein für allemal frei und sorglos leben könnte, daß es mit einem einzigen Danke abgethan wäre."

Unser Christoph stutzte, als er dieß hörte; wohl hatte er sich's gelobt, Gellert das Holz zu bringen, aber die Ausführung war doch noch in seiner Hand.

Wie leicht wäre die Tugend, wenn Wille und That gleich Eins wären, wenn die Ausführung im Augenblicke der flammenden Begeisterung alsbald vor sich gehen könnte. Da muß man aber meist über Hindernisse hinweg, über solche, die sich äußerlich in den Weg legen, und über solche, die tief im Herzen sich bereiten; und die Lässigkeit hat tausendfältige gar kluge Fürsprecher.

Wie Manche gehen aus und ein reiner Wille bewegt sie, aber sie lassen sich durch kleine Hindernisse ablenken von ihrem Wege, ja oft von ihrem ganzen Lebenswege.

Vor dem Hause traf Christoph andere Holzbauern, die ihn kannten, und: „Bist auch schon früh bei der Hand?" „Die Preise sind heut gut." Es kommt heut wenig auf den Markt" hieß es von verschiedenen Seiten; Christoph wollte sagen, daß ihn dieß Alles nichts angehe, aber er scheute sich zu bekennen, was er vorhabe, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er nicht lügen dürfe. Ohne zu antworten, schloß er sich den Andern an und fuhr mit ihnen nach dem Markt, und im Dahinfahren dachte er: da ist der Peter und der Gottfried und der Johannes, die haben siebenmal mehr Vermögen als du, und von denen denkt gewiß Keiner, so Etwas zu thun; warum willst du der gute Narr sein? Halt! Was geht denn das dich an, was Andere thun oder lassen? Es muß Jeder selber seine Haut zu Markte tragen.

Ja, aber zu Markte fährst du, es ist gewiß besser so, ja gewiß, es ist besser: du verkaufst das Holz, wer weiß ob er es gar brauchen kann, und du bringst ihm das Geld, das du daraus erlösest, wenigstens den递Haupttheil davon. Aber ist denn das Holz noch dein? Du hast's doch eigentlich schon weggegeben, es dir nur noch nicht abgenommen worden....

Es gibt Menschen, die nicht geben können; sie lassen sich nur nehmen, von der Hand des Zufalls oder von Drängen und Bitten. Christoph hatte den Besitz so fest in der Hand, daß er ihn nur nach schwerem Ringen losließ, und doch war sein Herz gut, wenigstens heute so gestimmt; aber der Versucher sprach: so mildthätig wie du ist nicht leicht ein Mensch; wie gern hättest du gegeben, wenn's der Mann nöthig hätte, und dein guter Wille muß für die That angerechnet werden... Dennoch war in ihm wieder Etwas, was sich dem widersetzte, ein Nachhall aus jenen Stunden, da er in stiller Nacht dahingefahren und es in ihm brannte wie ein heiliges Feuer und es sprach: „Du mußt nun auch vollführen, was du gewollt. Freilich weiß kein Mensch davon, und du hast dich vor Niemand zu verantworten, aber du selbst weißt davon und Einer über dir, und wie willst du dich verantworten? Und er sagte sich innerlich: dabei bleibt's! Jetzt ist's gleich neun, wenn dich bis zehn Uhr Niemand fragt, was dein Holz kostet, bis Schlag zehn Uhr, das heißt bis es ausgeschlagen hat, wenn dich Niemand fragt, dann gehört das Holz dem Professor Gellert; kommt aber ein Käufer, dann ist's ein Zeichen, daß du's nicht zu thun brauchst, nicht sollst. So ist's und bleibt's. Aber wie? Was ist denn das? Kannst du deine Gutthat davon abhängig machen? Nein, nein, das ist nichts. Doch, doch, es ist nur zum Spaß, ich will's probiren."

Wie im Kreise wirbelnd drehte ihn die Versuchung, und doch stand er mit anscheinend ruhigem Gemüthe neben seinem Wagen auf dem Markte. Die Menschen,

die ihn so in sich hineinmurmeln hörten, schauten ihn verwundert an und gingen auf die andern Wagen zu, an ihm vorüber, als ob er nicht da wäre. Es schlug neun Uhr. — Noch eine ganze Stunde kannst du ruhig warten! Christoph stopfte sich eine Pfeife und sah ruhig zu, wie bald diese bald jene Fuhre abgeführt wurde; es schlug ein Viertel, halb und drei Viertel, jetzt steckte Christoph seine Pfeife ein, die schon lange kalt geworden war, seine Hände selbst waren wie gefroren, alles Blut trat ihm nach dem Herzen. Jetzt schlug es voll aus, ein Schlag nach dem andern. Anfangs zählte er, dann aber redete er sich ein, einen Schlag versäumt und sich verzählt zu haben. Sei es willkürlich oder unwillkürlich, als es ausgeschlagen hatte, sagte er



sich: du hast dich geirrt, es war neun Uhr, nicht zehn Uhr. Er wendete sich auf die andere Seite, um das Zifferblatt nicht zu sehen, und so stand er noch eine geraume Weile, beide Hände auf die Wagenleiter gelegt nach dem Holze schauend. Er wußte nicht, wie lange er so gestanden, da klopfte ihm Jemand auf die Schulter und fragte: „Was soll das Klafter von dem Holz kosten?"

Christoph wendete sich um, es lag etwas seltsam Verwirrtes in seinem Blicke und er sagte: „Was? was? Wie viel Uhr ist?"

„Halb elf."

„Da ist das Holz nicht mehr mein, nicht mehr zu verkaufen," und sich selber zusammennehmend, wurde es ihm plötzlich warm, und mit fester Hand wendete er

die Pferde und ließ sich von Holzhauern, die ihn begleiteten, den Weg nach dem Hause „Zum schwarzen Brett bei Doctor Junius" zeigen. Dort lud er ein gesetzmäßiges Klafter ab; bei jedem Scheit Holz, das er vom Wagen herunter gab, lächelte er gar seltsam. Die Holzmesser maßen das Holz genau, wendeten jedes Scheit und legten es an passende Stelle, damit nirgends hohler Zwischenraum bleibe.

„Warum seid ihr denn heute so übergenau?" fragte Christoph, und erhielt die Antwort:

„Herr Professor Gellert soll sein ehrlich gemessenes Klafter haben; jedes Spänchen, das man dem entzieht, wäre eine Sünde."



Christoph lachte laut und die Holzmesser sahen ihn verwundert an, denn solche Genauigkeit führt sonst leicht zu Streit. Christoph hatte noch einige überzählige Scheite auf dem Wagen, diese behielt er auch richtig bei sich. Jetzt kam der Diener Sauer und fragte: wem das Holz gehöre.

„Dem Professor Gellert," antwortete Christoph.

„Er ist ein Narr! Es ist nicht wahr, der Herr Professor hat kein Holz gekauft; das zu besorgen ist meine Sache."

„Und er hat's auch nicht gekauft, und es gehört ihm doch!" rief Christoph.

Sauer war eben daran, den verrückten Bauer tüchtig auszuzanken, und er erhob seine Stimme um so lauter, da es eben von der Nikolaikirche elf Uhr schlug. Jetzt aber war er still, denn dort von der Universität her kam gelassenen Ganges ein Mann, feinen Ansehens; und bei jedem Schritte lüfteten sich hüben und drüben Hüte und Mützen der Vorübergehenden, und Sauer rief nur noch: „Da kommt der Herr Professor selber."

Welch ein eigenthümlicher Glanz zog da über das Antlitz Christophs; er sah nach dem Kommenden aus, und sein Blick mußte so durchdringend sein, daß Gellert,

der immer gesenkten Kopfes ging, plötzlich aufschaute. Als er jetzt nahe war, sagte Christoph: „Herr Gellert, es freut mich, daß Sie noch leben."

„Ich danke Euch," erwiderte Gellert und wollte vorübergehen. Aber Christoph trat ihm näher und streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Ich hab' mir da erlaubt . . . . ich will . . . . geben Sie mir eine Hand, Herr Gellert." Und Gellert zog die feine, länglich magere Hand aus dem Muff, und sie legte sich in die harte, wie mit Eichenrinde überzogene Hand des Bauern; und in diesem Augenblicke, da sich die Hand des Gelehrten in die des Bauern legte, da die eine den Druck der andern fühlte, im lebendigen Erfassen, da geschah — den einzelnen sterblichen Menschen unbewußt — eine Erneuerung jenes gesunden Lebens, das erst ein Volk zur Einheit macht.

Wie lange hatte die gelehrte Welt, abgeschlossen in sich, geschieden von den Volksgenossen um sie her, lateinisch gedacht, fremdländisch empfunden, in vergangenen Welten geforscht. Von Gellert an beginnt die immer weitergehende Einigung der Volksgenossenschaft durch alle Schichten des Lebens, gebend und empfangend. Und wie der Gelehrte, der einsam Dichtende hinauszuwirken trachtet, erweckend und bestimmend, so empfängt er auch aus der Mitwelt, und das einsame Denken und Dichten wird zum gemeinsamen, dessen hohe Wirkungen noch nicht abzusehen sind; denn höher als der höchst begabte Geist eines einzelnen Menschen steht der Geist eines Volkes.

Mit dem Händedruck, den Gellert und der Bauer Christoph einander gaben, begann eine große Wechselwirkung alles Lebens, die nimmer ablassen kann.

„Erlaubt, daß ich mit Euch in Eure Stube gehe," sagte Christoph, und Gellert nickte; er war so höflich, daß er dem Bauer winkte, zuerst einzutreten, aber Sauer drängte sich gleich nach; er dachte: das müsse ein Verrückter sein, er mußte seinen Herrn beschützen, der Mann sehe ja aus wie betrunken. Gellert ging mit seinem Famulus Gödicke hinter den Beiden drein.

Gellert aber fühlte, daß der Mann von einem reinen Gedanken bewegt sein müsse, er ließ die beiden Andern zurückbleiben, führte Christoph allein in seine Studirstube und fragte nun nochmals, indem er die linke Hand mit der rechten umschlang: „Was wünschet Ihr von mir, lieber Mann?"

„Ich? Nichts! Ich habe Ihnen nur da eine Klafter Buchenholz gebracht; eine richtige, volle; ich gebe aber auch noch die paar Scheite dazu, die ich auf dem Wagen habe."

„Mein lieber Mann, den Holzeinkauf besorgt mein Diener Sauer."

„Es ist ja nicht von Kaufen die Rede. Nein, guter Herr, ich schenk's Ihnen."

„Mir? Warum grade mir?"

„O Herr, Sie wissen gar nicht, was für Gutes Sie thun, was Sie an mir gethan haben; und meine Frau hat Recht, warum sollen denn nicht auch in unsern Tagen echte fromme Menschen leben. Scheint ja die Sonne noch wie vor tausend und tausend Jahren, es ist Alles noch so, und lebt ja der alte Gott noch."

„Ja wohl, es freut mich, Euch so fromm zu sehen."

„Lieber Herr, ich bin nicht immer so fromm, aber wenn ich's jetzt ein wenig bin, sind Sie Schuld; wir haben keine Beichte mehr, aber Ihnen kann ich beichten, und Sie haben mir's schwerer vom Herzen abgenommen als eine Klafter Holz vom Wagen. O Herr! Man sieht mir nichts mehr davon an. Ich bin in jungen Jahren ein übermüthiger, lustiger Kamerad gewesen, und draußen im Feld und drin in der Schenke und in den Spinnstuben hat Keiner mit mir um die Wette singen können; aber das ist lang vorbei. Was soll für einen Mann, dem die Todtenblümchen auf dem Kopfe wachsen — er deutete dabei auf seinen grauen Kopf — all das schnackische Zeug? Und dazu noch der siebenjährige Krieg, der hat uns das Singen vertrieben. Aber heute Nacht, mitten in der grimmen Kälte, hab' ich gesungen, das Lied ist für mich gesetzt, und alle alten Liedweisen passen drauf, und es ist mir gewesen, wie wenn ich einen Wegweiser sähe, der deutet, ich weiß nicht wohin, oder nein, ich weiß wohin."

Und nun erzählte der Bauer, wie er so unzufrieden und unwirsch in seinem Gemüthe war, und wie ihn das Wort in dem Liede auf Einmal erhoben und begleitet habe auf der Fahrt, wie ein guter Kamerad, der Einem herzlich zuspricht.

Gellert faltete bei diesen Worten des Bauern still die Hände und der Bauer schloß: „Wieviel hab' ich immer andere Menschen beneidet, ich versteh' jetzt gar nicht mehr warum; aber Sie beneide ich, ich möchte so sein wie Sie," und Gellert erwiderte:

„Ich will Gott danken und mich freuen, daß meine Schriften Euch genützt haben. Denkt nicht so gut von mir. Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Euren Augen bin. Ich bin weit noch nicht so, wie ich sein sollte, sein möchte; ich schreibe meine Bücher auch zu meiner eigenen Vervollkommnung, um Andern und mir klar zu machen, was man sollte."

Lachend erwiderte der Bauer: „Es ist, wie meine Mutter selig vom alten Pfarrer erzählt hat; der steigt einmal auf die Kanzel und sagt: Ihr lieben Leute, ich predige nicht nur für Euch, ich predige auch für mich, ich hab's auch nöthig."

Christoph lachte übermäßig, als er das vorgebracht hatte, auch Gellert lächelte und sagte: „Ja wohl, wer im Finstern einem Andern mit einem Lichte leuchtet, der leuchtet auch sich selbst, und das Licht ist nicht aus uns, es ist uns in die Hand gegeben von dem, der den Sonnen ihre Bahnen gewiesen."

Der Bauer stand still und blickte zur Erde, es war Etwas in ihm, das ihm den Muth versagte, die Augen aufzuschlagen; er war sich nur dessen bewußt, daß es sich nicht geschickt habe, wie er vorhin so laut lachte, als er von dem alten Pfarrer erzählte.

Eine längere Pause trat ein und Gellert schien nur noch dem Hinweis auf das Wirken eines Dorfpfarrers nachzudenken, denn er sagte halb für sich: „O wie war's mein tiefster Wunsch, Dorfpfarrer zu werden; da zu wandeln unter den Menschen und lebendig Eins sein mit ihnen, das ganze Lebenlang der Freund ihrer Seele, sie nie aus den Augen zu verlieren. Dort geht Einer, den ich den rechten Weg geführt, ein Anderer, mit dem ich noch ringe, den ich aber gewiß errette, und in Allen lebt

die Lehre, die Gott durch mich verkündet. Wenn ich nicht glaubte, daß ich wider meine Pflicht handelte, so würde ich das Landleben den Augenblick für meine übrigen Tage erwählen. Wenn ich auf dem Lande aus dem Fenster sehe, ist mir der weite Himmel, wovon wir in der Stadt nichts wissen, ein ganz neues Schauspiel; hier stehe ich dann und vergesse mich eine halbe Stunde im Gehen und Denken. Ja, guter Mann, beneidet Keinen aus dem gelehrten Stande. Seht mich, ich bin fast immer krank, und was ist ein siecher Körper für eine Last. Wie kräftig seid Ihr. Ich bin nie froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine Tafel voll hungriger Mägde und Knechte speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind als ihre Herrschaft, so sind sie doch bei Tische gewiß glücklicher."

„Ja, guter Herr, Essen und Trinken schmeckt uns, und in den Tagen, wie ich das Holz da unten gefällt und hergerichtet habe, da war ich besonders aufgeweckt; es ist doch, als wenn ich's geahnt hätte, daß ich damit was Gutes thun soll."

„Und ich soll mich nun von Euch beschenken lassen?" fragte Gellert, indem er mit der linken Hand das Kinn erfaßte.

Der Bauer erwiderte: „Da ist nicht viel zu reden."

„Nein, da wäre viel zu reden, aber ich nehme Euer Geschenk an. Es ist Hochmuth, sich nicht gern beschenken zu lassen. Ist nicht Alles, was wir haben, ein Geschenk Gottes? Und was ein Mensch dem andern gibt, das thut er, wie es ganz treffend heißt, um Gottes willen. Wäre ich Euer Pfarrer, ich ließe mich ja auch gern von Euch beschenken. Seht, lieber Mann, wir Menschen haben einander eigentlich nie Dank zu sagen. Ihr habt mir nichts gegeben, was Euer ist, und ich Euch nicht, was mein ist: daß die Bäume im Walde wachsen, das ist nicht Euer Werk, das thut der Schöpfer und Erhalter der Welt, und der Boden ist nicht Euer und die Sonne nicht und der Regen nicht, das sind Alles Werke seiner Hand, und daß vielleicht etwas Heilsames mir in der Seele aufgeht, das meinen Mitmenschen nützt, das ist nicht mein, das thut Er. Das Wort ist nicht mein und ich bin nur ein Werkzeug in seiner Hand. Darum braucht nicht Einer dem Andern in Worten Dank zu sagen, wenn nur Jeglicher recht erkennt, wer da gibt."

Der Bauer sah staunend auf; Gellert merkte es und fuhr fort: „Versteht mich recht, ich danke Euch herzlich; Ihr habt Gutes gethan. Aber daß die Bäume gewachsen sind, ist nicht Euer, wie es nicht mein Werk, daß Gedanken in mir aufgegangen; ein Jeder bestellt nur seinen Acker und pflegt seinen Wald, und die redliche, unablässige Mühe, die er sich dabei gibt, ist seine Tugend. Daß Ihr die Bäume gefällt, geladen und gefahren und den Lohn nicht wollt für die Arbeit, nicht für Hingabe des Besitzes, das ist wohl des Dankes werth. Mein Holz war leichter gefällt, aber die stillen Nächte, die oft ich und Alle, die meines Amtes, in schweren Gedanken verbringen, wer weiß, welche Mühen darin sind! Es ist eine Ausgleichung in der Welt, die Niemand sieht, die nur manchmal sich aufthut, und Eines ist im Andern und Eines wird zum Andern, und das ist das Höchste, und da hört alles Mein und Dein auf, und im stillen Walde klingt eine Axt für mich, und in lautloser Nacht denkt meine Seele und schreibt meine Feder für Dich."

Der Bauer fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfe und sein Blick fragte: Wo bist du? Bist du noch in der Welt? Ist das ein Mensch, der zu dir spricht? Bist du in Leipzig, in der volkreichen Stadt, wo die Menschen an einander vorüberdrängen, um Vortheil und Leibesnahrung zu erhaschen?

Von unten hörte man das Schrillen der Säge, die jetzt das Holz durchschneidet, und jetzt wiehert das Handpferd — Christoph ist wieder auf der Welt. Es kann den Pferden schaden, wenn sie so lange in der Kälte stehen, und kein Geld für das Holz, dafür aber vielleicht ein krankes Pferd heimbringen, das wäre doch zu viel.

„Ja, ja, Herr Professor," sagte er — er hatte den Hut unterm Arm und rieb sich die harten Hände — „ja, ich bin froh, daß ich's so gemacht habe, und die Stunde ist mir lieber als zehn Klafter Holz, das glaubet mir, und ich werde sie nie vergessen bis an mein Ende. Und wenn ich auch sehe, daß Sie nicht so arm sind, wie ich gemeint habe; es reut mich doch nicht, ganz gewiß nicht."

„So? habt Ihr mich denn für so arm gehalten?"

„Ja, für blutarm."

„Ich war immer arm, aber Gott hat mich auch nicht Einen Tag des Nothwendigen entbehren lassen; ich habe viel Glück in der Welt, das ich nicht verdiene, und viel Unglück nicht, das ich vielleicht verdient habe. Ich habe viel Gunst gefunden bei Hoch und Nieder, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Und nun sagt, kann ich Euch nicht etwas geben, etwas leisten? Ihr seid wohl der Schulze in Eurem Ort?"

„Warum?"

„Ihr seht danach aus, Ihr könntet es sein."

Christoph hatte seinen Hut in die Hand genommen und zerknillte ihn jetzt, er drückte die Augen halb zu und blickte schlau forschend auf Gellert. Plötzlich aber verwandelte sich der Ausdruck seines Gesichtes, alle Muskeln bebten und er sagte: „Herr! was sind Sie für ein Mann! wie können Sie Einem in Herzensgrund hineinschauen! Ich habe mich ja Tag und Nacht abgehärmt und war grimmig auf die Welt und auf Alles, daß ich nicht Schulze werden soll, und Sie, Sie haben ja geholfen, das in mir niederzukämpfen. O Herr! schon wie ich das in Ihrem Buche gelesen, habe ich's gespürt, aber jetzt sehe ich's noch mehr, Sie sind ein Mann Gottes, der Einem das Herz aus dem Leibe nehmen und um und um wenden kann. Ich habe gemeint, ich könnte keine Minute mehr glücklich sein, wenn mein Nachbar, der Hans Gottlieb, Schulze wird; und mit dem Spruch von Ihnen, da ist mir's geworden, wie wenn man mit einem Zauberspruch Einem das Blut stillt."

„Ja, guter Mann, das freut mich, glaubt mir, es hat Jeder an sich allein eine ganze Gemeinde zu regieren. Was nur die Menschen immer treibt, alsbald über Andere regieren zu wollen! Was kann Euch daran liegen, Ortsrichter zu werden, wenn Ihr, um es zu werden, vielleicht Schlechtes thun müßt? Was wäre der Ruhm nicht nur eines Dorfes, der ganzen Welt, wenn Ihr vor Euch selber keine Achtung mehr haben könntet? Laßt's Euch genügen, Eure täglichen Pflichten mit Rechtschaffenheit abzutragen, freut Euch Eures Weibes und Eurer Kinder, und Ihr seid glücklich, was braucht Ihr mehr? Glaubt nicht, daß Ehre und Amt Euch glücklich machen würde.

Freuet Euch, und abermals sage ich, freuet Euch, ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben, das sage ich mir oft vor, wenn ich dem Kummer nachgeben will; und wenn auch das Elend nicht unsre Schuld wäre, so ist der Mangel an Gelassenheit und Geduld im Elende gewiß stets unsre Schuld."

„O wenn nur auch meine Frau da wäre, daß die das Alles auch hören könnte; ich gönne mir das gar nicht so allein, ich kann es nicht so behalten und möchte ihr doch Alles Wort für Wort wieder erzählen. Wer hätt's geglaubt, daß, wenn man auf einer Klafter Holz steht, man in den Himmel hineinschauen kann?"

Gellert nickte still, dann sagte er: „Ja, freuet Euch Eures Thuns, wie ich mich Eurer Gabe freue. Euer Holz ist Opferholz. In alten Zeiten, und das hatte seinen guten Grund, weil die Menschen noch nicht im Geiste beten und danken konnten, war es Gewohnheit und Gesetz, etwas aus dem Besitze darzubringen als Zeichen seiner Hingebung, das waren die Opfer; und je werthvoller es war, was man geben und leisten mußte, um so würdiger war das Opfer. Unser Gott will kein Opfer mehr in Tempeln, sondern was Ihr der Geringsten Einem thut, das thut Ihr Gott; das sind unsre Opfer. — Mein lieber Freund, ich danke Euch herzlich, Ihr habt mir Gutes gethan, daß Ihr mir ein Zeichen gegeben, ein sicheres, unläugbares, daß Ihr meine Worte in's Herz hinein gelesen und daß ich nicht umsonst dahin lebe; und bewahrt in Eurer Seele Euch den Gedanken, daß Ihr einem Menschen, der so oft unüberwindlich traurig und niedergeschlagen ist, eine rechte Freude gemacht. Ihr habt mir nicht nur helle Lichter am Christbaum entzündet, der Baum selber brennt, leuchtet und erwärmt; der Busch brennt und verbrennt nicht, das ist ein Bild von der Erscheinung des heiligen Geistes, der Erinnerung an das Höchste in der Wüste des Lebens, in Trauer und Noth. O lieber Mann, ich war dem Tode nahe. Was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feierlicher, bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bei gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Und wie soll ich dessen würdig werden, daß ich noch lebe? Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Und seht, wenn ich hier nun einsam sitze, meinen Gedanken nachgebe und sie fasse und banne, da kann ich denken: in fernen Thalen, auf fernen Bergen leben Menschen, die meine Gedanken in sich tragen, und für sie lebe ich und sie sind mir nah, bis wir uns einst wiederfinden, dort, wo es keine Trennung und keinen Unterschied mehr gibt. Sei du Bauer, und ich Gelehrter, gib mir deine Hand, leb' wohl!"

Und nochmals faßten sich die weiche und die harte Hand, und Christoph zitterte fast, als Gellert die Linke auf seine Schulter legte.

Sie schüttelten sich die Hände, und es war als ob damit etwas zu Herzen ginge, so eindringlich, so voll, wie dennoch kein Wort vermag.

Christoph wußte nicht, wie er die Treppe hinunter gekommen war; unten warf er noch die überzähligen Scheite Holz, die er zurückbehalten hatte, polternd vom Wagen, und dann fuhr er rasch fort aus der Stadt. Erst in Lindenthal gönnte er sich und seinen Pferden Ruhe und Futter. Er fuhr leer dahin, er hatte nichts mehr auf dem Wagen und nichts im Beutel, und doch, wer weiß, welche Schätze er heim

brachte, und wer weiß, welche unauslöschliche Flamme er zurückließ, dort bei jenem einsamen Gelehrten.

Gellert, der sonst bei seinem Bruder aß, ließ sich heute das Essen auf sein Zimmer bringen und blieb allein, auch ging er nicht mehr aus; er hatte Bewegung genug erlebt und hatte Gesellschaft an den Gedanken.

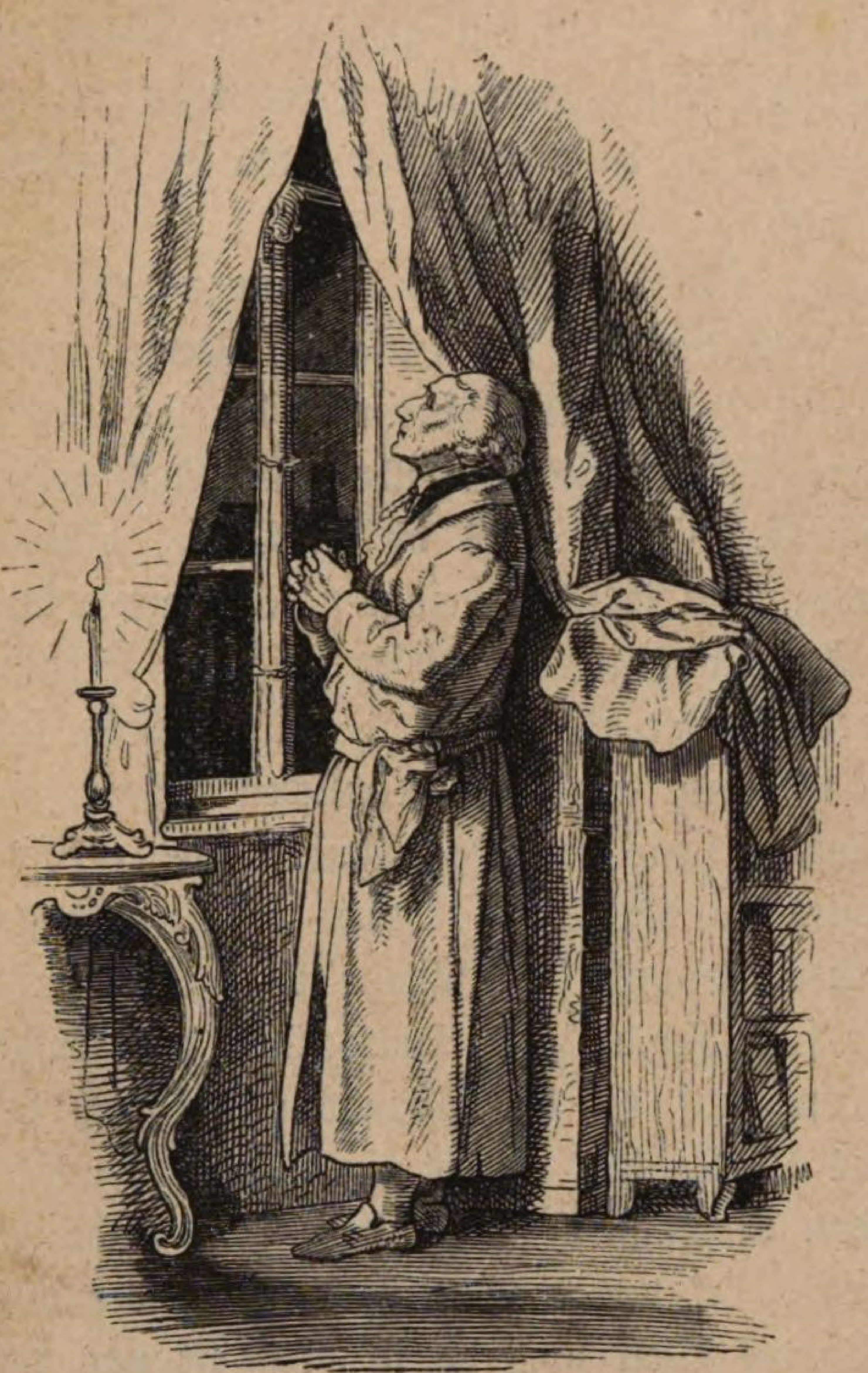
O, zu wissen, daß es freie, empfängliche Herzen gibt, das ist eine Seligkeit für den einsam Schaffenden, und es ist ihm so wunderbar, als tauchte er seine Feder in Sonnenstrahlen und als schriebe er lauter Licht.

Der Regentropfen, der aus der Wolke rieselt, weiß nicht, auf welche Pflanze er fällt; in ihm ist Erquickung, aber für wen? Und ein Gedanke, der hinaustönt aus einem Menschenherzen, und ein Menschenthum, ja ein ganzes Menschenleben, gleicht dem Regentropfen, der aus der Wolke fällt; die ganze Lebensdauer währt nicht länger als der Tropfen zum Fallen braucht. Und zu wissen, wo du fortlebst und wie du wirkest — du kannst es nicht fassen.

Und in der Nacht, still war's ringsum, Nichts regte sich, die ganze Erde war eine einzige Ruhe, da saß Gellert in seiner Stube bei der einsamen Lampe, seine Hand lag auf einem offenen Buche und sein Blick starrte hinein in die leere Luft; und plötzlich überkam ihn wieder jene düstere Schwermuth, die überhaupt nach besonders aufgeregter Heiterkeit sich so leicht einstellt. Es ist, als ob die Seele, plötzlich hinausgehoben über Alles, sich des Schweren, das sie schon erfahren, erinnern müsse, wie sich das auch als Freudenthräne im Auge ausdrückt. Dieser Zug der Schwermuth war aber in Gellert noch ein besonderer: eine Aengstlichkeit hatte sich in ihm festgesetzt, die mit der kranken Brust und mit dem nagenden heimlichen Schmerz im Kopfe zusammenhing, eine Furchtsamkeit, welche seine Lebensgewohnheit noch erhöhte. Umgeben von lauter Liebe und Huldigungen in der Welt, konnte er ein Bangen nicht los werden, daß plötzlich das Ungeheuerste und Entsetzlichste über ihn hereinbreche, und so starrte sein Blick hinein; er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und heftete gewaltsam Blick und Betrachtung auf die Gegenstände und sprach fast laut vor sich hin: „Wie wohlthuend ist das Licht! Wäre nicht ein Licht von außen, das uns die Gegenstände erhellt, wir würden verkommen in Dunkelheit, in nächtlicher Verschattung. Und das Licht ist ein sanfter, bei uns wachender Freund, der uns, wenn wir in Kummer versunken, zeigt, daß die Welt noch da ist, daß sie uns ruft und lockt, und Pflicht und Freude erheischt: du darfst nicht in dir vergehen, siehe, die Welt ist noch da; und ein Freund in unsrer Nähe ist wie ein Licht, das uns die Gegenstände beleuchtet, wir können sie nicht vergessen, wir müssen sie sehen und uns an ihnen erholen. Wie schwer ist das Leben und wie wenig vollbringe ich! Ich möchte die ganze Welt zu Güte und Liebe erwecken, aber meine Stimme ist schwach, meine Kraft reicht nicht aus; wie nichtig, was ich thue."

Und jetzt stand er auf, schritt durch das Zimmer, und jetzt stand er am Ofen, in dem das Feuer brannte, von dem Holze, das ihm heute geschenkt worden, und sein Geist folgte dem Manne, der ihm das gethan. Warum hatte er ihn nicht gefragt, wie er heiße? woher er sei? Vielleicht hätte er ihm genau den Weg nachfolgen

können, den er jetzt heimwärts fuhr, nun aber — doch es ist mehr, es ist besser; nicht ein Einzelner, nicht Der und Jener hat dir gedankt, sondern das ganze Volk in einem Einzelnen. Die erhaltenen Wohlthaten sind wohl Prüfungen für mich, aber auch wenn sie dieses sind, muß ich sie mit Dank annehmen. Ich will gegen Andere gutthätig zu sein suchen, wie es Andere gegen mich sind, ohne Geräusch und stets dankbar gegen Gott unsern höchsten Wohlthäter, dieses will ich thun, und nicht weiter forschen woher und warum. — Und wieder sprach es in ihm und er erhob sich und streckte seine Arme empor: Wer weiß, ob ich nicht in dieser Stunde da und dort einem Menschen ein Bruder, ein Freund war, ein Tröster, ein Erretter; und von Haus zu Haus wandelt mein Geist und weckt und erhellt und erquickt. Dort in der Dachkammer, wo ein einsames Licht blinkt, und fern in einem Dorfe sitzt eine Mutter bei dem Kinde, und sie hört dem Kinde die Gedanken ab, die ich in Verse gefügt, und ein vereinsamter Alter, der auf seinen Tod wartet, sitzt hinter dem Ofen und von seinen Lippen tönen meine Worte. Und dort in der Kirche singt die Gemeinde ein Lied aus dir; hast du dies Lied gemacht, und nicht dessen Kraft im Herzen? Du mußt sie haben. — Und mit Zittern dachte er: nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht; solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärest du? wie glücklich! Ein Herz gebessert .... Er trat näher zum Fenster, sah zum Himmel und betete inbrünstig: Meine Seele ist bei meinen Brüdern und Schwestern; nein, bei Dir, mein Gott, und ich erkenne in Demuth, wie reich Du mich gesegnet hast. Und wenn im Reiche der künftigen Welt mir eine Seele zujauchzt, du hast mich geleitet und mich ermuntert unendlich glücklich zu sein. Heil sei dir, mein Freund, mein ewiger Wohlthäter und Ruhm vor Gott .... Laß mich sterben in diesem Gedanken und vergieb mir meine Schwachheit und Sünde.



Und es ward Abend und es ward Morgen.

Am frühen Morgen saß Gellert an seinem Tisch und las, seiner unabänderlichen Ordnung gemäß zuerst in der Bibel. Es war sonst seine Gewohnheit nicht, die

Bibel offen liegen zu lassen, er machte sie jederzeit mit einer ruhigen, andächtigen Bewegung wieder zu, nachdem er darin gelesen; es lag etwas Dankbares und zugleich etwas Behütendes in der Art, wie er das Buch zuschlug: die heiligen Worte sollten nicht entblößt daliegen.

Heute hatte die Bibel offen dagelegen, als er aufstand. Sein Blick fiel auf die Schöpfungsgeschichte, und bei den Worten: „Und es ward Abend und es ward Morgen," beugte er sich, den Kopf emporgerichtet, in seinen Lehnstuhl zurück und hielt die Hand auf das Buch, als fasse er auch mit der Hand den erhabenen Gedanken: wie Tag und Nacht geschieden wurde. So saß er lange, und wunderbar hell war's ihm im Gemüthe und eine leise Erinnerung dämmerte in ihm auf: an einen hellen Tag in der Kindheit, wo er so glücklich gewesen und in Haynichen, seinem Geburtsorte, mit dem Vater hinausgegangen war vor das Thor. Eine innere Wärme trieb das Herz zu raschen Schlägen, und plötzlich schaute er sich um: er hatte leise vor sich hin gesungen.

Von der Straße herauf tönte der Lärm des Tages, wie unleidlich war das sonst, und wie fröhlich war es heute, daß die Menschen sich regten und bewegten zu allerlei Hanthierungen. Man hörte das knisternde Pfeifen des Schnees, und wie schön ist's, daß der Mensch ein Haus hat und drin die wärmende Glut.

Und es ward Abend und es ward Morgen! Und der Mensch schafft sich ein Licht in der Nacht, aber wie lange könntest du es aushalten? Was vermöchtest du mit deinem künstlichen Lichte, o Mensch, wenn nicht Gott seine Sonne scheinen ließe? Ohne sie wächst kein Gras und keine Frucht.

Auf die Hand, die auf dem Buche lag, fiel ein heller Sonnenstrahl. Wie hatte Gellert sonst alsbald den schützenden Vorhang herabgelassen! Jetzt schaut er den Stäubchen zu, die im Sonnenstrahle spielen.

Der Diener brachte den Kaffee, und der Famulus Gödicke fragte, ob nichts zu besorgen sei. Sonst schaute Gellert kaum von seinen Büchern auf, dankte flüchtig dem Gruße und las ruhig weiter; heute nickte er Gödicke zu und sagte zu Sauer: „Bring' Er noch eine Tasse, Herr Gödicke trinkt heute mit mir. Gott hat mir einen Freudentag geschenkt." Sauer brachte das Verlangte und Gellert sagte: „Ja wohl, einen Freudentag hat mir Gott gegeben, und das, wofür ich ihm am meisten danke, ist: daß er mir die Kraft verliehen, von ganzem Herzen zu danken; freilich, noch nicht so ganz wie ich möchte."

„Gottlob, der Herr Professor sind wieder gesund und heiter, und erlauben mir der Herr Professor, ich war ja selbst erst kürzlich krank, und da habe ich Etwas erfahren, was ich nie vergessen werde. Wer ist der Dankbarste? Der Genesende! Er lernt Gott und seine schöne Welt neu lieben und ist für Alles dankbar und mit Allem glückselig. Wie schmeckt da der erste Kaffee, der erste Gang vor das Haus, vor das Thor! Die Häuser, die Bäume, Alles grüßt, Alles ist mit uns wieder gesund und fröhlich!" so sprach Gödicke und Gellert erwiderte:

„Sie sind ein guter Mensch und da haben Sie ein gutes Wort gesprochen. Ja wohl, der Genesende ist der Dankbarste. Wir sind aber die meiste Zeit krank im

Geiste und haben nicht die Kraft zu genesen, und eine sieche und niedergeschlagene Seele ist die schwerste Pein."

Lange saßen die Beiden still beisammen; es schlug acht Uhr, Gellert fuhr auf und rief ärgerlich: „Nun haben Sie mich's vergessen lassen, daß ich in's Colleg muß."

„Die Feiertagsferien haben ja bereits begonnen, der Herr Professor lesen heute nicht."

„Heute nicht? Ja, und ich glaube, ich hätte gerade heut meinen jungen Freunden Ersprießliches für ihr ganzes Leben sagen können."

Es regten sich viele Schritte vor dem Zimmer, die Thüre öffnete sich, mehrere Knaben vom Singechor der Thomasschule traten ein und sie sangen vor Gellert mehrere seiner Lieder, und als sie den Vers sangen:



„Da ruft, o möchte Gott es geben! —
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„„Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!""
O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein!" —

da weinte Gellert laut, seine Hände falteten sich und er erhob die Augen gen Himmel. —

Fröhlichere Weihnachten hatte Gellert noch nicht erlebt, als die des Jahres 1768, und es waren leine letzten. Kaum ein Jahr darauf, am 13. December 1796, starb Gellert eines frommen und gelassenen Todes, wie er ihn sich allzeit gewünscht.

Als der lange Zug, der seinem Sarge folgte, sich nach dem Johanneskirchhof in Leipzig bewegte, ging ein Bauer mit Frau und Kindern in Feiertagskleidern

hinterdrein. Es war Christoph mit den Seinen. Auf dem ganzen Wege war er still, und während die Frau bei der ergreifenden Rede des Pfarrers Thalemann heftig weinte, sah man nur an seinen Mienen, wie tief bewegt er war. Auf dem Heimweg aber sagte er: „Mich freut's, daß ich ihm noch im Leben was Gutes gethan habe, jetzt wär's zu spät."

Als er den Sommer darauf ein neues Haus erbaute, ließ er als Inschrift darauf den Spruch setzen:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden.
Ein jeder Stand hat seine Last."

Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann.

(Eine Ueberlieferung.)

Der vielverehrte Moses Mendelssohn, den man den Sokrates seiner Zeit nannte, war im Bade von Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Guggenheim aus Hamburg kennen.

„Rabbi Moses," sagte dieser eines Tages, „wir Alle verehren Sie, aber mit höchster Begeisterung verehrt und bewundert Sie meine Tochter. Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben. Besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg."

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war gar traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs seinen großen Freund Lessing in Braunschweig, wie in seinen Briefen zu lesen ist. Mendelssohn kommt in Hamburg an, besucht Guggenheim in seinem Comtor. Dieser sagt:

„Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Ich habe viel von Ihnen erzählt."

Mendelssohn besucht die Tochter.

Andern Tages kommt er zu Guggenheim in's Comtor. Die beiden Männer wissen das Wort nicht zu finden und Mendelssohn spricht endlich von dem anmuthigen und denkkräftigen Wesen der Tochter.

„Ja, verehrter Rabbi," sagt Guggenheim, „soll ich Ihnen ehrlich sagen . . ."

„Natürlich."

„Sie sind ein Philosoph, ein wohldenkender weiser Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt . . . sie sei erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie . . ."

„Weil ich einen so gräßlichen Buckel habe."

Guggenheim nickte.

„Ich habe mir's gedacht," sagte Mendelssohn; „ich will aber doch bei Ihrer Tochter noch Abschied nehmen."

Er ging hinauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die am Fenster auf erhöhtem Sitz eine Näharbeit in der Hand hatte. Sie sprachen gut und traulich



mit einander; aber das Mädchen sah nicht auf und Mendelssohn nicht an. Endlich stellte das Mädchen die Frage:

„Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“

„Gewiß! Und mir ist noch was Besondres geschehen. Sie wissen, daß, nach einer thalmudischen Sage, bei der Geburt eines Kindes im Himmel ausgerufen wird, der und der bekommt die und die! Wie ich nun geboren worden, wurde mir auch meine Frau ausgerufen — aber dabei heißt es, sie wird leider Gottes einen Buckel haben, einen schrecklichen. — Lieber Gott, hab' ich da gesagt: ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein. Lieber Gott! gieb mir den Buckel und laß das Mädchen schön und wohlgefällig sein."

Kaum hatte Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau und sie wurden glücklich mit einander und hatten schöne und brave Kinder, von denen Nachkommen noch leben bis auf den heutigen Tag.

Gleiche Wärme für Alle.

Es ist ein beschwerliches Reisen im Winter. Man ist so unbehülflich eingemummt in die Röcke und Pelze!" So sagte mit derber, offenbar an's Befehlen gewöhnter Stimme ein wohlgenährter Reisender im Eisenbahnwagen zweiter Classe und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er zu Hause gewohnt sei, sich von einem Bedienten helfen zu lassen. Wie zufällig schlug er seinen großen Pelz etwas zurück, und vielfarbige Ordensbänder wurden sichtbar; dann knüpfte er seinen Pelz fester um den Leib, zog den Fußsack über die Kniee herauf, setzte sich die Pelzmütze bequemer, drückte sich in die Ecke und streckte sich mit einem Ausruf des Behagens weit aus.

„Es ist doch behaglich, daß unsere Wagen geheizt sind!" erwiderte ein junger Mann, der in den alten gerechten deutschen Mantel mit Doppelkragen gehüllt war und festgeschnallte, bis an die Hüften reichende hohe Pelzstiefel an den Füßen trug; er stülpte jetzt den kleinen Halskragen in die Höhe und das rothe Unterfutter zeigte eine militärische Bestimmung. Er schien ein junger Gutsbesitzer aus Preußen zu sein, der zugleich Landwehroffizier war. „Es ist doch nicht so schlimm," fuhr er fort, sich eine Cigarre ansteckend, „wir sind doch wenigstens mit warmhaltender Kleidung versehen und haben dazu noch Geld in der Tasche, um uns auf den Stationen nach Belieben mit Speise und Trank zu versehen. Wie anders aber die Armen!"

„Ja," sagte ein kleines Männchen, das in der dritten Ecke ebenfalls wohlverwahrt, aber immer aufrecht saß, denn es trug einen steifen Hut auf dem Kopfe und schien nichts von den Reisebequemlichkeiten zu wissen. „Ja," sagte es, „und ich schäme mich immer in's Herz hinein, wenn ich sehe, wie wir's uns bequem machen, wie für uns vorgesorgt ist, weil der Zufall uns mit Glücksgütern bedacht hat, und unsere Mitmenschen, die minder begünstigt sind, müssen auf ihrer Lebensbahn wie auf demselben Bahnzug hungern und frieren. Wir, die wir gute Kleider, gute Nahrung haben, sitzen noch dazu in geheizten Wagen, während unsere Fahrgenossen in der dritten Klasse gering bekleidet, schlecht genährt in kalten Wagen sitzen."

„Wenn alle Wagenklassen gleiche Bequemlichkeit hätten," sagte der Wohlgenährte in herrischem Tone, „dann gäbe es nur noch eine einzige Wagenklasse. Wer würde dann noch für die bessere den höheren Fahrpreis bezahlen? Es muß einen Unterschied geben!"

Der Wohlgenährte hatte sich mit dieser Gegenrede nicht an den Kleinen gewendet, der schien ihm keiner Antwort würdig; er richtete seine Worte an den jungen Mann mit dem rothen Mantelkragen. Dieser nahm die Gegenrede auf und sagte: „In Luxus und Bequemlichkeit mögen sich die Wagenklassen unterscheiden, und damit man die Sicherheit habe, mit Menschen gleicher Bildungsstufe oder doch mit Leuten von gleichem Kaliber der Cigarren zusammen zu kommen, dazu sind die Unterschiede gut. Aber ich bin auch der Meinung, daß die Bahnverwaltungen für gleiche Wärme und gleich guten Verschluß der Wagen aller Klassen zu sorgen hätten. Gerade die minder Bemittelten bedürfen eines geheizten Wagens noch mehr als wir."

„Das bestreite ich," erwiderte der Wohlgenährte. „Die niederen Klassen müssen, schon um ihrer Arbeit willen, abgehärteter sein, und man thut nicht wohl, wenn man sie verweichlicht; sie können dann, was man so nennt, keinen Puff mehr vertragen. Ueberdieß fahren die Passagiere dritter Klasse in der Regel nur kurze Strecken mit."

„Es freut mich," sagte das kleine Männchen und wendete sich dabei ohne Empfindlichkeit an den Wohlgenährten, „es freut mich, daß Sie Ihre Ansicht wenigstens mit Vernunftgründen zu belegen suchen. Die dritte Wagenklasse und die Güterfracht sind aber die Haupteinnahmsquellen der Eisenbahnen und haben ein besonderes Recht auf die Sorgfalt der Direction."

Der Wohlgenährte richtete sich starr auf und sah den Kleinen mit einem durchbohrenden Blicke an. Wie kommt ein Mensch auf der Welt dazu, ihn so gönnerisch zu loben und zu belehren? Er bedarf keines Lobes und keiner Belehrung! Er sah das Männchen lange starr wie mit einem vernichtenden Blick an. Das kleine Männchen schien aber keineswegs vernichtet, es lächelte, und in diesem Lächeln lag eine gewisse sichere Ueberlegenheit des Geistes. Der Wohlgenährte wendete den Blick, der nicht gezündet hatte, sah zum Fenster hinaus und ließ das Männchen weiter reden, das nun fortfuhr, ohne sich um den vernichtenden Blick oder die schließliche Wegwerfung zu bekümmern: „Ich sehe davon ab, daß es unsere Pflicht ist, unseren Nebenmenschen jede Stunde ihres Daseins so gut und behaglich zu machen, als es nur immer möglich ist. Man kann das Schwärmerei nennen; ich weiß das wohl. Aber ist die vielgepredigte Liebe nicht ein hohles Wort, dann muß man sie auf allen Wegen und Stegen bethätigen."

„Wie schön läuten die Kirchenglocken in den hellen Sonntagmorgen hinein vom Dorfe da drüben. Man hört die Glocke trotz des Wagengerassels, und die Menschen wandeln still und andächtig durch die Schneefelder. Wer weiß, ob ihnen dort jetzt so viel wahre Liebe gepredigt wird, wie uns hier!" So rief der junge Mann in lebhafter Begeisterung aus, er schlug den Mantelkragen nieder, sein freies Antlitz glühte.

Das kleine Männchen nickte ihm freundlich zu und fuhr fort: „Wir müssen nur glauben, daß das Gute verwirklicht werden kann, dann sind wir stark. Es sind wenig Jahre her, seit man die Barbarei überwunden, die Wagen dritter Klasse unbedeckt oder ohne Fenster zu lassen, damit sich unsere Mitmenschen, die weniger in der Wolle sitzen, recht fleißig darin üben können, wie man sich erkälte. Die öffentliche Stimme in den Zeitungen" — der Wohlbeleibte machte bei diesen Worten das

Fenster auf und spuckte hinaus — „der unablässige Ruf, daß das eine Barbarei sei, hat es dahin gebracht, daß es nirgends, außer bei Sommervergnügungsfahrten, derartige unverschlossene Wagen mehr gibt. Ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn diese Klage immer und immer wieder laut wird, endlich auch die Wagen dritter Klasse geheizt werden, sowohl auf Staats- wie auf Privat-Bahnen. Die Erfindung des Schießpulvers hat den Starken und den Schwachen vor dem Tode gleich gemacht. Die Eisenbahnen bewerkstelligen ein gut Stück Gleichheit im Leben. Der König fährt nicht schneller als der Handwerksbursch, wie auch der Herzschlag des Einen und des Andern den gleichen Rhythmus hat."

Als das kleine Männchen die letzten Worte sprach, sah sich der Wohlgenährte um und blickte das Männchen staunend an, aber nicht mehr mit seinem vernichtenden Blicke. Dennoch sagte er, aber wieder nur zu dem jungen Manne gewendet: „Die Männer, die Eisenbahnactien besitzen, fragen aber mehr nach großer Dividende, als nach großer Menschenliebe. Die Heizeinrichtung für alle Wagen würde große Summen kosten."

Das kleine Männchen fuhr mit Ruhe fort:

„Die Humanität hat noch einen guten Cours und wirft reiche Dividende ab. Uebrigens liegt in den Actiengesellschaften eine große Möglichkeit, Gutes zu wirken. Ich habe es erfahren, daß auch Handelsgesellschaften leichter zu menschenfreundlicher Fürsorge geneigt sind, als Einzelmenschen. Geht ein Vorschlag auch nicht beim ersten Antrag durch, gewinnt er mit der Zeit doch immer mehr Anhänger. Wir sind zu schwach, um der Hülflosigkeit und Dürftigkeit, die uns so oft begegnen, überall abzuhelfen. Das Leben ist vielfach mit Grausamkeiten erfüllt, deren wir nicht Herr werden. Aber wir dürfen nicht da lässig sein, wo wir helfen können und müssen; da dürfen wir uns nicht blos mit warmen Wünschen begnügen."

„Ich ließe mir ein Patent darauf geben, mit warmen Wünschen einen Bahnzug zu heizen!" wandte sich der Dicke wieder an den jungen Mann mit dem rothen Kragen. Dieser aber fühlte die offenbare Beleidigung, mit der das kleine Männchen behandelt wurde; er wendete sich ab, kehrte dem Wohlbeleibten den Rücken zu, als ob er ihn nicht gehört, und sagte zu dem kleinen Männchen: „Sie sind wohl ein Geistlicher, lieber Herr?"

„Nein," lautete die kurze Antwort.

„Ich bin der Gutsbesitzer Werner und steige auf der nächsten Hauptstation aus," setzte der junge Mann hinzu, um seine indiscrete Frage gewissermaßen zu entschuldigen und dadurch, daß er sich selbst zu erkennen gab, auch den Andern zur Kundgebung zu bestimmen. Aber er verfehlte seinen Zweck, denn das kleine Männchen begann wieder:

„Es ist gleichgültig, wer und was ich bin. Auf dieser Welt wie auf diesem Zuge sind wir Alle nur Passagiere, und wer weiß, wann und wo unsere Station kommt, wo es heißt „aussteigen zur ewigen Ruhe". Sie sind jung und werden noch Vieles erleben, was ich nur ersehnen kann. Aber das hoffe ich doch noch zu erleben, daß es gleiche Wärme gibt für Alle."

Der Bahnzug hielt, das kleine Männchen stieg aus und reichte dem jungen Manne die Hand.

Kaum hatte es den Wagen verlassen, als der Wohlgenährte sagte: „Das scheint mir ein revolutionärer Jude gewesen zu sein, der seinen Namen Itzig nicht nennen wollte. Es ist entsetzlich, wie diese Menschen sich jetzt erlauben, in der Welt das Wort zu nehmen."

Der junge Mann gab keine Antwort; er setzte sich auf den Platz, den das kleine Männchen verlassen. Aber kaum saß er hier, als der Wagen wieder geöffnet wurde und das kleine Männchen wieder einstieg mit den Worten: „Ich habe hier ein Telegramm vorgefunden. Ich reise weiter."

Der Wohlbeleibte schaute zum Fenster hinaus; es war ihm offenbar peinlich, daß er über den Mann gesprochen, mit dem er nun weiter reisen sollte.

„Nun sind wir alte Bekannte," rief das Männchen freundlich zu dem jungen Manne, der ihm bei Unterbringung des Handgepäckes behülflich war.

Da kam der Schaffner an den Schlag und sagte: „Herr Graf!" — Der Wohlbeleibte richtete sich auf und fragte: „Was gibt's?" Der Schaffner wendete sich aber an das kleine Männchen und sagte: „Herr Graf Korneck, hier ist eine zweite Depesche an Sie."

Das kleine Männchen öffnete sie, und sein furchenreiches Antlitz wurde heiter.

Der Wohlbeleibte war in offenbarer Verlegenheit. Er hatte einen Standesgenossen verhöhnt, und nun gar gegen einen Bürgerlichen.

Man saß lange stumm bei einander.

Der Wohlbeleibte putzte mit einer Taschenbürste seinen Backenbart und seinen großen Schnurrbart. Es half Nichts — den Fehler, den er begangen, putzte er damit nicht weg. Endlich fragte er das kleine Männchen: „Entschuldigen Sie! Habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn Grafen Korneck aus N. vor mir zu sehen?" Er verbeugte sich dabei höflich. Das kleine Männchen starrte ihn an, als ob es taub wäre. Der Wohlbeleibte mußte seine Frage wiederholen. Auch jetzt noch machte das kleine Männchen ein Gesicht, als ob sein Gegenüber Chinesisch spräche. Endlich erwiderte es: „Ich habe nicht die Ehre, antworten zu können."

Auf der nächsten Station stieg der Wohlbeleibte aus und setzte sich in einen andern Wagen. Das alte Männchen und der junge Gutsbesitzer saßen nun um so traulicher beisammen und sprachen darüber, wie so wunderlich viele Menschen die Reden eines Andern ganz anders beurtheilen, je nachdem sie von Diesem oder Jenem ausgehen. Solche Menschen haben eben keinen Maßstab für das rein Menschliche.

„Jetzt erst haben wir gleiche Wärme in unserm Wagen," sagte der junge Mann, da der Alte ebenso bedachtsam als begeistert sprach: „Sie ist auch zwischen uns."

Als der junge Mann ausstieg, reichte ihm das alte Männchen die Hand und drückte sie herzlich, indem es die Worte hinzusetzte: „Haben wir in den verschiedenen Gauen und den verschiedenen Berufsthätigkeiten die gleiche innere Wärme, dann bringen wir auch gewiß die hier verlangte gleiche Wärme für Alle zu Stande."

Der Kindesmord.

Eine traurige Geschichte.

(1845.)

Es sitzen drei Freunde in stiller Nacht bei der hell brennenden Lampe. Draußen wirbelt der Schnee, aber in den Herzen der Männer lodert ein stilles Feuer.

Sie haben vom Vaterlande gesprochen, von seinen Schmerzen und Hoffnungen; die Gläser stehen unberührt vor ihnen, auf ihren Angesichtern liegt der Gram und sie sitzen stumm einander gegenüber.



„Wißt Ihr was?" sagte der Jüngste, welcher es liebte, von tiefer Betrübniß in den Scherz überzuspringen. „Wißt Ihr was? Wir wollen uns dran machen, eine Preisfrage zu beantworten. Der Verein gegen Thierquälerei hat die Preisaufgabe gestellt: ein Mittel zu finden, wodurch man die Hunde von gewissen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihres Rechtes, zu existiren, zu berauben, d. h. ohne sie zu tödten? — Was meint Ihr dazu? Ich schlage einen Verein zur Auswanderung der Flöhe vor: man fängt sie alle, bindet sie in einen Sack, und es ist nur noch die Frage: ob wir sie nach den Donaumündungen, oder nach Amerika schicken, um dort eine Colonie anzulegen.

„An diesen Vereinen gegen Thierquälerei," sagte der Andere, ein Mann mit grau gemischtem Barte, „da haben wir wieder ein Beispiel, wie es die Niederträchtigkeit und Heuchelei so vieler Menschen wagt, sich und Anderen was vorzugaukeln, sich den Schein des Guten beizulegen. Menschen, die sich demüthig bücken, wenn die Rechte des Volkes zertreten werden, weiche Butterseelen, die vor jedem Sonnenblick hoher Gnade zerfließen möchten, die die Achsel zucken über Jeden, der durch Wort und That für das einsteht, was er für Recht hält — solche Menschen laufen einem Wagen nach, worauf Schlachtkälber liegen, und erforschen genau, ob die Kälber auch menschenfreundlich gebunden sind; ja sie rufen am Ende die hohe Polizei, die Beschützerin aller Menschenfreundlichkeit und Güte, zu Hülfe! Und dann machen solche Menschen eine Vergnügensreise nach der Schweiz und dem Salzburgischen, und lassen sich von Menschenschultern die hohen Berge hinauftragen; das soll viel angenehmer sein, als ein Ritt auf einem Pferde oder Esel. Was sollen uns jetzt die Thierquälervereine? Ein wohlerzogener, freier Mensch wird nichts bedrücken, was ihm untergeben ist; er wird einsehen, daß jedes Wesen auf der Welt sein Recht hat, das man ihm nicht durch Gewalt verkümmern darf; er wird also auch kein Thier muthwillig quälen und bedrücken.

„Aber das ist es eben. Man spielt den Menschen eine Kinderrassel in die Hand, um sie vergessen zu machen, daß sie noch 'was Anderes zu fordern das Recht haben."

„Ich wüßte auch noch so ein Anderes," sagte der Dritte, der ein Arzt war. „Die ganze heutige gebildete Welt stützt sich auf einen geregelten Menschenmord."

„Meinst du die Todesstrafe?"

„Nein, oder doch, man wird bei der Geburt zum Tode verurtheilt. Ihr wißt, ich bin hier seit fünf Jahren an der Gebäranstalt angestellt. Tausende von unglücklichen Geschöpfen sehen hier der schweren Stunde entgegen, da sie einem neuen armseligen Wesen das Leben geben. Die meisten Mütter werden dann als Säugammen in die Häuser der Reichen gezogen; sie geben ihr eigenes Kind einer sogenannten Ziehfrau und bezahlen wöchentlich einige Groschen dafür. Es sind verwilderte und leichtsinnige Geschöpfe unter den Müttern, denen es lieb ist, wenn ihr Kind bald stirbt; denn von zehn sogenannten Ziehkindern sterben neun in den ersten vier Wochen."

„Ist das wahr?"

„Ich habe absichtlich die geringe Zahl angenommen. Die Ziehmütter, meist alte, hartherzige Frauen, haben oft fünf bis sechs solcher Kinder in Verwahrung. In der ersten Zeit kochen sie ihnen wohl besonders, dann aber müssen sie mitessen, was der ärmliche Tisch bringt. Der junge Magen kann das nicht annehmen und verdauen, die Kinder schreien und schreien erbärmlich, sie nehmen nichts mehr zu sich, zehren ab zum Gerippe, und nach wenigen Tagen sind sie Hungers gestorben."

„Entsetzlich!"

„In einer nordischen Hauptstadt, wo reich begabte Anstalten zur Bekehrung der Hottentotten sind, wo die zarten Frauen gar fleißig Hosen stricken, um die schamlosen Wilden zu bekleiden — in dieser Stadt war vor wenigen Jahren eine peinliche

Untersuchung gegen einen alten Unteroffizier, der mit seiner Frau ein ähnliches Geschäft betrieb. Der gute Schnurrbart kommandirte die Kinder, wenn sie schrieen, ganz ordonnanzmäßig; die unverständigen Rekruten hatten aber keinen Appell, und er machte sich selber zum Kriegsgericht und diktirte eine Prügelsuppe, dann machte er sich selber zum Korporal und prügelte die Kinder, bis sie still waren. Sie waren bald ganz still. Der gute Schnurrbart hatte nicht mehr gethan, als was täglich geschieht; er hatte die Kinder getödtet, statt daß man sie sterben macht. Wozu sollen auch die gemeinen Racker leben? Etwa um den Vornehmen zwischen die Füße zu rennen, wenn sie spazieren gehen wollen?"

„Du bist fürchterlich mit deinem kalten Spott," bemerkte der Jüngere dem Arzt, „du bist stumpf geworden gegen dieses himmelschreiende Elend."

„Ich berichte nur, was geschehen ist und geschieht. Ich könnte dir aber eine Geschichte erzählen, die den ganzen Jammer und die Rache eines verirrten geraden Gemüthes darstellt. Habt Ihr Muth, sie zu hören?"

„Muth? Erzähle! Erzähle! Nichts darf uns zu grausenhaft sein, wenn es die Wahrheit zu Tage fördert."

„Nun wohlan. Es sind jetzt drei Jahre her, es war eine Nacht wie heute, ein Schneegestöber, das fast den Athem benahm; man konnte sich kaum in den gasbeleuchteten Straßen der Stadt zurechtfinden. Ich war zu dem reichen Kaufmann F—r geladen. Der Mann lebte glücklich, was man so nennt. Er hatte eine jener Parthie-Heirathen geschlossen, die sich in Stadt und Land tausendfältig finden, und die einst eine Frau zu der Aeußerung brachte: wenn du nicht mein Mann wärest, gingest du mich ja gar nichts an... Kurzum, der Mann war glücklich, und jetzt doppelt, denn seine Frau trug eine frohe Hoffnung unter dem Herzen. Als ich in den runden Saal trat, wurde eben der Thee herumgereicht. Es waren nur die beiderseitigen Schwiegereltern und eine Schwester der Frau zugegen. Die ganze Zimmerreihe des Hauses war geöffnet, geheizt und erleuchtet. Die junge Frau sollte sich Bewegung machen, und sie ging nun ab und zu durch die Zimmer. Man hörte keinen Tritt auf den weichen doppelten Bodenteppichen. Ich setzte mich zur Gesellschaft. Die Mütter nähten am Kinderzeug von weichem Linnen, die Schwester häkelte eine Decke von geschmeidiger Wolle; in der Ecke stand eine Wiege, von grünseidenem Vorhange überdeckt. So oft die Frau, den Befehlen der Mutter gemäß, sich in den anstoßenden Zimmern bewegte, sprach man von der schweren Stunde, welcher Alle mit Bangen und Entzücken entgegen harrten. Sinn und Herz Aller war damit beschäftigt, den kleinen Wetbürger weich und warm zu betten. Ich wurde besonders beordert, für eine gute und gesunde Amme zu sorgen. Die Schwester, eine kluge und edle junge Frau von starkem Geiste, wenn auch von schwächlichem Körper, sagte: ‚Ich konnte mich nie dazu entschließen, eine Amme zu nehmen. Ich hätte gewünscht, daß Adele es auch nicht thäte. Es empört mich immer, wenn ich sehe, wie man diese Ammen hätschelt und verdirbt: sie werden wie Königinnen behandelt, dürfen nichts Unangenehmes erfahren und müssen immer das Beste haben, und was soll später aus ihnen werden? Und welchen Einfluß muß das auf die anderen weiblichen Dienstboten

haben? Sie, die sich von Vergehen rein halten, müssen den Gefallenen und Leichtsinnigen unterthänig sein, müssen allen ihren Launen und Anmaßungen nachgeben.



Das ist sittenverderbend und empörend.' Die Frau wurde etwas barsch von der Mutter zurechtgewiesen und eine Schwärmerin genannt. Ich hatte noch das Vorurtheil

des Mannes zu widerlegen, der den allgemeinen Irrthum vorbrachte: Eine Frau bleibe länger schön, wenn sie ihre Kinder nicht selbst säuge. Ich erklärte ihm das Falsche und Naturwidrige dieser Ansicht.

„Die junge Frau war hinzugetreten, und um sie nicht aufzuregen, mußte von anderen Dingen gesprochen werden. Man sang, man erzählte lustige Geschichten, um sie heiter zu machen. Das schöne junge Weib, das still dasaß, sein selbst vergessend und nur der Zukunft gedenkend, glich einer Heiligen. Denn eine Frau, die ein zweites Leben unter dem Herzen trägt, ist eine Heilige; selbst die Rohesten und Wildesten begegnen ihr mit Ehrfurcht.

„Ich schied spät in der Nacht aus dem Hause. Auf der teppichbelegten Treppe gedachte ich, wie glücklich dieses kommende Geschöpf ist; wie viel liebende Arme, wie viel freudig glänzende Augen sich ihm zuneigen. Auf der Straße warf mich das Schneegestöber fast nieder, denn ich war so in Gedanken dahingegangen. Mit Schnee und Wind kämpfend war ich endlich an meiner Wohnung, in der Gebäranstalt, angekommen. Als ich die steinernen Stufen hinansteigen will, da erhebt sich Etwas mir zu Füßen. Mir stehen alle Haare zu Berge. ‚Was ist da?‘ rufe ich. ‚Ach Gott!‘ erwidert es, ‚um Gotteswillen erbarmen Sie sich meiner.‘ ‚Wer sind Sie?‘ ‚Elend! Elend!‘ erwidert es mit kläglicher



Stimme. ‚Ich muß sterben, ich und mein Kind.‘ — Ich sehe nun beim Schein der Lampe eine Frauengestalt, deren Haupt mit einem großen, rothen Tuche umwunden ist; sie wischte sich den Schnee aus dem Gesichte. Ich klingle schnell. Die Arme umfaßt meine Kniee und ruft schluchzend: ‚Ach Gott! wir sollen nicht sterben. Ich komme heute sechs Stunden her, von N . . . Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Sie haben mit Fingern auf mich gedeutet. Hier im Wirthshaus haben sie mich ausgelacht

und wollten mir keine Herberge geben; ein roher Bursche wollte mich mißhandeln, und ich ging fort. Ich habe es nicht mehr gewagt, an einem andern Wirthshause anzuklopfen, und da habe ich hier gewartet, bis unser Herr Gott einen guten Menschen schickt.'

„So sprach das Mädchen unter Weinen und vom Froste geschüttelt, bis endlich der Hausmeister öffnete. Ich ließ eine Wärterin wecken, die Fremde in's Bett bringen, verordnete Alles, und nach einer Stunde lag sie in festem Schlaf, nur bisweilen zuckte ihr Körper krampfhaft auf.

„Ich konnte lange nicht einschlafen. Mich quälte ein Gedanke, den ich nicht zu fassen vermochte: Was hegt wol der Weltgeist in sich, Er, der mit einem einzigen Blick die in Wohlleben und Liebe eingehüllte Mutter dort, und die auf den schneebedeckten Stufen Hingestreckte hier — mit Einem Blicke überschaut? . . . Ich konnte den Ausweg nicht finden und beruhigte mich endlich in dem zuversichtlichen Glauben, daß der scheinbaren Verwirrung eine tiefe Ordnung zum Grund liegt, die sich erst herausarbeiten muß; daß der höhere Geist, der Alles regiert, seine verborgenen Wege wandelt.

„Ich sollte schaudernd das Ziel sehen.

„Am andern Morgen fand ich die Fremde gekräftigt und fast ganz hergestellt. Auch mich hatte jene Weichmüthigkeit verlassen, die mich gestern Abend so beklommen machte. Ich trat zu der Fremden in das Zimmer. Ich wußte schon im Voraus, welche klägliche Geschichte, mit Seufzern durchzogen, ich hören würde. Ich bin schon zu oft betrogen und getäuscht worden, um nicht streng auf meiner Hut zu sein. Das ist der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verschlossen und blind machen. Und doch sollte es Grundsatz aller Menschenfreunde sein: lieber gegen zehn Unwürdige edel zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen. Dem ist aber nicht so, und es ist nur gut, daß wir oft minder klug sind, als wir sein möchten, daß das gerade Herz mit den weisen Mahnungen des Kopfes oft davonläuft.

„Ich traf die Fremde heiter und wohlgemuth, sie dankte mir mit aufrichtigen Worten. Sie war — nach ihrer Aussage — die Tochter eines begüterten Bauern, der durch schlechte Wirthschaft und öfteren Wechsel des Wohnorts in Armuth versunken war. Sie hatte noch bessere Tage im elterlichen Hause gesehen. Vater und Mutter waren todt, und das Mädchen — sie hieß Christiane — diente seit drei Jahren als Magd bei dem Postmeister zu N . . . Hier gerieth sie zu Fall mit einem Knechte. Sie weinte bitterlich, als sie dies sprach, dann aber trocknete sie ihre Thränen und ihr Auge glänzte hell, als sie von ihrem Bräutigam (so nannte sie ihn stets) erzählte. Sie schilderte ihn als kernbraven und arbeitsamen Menschen, sie konnte seines Lobes nicht satt werden. Er wollte sie heirathen, aber da sie beide ganz ohne Vermögen waren und nichts als arbeitsame Hände hatten, erhielten sie nirgends die Bürger-Annahme. Sie sprach von den Nächten, die sie einsam durchgeweint, und wie ihre Mutter im Grabe keine Ruhe finden könne, weil ihre Tochter vom Weg des Rechten abgegangen sei. Sie erzählte, wie ihr Bräutigam sich ein Leid anthun wollte,

aus Kummer über das Vergehen. Dann aber sagte sie wieder: ‚Unser Herrgott will mich strafen für meine Sünden. Ich will gern Alles über mich nehmen, wenn nur das arme, unschuldige Geschöpf uns erhalten wird. Ich will arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorläuft, und ich und mein Bräutigam werden in ein paar Jahren schon so viel verdienen, daß wir nach Amerika auswandern können.‘

„Ich gestehe, diese Geschichte rührte mich wenig; ich habe deren schon so viele, halb aus Wahrheit, halb aus Lüge geschmiedet, erfahren. Als aber nach wenigen Tagen der Bräutigam eintraf, ein schmucker Bursch mit trotzigem Gesicht, der aber jetzt so zerknirscht war wie ein Verbrecher, als er mir mit zitternder Hand einige Groschen geben wollte, und in der Furcht vor Beleidigung sagte, ich könne dafür Christianen schmackhaftere Suppen kochen lassen, da gewann ich eine bessere Ansicht von dem Verhältniß dieser beiden Leute. Der Bursche gefiel mir besonders wohl. Es war einer jener Menschen, die nicht zu danken gewohnt sind, denen die demüthigen Worte schwer vom Munde gehen, weil sie lieber nur das empfangen, was sie mit Recht fordern können. Ich gestehe, ich liebe solche Naturen. Es ist so viel Bettelhaftigkeit und Kriecherei in der Welt, daß es mir wohl thut, selbständigere Naturen zu sehen, die eine Freundlichkeit und Güte frei hinnehmen, wie wenn sie sagen wollten: Wenn ich in den Fall komme, Dir was zu erzeigen, soll's gerade so gern geschehen.



„Am zehnten Tage nach ihrer Ankunft genas Christiane eines kräftigen Knaben. Die Freude, die sie beim Anblick des Kindes hatte, ist unbeschreiblich. In dieser Minute wich alle Trauer und alles Ungemach von ihr: sie war ganz eine glückliche Mutter. Und als sie sagte, das Kind sei dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten, da war ihr Gesicht strahlend, wie von einem Glanze übergossen.

„Acht Tage später gebar die Frau des Kaufmanns F—r gleichfalls einen Sohn. Ich schlug nun Christianen vor, dort als Amme einzutreten, da sie ein schön Stück Geld verdienen würde. Sie sah mich mit aufgerissenen Augen an, drückte ihr Kind an sich, und große Thränen standen ihr in den Augen. Sie holte schnell Athem und konnte nicht sprechen, endlich sagte sie: ‚Ich kann nichts darüber sagen, mein Bräutigam kommt heute zur Taufe.' Das Kind wurde getauft, ich sollte zu Gevatter stehen, hatte aber keine Zeit, und aufrichtig gestanden, auch keine rechte Lust. Ich wäre Allerwelts-Gevatter, wenn ich alle Anerbietungen annehmen wollte. Zum Danke für mich erhielt indeß der Knabe meinen Namen: Anton. Der Bräutigam wollte das Kind mit auf ein Dorf nehmen, um es dort zu versorgen, ich rieth ihm auch dazu; aber Christiane machte zur Bedingung, daß, wenn sie als Amme eintrete, ihr Kind in ihrer Nähe bleiben müsse. Es ward einer bekannten Ziehfrau übergeben. Noch denselben Abend brachte ich Christiane in das Haus des F—r. Sie zuckte zusammen, als sie das fremde Kind an ihre Brust legen sollte, und das Kind wendete sich mit Schreien ab. Das gab sich aber bald, und Christiane wohnte wie eine Fürstin in einem gleichmäßig durchheizten Gemache. Mit dem Kräftigsten und Nahrhaftesten wurde sie gesättigt und getränkt, Alles war ihr zu Diensten, und das Kind des F—r (es erhielt den Namen Hermann) gedieh von Stunde zu Stunde. Christiane sah jetzt ganz hellfarbig und zart aus, sie sang und scherzte den ganzen Tag und hatte nicht Liebkosungen genug für das Kind. Wir mußten oft über ihre Ausgelassenheit lachen. Es ist wunderlich, wie erfinderisch die Leidenschaft in Liebes- wie in Scheltworten ist. Da ist nichts zu widersinnig, das man nicht vorbringe. Wenn Christiane sich in Liebesworten gegen Hermann erschöpft zu haben schien, fand sie immer noch Neues, und sie sagte, die Zähne übereinanderbeißend: ‚O du . . . du . . . goldene Linsensupp, du . . . du . . . zuckrige Ofengabel' u. dgl. — Ich glaube, Christiane wollte den Schmerzensschrei in ihrem Innern übertäuben, sich selber vergessen, und sie hatte es zum Theil schon dahin gebracht. Mir wurde von allen Seiten Lobspruch und Dank für die Beischaffung der guten Amme. Er erschien mir wie der Dank gegen einen Sklavenhändler.

„Der Winter schlug schnell in den Frühling um. Christiane durfte mit dem Kinde in der Mittagsstunde nach dem sonnigen Paradeplatz gehen. Der Kaufmann F—r hatte ihr einen ganz neuen, schönen Anzug von ihrer heimischen Bauerntracht fertigen lassen. Christiane wäre lieber in Stadtkleidern, in fremder Hülle ausgegangen; aber man liebt es, der Welt zu zeigen, daß man eine kräftige Amme vom Lande habe, und so mußte sie die schönen Kleider anlegen. Sie trug das Kind, das in weiche, seidene Kissen eingehüllt und mit einer leichten Decke zugedeckt war, und hielt behutsam noch einen Sonnenschirm, um die allzu eindringlichen Sonnenstrahlen abzuhalten. Die junge Frau sah zum Fenster heraus. Ich begegnete Christianen, als sie eben auf die Straße trat. Sie sah sich scheu um und sagte mir: sie käme sich wie verkauft und ausgewechselt vor, als ob sie eine fremde Person wäre, es sei ihr so bang zu Muthe; sie solle auf dem Paradeplatze den von der Börse heimkehrenden Vater mit dem Kinde im Freien überraschen.



„Auf dem Paradeplatze waren noch mehre Genossinnen, meist leichtsinnige Geschöpfe, die dem aufziehenden Militär mehr Aufmerksamkeit widmeten, als den Kindern auf ihren Armen. Christiane wurde nun gefragt, ob ihr Prinz schon Adje gesagt habe. Eine fieberhafte Angst überfiel sie jetzt. Sie hatte ihr Kind erst Einmal gesehen, seit sie es verlassen. Am Tage, als der Taufschmaus gefeiert wurde, brachte es die alte Ziehfrau und erhielt reiche Geschenke an Essen und Trinken. Christiane war damals ihrem Kinde gegenüber fast ganz fremd; ein sonderbares Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, ihr Herz war wie verlarvt. Jetzt überrieselte sie ein eiskalter Schauer. Sie rannte durch feuchte, enge Straßen, hin zu ihrem Kinde. Sie fand es schreiend, allein in der Kammer, eine halbgeschälte Kartoffel lag auf seinem Bettchen; es war abgemagert und sah gelblich aus. Als sie jetzt den kleinen Hermann ansah, da (so erzählte die Ziehfrau) war es, wie wenn sie ihn mit ihren Blicken tödten wollte. In diesem Blicke lag: Sieh, dort ist der Räuber, der Dir deine Mutter, deine Nahrung, dein Leben raubt. Sie sank an der Wiege nieder und schluchzte laut; die beiden Kinder schrieen mit. Dann erhob sie sich wieder, faßte ihr Kind, herzte und küßte es; sie reichte ihm die Brust, aber es trank nicht; sie hob es scherzend über dem Kopfe empor, und es schlug ihr wie spielend in's Gesicht. Sie zankte nun mit der Ziehfrau, und schnell übermannte sie wieder die Angst, sie mußte nach Hause — und fort eilte sie mit dem weich eingehüllten Hermann. Zu Hause mußte sie einen tüchtigen Zank aushalten, so weit man eben gehen wollte, um dem Säugling nicht dadurch zu schaden. Alles war in höchster Bestürzung gewesen. Der Vater war von der Börse nach Haus gekommen, man hatte das Kind nirgends gefunden. Christiane wollte nicht sagen, wo sie gewesen war, und gab vor, sie habe sich verirrt gehabt. Es ward nun beschlossen, sie dürfe nie mehr allein ausgehen. Der kleine Hermann schrie und winselte den ganzen Tag. Ohne meinen Willen ward ich der Verräther, wo Christiane gewesen war. Die Erschütterung, die sie erfahren, hatte ihre Wirkung auf den Säugling geäußert. Man sprach davon, Christiane plötzlich aus dem Hause zu jagen; ich vermittelte und versprach, ein wachsames Auge auf ihr Kind zu haben. Ich hatte das bereits, aber was kann das hier helfen?



Christiane war wieder ruhig und heiter wie zuvor. Am dritten Abend nach diesem Vorfalle war F—r mit seiner Gattin bei den Eltern. Alles im Hause war ruhig. Christiane sang eines jener wehmüthigen Volkslieder, an denen wir Deutschen am reichsten sind. In dem Nebenzimmer arbeitete das Kammermädchen. Plötzlich eilte Christiane an's Fenster und riß es hastig auf. Das Kammermädchen fragte durch die Thüre, was sie mache, sie solle schnell schließen, es käme ja Abendluft herein. Christiane erwiderte: ob sie nichts gehört habe, es sei ihr immer, wie wenn Jemand unten auf der Straße ihren Namen rufe. Das Kammermädchen sagte: es höre nichts, das sei Einbildung. — Aber Christianen ließ es nicht ruhen; sie sprang im Zimmer umher, wie ein Wild im Käfig. Sie blieb stehen und horchte nach dem Fenster; Alles war still, und doch hörte sie jetzt wieder etwas. Sie öffnete die Thüre und ging hinaus. Draußen zog sie die Schuhe aus und schlich leise die Treppe hinab. Die Hausthüre war verschlossen. Christiane öffnete ein Fenster auf dem Flur und wollte hinaus, es war vergittert. Sie schlich nach dem Bedientenzimmer, es war glücklicherweise leer, das Fenster unvergittert, und schnell war sie auf der Straße. Kaum, daß ihre Füße den Boden berührten, jagte sie dahin, fort durch die Straßen. Der Nachtwächter, an dem sie vorbeihuschte, erschrak heftig; unhörbar war sie gekommen und verschwunden. Fort eilte sie und gelangte zu dem Hause, wo ihr Kind war. Das Haus war offen, die Frau war zu einer Nachbarin gegangen. Christiane fand ihr Kind ruhig im Bette, es schrie nicht mehr, es stöhnte nur. Der Mond stand hell am Himmel und sah auf die Mutter nieder, die thränenlos sich über ihr Kind beugte. Die Ziehfrau kam herbei mit Licht. Christiane stieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein schütterte, als sie ihr Kind sah; sie raufte sich die Haare, dann aber ward sie ruhig, legte das Kind an ihre Brust, und o Seligkeit! es schlug die Augen auf, langte mit dem Händchen nach dem Munde der Mutter und trank. Behutsam legte sie es nieder und küßte die Decke, unter der es schlief, wenigstens die Augen geschlossen hatte.

„Ich war auf meinem Rundgange eben an das Haus gekommen, und als ich

drinnen laut sprechen hörte, trat ich ein. Christiane eilte mir entgegen und rief jubelnd: ‚Mein Kind lebt! Mein Kind lebt!‘ — Ich aber sah den Tod, der jede Minute diese Augen auf ewig schließen konnte. Ich wollte Christianen bewegen, nach Hause zu gehen, sie war aber herb oder in Gedanken verloren und hörte kaum auf mich. Sie sang ein Wiegenlied und wiegte das Kind fort und fort, und als ich nach dessen Puls fühlte — er stand still, sie wiegte ein todtes Kind. Ich suchte nun mit Gewalt



Christianen zum Heimgehen zu bewegen, ich hoffte, es ihr noch zu verbergen; sie aber faßte nochmals nach ihrem Kinde, und ich sah, wie eine Ohnmacht ihr durch den Körper rieselte; sie sank lautlos auf die Wiege nieder. Als wir sie wieder zum Leben gebracht hatten, lächelte sie und sagte: ‚Ja, es hat Adje gesagt, mein Antonchen, aber es hat doch von mir getrunken, ja, ja.‘ So wandelte sie hin und schüttelte mit dem Kopfe, wie wenn sie nach allen Seiten hin grüßen wollte. Ich hatte noch viel zu thun und befahl, daß Christiane hier bleibe, ich würde sie abholen. So durfte sie nicht in das Haus des F—r zurück. Christiane ließ mich ruhig gehen, als ich aber fort war, überredete sie die Ziehfrau, daß sie sie begleite. Still, wie ein Lamm, ging sie dahin auf der Straße. Als sie am Hause F—r's ankam, fuhr eben der Wagen durch das Hofthor. Christiane sagte: ‚Laß mich jetzt hinein!‘ Und husch war sie davon. Sie schlich leise in die Kinderstube, riß den kleinen Hermann aus dem Schlafe, küßte und herzte ihn und sang:

Schlaf', mein Kindechen, schlaf',
Dein Vatter hüt't die Schaf',
Dein' Mutter —

„Da öffnete sich die Thüre, die Mutter trat herein. ‚Was macht denn mein Kind?‘ fragte sie.

„‚Dein Kind!‘ rief Christiane wildrasend. ‚Weg! weg! Dein Kind, mein Kind, ja, Dein Kind, der Mörder meines Kindes!‘ Sie stierte wild vor sich hin. ‚Mörder, Mörder!‘ schrie sie, und warf das Kind auf den Boden. Es stöhnte nur noch einmal auf, es war todt.



„Ich trat eben in das Zimmer. Das Kind lag mit zerschmettertem Kopf am Boden, die Mutter neben ihm ohnmächtig; Christiane lief singend in der Stube umher. Ich war erstarrt.

„Noch dieselbe Nacht wurde Christiane in das Irrenhaus gebracht, es war ihr, wie man sagt, die Milch in den Kopf gestiegen. Nach vielen Wochen grausenhafter Raserei ist sie gestorben.

„Die Ehe F—r's ist kinderlos geblieben; er ist von hier weggezogen.“

* * *

So erzählte der Arzt.

„Entsetzlich!“ riefen die beiden Freunde nach einer Pause, und der jüngere fuhr fort:

„Das ist eine gräßliche Rache an einem Einzelnen, für die Schuld von Tausenden. Es ist jämmerlich, wie wir mitten unter den schmählichsten Zuständen uns ein Glück zusammenleimen, so elend. Hier muß geholfen werden.“

„Christiane," sagte der Arzt, „war die letzte Amme, die ich besorgte. Ich habe durch meine Ansichten die Hälfte meiner Kunden verloren. Vor Allem muß dadurch geholfen werden, daß man die Mädchen gesünder erzieht, damit sie Mütter im wahren Sinne des Wortes sein können. Mögen sie auch weniger Klavier zu klimpern verstehen, wir brauchen vor Allem gesunde Menschen. Wo man aber nothgedrungen eine Amme nehmen muß, müßten sich die Eltern verbinden, über das Leben des Ammenkindes durch tagtägliche Fürsorge zu wachen, oder besser, das Ammenkind gleichfalls in's Haus nehmen. Ein Verein von Männern und Frauen, der sich hiezu verbände, wäre nicht außer der Zeit."

„Gewiß, auf diesem Wege muß die Heilung versucht werden," sagte der Graubart. „Es hat wohl seine Schwierigkeiten. Vorerst ist es nur nöthig, der Welt zu zeigen, wie sie unter Mord und Sünde und Schlechtigkeit lebt. Sieht man das ein, so ist die Abhülfe nicht fern, wo sie auch sei."

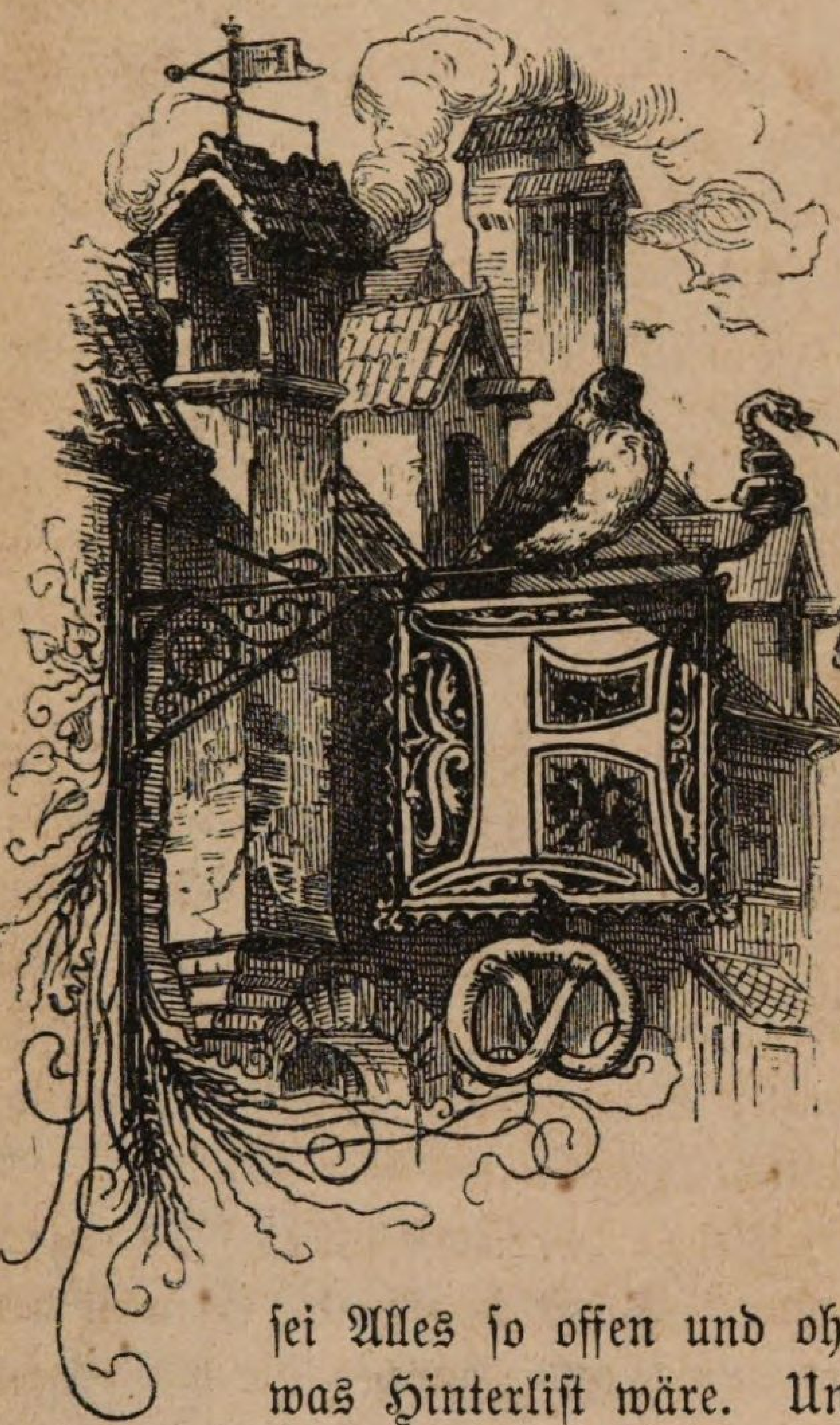
Wer will hier anfangen zu helfen?

Die Stiefmutter.

Eine Erzählung.

---

1. Zwei Naturen neben einander und in Einem.



romm wie die Taube und klug wie die Schlange waren der Staffelnbäck und seine Frau, das heißt: er war klug und sie war fromm; und er war so klug, daß er sich sogar manchmal nach ihrer Frömmigkeit richtete. Wenn er nämlich nach seiner pfiffigen Weise etwas anlegen wollte, versicherte er sich oft, was denn die Geradheit und Einfachheit dazu denken würde; und das hatte er ganz nahe bei der Hand, er brauchte nur seine Frau zu fragen. Er folgte ihr dann entweder, weil die Geradheit das Klügste war, oder, er nahm seine Maßregeln so, daß die Forderungen der Geradheit dabei wohl mit eingerechnet waren. Darum sagten viele Menschen, der Staffelnbäck sei gar nicht zu berechnen: manchmal seien seine Plane wie ein Acker voll Mäuselöcher, und manchmal sei Alles so offen und ohne Falsch, als ob er keine Ahnung davon habe, was Hinterlist wäre. Und er galt für siebenfach klug, denn man konnte ja nicht wissen, wie gescheit er die einfache Ehrlichkeit seiner Frau zu verwenden verstand.

Der Staffelnbäck war im Wohlstand, man hielt ihn aber für reich; und seltsam! wie Menschen gut oder schlecht werden, weil man sie dafür hält, so kann es auch kommen, daß Menschen reich werden, weil man sie dafür hält, besonders wenn sie diese Weltmeinung so zu benutzen verstehen wie der Staffelnbäck. Dabei war er äußerst bescheiden gegen geringere Leute, obgleich auch wieder sehr selbstbewußt gegen Höherstehende. Es gab aber der letzteren Art nicht viele. Sogar den alten Papiermüller, den reichsten und darum auch vornehmsten Mann in der ganzen Gegend,

dessen Sohn Kreisrichter war, sogar den alten Papiermüller behandelte der Staffelnbäck höflich, nicht weil er ihn für vornehm, sondern weil er ihn für geringer hielt. Natürlich aber brauchte er ihm das nicht auf die Nase zu binden, und es herrschte der Ruf, daß es gegen Hoch und Nieder keinen freundlichern Mann gebe als den Staffelnbäck.

„Als ich noch Schrannenknecht war," lautete viele Jahre lang seine Redensart, dann aber änderte er sie dahin: „als ich noch Fruchtmesser war." Beide Bedienstungen hatte der Staffelnbäck gehabt, bevor er sich selber zum Staffelnbäck und die Stadt ihn zum Stadtrath machte. Er erzählte gern, wie er als armer Bursche, mit sechzehn Jahren schon ausgewachsen und baumstark, in die Stadt gekommen sei, und beim Getreidemarkt in der Schranne geholfen habe die Säcke auf- und abladen, hin- und hertragen, und wie er froh gewesen sei, für je sechs Maltersäcke zwei Kreuzer Trägerlohn zu erhalten. Dann knüpfte er gern daran, wie er zum vereideten Fruchtmesser geworden, wie ihn endlich der alte Staffelnbäck als Lehrling einschreiben ließ und er's überhaupt nach und nach vom Bettelbuben zu etwas gebracht.

Man muß es sagen: solche öftere Erzählungen thaten ihm wohl; man merkte das dem zufriedenen Tone an und der ganzen Art, wie er die Einzelheiten ausmalte. Es war das nicht nur ein gewisses Wohlgefühl im Ausruhen nach überstandenen Mühseligkeiten, es war auch eine Dankbarkeit gegen die Führung seines Schicksals, gepaart mit stolzer Freude an sich selbst. Und dann war solche Erzählung auch klug. Erzählte er selbst, was er gewesen und was er geworden, so gereichte es ihm zur Ehre; verschwieg er's und ließ es durch Andere berichten, so konnten boshafte und neidische Nebenbemerkungen nicht fehlen. Berichtete er da und dort oft, wie es ihm in Noth ergangen war, so rechnete es ihm der Geringere dankbar an, daß er sich ihm gleichstelle, und die Vornehmeren priesen seine Bescheidenheit und waren glücklich, ihm durch ihre Gunst bezeigen zu können, wie weit er's gebracht. Denn sie, die Vornehmen, stellten sich ihm gleich. Der Cameralverwalter holte ihn manchmal ab zum Gang nach dem Bierkeller vor der Stadt; ja manchmal saß er beim Staffelnbäck oder schaute rauchend mit ihm zum Fenster hinaus und ließ es gern geschehen, daß dem Hause dadurch hohe Ehre widerfuhr.

Es gab aber auch kein behaglicheres Haus als das des Staffelnbäck. Beiläufig gesagt, es war an die steinernen Treppen, sogenannte Staffeln gebaut, die von der oberen Stadt nach der unteren führten, wenn man nicht den Fahrweg an der Krone und der Post vorbei gehen wollte. Das Haus des Staffelnbäck war ein sogenanntes Durchhaus; die Treppe, die an der Stube vorüberführte, diente auch zum allgemeinen Wege. In der Stube war es allzeit behaglich; der Duft des frischen Brodes machte das Verweilen darin fast nahrhaft, und das Antlitz der Staffelnbäckin sah aus, als ob immer „Gesegn' es Gott!" darauf geschrieben wäre.

Man sagt, daß in Hungerjahren ein Laib Brod von gleichem Gewicht nicht die gleiche Nahrungskraft habe wie in einem gesegneten Jahre. Es mag wohl sein, daß der Nahrungsstoff darin minder entwickelt ist, aber es ist auch noch etwas Anderes, das sich nicht wiegen und nicht messen läßt, und das ist der allgemeine Segen,

der das Wunder der Speisung vollzieht, die mit Kleinem ausreicht. So war es einem Jeden, der von der Staffelnbäckin ein Brod erhielt, als ob sie in der Art, wie sie es darreichte und dazu nickte, einen eigenen Segen drein lege, daß es viel nahrhafter wurde als anderes von anderen Menschen. Sie war auch haushälterisch für fremde Leute. Wenn Dieser oder Jener neubackenes Hausbrod haben wollte, gab sie ihm keins, und wenn man doch drängte, sagte sie im Stillen vor sich hin: „Gott verzeih' mir die Sünde!" und betheuerte laut: „ich hab' nur noch altbacknes, und du wirst sehen, das nährt besser." Gegen eine Käuferin, die mit aller Gewalt frischbackenes Brod haben wollte, rief sie einmal: „Wir backen nur gestriges;" und das Witzwort gab viel zu lachen im Städtchen.



Von ihrem Stuhle vor'm Schiebfensterchen aus gewann die Staffelnbäckin eine Weltkenntniß, die sie immer liebreicher, immer wohlwollender und milder machte. Sie hatte aber auch eine gute Grundlage dazu, denn sie war die Tochter des Musterlehrers Straubenmüller, eines feinen und tiefbegeisterten Menschen, der eben, weil er Alles so warm, so mit ganzer Seele erfaßte, so früh hatte sterben müssen. Es klingt wohl seltsam, aber der Titel „Musterlehrer" ist keine Spottbezeichnung, sondern ein wirklicher in Akten und Dekreten ausgesprochener Titel. Man hatte nämlich im Städtchen eine Volksschule mit vermehrten Klassen errichtet und ihr die Bezeichnung „Musterschule" gegeben. Wenn auch sonst nicht viel davon bekannt wurde, daß Mustermenschen daraus hervorgingen, die Tochter des Musterlehrers war des Vaters und seines Berufes würdig. Es war ihr nicht gering anzurechnen, daß sie den ehemaligen Fruchtmesser heirathete und ohne allen Hochmuth ganz glücklich mit ihm lebte. Sie ließ die Menschen reden so viel sie wollten, daß ein so wohlerzogenes, gebildetes Mädchen einen Menschen heirathe, der kaum aus dem Taglöhner herausgewachsen war.

Sie verstand die Mannhaftigkeit desselben wohl, und eben diese Achtung seiner Frau war es, die den nachmaligen Staffelnbäck in allen seinen Unternehmungen mächtig hob, und er blieb ihr zeitlebens dankbar dafür, wenn er es gleich nach seiner besonderen Weise so aussprach: „Ja, meine Frau, die ist die pfiffigste, die hat mich auf Zeit gekauft, die hat auch gut gerechnet, denn sie hat gewußt, daß ich in ein paar Jahren aufschlage und das Dreifache gelte.“ Dabei blieb sie still und bescheiden. Der Staffelnbäck nannte sie oft seine Hausuhr: die hängt an der Wand, geht ruhig fort, redet nicht drein zu Allem was geschieht, aber wenn man darauf sieht, zeigt sie Einem wie viel Uhr es ist. Die Staffelnbäckin wußte aber auch bei Anderen, was die Stunde geschlagen hatte. Wie viel Menschen aller Art gingen an ihr vorüber, hielten sich bald kürzer, bald länger vor ihrem Fenster auf; sie verfolgte im Stillen deren Lebensgang. Besonders auf die Dienstmädchen hatte sie ein wachsames Auge. Es schien als könne sie in den Gesichtern lesen, und manche Bemerkung, die sie Diesem und Jenem nur beiläufig hinwarf, ward oftmals zur Errettung vom Untergang. Sie wußte sich die Menschen dadurch zu verbinden, daß sie Diesem und Jenem einen Auftrag gab, der im Vorbeigehen zu besorgen war; die halbe Stadt diente ihr dadurch und war ohne Scheu vertraulich gegen sie. Man hatte ihr Gefälligkeiten erwiesen und ließ sich daher gern von ihr helfen und rathen. Sie war die stille Dienstbotenmiethherin und wußte ganz geschickt ausfindig zu machen, wohin Diese oder Jene taugte, und doch, es war fast wunderbar, sie duldete keinen langen Aufenthalt beim Brodholen, bald fiel das Schiebfensterchen nieder und sagte: Das Gespräch ist aus! und der goldne Haubenpläz am Hinterkopfe, der nur noch durch die Scheibe sichtbar war, sagte wohl: Reden ist Silber und Schweigen ist Gold.

Bis vor wenigen Jahren hatte die Staffelnbäckin fast nur Glück und Freude in ihrem Hausstande gehabt. Ihre einzige Tochter war an den Oelmüller im Thale verheirathet und lebte in Frieden und Wohlstand, und ihr einziger Sohn war Kronenwirth im Städtchen, drinnen an der Ecke des Marktplatzes, wo jedes Fuhrwerk, das vom Berge kommt, anhalten und den Radschuh aushängen muß. Das war ergiebig für die Wirthschaft, und Vermögen und Glück des Sohnes mehrten sich. Die Staffelnbäckin kam aber nur selten in die Krone, und es wurde jedesmal als ein Fest betrachtet, wenn sie kam; sie ging fast nie in die Wirthsstube, sondern saß in der Hinterstube bei der Schwiegertochter und deren beiden Kindern, und nahm es, wenn auch ablehnend, doch mit Freude an, daß man der Großmutter einen bessern Kaffee machte. Die Staffelnbäckin war eben am liebsten zu Hause, und wenn sie einmal, und zwar immer sorgfältig gekleidet, nach der Krone ging, winkten die Obstweiber, die an der andern Seite der Straße gegenüber feilhielten, einander zu und jedes Gesicht wurde heiter, dem sie einen Gruß zunickte. Seit bald zwei Jahren aber war die Staffelnbäckin oft auch traurig, denn die Kronenwirthin, die zugleich ihre Schwestertochter gewesen, war gestorben und die Großeltern hatten das älteste Kind derselben, ein Töchterchen damals von sieben Jahren, mit Namen Ernestine, zu sich genommen. Seinen zweijährigen Knaben hatte der Vater behalten, und die Staffelnbäckni

hatte eine Verwandte, die schon seit zwanzig Jahren bei ihr im Hause war, ihrem Sohne als Wirthschafterin überlassen.

Während die Staffelnbäckin noch immer um den Tod der Schwiegertochter trauerte, war es ihres Mannes einziges Sinnen und Trachten: wie man dem Sohne zu einer Frau verhelfe, und zwar zu einer solchen, die den Glanz der Familie auf's Neue erhöhe, so daß man, wie der Staffelnbäck immer wünschte, noch ein Stockwerk auf die Krone aufsetze, und den Bären, das Lamm, das Roß und den Adler, d. h. die Wirthshäuser dieses Titels, zu Grunde richte. Eine Schwestertochter des Papiermüllers schien die geeignetste, und der Papiermüller selber hatte einmal darum herumgeredet, und nicht umsonst ging er, statt zu den Herren in die Post, jetzt so oft Abends in die Krone; aber weder der Kronenwirth noch die Mutter gingen darauf ein, wenn der Staffelnbäck davon sprach. Der Kronenwirth wollte nicht mehr heirathen, er wollte seine Kinder nicht zu Stiefkindern machen.

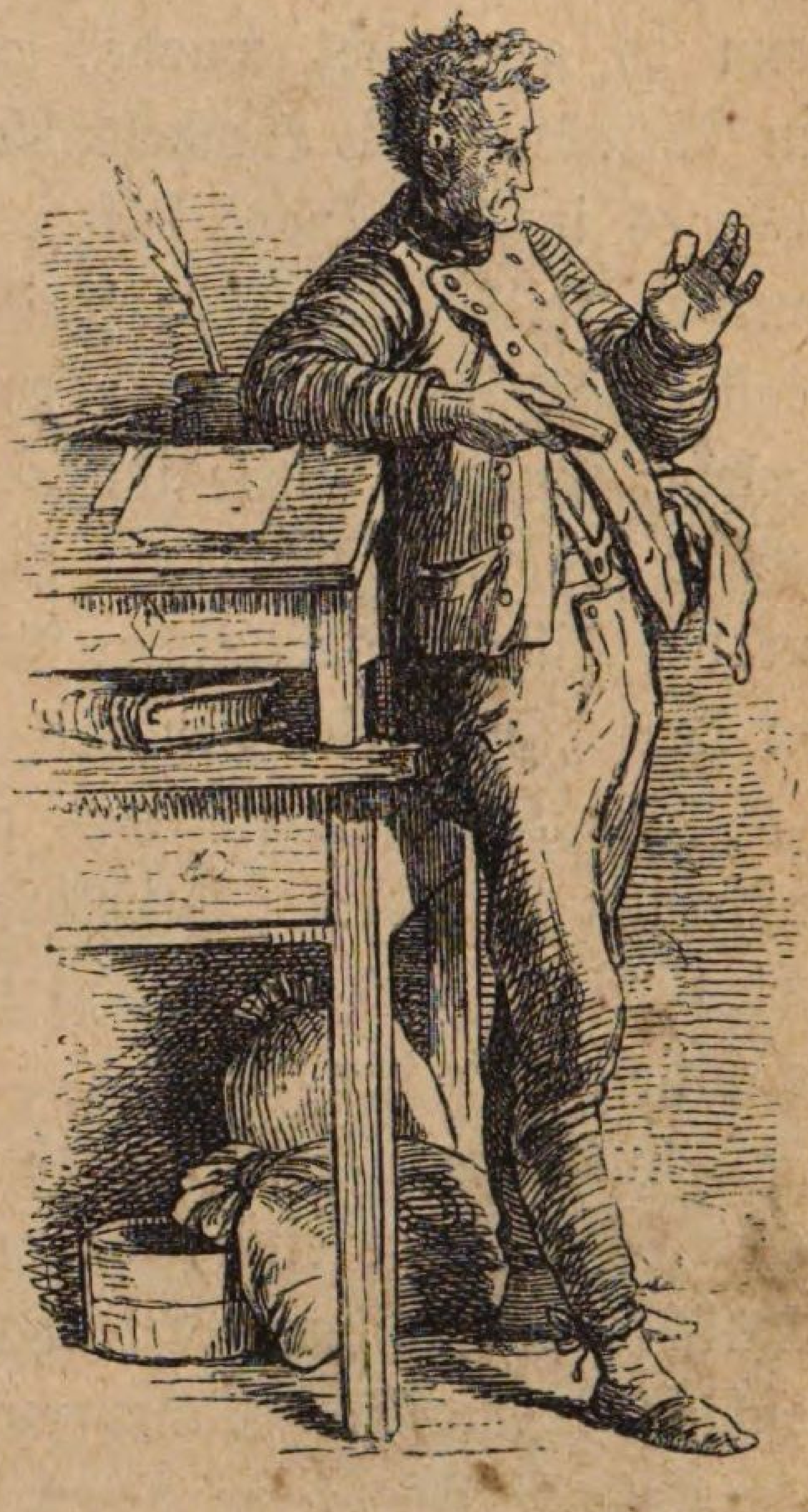
Man sagt sonst, daß Eheleute mit der Zeit einander ähnlich werden; dies war hier nicht der Fall. Der Staffelnbäck war schlank aufgeschossen und knochenspitz, Alles an ihm schien zu Knochen geworden, seine Oberlippe zeigte kein Roth, während die untere etwas vorstand, sein ganzes Gesicht war wie fein geschnitzelt, die Staffelnbäckin dagegen war rund, voll und behaglich. Aber trotz ihrer äußern und innern Verschiedenheit lebten sie friedfertig mit einander, und bei genauerer Betrachtung konnte man auch manches Aehnliche zwischen ihnen entdecken.

Die hintere Stube des Staffelnbäck hieß in der ganzen Gegend die Bäckenkanzlei, denn der Staffelnbäck war, was man einen Advokatenkopf nennt, und er machte von dieser Befähigung ausgiebigen Gebrauch: es gab nicht leicht einen Rechtshandel im ganzen Bezirk, der nicht zuerst vor seinen Richterstuhl gekommen wäre, und wie von der Frau, war auch von ihm eine Redensart in Aller Munde, und die hieß: „Berichte mir lieber, was dein Gegner sagt.“ Es kam nämlich, wie jeder Rechtsanwalt zur Genüge erfahren hat, immer wieder vor, daß ein Rechtsuchender ihm die Sache so darstellte, daß nichts auf der Welt klarer sein konnte als sein Recht, und es unbegreiflich schien, wie da irgend Zweifel und Streit obwalten könnte. Da sagte der Staffelnbäck oft dem Vortragenden: „Was nützt es dir, armer Schelm, wenn du mich hintergehst? Sag' mir lieber, was dein Gegner vorbringt; da kann ich dir besser rathen. Denk' dir einmal, du wärst der Andere, und dann schau zu, was du verlangen kannst und mußt.“

Das war nun freilich schwer. Es ist nur wenigen Menschen und auch diesen nur selten gegeben, sich selbst wie einen Fremden zu betrachten, sich selbst aus dem Auge eines Andern anzuschauen, und das liegt auch mit inbegriffen in jenem hohen Spruch: Lerne dich selbst kennen. Klopf' bei dir an, komm einmal zu dir, wie wenn du ein Fremder wärst; schau, was für ein seltsamer Besuch das ist! Zuerst mußt du glauben, daß du dich nicht kennst, dann erst kannst du dich kennen lernen.

Aus den Rechtshändeln und deren Vortrag beim Staffelnbäck ging darum manchmal noch etwas mehr hervor, als die bloße Feststellung von Mein und Dein. Das Verzichten auf einen angesprochenen Besitz wurde auch oft zum Aufgeben einer Meinung.

Der Staffelnbäck wurde so manchmal auch zum Friedensrichter, und er führte dabei ein seltsames Scepter: das war nicht mehr und nicht weniger als eine Fliegenklappe, die wußte er so geschickt zu handhaben, daß er auf dem Rande eines Glases eine Fliege treffen konnte, ohne dadurch das Glas umzustürzen, und das ist keine geringe Kunst. Wenn dann so ein rechthaberischer zäher Gewaltthäter ein Recht bis auf's letzte Pünktchen verfolgen wollte und alle Nachgiebigkeit verschmähte, da sagte der Staffelnbäck oft: „Schau, man muß nicht nach allen Fliegen klatschen; man muß auch manche fliegen lassen." Und es gelang ihm, manchen Streit zu schlichten, ehe er vor den gesetzten Richter kam.



Der Staffelnbäck hatte auch eine Dose, mit der er viel hanthierte; es war eigentlich eine Spieldose, obgleich sie keine Musik machte. Der Tabak darin war immer frisch, aber der Staffelnbäck schnupfte eigentlich nicht selber, er gebrauchte seine Dose nur, um daran allerlei glückliche Absatzpunkte für sich und Andere zu gewinnen. Wenn er schnalzend mit dem rechten Zeigefinger darauf klopfte, dann die Dose öffnete und lange mit einer Prise spielte, indem er die Dose ruhig in der Hand hielt und eine Prise durch Daumen und Zeigefinger der Linken laufen ließ, da war es, als ob er auch äußerlich das gewänne, was er innerlich bedurfte: Ruhe auf der einen und bewegliche Ueberlegung auf der andern Seite; und wenn er dann endlich weit ausholend eine Prise zur Nase führte, aber wie schnell sich besinnend, die Körnchen wieder wegwarf und rasch zu dem Anwesenden sprach: alles das waren geschickte Finten, um Ueberlegenheit und Vortheile zu erringen. Zuweilen gelang es ihm auch, einen hitzigen Gegner dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm still die offene Dose hinhielt, ja, es war dies oft ein Mittel, um trotzig Abgewendete auf eine glückliche Weise wieder mit sich zu verbinden.

Niemand wußte, selbst seine eigene Frau nicht, wie ergiebig die Spieldose war.

Die Leute redeten dem Staffelnbäck oft zu, er solle sich doch die Wirthschaftsgerechtigkeit erwerben, und sein Haus werde eines der besuchtesten in der ganzen Gegend sein; aber darin war er vollständig einig mit seiner Frau, daß man nicht darauf eingehe. Sie behauptete nämlich, daß sie nicht Wirthin sein könne, sie habe dann kein eigen Haus mehr, und es wäre ihr, wie wenn sie auf der Straße wohnen sollte; jetzt müsse Jeder sie schön begrüßen, der in die Stube trete; sei aber ein Wirthshaus da, so müsse *sie* im Gegentheil zuvorkommend und höflich sein, wenn es ihr auch gar nicht darum zu thun wäre. Der Staffelnbäck dagegen suchte seine Gründe nicht so weit und so tief her und war doch mit seiner Frau einverstanden.

Er wollte einfach seinem Sohne keinen Abbruch thun, und er fand nun ein geschicktes Mittel, diesem sogar geregelt förderlich zu sein.

War es dem Staffelnbäck schon an sich angenehm, einen Sohn als Wirth in der Stadt zu haben, so zu sagen ein Stück Oeffentlichkeit, in der man doch eigen zu Hause ist — man geht in's Wirthshaus und ist doch daheim, man kann Bedienung verlangen wie ein Gast und Willfährigkeit als Angehöriger — so nutzte er das auch noch weiter aus. Er hatte im Sommer und im Winter seine bestimmten Stunden, wo er in der Krone zu treffen war, und wenn Einer sonst nach ihm begehrte, da hieß es: um die und die Zeit in der Krone! und er ertheilte dort öffentliche, und wenn es gewünscht wurde, auch geheime Audienzen iu einem besondern Stübchen. Am Weinkauf bei Handelsabschlüssen, am Johannestrunk bei friedlichen Vergleichen fehlte es in der Krone selten. Ja, einen großen Theil seiner eigenen Geschäfte — denn er trieb neben der Bäckerei einen schwunghaften Fruchthandel — verlegte der Staffelnbäck in die Krone; das brachte nicht nur dem Sohne allerlei einträglichen Verkehr, sondern führte ihn auch immer entschiedener in das Geschäft des Vaters, zu dem er sich sonst nicht recht hatte schicken wollen, denn der Kronenwirth hatte etwas von der stillen gemüthlichen Natur seiner Mutter, oder, wie es der Staffelnbäck nannte, von dem „Heimgesessenen des Musterlehrers" mitbekommen.

Der Kronenwirth war ein Jahr lang im Seminar gewesen, aber der Vater wußte ihn von dem „Bettelbrode", wie er es nannte, abzubringen, und es war ein hartes Wort, das der Sohn nie vergaß, da der Vater sagte, die Schulmeister seien die Stiefkinder der Welt.

Auch vom Kronenwirth war ein Wort im Umlauf, das ihm viel Herzeleid machte. Er hatte einst, da er ein ziemliches Quantum Roßhaar kaufen wollte, unglücklicherweise immer Pferdehaar gesagt, und boshafte Leute haben daraus eine ganze Geschichte gemacht. Man erzählte sich, daß der Kronenwirth einen Bauer gefragt habe: „Habt Ihr keine Pferde?"

„Warum?"

„Ich möchte gern die Haare davon kaufen." Diese Geschichte wurde natürlich gern gehört, und es half dem Kronenwirth nichts, daß er Einsprache dagegen erhob; manches Knechtlein dünkte sich wunder wie groß, wenn es ihn fragen konnte: „Kaufst du keine Pferdehaare?"

Das war nun allerdings schon lange vergessen, aber eine gewisse Unbehülflichkeit im Weltverkehr und dann wieder eine gewisse Anspannung, diese zu überwinden, machte dem Kronenwirth viel zu schaffen. Er hatte so zu sagen ein hochdeutsches Denken und eine zu saubere Empfindung. Er konnte im Handel und Wandel gar keinerlei Hinterlist anwenden; er dagegen ward leicht hintergangen, und jede Unredlichkeit, ja sogar jede Rauhigkeit überraschte ihn immer wieder auf's Neue. Der Vater sagte oft zu ihm: „Du gehörst auf das Brodstühlchen deiner Mutter und nicht in die Welt hinaus. Du bist einer von den Menschen, die so in ihren eigenen Gedanken in der Welt herumlaufen, und jeder Hund, der unversehens bellt, erschreckt sie bis in's Herz hinein. Sei wach und du weißt, daß viele Hunde angebunden sind, und

viele bellen nur und beißen nicht, und will einer beißen, du bist stark genug, du kannst dich wehren."

Weil nun der Kronenwirth seine Fehler willfährig und mit aufrichtiger Selbstanklage eingestand, so hielt ihn der Staffelnbäck für noch schwächer und der Lenkung bedürftiger, als er war; denn scharfe, aller Reumüthigkeit abholde Naturen halten denjenigen, der einen Fehler frei bekennt, für schwächlich und gering.

So war der Kronenwirth in eine Abhängigkeit zu seinem Vater gerathen, die er sich im Sohnesgefühl, im Mißtrauen auf seine eigene Kraft gern gefallen ließ.

Der Staffelnbäck dagegen wollte seinen Sohn kräftigen, zumal da dieser seit dem Tode seiner Frau ganz verloren war und sich gern hätte in den kleinsten Dingen befehlen lassen, was er thun sollte.



Der Vater verwendete ihn zu allerlei Geschäftssachen, um ihn zu zerstreuen, und war dabei sogar äußerst mild. Wenn der Sohn sich selbst anklagte, daß er Dieses oder Jenes ungeschickt gemacht habe, so tröstete ihn der Vater und redete ihm das aus. Er arbeitete eben mit aller Macht daran, den Sohn zu kräftigen, um ihn zu den großen Planen, die er noch mit ihm vorhatte, geschickt zu machen.

Es war im Herbste, als der Vater eines Abends, nachdem alle Gäste fortgegangen waren, zu dem Sohne sagte: „Du mußt morgen früh in's Breisgau, und sehen, daß du Linsen, Bohnen und Hanf kriegst; du kannst dich dann gelegentlich auch nach etwas Kleesamen und nach Flachs und Welschkorn umsehen."

Der Sohn wollte Einwendungen machen, aber der Vater hatte diese alle vorher schon bedacht und widerlegte sie leicht. Er übernahm wie sonst immer das ganze Wirthshaus, und am andern Morgen, lange vor Tag, stand der Kronenwirth, während das Fuhrwerk vor dem Hause angespannt war, am Bette seines Söhnchens und Thränen traten ihm in das Auge: wenn der Junge die Nachthaube aufhatte, sah er der Verstorbenen so ähnlich . . .

Die frische Morgenluft erhellte bald die Gedanken des Kronenwirths, und als der Tag aufging und glänzend am Himmel stand, über der Erde, die so frisch mit Früchten beladen; als auf der Straße die beiden Pferde so wacker ausgriffen, da war es dem Kronenwirth auf einmal so leicht zu Muthe. Er schalt sich innerlich, daß er immer wieder in Weichmüthigkeit versinke, und gab seinem Vater Recht, daß er ihm die männliche Wehrhaftigkeit absprach. Das sollte anders werden. Als ob er sich selber damit in die Zügel nehme, so faßte er die Zügel der Pferde und fuhr knallend dahin. Die Welt ist ja noch frisch und es gilt nun einmal nicht, daß man sich auch bei dem schwersten Unglück losmacht von dem, was der Tag bringt und fordert, und die Kinder beginnen erst ihren Lebensgang auf der Welt und brauchen einen herzensmuthigen Vater. Er lächelte still vor sich hin, wie er dachte, daß sein Kind jetzt aufstehe, und jetzt kommt das Schwesterchen und holt es zur Großmutter. Es kam ihm wunderbar vor, daß er so viel eigen Leben daheim hatte; er erschien sich wie neu, wie allein und abgelöst, und die Pferde trugen ihn dahin weit in die Welt hinaus. Er starrte vor sich hin, als ihm Kinder begegneten, die mit dem Schulzeug nach der Schule gingen, denn es fiel ihm ein, wie er einst selbst sich dem Lehrerberufe hatte widmen wollen. Jetzt säße er vielleicht dort und wartete auf die Kinder, und nun fuhr er mit zwei stattlichen Pferden dahin. Er nickte dem Schullehrer zu, der zum Fenster heraussah, und der Schullehrer zog die Mütze ab; er dachte wohl, es grüße ihn ein Bekannter, vielleicht gar ein Vorgesetzter. Ja, der Vater soll nicht mehr sagen: „Du taugst nicht für das Leben in der Welt, wo Eins im Handel und Wandel mit dem Andern um den Vortheil ringt!“ Ja, das gilt vom alten Kronenwirth, aber da ist jetzt der neue und andre; der wird der Welt schon zeigen was er vermag, und daß er nicht umsonst der Sohn des Mannes ist, der für den Gescheitesten in der ganzen Gegend gilt und es auch ist . . .

„Was hast du auf deinem Wagen?“

„Weizen!“

„Verkauft?“

„Nein!“

„Was kostet das Malter?“

„Wie's eben der Marktpreis ist.“

„Gut, wir sehen uns drin in der Stadt wieder.“

Das war das bündige Gespräch, das der Kronenwirth, die Pferde anhaltend, mit einem Bauern pflog, der mit einer schweren Fuhre nach der Stadt fuhr, und jetzt schnalzte er mit der Zunge, die Pferde griffen aus, und er fuhr rasch davon.

Der Bauer sah dem seltsam kecken Menschen verwundert nach und schob den Zunder, den er eben in die Pfeife stecken wollte, daneben, so daß er aufsprang und lange suchte, damit der Wagen nicht in Flammen aufgehe. Er schüttelte im Weiterfahren noch oft den Kopf über den Mann, der gethan hatte, als wolle er fragen: „Was kostet die Welt?“

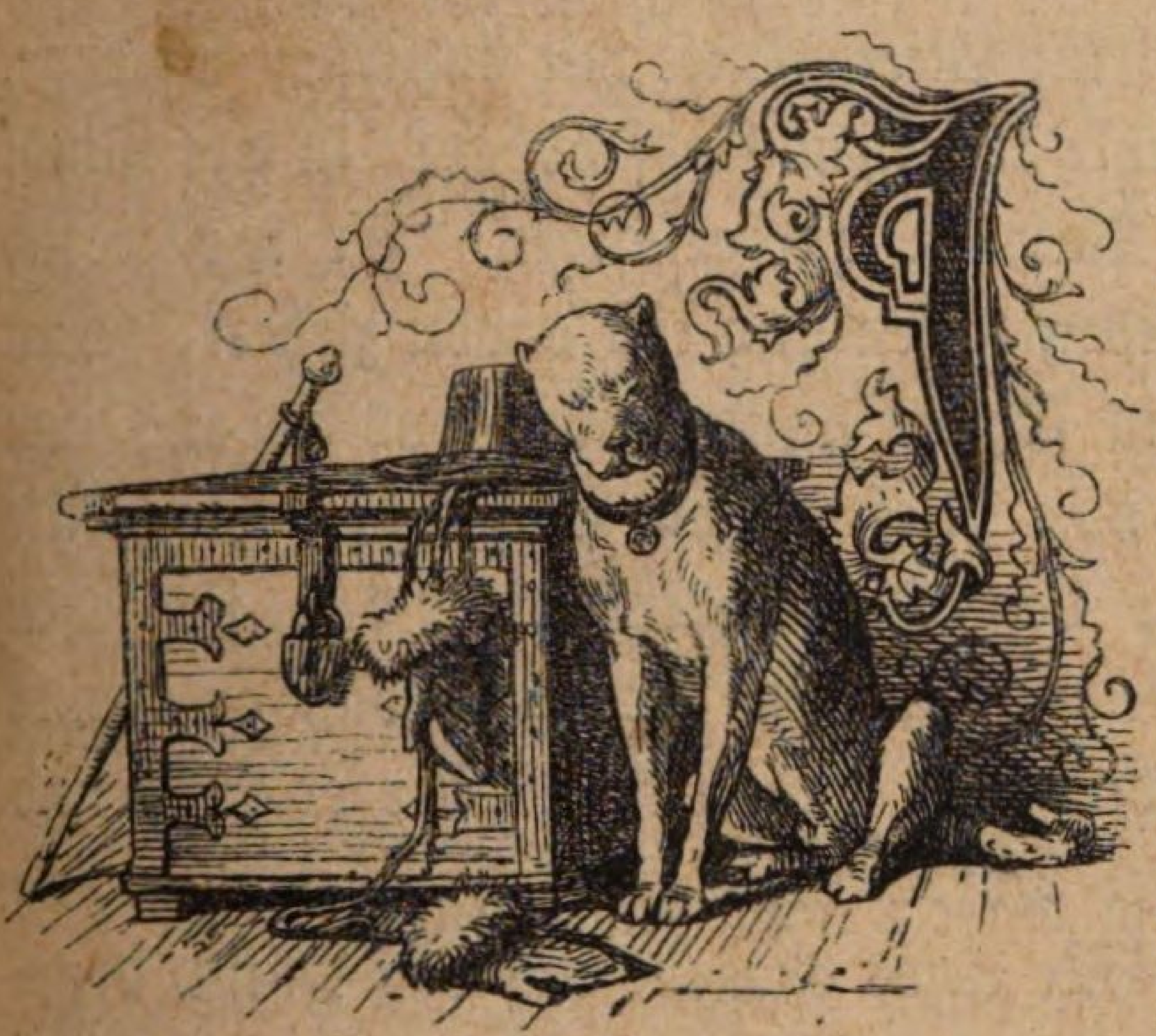
Wandelbarer und unsteter sind die Wolken am Himmel nicht, als oft die Gedanken der Menschen, zumal solcher, die ein schweres Geschick im Herzen tragen und

damit kämpfen, bald darüber hinauskommen und bald ganz drein versinken. Nacht und Tag wechselt im Gemüthe, leise und allmälig wandelt sich Eins in das Andere, und es läßt sich nicht genau fassen, wie es zum Andern wird, und plötzlich ist es Nacht und plötzlich ist es Tag.

Der Kronenwirth, der ausgefahren war, um ein gewinnbringendes Geschäft zu machen, wurde so weichmüthig und gleich darauf so aufbegehrerisch, so sicher und selbstbewußt. Er kaufte in der That nahezu hundert Malter Weizen und war doch gar nicht ausgefahren, um solchen zu kaufen; aber sein Vater sollte auch gleich sehen, daß er auf eigene Faust zu handeln verstehe, und das sollte sich immer mehr zeigen.

---

2. Ein schwerer Mann.



Im Breisgau hieß es, daß von Hülsenfrüchten nichts mehr zu erwerben sei, der Geldstumpf von Freiburg habe Alles aufgekauft; und der Kronenwirth war jetzt so keck, daß er geradezu gen Freiburg fuhr, um zu sehen, ob er nicht dem Geldstumpf die Beute entziehen könne.

Das war allerdings viel gewagt.

Vom Geldstumpf hatte noch nie Jemand Vortheil gehabt, außer wenn der Geldstumpf dadurch noch einen größeren für sich herausschlug. Um glatt mit ihm zu verkehren, war es am gerathensten: Geld in der einen und Waare in der andern Hand — abgemacht. Denn in jeder andern Weise, bei mündlichem und schriftlichem Uebereinkommen, fehlte es nie, daß man in einen Rechtshandel verwickelt wurde, wenn man sich nicht geradezu wollte übervortheilen lassen.

Der Staffelnbäck hatte ja noch vom vorigen Jahre her einen Rechtsstreit mit ihm anhängig.

Der Geldstumpf hieß eigentlich Fridolin Stumpf, den Beisatz zu seinem Namen hatte er aber noch bekommen, weil er einer der reichsten Männer im Lande war und gern damit prahlte. Daneben hatte er auch den Namen Suwarow, denn er trug große Rohrstiefel, die bis an's Knie reichten, vorn mit einer Troddel behangen, die man Suwarow-Stiefel nannte. Er trug sich nach der im Anfang unseres Jahrhunderts geltenden Mode, und besonders auffällig war sein doppeltes Halstuch, ein weißes und darüber ein schwarzes, so daß das weiße wie ein Kragenende hervorsah. Es gab gar viele Menschen, die ihm das doppelte Halstuch gern fester zugeschnürt, oder wenigstens gewünscht hätten, daß es von Anderen geschähe. Er war

ein kleiner Schänkwirth in der Stadt gewesen, in der Kriegszeit aber war er plötzlich zu großer Macht gelangt; man sagte, daß er ein Spion der Franzosen gewesen sei, und allerdings ging er bei den Fremden aus und ein, als ob er wirklich dazu gehöre, und bald übernahm er große Lieferungen zur Verpflegung der Heere: Hafer, Fleisch und Schuhwerk, wobei er Erkleckliches gewann, natürlich nicht immer auf die ehrlichste Weise. Sein Hauptvermögen eroberte er jedoch aus der Sequestration der Klöster, wobei er die Güter, wie man es damals nannte, zu Kriegspreisen übernahm.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Erinnerung an diese Vergangenheit sich doch bald verwischt haben würde, wenn der Geldstumpf nicht durch gewaltthätiges, in jeder Beziehung schonungsloses Verfahren die öffentliche Meinung gegen sich herausgefordert hätte. Er hatte Hypotheken auf vielen Häusern in der Stadt, und sprach immer davon, daß er in die Schweiz ziehen wolle; aber nach und nach fielen ihm mehrere Häuser eigenthümlich zu, er konnte sie nicht los werden, und behandelte seine Miethsleute mit äußerster Strenge. Dennoch setzte er seinen Kopf darauf, in der Stadt wieder zu Ansehen zu gelangen. Er wollte sich nicht vertreiben lassen und erst davon ziehen, wenn er wieder in Ehren stand; aber das gelang ihm nicht, und nun blieb er zum Possen da. Er wollte den Leuten das Herz abkränken, daß sie sehen sollten, wie gut es ihm ging und daß er immer reicher wurde. Das gelang ihm, aber er selbst und seine Familie waren nicht glücklich dabei. Er ging stets im Geleite eines großen, auf den Mann abgerichteten Hundes, denn schon mehrmals war er nächtlich überfallen worden, von Menschen, die er in's Elend gebracht; und bald war allerdings der Hund sein einziger Kamerad. Man sagte allgemein, daß er in einem großen Erbstreite einen Meineid geschworen habe. Es ging viel die Rede darüber, die Frau habe nicht dulden wollen, daß er schwöre; und als er doch schwur, und die Frau bald darauf sich bei der obern Mühle in der Dreisam ertränkte, da war es nun sicher, daß sie in Herzkränkung über seinen Meineid sich den Tod gegeben. Dann lebte er mit seinen drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter allein.



Nach und nach bekam der Geldstumpf auch wieder einen Anhang, der mit ihm trank und allerlei Unterhaltung pflog. Es waren theils Schmarotzer, theils Menschen, denen es gleichgiltig ist, mit was und mit wem sie ihre Zeit verbringen. Oftmals fühlte der Geldstumpf, daß er nur von Leuten geachtet wurde, die ihm gleichgiltig oder verächtlich sein mußten, und daß sich diejenigen von ihm abwendeten, an deren Achtung, offen gestanden, ihm allein etwas liegen konnte. Aber wie das geht, in höheren und niederen Verhältnissen, zuletzt vergaß er das und freute sich, daß ihm

die Leute ehrerbietig waren; wußte er auch, daß sie ihre Huldigungen nur heuchelten, was liegt daran? Und schon daß sie sich die Mühe geben, ihm zu heucheln, zeigt genug, wie mächtig er dasteht.

Ein hartes Wort sagt: die Schuld der Väter rächt sich an den Kindern, und das ist allerdings hart; aber es liegt in der Hand der Kinder, wie sich diese Sühne an ihnen vollzieht. Die Zertretung der Moralgesetze, die sie vor sich gesehen, kann sie noch tiefer verderben, noch schlechter machen; oder andernfalls, sie nehmen sich das Uebel zu Herzen; das belastet schwer, aber rechtschaffene Erkenntniß und unbeugsamer Wille befreit von dem Schwersten. Es bleibt immer schmerzlich, sich ablösen zu müssen von dem Ursprunge oder zu seiner Erhellung zu arbeiten, und das ist jene Strafe, die auch im besten Falle nicht ausbleibt.

Der älteste Sohn des Geldstumpf hatte solche lose und gefährliche Streiche gemacht, daß der Vater ihn selber heimlich an den Rhein und auf's Schiff brachte, und ihn nach Amerika schickte. Der zweite Sohn hatte dem Vater Kummer anderer Art gemacht, weil er eine Näherin von geringer Herkunft aus der Stadt geheirathet, die so arm war, daß er ihr die Hochzeitskleider hatte kaufen müssen. Erst nach langem Streite vor den Gerichten hatte der Geldstumpf seinem Sohne das mütterliche Erbtheil ausgeliefert, und wie zum Possen gegen den Vater war nun der Kaufladen des jungen Mannes immer von der ganzen Stadt besucht und man zeichnete den jungen Kaufmann und seine eben so sittsame als schöne Frau in aller Weise aus. Vierzehn Jahre waren es bereits, seit der Vater kein Wort mit seinem Sohne sprach, und die Schwiegertochter und die Enkel hatte er kaum je mit einem Blicke angesehen.

Nun lebte er allein mit seiner einzigen Tochter in einem großen Hause in der Gauchgasse, das ehedem zu einem Kloster gehört hatte, und die Tochter war selbst wie in einem Kloster still zurückgezogen.

Manche wollten behaupten, daß der Geldstumpf gar nicht so reich sei, als es den Anschein habe: er treibe zu vielerlei Geschäfte; und es ist ein wahres, aber zu wenig bekanntes Sprüchwort: Vielerlei Gewerbe, wenig Erbe. Man konnte allerdings nie recht klar werden, wie es mit ihm stünde, und was man ihm wenigstens wünschte, war einst auf einem Bilde ausgedrückt, das sich plötzlich auf den Dosen verbreitete. Die Unterschrift hieß: „Suwarows Ende," und der Geldstumpf war darauf lebenstreu abgebildet, wie er auf seinem Hunde saß. Er hatte schnell den ganzen Vorrath der Dosen aufgekauft, aber es nützte nichts, denn es waren doch bereits mehrere in fester Hand und bald erschienen sie in neuer und vermehrter Zahl, und jetzt that er, was er von Anfang gleich hätte thun können: er lachte über den boshaften Streich, der bald vergessen wurde.

Manches von dem, was über den Geldstumpf bekannt war, und noch dazu mit allerlei Fabelhaftem übertrieben, ging jetzt dem Kronenwirth durch den Kopf, indem er gen Freiburg fuhr. Aber als er von Zähringen aus den feingezackten Thurm des Münsters sah, da stieg die Erinnerung an einen guten Kameraden lebendig in ihm auf. Dort, nicht weit von dem Prachtbau, wohnt ja der Geßler, der zwei Jahre beim Staffelnbäck als Geselle gearbeitet, er hat sich ja hier als Meister niedergelassen.

Wie wird der sich freuen beim Wiedersehen! Er wird schon ein Unterkommen für dich und deine Pferde haben.

Der Bäckermeister Geßler am Münster war leicht erfragt, er wohnte neben dem Kaufhause, wo man die Breitenansicht des Münsters mit seinen drei großen und vielen kleinen Thürmen hat. Als der Kronenwirth anfuhr, fiel eben der Zeiger an der Sonnenuhr auf acht, und vom Thurme schlug es, und als der Kronenwirth beim Hause anfuhr und stillhielt, kam der Bäcker unter das Hausthor; er sah stattlich und breit aus, und das frische Hemd, nicht verdeckt durch Rock und Weste, erschien durch die rothen Hosenträger noch heller. Erst nach einer Weile erkannte er den Kronenwirth, und die Hände emporhebend, rief er: „Lieber Gott, du bist's? Ja! Kronenwirth, kein anderer Mensch auf der Welt hätte kommen dürfen als du. O, das ist prächtig, o das ist gut."

„Was hast du? was ist dir denn? So bist du ja dein Lebtag nicht gewesen!" sagte der Kronenwirth zu dem Kameraden, dessen Antlitz Wonne strahlte, „du siehst ja aus, man kennt dich kaum mehr."

„Ja, denk', in dieser Minute hab' ich zum Erstenmal auf der Welt mein eigen Kind gesehen. Es ist kaum ein paar Minuten, daß mir meine Frau einen Buben gebracht hat, einen Prachtburschen, und kaum hab' ich ihn gesehen, da hör' ich dich anfahren und spring' davon."

„Ja, ja, man sieht dir's an; der Blick, mit dem man zum Erstenmal das erste Kind sieht, steht dir noch im Gesicht. O, das ist ein Glück, das nimmer wiederkehrt, nimmer so. Ist doch Alles gesund, Alles wohlauf?"

„Alles wie's im Buch steht," sagt die Hebamme.

„Geh hinein," sagte der Kronenwirth und faßte wiederum die Zügel seiner Pferde und schickte sich zum Aufsteigen an, „geh hinein und halte Ruhe, das ist jetzt das Röthigste. Ich hab' bei dir absteigen wollen, aber das geht jetzt nicht, ich stelle da drüben beim Gastwirth ein und komme gegen Abend schon wieder zu dir. Ich bleib' ein paar Tage hier, hab' Geschäfte."

„Nein, du darfst nicht fort, deine Gäule stell' ich zu meinem Nachbar, und du hast Platz bei mir vollauf; du sollst der Erste sein, der in unserem Gastbett schläft, und ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, daß du bei mir bist. Schau, ich bin dir so weichmüthig, so . . . ."

Der junge starke Mann konnte vor innerer Rührung nicht weiter sprechen und der Kronenwirth sagte: „Ja, ja, ich könnt' es auch ein gutes Zeichen nennen, daß ich in dieser Minute zu dir kommen muß."

Der Bäcker gewann die Sprache wieder und fuhr fort: „Darum mußt du bei mir bleiben; ich muß Einen haben, der bei mir ist, ich habe schon nach Kirchzarten zu meiner Mutter geschickt. O, wenn sie nur schon da wär', ich kann sie gar nicht erwarten; mein Gaul ist krank und ich hab' nach einem andern geschickt und es dauert lang, bis meine Mutter kommt. Das ist Alles so schnell gewesen. Noch vor einer Stunde hat meine Frau mit mir Kaffe getrunken. Hast du denn schon was Warmes im Leib? Komm herein, es ist noch da oder es muß gleich fertig sein."

„Nein, ich fahre nach Kirchzarten und hol' deine Mutter. Gib mir Jemand mit, daß ich sie kenne, wenn sie mir unterwegs begegnet. Da, dein Gesell kann zu mir heraufsitzen."

„Nein, warum den Gesellen und dich mit ihm fortschicken? Da bin ich ja noch mehr allein!" widerstrebte der Bäcker, und der Kronenwirth mußte es geschehen lassen, daß der Gesell schnell mit seinem Fuhrwerk davonfuhr, und er ging mit dem alten Kameraden hinein in die Stube und sah, wie er dem ersten armen Kinde, das kam, um Brod zu kaufen, zwei schwere Laibe und noch dazu zwei sogenannte Kaffeestängele aus Butterteig gab und ihm fortwinkte, daß er kein Geld nehme. Dann lief der Münsterbäck in der Stube umher und faßte Alles an und wußte nicht, was er wollte; er zählte die Zinken an den aufrecht stehenden Rechen am Ofen, darauf man die Bretter mit dem abgewogenen Teig legt, er zählte beide, als ob er noch gar nie gewußt hätte, wie viel es waren; und schnell, als hätte es ihm Jemand rasch befohlen, stellte er einen großen Korb mit Semmeln vom Tisch auf die Bank und gleich wieder von der Bank auf den Tisch zurück. Er that es nicht anders, der Kronenwirth mußte selbst zur jungen Mutter und den jungen Sprößling sehen. Der Kronenwirth willfahrte nur widerwillig und behutsam, führte aber den Kameraden dann wieder aus der Stube und gebot ihm, jetzt nur still an sein Glück zu denken und Mutter und Kind nicht zu stören.

Der junge Bäckermeister sagte, er wäre so müde, als ob er heute schon den Feldberg hinauf und herunter gelaufen wäre, und doch konnte er auf keinem Stuhl sitzen bleiben und horchte immer wieder an der Kammer, und wenn die Käufer mit Kreuzern und Groschen an's Schiebfensterchen klopften, winkte er ihnen Ruhe, und so oft ein Armes kam, nahm er kein Geld für das Brod.

Der Kronenwirth verwehrte ihm das, indem er ihm vorhielt, daß er dies später thun solle; denn wenn er es heute thue, so habe er in einer Stunde das ganze Bettelvolk der Stadt vor seinem Fenster, und seine Frau und sein Kind haben keine Ruh, deren sie doch jetzt so sehr bedürften.

Die beiden Kameraden saßen still beisammen, und mit einer eigenen Zurückhaltung fragte der Freiburger endlich nach den Geschäften des Kronenwirths. Dieser antwortete mit gleicher Zurückhaltung; denn das ist das Seltsame im Geschäftsverkehr, namentlich zwischen Solchen, die gleiche Wege gehen und die gleichen Unternehmungen beabsichtigen, daß sie eine wie sich von selbst verstehende Behutsamkeit beobachten. Der Eine hält es nicht für Recht, den Andern näher zu fragen, und dieser hält sich nicht für verpflichtet, bestimmte Antworten zu geben.

Bald kam die Mutter des Freiburgers und brachte noch ein Enkelchen mit, einen Knaben von vier Jahren, den sie gar nicht mehr von sich losmachen konnte. Nun übergab der Freiburger seiner Mutter Alles im Hause und zog sich voll an, denn anders als vollständig gekleidet geht der Bäcker nicht zur Schranne. Es war Zeit, daß sich die beiden Männer auf den Fruchtmarkt begaben.

„Ich weiß gar nicht, wie mir ist," sagte der Freiburger unterwegs, „mir ist, als wäre die Welt ganz anders, seitdem ich weiß: daheim habe ich einen Buben, und

Alles sieht mich so neu an, und ich möcht's gern allen Menschen sagen. Aber jetzt vorbei. Sag, was willst du denn kaufen, damit wir einander nicht in den Handel stehen?"

„Ich will kaufen und verkaufen. Ich möchte gern Hülsenfrüchte haben, und Weizen habe ich loszuschlagen, wenn mir der Preis ansteht."

„Und ich will Weizen kaufen."

„Kannst meinen haben, wie sich der Preis auf der Schranne feststellt."

Der Kronenwirth fühlte sich heute überaus wohl aufgelegt, er hatte einen Kameraden in Glück und Wohlstand wiedergefunden und, nicht zu vergessen, es zeigte sich auch, daß er einen günstigen Kauf gemacht hatte; und mit einem noch nie gekannten Behagen faßte er da und dort aus den offenen Zubern eine Hand voll Getreide auf, wiegte es prüfend in der Hand und ließ es zur Musterung wieder ablaufen.

Der Kronenwirth überließ seinem Freunde das unterwegs Gekaufte, und er ging sogar so weit, daß er nahezu richtig angab, was er dabei gewinne.

Dieser selbsterrungene Gewinn gab dem Kronenwirth immer mehr Sicherheit. Er wagte sich geradezu in's Haus des Geldstumpf. Es dauerte lange, bis sich das große Hofthor öffnete; und als man im Innern war, sah man noch an den eisernen Thüren schwere Hängeschlösser.

Der Geldstumpf war verreist.

„Bis wann kommt er denn wieder?" fragte der Kronenwirth auf der Hausflur eine alte Magd. Diese ging in die Stube, und der Kronenwirth hörte drinnen eine helle Mädchenstimme sagen: „Der Vater bleibt acht bis zehn Tage fort."

Die Stimme muthete den Kronenwirth seltsam an und als die alte Magd wieder kam, sagte er: „Ist das die Tochter vom Haus, die Ihr gefragt habt?"

„Ja freilich!"

„Kann ich nicht hineingehen und selber mit ihr sprechen?"

„Nein, warum? was wollt Ihr denn noch?" fragte die Stimme von innen.

„Ich habe nur fragen wollen, wo der Vater ist, und ob ich ihn nicht vielleicht aufsuchen kann. Ich hab' mein eigen Fuhrwerk bei mir!"

Ein seltsames Lächeln tönte innen, das galt wohl dem letzten Zusatz, mit dem der Kronenwirth zugleich bemerklich machen wollte, daß er nicht der Mann sei, den man so vor der Thür stehen lasse wie einen Bettler. Und aus dem Lächeln heraus antwortete es wieder von innen:

„Der Vater ist in Lenzkirch."

„Gut, da fahr' ich zu ihm."

„Wartet, da könnt Ihr ihm was mitnehmen. So, da habt Ihr seine Pelzhandschuhe, die er vergessen hat," und aus einer geöffneten Spalte der Thür wurden dem Kronenwirth ein Paar mit Fuchspelz besetzte Handschuhe herausgereicht, er sah aber von der Darreichenden nichts. Lächelnd sagte er durch den Spalt hinein: „Wenn ich nun aber mit den Handschuhen durchgehe?" und leise und fast ganz nahe bei ihm antwortete es: „Dann ist Eure Stimme ein Lügner, denn Ihr habt eine

Stimme wie ein ehrlicher Mensch.“ — Der Kronenenwirth mußte laut auflachen und drin lachte es mit.

Er verließ das Haus und stand eine Weile davor still, als ob er aus einem Zauberberg herauskomme, so wunderlich war es ihm; aber er hatte die mit Fuchspelz besetzten Handschuhe des Geldstumpf in der Hand, und da hat alles Wunder ein Ende.



Am andern Morgen fuhr der Kronenwirth wieder ab, und versprach nach einigen Tagen wiederzukehren. Er hatte dem Kameraden nichts von dem erzählt, was ihm begegnet war.

In Lenzkirch traf er richtig den Geldstumpf, der auch mit den Uhrenhändlern allerhand Geschäfte trieb; denn es gab nichts, wobei Geld zu erwerben war, das er nicht in die Hand nahm. Auch lebte er viel im Wirthshause und war gesprächsam und herablassend, besonders gern erzählte er aus den Kriegszeiten. Er hatte das Lob, daß er seine Geschichten vortrefflich zu salzen und zu schmalzen verstand. Ueberhaupt, wenn man darüber wegsehen konnte, daß der Geldstumpf nichts liebte, als sich selbst und das Geld, so hätte man ihn einen recht behaglichen und angenehmen Mann nennen können, und das war er auch, so lange es blos der Unterhaltung galt. Ein ganz andrer aber wurde er, sobald es an ein Geschäft ging; da zeigte sich die schwerfällige mächtige Gestalt fast behend, der tief zwischen den Schultern sitzende breite Kopf reckte sich auf und die gewaltige fleischige Hand mit dem breiten Siegelringe schien jeden Gegner unwiderstehlich fassen zu wollen.

Der Kronenwirth hatte unterwegs viel hin und her überlegt, ob er dem Geldstumpf sagen solle, daß er seinetwegen daher kam oder nicht. Im letzteren Falle mußte er die Handschuhe verläugnen, und schließlich war es doch das Gescheiteste, einfach bei der Wahrheit zu bleiben. Der Kronenwirth hatte darin etwas von seiner Mutter, daß er sich alsbald unsicher fühlte, wenn irgend ein Thun auf Unwahrheit

oder Hinterlist gebaut werden sollte; er fühlte sich stark und fest und klug, nur wenn er gradaus und offen zu Werke ging, und hier schlug das auch noch zu besonderem Vortheil aus.

Der Geldstumpf that gern groß damit, daß er weit und breit bekannt und gesucht sei; und als der Kronenwirth, der stattlich und behäbig aussah, ihm in der Wirthsstube sagte, daß er die weite Reise unternommen habe, um ein Geschäft mit ihm zu machen, da schmunzelte er still vor sich hin, schlug nach seiner Gewohnheit mit seiner Reitpeitsche auf seine Suwarowstiefel und streichelte mit der andern Hand seinen Hund, dann schweifte sein Auge umher in der ganzen Stube, wo die Amtleute und viele Andere saßen, um den Ruhm einzuernten, welch ein gesuchter Mann er sei.

Der Geldstumpf schien einen besonderen Gefallen an dem Kronenwirth zu haben, eigentlich aber war es Prahlerei, daß er mit dem Fremden auf einen in der Nähe gelegenen Hof fuhr, der ihm gehörte, und ihm überhaupt die Ausbreitung seiner Thätigkeit zeigte.

„So, von Rottweil sind Sie?“ hatte er zuerst den Kronenwirth gefragt, und als dieser bejahte, fuhr er fort: „Da kennen Sie auch den Staffelnbäck?“

„Natürlich, ganz genau.“

„Und er soll mich jetzt auch genau kennen lernen, ich hab' einen Proceß mit ihm und der geht zu Ende.“

Der Kronenwirth fühlte sich nicht verpflichtet, jetzt zu sagen, daß er der Sohn des Staffelnbäck sei; er wollte das auf gute Gelegenheit verschieben, aber seltsam! diese gute Gelegenheit ließ sich nicht finden, und der Kronenwirth, der ganz offen mit dem Geldstumpf verkehren wollte, hatte nun doch ein Hehl und gewöhnte sich allmälig daran, daß es ihn nicht mehr beunruhigte.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß schlimme Naturen diejenigen, die mit ihnen in Berührung kommen, auch verschlechtern. Schon die Unwahrheit, mit der man einem solchen Menschen begegnet, indem man ihm nicht rund heraus zu erkennen gibt, was man von ihm hält, erzeugt eine Verwirrung in der Seele, und oft ist es, daß man eben in der innern Angst mit dem Ausspruch seines eigentlichen Urtheils herauszuplatzen, allerlei Beschönigungen versucht, allerlei Beleuchtungen der guten Seiten besonders nachdrücklich hervorhebt. Da ergibt es sich dann leicht, daß die innere Mißachtung sich wie gewaltsam in eine ausgesprochene Werthschätzung umwandelt. Der Redliche fühlt dabei das ungetreue Spiel und kann doch wiederum nicht anders, und empfindet seinen eigenen inneren Verderb. Der innere Abscheu, den man vor dem Schlechten empfindet, ist auch oft von jenem unklaren Aerger begleitet, daß man sich selbst theilweise dazu hergab und nun das Recht verloren hat, von dem man Anfangs geflissentlich keinen Gebrauch machte.

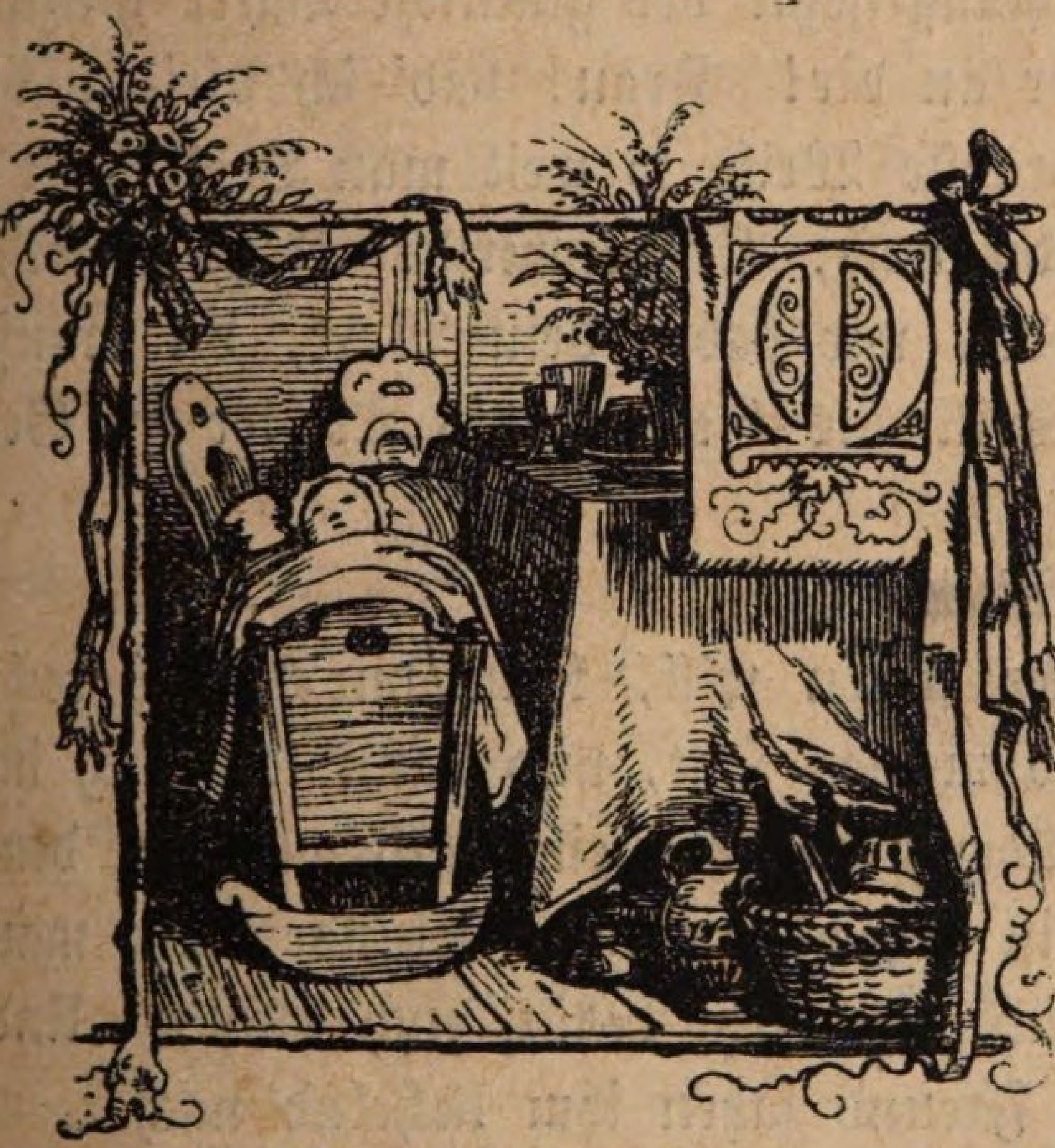
So war es dem Kronenwirth ganz eigen zu Muthe, wie er deutlich erkannte, daß der Geldstumpf glauben mußte, er verehre ihn hoch; und doch war eigentlich das Gegentheil der Fall. So oft er bei ihm war, wurde er wie betäubt und berauscht; sobald er aber allein sich auf sich selbst besann, ward er innerlich unzufrieden. Jeden

Tag wollte er fort und konnte doch nicht; es war ein seltsamer Zauberkreis, in den er gebannt war.

Der Geldstumpf verstand es, den Kronenwirth unter allerlei Vorwänden mehrere Tage mit sich herum zu führen, und der Kronenwirth hoffte eben durch solche Vertrautheit einen geschickten Kauf zu erzielen, an den sich noch viele andere anschließen würden. Als man endlich nach Freiburg zurückkehrte, stellte der Geldstumpf einen so ungewöhnlich hohen Preis, daß der Kronenwirth leer abziehen mußte; ja der Geldstumpf hatte vom Kronenwirth mancherlei erfahren, wie Handel und Wandel in andern Gegenden steht, er hatte für mehrere Tage einen angenehmen Reisegefährten gehabt, uud jetzt konnte dieser leer abfahren und der Geldstumpf lachte sich in die Faust.

---

3. Gevatterstehen.



Mißmuthig kam der Kronenwirth zu seinem Gastfreund, den er dießmal ganz niedergeschlagen fand, obgleich die Frau bereits ziemlich wohl in einem großen Stuhle saß.

„Was ist? Was habt ihr denn?“ fragte der Kronenwirth.

„Da, der Kindskopf hat jetzt noch einen zweiten Kindskopf und verbittert mir das Leben,“ erwiderte der Münsterbäck.

„Ich möchte wissen womit?“ sagte die Frau mit bebender Stimme.

„Da, der Kronenwirth soll entscheiden,“ rief der Münsterbäck.

„Thu' das nicht, mach's mit deiner Frau allein aus, ich will nichts davon wissen,“ erwiderte der Kronenwirth.

„Nein, ihr könnt es schon hören,“ sagte die Frau mit plötzlich gefaßtem, hellem Ton. „Ich möchte eine gute Freundin zur Gevatterin für mein Kind, und weil er die nicht will, sagt er, ich verbittre ihm das Leben.“

Und heftig rief der Bäcker: „Ich will aber nichts von der Familie, von Keinem aus dem Haus, und ich bin einer der jüngsten Bürger in der Stadt und bin nicht da, das zu ändern, was die ganze Bürgerschaft nicht mag und ich auch nicht; kein Mensch will was von ihnen und du thust mir das nur zum Possen, daß man mir nachsagen soll, ich sei mit denen verbandelt und alles Zutrauen verliere.“

„Ja, wer ist's denn,“ fragte der Kronenwirth, „die ihr zur Gevatterin wollt?“

„Die beste Seele von der Welt,“ antwortete die Wöchnerin, „die gute Stunde selber, das treueste Herz; was kann sie dafür, daß ihr Vater verachtet ist?“

„Nun, wer ist's denn?"

„Des Geldstumpfs Tochter."

„So?" sagte der Kronenwirth gedehnt, und der Bäcker setzte hinzu: „Siehst du? der ist aus der Fremde, weit vom Heuberg her, siehst du, wie er sich verwundert, wie er sich verfärbt, daß man Einem das zumuthen kann, seinem ersten Kind solch eine Gevatterin zu geben. Ich will ja nichts gegen sie sagen, sie mag meinetwegen brav sein, aber sie ist einmal des Geldstumpfs Tochter, wer wird neben ihr Gevatter stehen wollen? kein Mensch, kein Bettelmann von der Straße."

„Oho! mach's nicht so arg; wenn morgen die Taufe wär', wüßt' ich einen Gevatter dazu."

„Das wird ein rechter sein!"

„Ich weiß nicht. Bin ich euch recht?"

„Was? du?" rief der Münsterbäck verwundert.

„Ja, ich stehe Gevatter."

Der Münsterbäck schlug den Kronenwirth vor Freude so tüchtig auf die Schulter, daß er ganz zusammenzuckte, aber zur Begütigung setzte der glückliche Vater hinzu: „Ja, es ist so, das hast du von deiner Mutter an dir! Frau! hab' ich dir's nicht oft und oft gesagt, die Staffelnbäckin ist das bravste Weib, so weit man Brod backt? Und nicht ganz so brav, aber ein Stück bist du auch, Kronenwirth! Jetzt bleibt's dabei, morgen ist Taufe, und du bleibst noch da, wir haben dein Wort, du kannst nicht mehr zurück. Jetzt geh' ich schnell und will des Geldstumpfs Tochter zu Gevatter bitten."

„Des Geldstumpfs Tochter?" fragte die Mutter.

„Wenn der Kronenwirth mit ihr Gevatter stehen will, kann mir's auch recht sein. Mutter, bring' meinen Sonntagsrock und meinen Hut, und dann lauf' ich im Heimweg zum Pfarrer, und der Metzger da drüben thut eben ein Kalb aus, bei dem bestell' ich gleich den Braten. Unser Backofen ist geheizt, in einer Stunde kann man den Braten hineinschieben oder auch morgen früh. So, jetzt behüt' euch Gott!" Und fort rannte er, die Frau, die Mutter und der Freund sahen ihm lächelnd nach.

Die Wöchnerin berichtete nun dem Kronenwirth, was für ein redliches, feines Herz die Tochter des Geldstumpfs sei; sie sei freilich um des Vaters willen von der Welt gemieden, aber sie rede sich's noch mehr ein, und doch sei sie eben so klug als gut. Der Kronenwirth schaute groß auf, als die Frau erzählte:

„Kann man ein besseres Wort hören, als sie mir einmal gesagt hat? „„Schau,"" sagte sie, „„weißt du, was das größte Unglück ist? Daß man zu viel Ansprüche macht. Da sitzt ein Unglückliches und wartet und hofft und verlangt von denen, die es gut haben, daß sie eine Handreichung thun; aber sie bleibt aus; die, denen es gut geht, denken nicht dran. Da wird man erst recht inne, wie verlassen man ist, und man könnte bös auf die Menschen werden, und das ist doch ungerecht."" Ja, Herr Kronenwirth, ich bin stolz darauf, daß sie meine Freundin ist, und sie hat mich auch oft ausgelacht, weil ich auf Eure Mutter eifersüchtig gewesen bin."

„Auf meine Mutter?"

„Ja, versteht mich recht, anders. Mein Mann, bei Allem, was vorkommt, sagt er: ja die Staffelnbäckin, die macht's so und so, ja, so gibt es keine zweite Frau mehr in der Welt, und das Hauswesen ist so schön und man merkt nicht, wie es in Ordnung gehalten ist, man hört die Mühl' nicht klappern. Ich stelle doch auch, so lange es geht, jeden Tag meinen frischen Blumenstrauß auf die Auslade zum frischen Brod; aber da heißt es immer: Nein, die Staffelnbäckin, die hat's viel schöner und bei der halten die Blumen wochenlang wie eben gebrochen. Verzeih mir's Gott, man sollte ja glauben, sie kann hexen."

Der Kronenwirth lachte und die Frau fuhr fort:

„Ja, jetzt lach' ich auch, wenn er die Meisterin berühmt; aber daß ich das kann, verdanke ich doch nur der Thaddäa."

„Thaddäa heißt sie?"

„Ja; was habt Ihr denn?"

„Das ist ein schöner Name. Sagt, wie hat sie Euch denn geholfen?"

„Ja so. „„Susanne,"" sagt sie, „„sei froh, daß dein Mann eine so brave Frau kennt. Verkleinere sie nicht, du thust ihm weh damit und dir auch. Es gibt nichts Besseres, keine wahrere Glückseligkeit, als einen Menschen kennen, vor dem man von Grund des Herzens allen Respect hat""; und — verzeihet mir meinen Stolz — jetzt hat mein Mann schon ein Paarmal gesagt: „„Du wirst noch die wahre Staffelnbäckin."" Das ist mir das beste Lob. Aber wenn Ihr einmal im Sommer wiederkommet, müsset Ihr Eure Mutter mitbringen."

„Das geht nicht. Meine Mutter kommt kaum aus dem Haus, viel weniger aus dem Ort, und so weit."

„Die Thaddäa möcht' sie auch gern einmal sehen. Mein Mann sagt, sie sähe ihr gleich, denn wenn sie da ist, ist er höflich und vergnügt mit ihr. In's Gesicht hinein kann ihr Niemand bös sein. Sie sieht so —"

„Ja, wie sieht sie denn aus?"

„Kennt Ihr den Geldstumpf?"

„Ja!"

„Grad' so. Ein Student, der bei uns gewohnt hat, hat einmal ein lustig Wort gesagt. Wisset Ihr, es gibt Rasirspiegel, auf der einen Seite sieht man sich ganz natürlich und auf der andern Seite sieht man sich aufgetrieben wie einen Stierkopf; so sehen sich der Geldstumpf und Thaddäa ähnlich. Es ist dasselbe Gesicht, aber wie anders!"

Der Kronenwirth mußte laut lachen. Er saß noch geraume Zeit bei der Frau, dann ging er in der Stadt umher, um ein Pathengeschenk für die Wöchnerin und das Kind zu kaufen.

Während der Kronenwirth in der Stadt war, kam Thaddäa in das Haus des Münsterbäcks, und bei ihrem Anblicke mußte man sagen, daß die Schilderung des Studenten, wenn auch boshaft, doch treffend war.

Die Wöchnerin hatte viel zu erzählen, welch ein stattlicher und ehrbarer Mann mit Gevatter stehen werde. Sie sagte: sie glaube jetzt erst recht an das Lob, das ihr

Mann der Staffelnbäckin gegeben habe; am Sohn zeige sich, was die Mutter sein müsse. Sie redete sich immer mehr in überschwengliches Lob des Kronenwirthes hinein; Thaddäa hörte ruhig zu und sprach wenig. Als sie endlich weggehen wollte, hielt die Münsterbäckin sie zurück, da sie doch den Mann sehen müsse, mit dem sie morgen Gevatter stehen werde. Als es aber vom Münster neun Uhr läutete und der Kronenwirth noch immer nicht kam, ging Thaddäa davon. —

Thaddäa und der Kronenwirth schauten andern Tags einander tief ergriffen an und zogen schnell wieder den Blick von einander ab, als sie bei der Heimkehr von der Taufe sahen, mit welcher neuen Innigkeit die Mutter das Kind erfaßte. Der Vater reichte ihr das Kind dar und Augen und Hände strebten ihm zu, und zuerst wie bebend, dann aber mit neuer glückseliger Wonne, umfaßte die Mutter ihr Kind. Ihr Kind war in der Welt gewesen, getrennt von ihr, in die Gemeinschaft der Menschen aufgenommen und geweiht, und jetzt war es wieder bei ihr; und wie die Mutter in dem Kinde ihr eigenes Leben erfaßt, das sich doch von ihr abgelöst hat und das sie erfassen kann, so war es hier, da der Mutter das Kind zum erstenmale wiedergegeben wurde. Jener Wonneblick, da die Mutter zum erstenmale ihr Kind gesehen und erfaßt, erneute sich hier in erhobener schmerzloser Weise; und mit einem Lächeln selbsteigner Sättigung reichte die Mutter ihrem wieder heimgekehrten Kinde die Brust.

Thaddäa wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie dem Knaben, den die Großmutter mitgebracht, einen herzhaften Kuß gab.

Nun ging Alles fröhlich her beim Münsterbäck.

Man saß endlich beim Taufschmause; der Kronenwirth neben Thaddäa, deren Rede und Thun gar bescheiden und anmuthig war, dabei aber immer etwas Scheues behielt; denn sie hatte das Gefühl, daß man ihr eine Wohlthat erzeige, wenn man sie zur fröhlichen Gemeinschaft heranzog, und rechnete es besonders hoch an, daß man sie zur Ehre der Gevatterschaft erwählt hatte.

Der Kronenwirth hörte, daß der Geldstumpf schon am frühen Morgen nach Kenzingen abgereist sei; er vermuthete sogleich daß dieser den Hanfvorrath, von dem er ihm unvorsichtiger Weise gesagt, schnell wegkaufen wolle, aber er sagte nichts davon, überhaupt nicht, daß er irgend ein Verhältniß zum Geldstumpf habe. Er betrachtete oft still lächelnd Thaddäa, er hatte sie ja schon einmal gesprochen, ohne sie gesehen zu haben; und wenn es möglich wäre, daß man sich zu einer Stimme einen Menschen denkt, grade so mußte sie ausgesehen haben. Sie stand am Ende der zwanziger Jahre und jener Studentenvergleich erschien immer mehr zutreffend. An der Sprechweise Thaddäa's merkte man, daß sie nicht sehr an geselligen Umgang gewöhnt war; das Sprechen war ihr mühsam und sie hatte nichts von jenen leeren Entgegnungen, die nur dazu da sind, um die Aufmerksamkeit höflich zu bekunden oder das Gespräch nicht abbrechen zu lassen. Was sie sagte, war nothwendig und natürlich, und manchmal nickte sie nur still.

Es zeigte sich eben, daß sie nicht nur da sich unterhielt, wo sie sprach oder zu ihr gesprochen wurde.

Die Mutter des Bäckers brachte ungeschickter Weise das Gespräch darauf, ob sich der Vater Thaddäa's noch nicht mit seinem Sohne, der die arme Näherin geheirathet, ausgesöhnt habe. Man wollte das Gespräch schnell ablenken, aber Thaddäa sagte:

„Die Welt wird's nicht glauben, es ist aber doch so. Auch meinem Vater thut es weh, daß er nun schon seit vierzehn Jahren an dem Elend schleppt, aber er kann nicht mehr zurück, und ich weiß auch keinen Weg, wenn nicht einmal etwas Besonderes eintrifft. Mir will es das Herz abdrücken, wenn ich meinem Bruder, seiner Frau und seinen Kindern begegne und darf nicht mit ihnen reden."

„Das kann ich mir denken," schaltete der Bäcker ein.

„Nein, das könnt Ihr Euch nicht denken," verneinte Thaddäa, „wer so etwas nicht selber erlebt, weiß nicht, was es ist: da gehen die Menschen und ich habe gute Worte für sie und sie für mich auf der Lippe, und wir können sie nicht zu einander sagen — so muß es Einem sein, das scheintodt daliegt; es hört die Welt um sich her und kann sich nicht kundgeben."

„Ach, reden wir jetzt von anderen Sachen," sagte die Bäckermeisterin, die nach Art heiterer Frauen gern sich und Anderen glauben machte, eine Sache sei überwunden, wenn man sie verdeckt und wegschiebt; und sie fuhr fort: „Wenn ich an deiner Stelle wäre, Thaddäa, ich wüßte was ich thäte: ich kutschirte mit meinem Vater im Land herum und blieb' nicht so daheim hocken; aber du bleibst sitzen."

„Ich bin darauf gefaßt," sagte Thaddäa, halb wehmüthig lächelnd.

„Nein, so hab' ich's nicht gemeint," entgegnete die Bäckerin, „du könntest haben, wen du wolltest."

„Aber ich will Keinen."

Das Gespräch war einmal verfahren und kam nicht mehr in's rechte Geleis.

Der Kronenwirth unterhielt sich mit dem kleinen Knaben, den die Großmutter mitgebracht; er neckte ihn mit allerlei Kinderspielen.

„Ihr seid ein ächter Gevatter," sagte Thaddäa, „wie ich sehe, habt Ihr die Kinder gern. Das ist ein Zeichen von gutem Herzen."

„Bei mir nicht besonders, ich habe ja selber so einen Buben daheim, und er hat leider Gottes keine Mutter mehr."

Das Auge Thaddäa's wurde größer und über ihr Antlitz zog ein seltsam flüchtiger Glanz, den nur die Wöchnerin bemerkte; es konnte aber auch sein, daß das Angesicht Thaddäa's nur deßhalb wunderbar erregt war, weil die Wöchnerin sie so scharf und eigenthümlich in's Auge faßte. Thaddäa indeß griff nach Etwas auf dem Tische, und eine schöne überzuckerte Brezel dem Kronenwirth darreichend, sagte sie: „Bringet das Eurem Kind als Gruß von mir," und schnell, aber stotternd setzte sie hinzu: „Ich darf ihm schon was schicken, wir sind ja mit einander Gevatter gestanden."

„Der Vater kriegt ein Paar Pelzhandschuhe und das Kind eine Brezel. Ihr gebt sonderbare Geschenke," sagte der Kronenwirth lächelnd.

Zum Staunen Aller und besonders zu dem Thaddäa's erzählte er, daß er sie bereits gesprochen, wie aus einem Zauberkreis heraus, und sie habe ihm Wahrzeichen

gegeben. Man lachte nun viel, und jedes, auch das unbefangenste Wort wurde zu einem neuen Scherz. Die ganze Gesellschaft ward so lustig, und die Entschuldigungen, die Thaddäa hervorbrachte, wurden immer zu neuen Neckereien verwendet, und es war ein Lachen und Lärmen in der Stube, daß die Großmutter die Wöchnerin wieder in ihre Kammer wies, denn das könne ihr schaden. Thaddäa wollte ihr Gesellschaft leisten, aber der Kronenwirth hetzte den fremden Knaben: „halt' sie fest, laß sie nicht fort!" Und in der That mußte Thaddäa in der Stube bleiben, und die Neckerei wurde neu aufgenommen, aber sie ging bald in eine andere Tonart über, denn am Fenster stand der Kronenwirth bei Thaddäa und sprach ihr von Allerlei; besonders nickte sie, als er ihr sagte:

„Wenn ich in der Fremde bin und Kinder sehe, da kann ich's gar nicht sagen, wie mir's zu Herzen geht. Ich habe früher so kleine Kinder eigentlich gar nicht leiden können und meine selige Frau hat Recht gehabt, sie hat mir einmal gesagt: ‚Da siehst du's wieder, wir Weiber sind viel besser als ihr Männer, ihr habt Kinder erst gern, wenn ihr eigene Kinder habt, und wir, wir können mit fremden Kindern ganz glückselig sein; ich könnt' mit ihnen den ganzen Tag tollen und spielen und sie warten und pflegen, und ihr Männer, wenn ihr Kinder habt, ihr seid sie schon nach einer halben Stunde überdrüssig.' O, die war gut und gescheit. Nur zu gut."

Es trat eine Pause ein und endlich sagte Thaddäa:

„Es scheint, daß bei Euch daheim die Menschen viel aufgeweckter sind, als bei uns hier zu Land. Wenn ich Euch so reden höre, so mein' ich, Ihr hättet studirt."

„Ich muß das Lob über meine Landsleute für mich allein nehmen. Ich habe studirt, oder eigentlich ich hätte studiren sollen. Ich war ein Jahr im Seminar."

„Und warum haben Sie's — Thaddäa sagte plötzlich „Sie" — wieder aufgegeben?"

„Ich bin der einzige Sohn, das heißt, ich hab' nur noch eine Schwester, und mein Vater hat Recht gehabt; aber wenn wir uns näher kennen lernen, werden Sie sehen, es steckt doch noch ein Stück Schulmeister in mir —"

„In mir auch; wenn's mein Vater zugegeben hätte, wäre ich Schulschwester geworden."

„Da haben wir ja Vieles ganz gleich. Sie sind auch die einzige Tochter. Wenn nur das böse Sprüchwort nicht wäre."

„Welches?"

„Einen einzigen Sohn soll man scheuen und eine einzige Tochter soll man freien."

Die Dämmerung war eingetreten. Der Kronenwirth konnte nicht sehen, wie Flammenröthe in das Antlitz Thaddäa's stieg, er hörte nur ihren Athem schneller gehen, und nach einer Weile sagte sie:

„Ich habe das Sprüchwort nicht gekannt. Aber lieber Gott, da schlägt's ja schon acht. Ich muß heim."

„Nein, bleiben Sie noch eine Weile. Wer weiß, wie lange wir uns nimmer wiedersehen."

Die Beiden standen still bei einander, während es vom Thurme in mächtigen Tönen acht Uhr schlug. Als es ausgeklungen, fragte der Kronenwirth:

„Wie alt sind Sie?“

„Dreißig Jahre,“ antwortete Thaddäa, als verstünde sich die seltsame Frage und die offene Antwort von selbst; und der Kronenwirth fuhr fort: „Ich möcht mir jetzt denken können, was Alles in Ihnen vorgegangen ist die Jahre, in denen diese Glocke die Stunden angegeben hat.“



„Es ist gut,“ antwortete Thaddäa, „daß Manches auch so vergeht und nicht mehr da ist wie der Glockenton.“

Wieder waren Beide längere Zeit still, und der Kronenwirth sagte jetzt: „Ich fahre morgen mit dem Frühesten heim. Ich komme vielleicht aber bald wieder.“

Abermals längere Pause, bis Thaddäa fragte:

„Wie heißt denn Ihr Sohn?“

„Magnus!“

„Grüßen Sie mir Ihren Magnus, und wenn Sie wiederkommen, schick' ich ihm etwas Besseres.“

„Beim Wort gehalten.“

Es war spät geworden, und die alte Magd kam mit der Laterne, um Thaddäa abzuholen.

„Jetzt geben Sie mir aber eine Hand statt der Handschuhe,“ sagte der Kronenwirth.

„Ach, denken Sie nicht mehr daran. Da, gute Nacht, Herr Gevatter.“

„Gute Nacht, Jungfer Gevatterin! Ich sag' gleich: Behüt' Sie Gott und behalten Sie mich in gutem Andenken.“

Thaddäa ging davon, und die Bäckersleute wunderten sich sehr, als bald darauf der Kronenwirth seine Pferde aus dem Stalle holte, einspannte und trotz aller Widerrede davonfuhr, durch die Nacht, der Heimath zu.

---

4. Bekenntnisse.

„Grüß Gott! Ist's gut gegangen?" so fragte der Staffelnbäck seinen Sohn, als dieser bei der Krone anfuhr.

„Freilich," erwiderte der Kronenwirth absteigend. „Wie geht's meinen Kindern?"

„Die sind wohl. Aber wie viel hast du eingekauft und wie theuer? Hast Proben bei dir oder kommt die Waare gleich hintendrein?"

Mit solchen Fragen bestürmte der Staffelnbäck seinen Sohn, aber dieser eilte ihm voraus, und erst als er seinen Knaben geküßt hatte, sagte er:

„Vater, ich hab' nichts gekauft als hundert Malter Weizen, und die hab' ich wieder verkauft; ich komme leer."

„Da solltest du es machen wie der Schmul von Bieringen."

„Wie hat denn der's gemacht?"

„Wie der von der Handelschaft so heimgekommen ist wie du, kommt er verkehrt zur Thür herein; fragt ihn seine Frau: Schmul, was ist das? Sagt er: Ich hab' kein Geschäft gemacht, ich schäme mich und darf mein Gesicht nicht sehen lassen."

„Ich hab' aber Anderes zu thun gehabt," antwortete der Kronenwirth verdrossen.

Der alte Staffelnbäck war ärgerlich, aber er hatte sich in hohem Grade in der Gewalt und fragte nur:

„Warum siehst du denn so fröhlich aus? Nimm nur den Buben vom Arm herunter, er kann schon lang laufen. Komm', Magnus," sagte er barsch zu dem Knaben, „steig' herunter und geh' in die Küche, ich hab' mit deinem Vater zu reden."

„Nein, nein, lasset mir das Kind, ich hab' ihm was mitgebracht, und da, Magnus, da hast du eine Brezel; ei! sie ist zerbrochen, nun iß nur, die schickt dir Jemand . . die . . dich rechtschaffen gern hat. Wo ist denn die Ernestine? Geh' zur Großmutter und hole sie. Nein, bleib' dort und sag' der Großmutter und der Schwester, ich käme bald nach."

Mit diesen Worten schob der Kronenwirth den Knaben zur Thüre hinaus und dem Vater sagte er: „Vater, ich mein', ich hab' eine Frau gefunden."

„Hat sie Batzen?“

„Ich mein' nur zu viel.“

„Nun, was du zu viel hast, kannst du auf mich abladen.“

Der Kronenwirth ging unruhig im Zimmer hin und her, reckte und bäumte sich und sah sich wie fremd um. Er betrachtete jegliches Stück Hausrath in der Stube, als müßte Stuhl, Tisch und Schrank etwas verrathen.

Jeder Heimkehrende bringt eine veränderte Tageszeit mit, es ist ihm nicht Morgen, nicht Mittag, wie den daheim Verbliebenen; er hat heute schon so viel Fremdes gesehen, ist schon bei so viel Fremdem gewesen, ein ganz Stück Welt ist ihm durch den Kopf gegangen, so daß er sich nicht recht zu denen findet, die im alten Geleis und in der gewohnten Umgebung verblieben sind.

Der Staffelnbäck, ein feiner Menschenkenner, als welcher er sich natürlich zuerst bei sich erprobte, hatte seit Jahren eine seltsame Gewohnheit, die ihm aber sehr förderlich war: so oft er nämlich von einer längeren Reise zurückkam, legte er sich alsbald nach der Ankunft eine Stunde nieder, und es war eine seiner glücklichsten Naturgaben, daß er schlafen konnte, wann er wollte. Dadurch war er auch allzeit wach und lebendig. Wenn er dann bald nach der Heimkehr geschlafen hatte und wiederum aufstand, war er von einer seltenen Behendigkeit und raschen Anordnung. Er war alsbald wieder völlig daheim, ohne alle Unruhe, die wie eine fremde Luftschicht noch an dem Heimgekehrten haftet. Er wollte nun auch den Sohn zu dieser Maßregel bewegen, aber der Kronenwirth war nicht dazu zu bringen; er fand nicht eine Minute Ruhe auf einem Stuhl, und der Vater hatte ihm schon dreimal eine Prise geboten, er hatte sie angenommen, aber immer noch erzählte er nicht zusammenhängend. Jetzt stand er am Fenster, blickte durch die Scheiben hinaus und sagte: „Wir wollen zur Mutter gehen, zu meinem Kind.“

„Sie laufen uns nicht davon. Hast du mir nichts weiter zu berichten?“

„Ja!“

„Nun, was denn? Heraus damit!“

„Vater, ich meine: wenn ich wieder heirathe, die müßt' es sein, die allein.“

„So? woher ist sie?“

„Von Freiburg.“

„Aus einer großen Stadt? Das ist nicht gut, die paßt nicht in unser kleines Städtchen.“ Und eine Prise nehmend fuhr der Staffelnbäck fort: „Ich bin mit dem Vater des jetzigen Postmeisters von Schramberg zur Freierei gewesen in Darmstadt, und da fragt das Mädchen den Engelwirth: Ist's in Laudenbach auch gepflastert? Da sag' ich: Ja, wenn man von einem Stein auf den andern springt! und hab dem Engelwirth gewinkt und bin hinaus aus der Stube. Bald ist er mir nachgekommen, und wir sind in unser Wirthshaus, haben einspannen lassen und sind davongefahren wie die Feuerdiebe, und das war gut. Es will sich nicht schicken, ein Mädchen aus einer großen Stadt zu nehmen. Ja freilich! Die möchten, daß man ihretwegen die Straßen neu pflastere und die Häuser frisch anstreiche, und wenn der Wind geht, und wenn's regnet, da thun sie, als ob bei ihnen daheim ewiger Sonnenschein wäre. Wenn

du mir folgst, nimmst keine aus einer großen Stadt, die sind voll Ansprüche; zum Besten, was man ihnen gibt, machen sie ein Gesicht wie ein Hund, dem man ein Glas Wein vor die Schnauze hält."

„Nein, die ist bescheiden und demüthig. Nur zu demüthig."

„So? da wird es wohl einen Haken haben?"

„Ich wüßt' eigentlich nicht."

„Jetzt sag', wer sie ist."

Der Kronenwirth erzählte, allerdings mit Verschweigung einiger Umstände, der Staffelnbäck nahm eine frische Prise, und in der Art, wie er sie schnupfte, lag ein unaussprechliches Behagen, und er sagte:

„Ja, du artest nach des Musterlehrers Familie; die thun immer, wie wenn sie nicht fünf zählen könnten und haben's faustdick hinter den Ohren. Das hast du ja ganz pfiffig gemacht, daß du dem Geldstumpf die Bohnen und Erbsen nicht abgekauft hast; du willst das Gemüse haben und ein gut Stück Fleisch dazu."

„Vater, machet keine solche Späss', Ihr wisset, ich kann das nicht vertragen," sagte der Kronenwirth und wurde flammroth im Gesicht. „Ich kann Euch nicht sagen, wie mir's ist, ich hätt's nicht geglaubt, daß es je wieder so sein könnt'; wenn man mir das damals gesagt hätte, damals —"

Und der starke Mann weinte die hellen Thränen und schluchzte laut.

Der Staffelnbäck ließ ihn gewähren, er wußte, daß diese Herzerleichterung gut und nöthig war. Er saß ruhig auf seinem Stuhl, schnupfte nicht, sondern hielt nur die Nase in die geöffnete Dose.

„Komm mit zur Mutter," sagte er endlich, und der Kronenwirth ging mit dem Vater in's elterliche Haus.

Als der Kronenwirth hier sein Töchterchen sah, hob er es auf den Arm, umhalste und küßte es und wollte gar nicht wieder von ihm lassen. Aber bald nach den ersten Begrüßungen schickte die Staffelnbäckin das Enkelchen zur Stube hinaus und sagte ihrem Sohne:

„Raimund, das gefällt mir nicht. Was hast du das Kind so zu küssen, daß du es fast erdrückst? Ich kann die heutige Mode nicht leiden, daß man die Kinder immer so herzt und küßt. Ich kann's an den Fingern herzählen, wie vielmal mich mein seliger Vater geküßt hat, und er hat mich doch so lieb gehabt, als je ein Vater sein Kind, nnd ich ihn so lieb, als je ein Kind seinen Vater. Thu' das nicht mehr, Raimund, das ist nicht gut."

„Ja, Mutter, das hat seine besonderen Gründe."

„So? Und was denn?"

„O Mutter, ich weiß gar nicht, wie mir's heute ist, wenn ich meine Kinder ansehe. Es ist gewiß zu ihrem Glück, aber ich meine doch, ich nehme ihnen, was ihnen gehört .... an mir .... von mir ...., nein, ich nehm' ihnen nichts, ich geb' ihnen, ja ich .... ich geb' ihnen wieder eine Mutter."

Bei den letzten Worten war die Staffelnbäckin aufgestanden, dann setzte sie sich rasch wieder mit einem tiefen Seufzer und sagte:

„O Ihr Männer! O Ihr Männer! Man sollt' es nicht glauben, wie Ihr Männer seid. Ja, ja, wenn eine junge Mutter stirbt, sollte man nur gleich das Kind mit in's Grab legen; das Beste ist ihm aus der Welt geschwunden und das Böseste kann ihm werden: eine Stiefmutter. O wie vielmal hab' ich's gesehen, wie da alle Ansprüche und Anforderungen gemacht werden an das Höchste und Heiligste: Mutterliebe — und gerade das ist gefälscht und versäuert. Ja, ja, Ihr habt mich getröstet, mir eingeredet, ich sollt' nicht so jammern, wie sie gestorben ist; ich hab' nicht geweint, weil sie gestorben ist; was ist denn Sterben? Ich hab' geweint, weil etwas Anderes nachkommt, was viel ärger ist, viel ärger als Sterben, tausendmal härter. Ja ja, es ist wahr, was man im Sprüchwort sagt: Wenn ein Mann zum zweitenmal heirathet, weint der Altar."

Die Staffelnbäckin brach in Thränen aus und das war selten bei ihr, denn sie bewältigte gern die Gemüthsaufregungen; wie sie vorhin ihrem Sohne das heftige Küssen des Kindes verwiesen hatte, so duldete sie auch bei sich nicht gern eine heftige Wallung.

Es war gut, daß eben an's Fenster geklopft wurde, sie mußte Brod hergeben, und jetzt kam sie wieder in's alte Geleis.

Der Kronenwirth, der dem Vater noch Vielerlei verschwiegen hatte, erzählte jetzt der Mutter Alles, wie es gekommen war, und sie schüttelte ablehnend den Kopf, als er berichtete: wie der Ruhm der Mutter, den der Münsterbäck verbreitet habe, ihm gewiß am meisten dazu verholfen, die freundliche Zuneigung des Mädchens zu gewinnen. Er dankte der Mutter, daß er ihren Segen genieße, aber sie winkte wiederholt mit der Hand ablehnend. Je weiter er indeß nun erzählte, um so fester und durchdringender wurde ihr Blick, und endlich sagte sie: „Wenn's einmal sein soll, so glaub' ich, daß du da am Besten dran bist. Ein Mädchen, das ein schweres Schicksal hat, das verscheucht und verschüchtert ist, und sich still in sich zusammennimmt, das ist ein Stiefkind der Welt. Es hätte sein können, daß sie verbittert worden wäre, händelsüchtig, um der ganzen Welt was anzuhängen; weil sie und die Ihrigen nichts gelten, soll die ganze Welt auch nichts nutz und alles nur Scheinheiligkeit und auf's Betrügen abgerichtet sein. Ich kenne eine, die immer so gehässig, keinen Vogel vorbeifliegen läßt, dem sie nicht ein paar Federn ausrupft —"

„Nein, Mutter, so ist die nicht, die hat ein feines Gemüth, eine barmherzige Seele."

„Ja, ja, sie ist auch ein Stiefkind, und so ein Stiefkind der Welt kann eine gute Stiefmutter geben, die weiß, wie Lieblosigkeit thut, die wird gern im Stillen glücklich sein und Gutes thun, wird auch gern stille Hochzeit halten und wird nicht wollen, daß da viel Musik und Lärm sei und daß du thust, als ob du aus dem Häuschen und zum Erstenmal auf der Welt wärst. Wenn sie so ist, wie ich mir's denke; aber lieber Gott, wer weiß das? Wer weiß, wie Erfahrungen ein Gemüth ganz anders machen, als eigentlich auf gradem Weg sein sollte? Aber das ist doch gut, das gefällt mir, daß sie dir nichts Gutes, nichts Freundliches gesagt, sondern deinem Kind was geschickt hat; wenn sie's weiter so versteht, kann sie das

Himmelreich auf Erden erwerben. Es gibt nichts Schwereres auf der Welt, als eine zweite Mutter sein!"

„Die Mutter hat Recht," sagte der Staffelnbäck schelmisch, „da zeigt sich wieder, daß wir Männer viel besser sind als die Weiber. Es gibt mehr gute Stiefväter als gute Stiefmütter."

„Das ist leicht. Ein Vater sieht das Kind fast nur, wenn es angezogen ist, hat viel weniger mit ihm zu thun; eine Mutter aber muß dem Kind in Allem abwarten und eine Frau ist vor dem dreißigsten Jahre oft selber noch ein halbes Kind und kann einem Kind freund und feind sein. Aber darüber haben wir jetzt nicht zu reden. Freilich, mir wär's lieber gewesen, du hättest eine Arme genommen, die dankbar wäre .... aber wer weiß .... Vor Allem bedenke: du heirathest nicht für dich, du heirathest für deine Kinder. Versteht sich, die Ernestine, die behalten wir, sie weiß, was sie bei uns gilt, nur zuviel; der Großvater hat seine Freude daran, wenn sie so trotzig und eigenwillig ist; aber ich weiß sie zu behandeln. Ich glaub', daß sie doch noch brav wird: aber einer Fremden kann ich's nicht zumuthen, daß sie das Kind zu behandeln versteht. Dem Magnus kann's nichts schaden, wenn er ein bischen rauh angefaßt wird; ein Bub' muß das lernen und es kommt ihm für sein ganzes Leben gut. Aber die Ernestine, die ist einmal unser, da soll sie keine Ueberlast daran haben. Warum hat sie aber der Ernestine nichts geschickt?"

Es war gut, daß jetzt Besuch kam, so daß der Kronenwirth auf das Letzte nicht zu antworen brauchte.

Jetzt, nachdem der Kronenwirth sich so zuversichtlich und bestimmt gegen die Mutter ausgesprochen, kam ihm wieder ein Bangen, ob er sich nicht zu viel aufgebürdet, ob er sich nicht selber etwas vorgelogen — und ja, das ist sicher, er hatte Thaddäa etwas vorgelogen. Das erzählte er nun dem Vater auf dem Gang nach der Mühle, wie er Thaddäa nur von Einem Kinde gesprochen und das andere gar nicht erwähnt habe, und wie sie nun glauben müsse, daß er nur ein einziges Kind habe.

„Drum!" sagte der Staffelnbäck, „jetzt hab' ich's. Es hat mir noch immer eine Stufe gefehlt, daß sich ein Mädchen so schnell entschließt, einem Wittwer, der zwei Kinder hat, Hoffnung zu geben."

„Ja, Ihr habt Recht, Vater, darum darf ich nichts verhehlen und es wird sich zeigen, was aus der Sache wird."

„Das kann ich dir gleich sagen: nichts wird daraus."

„Das wird mir weh thun, aber noch weher wird mir's thun, wenn ich mein Lebenlang meine Kinder fremd und lieblos behandelt sehe; das würde mir täglich das Herz im Leib umdrehen."

„Wie du nur redest! Ich glaube, daß das Mädchen nach Allem, was du von ihr gesagt hast, auch die Ernestine gut behandeln würde."

„Das glaube ich auch."

„Aber der Geldstumpf gibt sie dir nicht, und ich an seiner Stelle thät's auch nicht. Schau, Ein Kind ist kein Kind; im Gegentheil, das denkt sich ein braves

Mädchen wie ein lustig Spielzeug, es will seine Puppe haben, mit der es gleich spielen kann. Aber zwei Kinder, das sind schon Kinder, viel Kinder, ein Haus voll Kinder. Drum weißt du wie's ist?"

„Wie?"

„Du hast auch nur Ein Kind. Die Ernestine geht dich gar nichts mehr an, die geben wir nicht mehr her; die ist unser."

„Ja, kann ich denn aber mein Kind verläugnen?"

„Das brauchst du nicht und später gar nicht, das gibt sich schon. Glaub' mir, wenn du jetzt kommst und sagst: ich hab' noch was vergessen, ich hab' noch ein Töchterchen von neun Jahren; was meinst du, was sie da von dir denken wird? Vorbei ist's. Das ist ein schöner Vater! wird sie denken, der mit keiner Silbe von seinem Kind redet."

„Ja, das beweist ja für mich, drum ist's eben nichts. Ich kann das Herz nicht haben, daß ich mein Kind verläugne; es ist doppelt schlecht, himmelschreiend gegen mein Kind und himmelschreiend gegen die, die ich zu meiner Frau machen will. Nein, nein, das läßt sich nicht machen, drum reden wir nicht mehr davon!"

„Und ich sag' dir, es ist am besten so: die Ernestine ist unser."

„Aber es kann der Thaddäa doch nicht verborgen bleiben, und wenn sie es später erfährt, was muß sie von mir denken?"

„Besser als jetzt, denn jetzt stehst du einfältig da. Habe ich dir nicht tausendmal bewiesen, daß ich besser weiß, wie man in der Welt durchkommt? Jetzt folg' mir. Eingefädelt ist's, und ich will schon den Knopf machen, mit festem Stich; laß nur mich. Sei froh, daß du mich noch an der Hand hast."

„Aber die Mutter, was wird die dazu sagen, wenn sie's erfährt?"

„Man sagt ihr's eben jetzt noch nicht."

„Und wie soll ich denn zu meinem Kinde sein, wenn's mir begegnet, wenn's mich ruft, wenn ich ihm rufe? Nein, Vater, es geht nicht. Wie glückselig bin ich gewesen und wie bin ich jetzt .... aber es soll nicht sein, nein, es darf nicht sein."

„Deine Mutter hat dir ein gescheites Wort gesagt," erwiderte der Staffelnbäck: „ein Mädchen, das einen Wittwer heirathet, darf bei der Hochzeit keine Musik verlangen; aber du, du verlangst jetzt die Musik."

„Ich? O Gott, nein."

„Doch, doch. Ich bin auch einmal jung gewesen, so gut wie du; da hängt der Himmel voll Geigen, wenn man die gesehen hat, die die Rechte sein soll, aber das kommt nur Einmal im Leben vor, dann nie mehr wieder. Die Sonne im Lebenstag geht nur Einmal auf und jede Kirch' hat nur Eine Kirchweih, hat mein Schwiegervater im Sprüchwort gehabt. Du mußt jetzt mit Ueberlegung heirathen und nicht verlangen, daß alle Musikanten im Herzen aufspielen."

„Nein, ohne das heirath' ich nicht."

„Du hättest sollen Schulmeister werden, dabei bleib' ich; du bist von des Musterlehrers Art. Was brauchst du mir das Alles jetzt zu sagen? Behalt' das für dich und deine Braut. Und die Sache mit der Ernestine nimm leichter. Vor der Hand

kannst du die Ernestine nicht einbrocken; aber nimm die Sache leichter. Du nimmst Alles zu schwer."

Der Staffelnbäck brach ab, er war klug genug, zu wissen, daß der Baum nicht auf einen Streich fällt; aber es war schon genug geschehen, einstweilen war ringsum der Boden aufgegraben, in dem die Wurzeln ruhen.

Der Kronenwirth mußte viel darüber nachdenken, daß sein Vater Recht hatte. Er nahm das Leben gar zu schwer, das mußte er sich selber gestehen. Auch das sollte anders werden. Freilich war es hier wohl am Platze, das Leben schwerer zu nehmen, und er lächelte still vor sich hin über einen glücklichen Plan. Der Vater hatte ja selber gesagt: er brauche ihm nicht Alles zu gestehen. Sei's denn! so sollte der Vater in seiner klugen Weise mitwirken, die Sache in's Reine zu bringen, und er selber wollte Thaddäa bei erster Gelegenheit die volle Wahrheit sagen.

Gut denn! Er wollte das Leben leichter nehmen.

Der Staffelnbäck sprach mehrere Tage nichts mehr von der Sache, er ließ das Angeregte still in dem Sohne fortglimmen, und er lächelte eines Tages schelmisch vor sich hin, als der Kronenwirth zu seiner Mutter sagte:

„Seht Ihr nun, Mutter, wie ich Euch folge? Ich bin ganz ernsthaft und ohne Zärtlichkeit gegen die Ernestine, und so will ich's auch halten. Es ist besser, man wird ein bischen rauh behandelt in der Kindheit; man hat's dann leichter im spätern Leben."

Der Staffelnbäck lächelte schelmisch vor sich hin, er wußte, was diese Rede zu bedeuten hatte, und am Abend fragte er einfach seinen Sohn: „Bis wann wollen wir denn nach Freiburg fahren?"

„Morgen, wenn Ihr wollt, oder noch heut," erwiderte der Kronenwirth. . . .

Ernestine aber hatte zufällig belauscht, wie Großvater und Vater mit einander davon gesprochen hatten, daß man sie verläugnen wolle; es ging Etwas vor im Herzen des Kindes, das sich schwer erforschen ließ.

Der Großvater hatte oft im Beisein des Kindes, so sehr auch die Staffelnbäckin dies zu verhindern suchte, davon gesprochen, wie unbehülflich, wie leicht von Jedem bestimmt und übervortheilt der Kronenwirth sei. Er hatte nach seiner Weise dies oft mit derben Späßen gethan, und wenn ihm die Großmutter solches streng vorhielt, sagte er: Ich muß mich doch vor dir aussprechen, vor der Welt halte ich schon meine Hand über ihn. Diese Reden waren doch in die Seele des Kindes gefallen, und jetzt, da es sich verläugnet sah, bildete diese Wahrnehmung, verbunden mit dem früher Gehörten und oft Bespöttelten, einen eigenthümlich trotzigen Entschluß in ihm aus.

Es gibt Stoffe, denen man es nicht ansieht, daß eine Säure in ihnen aufgelöst ist; erst wenn ein neuer Stoff sich hinzugesellt und sich mit der gelösten Säure verbindet, merkt man dieselbe. So auch geht es oft im Gemüthe: es zeigen sich in überraschender Weise die Ergebnisse herber Eindrücke beim Hinzukommen einer neuen Thatsache, indem sie sich mit dieser verbinden.

Am Morgen, während die Großmutter noch schlief, stand Ernestine rasch auf, kleidete sich ganz allein an, und als beim ersten Tagesschimmer Vater und Großvater

zum Städtchen hinausfuhren, da stand Ernestine am Berge hinter den Bäumen, schaute ihnen eine Weile starr nach, dann eilte sie vorwärts. Sie hat später erzählt, daß sie, wenn auch nicht ganz klar, den Vorsatz hatte, auch nach Freiburg zu wandern und dort Allen unter die Augen zu treten und zu sagen: „Ich bin auch das Kind!“ Sie rannte fort und fort und weinte und schrie dabei.

Zufällig kam der Müllerknecht mit seinem Trupp Esel, die mit Kornsäcken beladen waren, den Fußsteig herab; er sah Ernestine, rief sie an, das Kind gab verworrene Antworten, und ohne weiter viel zu fragen, hob der Müllerknecht Ernestinen auf, setzte sie bequem auf einen Esel und brachte sie nach der Stadt zurück. Die Kinder des Thorwarts spielten hier bereits, und Ernestine, die an ihren Bruder denken mochte, ließ sich nicht mehr halten, sprang herab und eilte in die Stadt hinein, nach dem elterlichen Hause zu ihrem Bruder.



So lange Vater und Großvater abwesend waren, ließ Ernestine ihren Bruder nicht von der Hand, und es ließ sich nicht sagen, woher das Gerede unter die Menschen gekommen war, man fragte sie überall: bis wann ihre neue Mutter käme. Ernestine war ganz stolz, als sie hörte: wie es gar nicht nöthig sei, daß der Kronenwirth wieder heirathe, denn Ernestine werde bald groß und könne schon jetzt wie eine Mutter für ihren Bruder sorgen. Und die alte Magd erzählte den Kindern oft das Mährchen vom Machandelbaum: wie eine böse Stiefmutter ihr Stiefkind tödtete; das Schwesterchen vergrub die Gebeine des Brüderchens unterm Machandelbaum und das Brüderchen wurde ein Vogel und sang so wunderbar, und trug einen großen Mühlstein um den Hals, den warf er vom Baume nieder und zerschmetterte damit die böse Stiefmutter . . . .

5. Die Brautfahrt.

Vater und Sohn fuhren lange Zeit still dahin, und dem jungen Manne war es bang zu Muth, er wäre gern wieder umgekehrt, wagte aber seine Weichheit nicht vor dem Vater kund zu geben. Endlich gestand er, daß er wohl zu viel gesagt; er sei mit Thaddäa noch bei weitem nicht so im Klaren, daß er der Antwort gewiß sei, und mit dem Geldstumpf habe man überhaupt noch kein Wort gesprochen.

„Ich weiß nicht," antwortete darauf der Staffelnbäck, „du bist gar nicht wie ein Mann, der schon einen Hausstand hat und ein Kind; du thust ja wie ein junger Bursch so blöd und ungeschickt. Es will mir auch so scheinen, als ob wir in den Nebel hineinfahren, aber jetzt sind wir einmal auf dem Weg und jetzt müssen wir in's Klare kommen. Grüble nicht zu viel voraus, was und wie Alles werden soll; der Markt wird uns lernen kramen."

Der Kronenwirth kam sich wie gebannt und gefangen vor von seinem Vater, und dieser war klug genug, seinen eigentlichen Plan zu verschweigen.

Der Sohn hatte nun einmal selbst an Wiederverheirathung gedacht, das mußte ihm recht deutlich vor Augen geführt werden, und wenn auch aus der nächsten Sache nichts wurde, so war er doch leicht zu einer andern zu bringen, für die der Staffelnbäck schon sorgen wollte.

Die Seele des Kronenwirths war dem schnell dahinrollenden Wagen vorausgeeilt, er war bei Thaddäa und sagte ihr Alles, und plötzlich wurde er wie verwundert gewahr, daß er noch auf dem Wagen sitze, daß der Vater ihn allerlei frage, und ringsum ist eine fremde Welt.

Als man endlich wiederum bei jenem Bäckerhause am Münsterplatze anfuhr, und der junge Bäcker seinen alten Meister hoch willkommen hieß, sagte der Staffelnbäck:

„Es ist recht, daß du mich noch Meister heißt; aber es ist besser, ich will sagen es ist schicklicher für dich: du heißt mich jetzt nur Herr Stadtrath!"

„Ja wohl, Herr Stadtrath," sagte der Bäcker.

Während der Staffelnbäck bei der jungen Frau saß und sich noch mehr nach Thaddäa erkundigte, schließlich aber geradezu sagte, warum er gekommen sei, ging der Kronenwirth voll Unruhe in der Stadt hin und her. Da war er jetzt noch ein Fremder, wo er vielleicht bald daheim sein wird, und in diesen Straßen war Thaddäa so viele Jahre hin und her gegangen, war klein gewesen und groß geworden, hatte nichts von ihm gewußt und er nichts von ihr, und jetzt bald sollten sie Beide nichts mehr denken, nichts mehr genießen, nichts mehr erleben, was nicht ihnen gemeinsam gehörte. Vielleicht ging da und dort Einer, der sie kannte, mit dem er von ihr hätte

reden können; aber er wußte es nicht und konnte nicht fragen. Er ging durch die Kaiserstraße und stand lange am Breisacher Thor und betrachtete das grelle Bild vom heiligen Martin, der für den nackten Armen ein Stück seines Mantels mit dem Schwerte abschneidet. Er betrachtete selbstvergessen das Bild, und doch war's ihm wieder, als könne er die Blicke Thaddäa's davon absehen, die wer weiß wie vielmal darauf geruht haben mußten.

Der Kronenwirth war zum Schloßberg hinaufgewandert, und von hier aus schaute er weit umher in die erquickende Aussicht, hinab auf die Stadt und das Rheinthal entlang bis an die Vogesen. Und hier in der Nähe: wie ist Alles so wonnesam! Die Berge vereinen die Frische des Waldes und die saftige Freudigkeit der Rebgelände und alles Wachsthum ist so gedeihlich voll.



Man hörte keinen Laut in der Natur, und was von Menschen und ihrem Sinnen und Treiben Kunde gab, war dort aus der Stadt das Geläute der Glocken und drüben vom Walde her Hörnerklang der Signalisten, die sich ihre Feldzeichen einübten; denn damals tönte die dritte Weltmacht: die Fabrikenglocke, noch nicht darein.

Der Geruch der herbstlich welkenden Blätter, das ferne Tosen des Stadtgewühls, alles das weckte plötzlich im Kronenwirth eine Erinnerung, sie war noch nicht so alt: wie er einst auch an einem solchen Abend hinausgegangen vor das Thor, hinauf auf den Berg, und er konnte es nicht begreifen, daß die Bäume noch stehen, daß die Fuhrwerke noch die Straße entlang fahren und die Hirtenknaben beim weidenden Vieh singen und einander zujauchzen und mit den Peitschen knallen. Da ist die reiche Welt und da drin ist der Tod, denn dort unten lag —

Doch vorbei! Erinnerungen können auferstehen, aber sie wecken das Leben nicht mehr, und eben jetzt muß es anders sein. Aber kann's denn möglich sein, daß wieder ein Frühling kommt und du jubelst ihm zu?

Wie vor sich selbst fliehend eilte er den Schloßberg hinab. Ein leiser abendlicher Herbstduft begann schon sich zu verbreiten. An der Karthäuserstraße blieb der Kronenwirth plötzlich stehen an einem Gartenzaune, hinter dem sich ein wohlgepflegter

Garten mit einem schönen Sommerhäuschen zeigte. Er blieb wie gebannt, und es war ihm, als kenne er die Stimme, die er sagen hörte: „Ja, Joseph, geh jetzt, geh hier durch des Nachbars Garten, damit der Vater nichts erfährt. O Gott, es muß doch einmal die Zeit kommen, wo wir nicht mehr im Geheimen, verstohlen beisammen sind, wie jetzt; geh schnell, geh, mir ist so bang."

Rasch huschte ein Mann davon, und der Kronenwirth zitterte — es war wirklich Thaddäa, die gesprochen hatte. Er wollte eben im Innersten getroffen davonschleichen, als sich jetzt auch Thaddäa umwendete und ihn erkannte. Sie blieb starr und fuhr sich nur einmal mit der Hand über die Stirn, als ob sie träume. Endlich brachte der Kronenwirth die Worte hervor: „Guten Abend, Jungfer Gevatterin." Sie war wunderbar gefaßt und sagte:

„So? Sie sind es? Heut geschehen mir ja lauter Wunder; es sind noch keine fünf Minuten, daß ich von Ihnen gesprochen habe."

„Von mir?"

„Ja! Mein Bruder war eben da, der, von dem ich Ihnen erzählte, daß mein Vater nicht dulde, daß ich mit ihm rede."

„So, das war also der Bruder? Verzeihung."

„Was soll ich verzeihen?"

„Nein, nein! ich weiß nicht, was ich rede. Ist's erlaubt, daß man eintrete?"

Thaddäa antwortete nicht, und ohne weiter viel zu fragen, öffnete der Kronenwirth die Thür und trat in den Garten.

Er stand neben Thaddäa, nicht weit von einem Apfelbaum, dem die schweren rothbackigen Früchte die Zweige fast bis zum Boden hernieder zogen. Der Kronenwirth hielt einen Apfel in der Hand, den er nicht abriß, und er sagte: „So? Sie haben von mir gesprochen? Das ist recht. Ich habe auch viel von Ihnen gesprochen, aber noch mehr zu Ihnen; ich meine, Sie müßten alles wissen, und mein Vater ist jetzt auch mit mir gekommen, und wir sind jetzt da, und das ist Gottes Fügung, daß ich Sie so vorher treffen muß. Wie hab' ich in der ganzen Stadt alle Menschen angesehen und hätte sie gern gefragt: Könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich meine Gevatterin sehe, nur auf ein paar Minuten? Und jetzt bin ich da, und jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll, und Sie haben mir noch nicht einmal eine Hand zum Willkommen gegeben."

Sie reichte die Hand dar, sie zitterte, und der Kronenwirth fuhr fort:

„Ich bin doch kein junger Mensch mehr, ich hab' schon Schweres erfahren, und es schickt sich nicht mehr für mich, so zu sein, und ich weiß doch nicht, wie mir's ist... o wenn nur ein Anderes für mich redete, ich darf nicht sagen, daß . . . daß man mir nichts Böses nachsagen kann. O, wenn nur meine Mutter da wäre."

„Sie sind ein ziemlich ausgewachsenes Muttersöhnchen, das schon für sich allein reden kann," scherzte Thaddäa, aber der Kronenwirth ging nicht auf den Scherz ein, und sie fuhr fort: „Sie sind glücklich, noch die Mutter zu haben."

„Ja, und was für eine Mutter. Ich bin der Sohn, man könnte mir's als Ruhmredigkeit auslegen; aber die ganze Stadt, die ganze Gegend ist Zeuge, daß sie

die Rechtschaffenheit selber ist, und doch weiß keines so wie ich, wie sie so grundgut allen Menschen Gutes nachredet, allen Menschen Gutes thut, wovon sie nichts wissen. Die nicht mehr ist, die hat's auch gewußt; wie viel tausendmal haben wir davon gesprochen, und wenn wir davon gesprochen gehabt, da war's uns, wie wenn wir aus der Kirche kämen; aber die Mutter kann auch gut lachen und lustig sein; ich hab's auch früher gekonnt und kann's auch wieder; o, ich kann mir nichts Schöneres wünschen, als wenn Sie bei meiner Mutter säßen und ihr Beide sähet einander in die Augen. Sehen Sie mich jetzt auch an, ich weiß nicht mehr, was ich red'."

„Ja, ja," sagte sie, „ich hab' mir's gedacht, daß Sie die Eltern so lieb haben, und was ist das für ein Glück: noch eine Mutter zu haben und solch eine Mutter. Der Münsterbäck hat mir viel von ihr erzählt."



„Das ist brav von ihm, aber er kennt sie doch nicht so, wie der leibliche Sohn sie kennt."

„Ja, ja," sagte Thaddäa, „wie die Eltern sind, das kann kein Anderes wissen. Mein Vater — warum soll ich's nicht sagen? — ich weiß wohl, daß er von vielen Menschen übel angesehen ist; aber ich weiß doch, er hat ein weiches Herz und er schämt sich nur, daß es ihm die Welt anmerke, und Sie werden auch meinen Vater ehren und achten."

„Gewiß!" sagte der Kronenwirth, „und ich hab' Sie nochmal so lieb, weil Sie das sagen, und werd' es ewig gedenken."

Die Beiden redeten lange kein Wort mehr mit einander, und in der Pause fielen zu gleicher Zeit zwei Aepfel vom Baume und Beide wendeten sich danach; der Kronenwirth hob sie auf, gab Thaddäa einen davon, den andern behielt er für sich. Thaddäa nahm den Apfel an, als ob sich's von selbst verstünde, und den rothbackigen Apfel betrachtend sagte sie:

„Wie geht's denn Ihrem Kind?"

„Gut. Und was ich noch hab' sagen wollen —"

Der Kronenwirth kam nicht dazu, weiter zu reden, denn der kleine Knabe von Kirchzarten, der beim Münsterbäck war, trat plötzlich in den Garten und sagte: „Jungfer Thaddäa, Ihr sollt gleich zu meiner Base kommen, sie hat Euch was ganz Nöthiges zu sagen, aber augenblicklich."

„Darf ich Sie nicht begleiten?" fragte der Kronenwirth.

„Nein!" lautete die Antwort, aber in dem Tone, in dem dieses gesprochen war, lag nicht nur die entschiedene Abwehr, sondern auch solch ein treuherziger Ausdruck, daß der Kronenwirth fröhlich nickte.

„Ich hätte Ihnen noch so Vieles zu sagen," stotterte der Kronenwirth; aber das Mädchen winkte ihm mit den Augen, daß er vor dem Knaben nichts mehr sagen solle. Schnell nahm sie ihr Tuch um, winkte dem Kronenwirth, daß er aus dem Garten trete, verschloß den Garten und eilte mit dem Knaben raschen Schrittes davon.

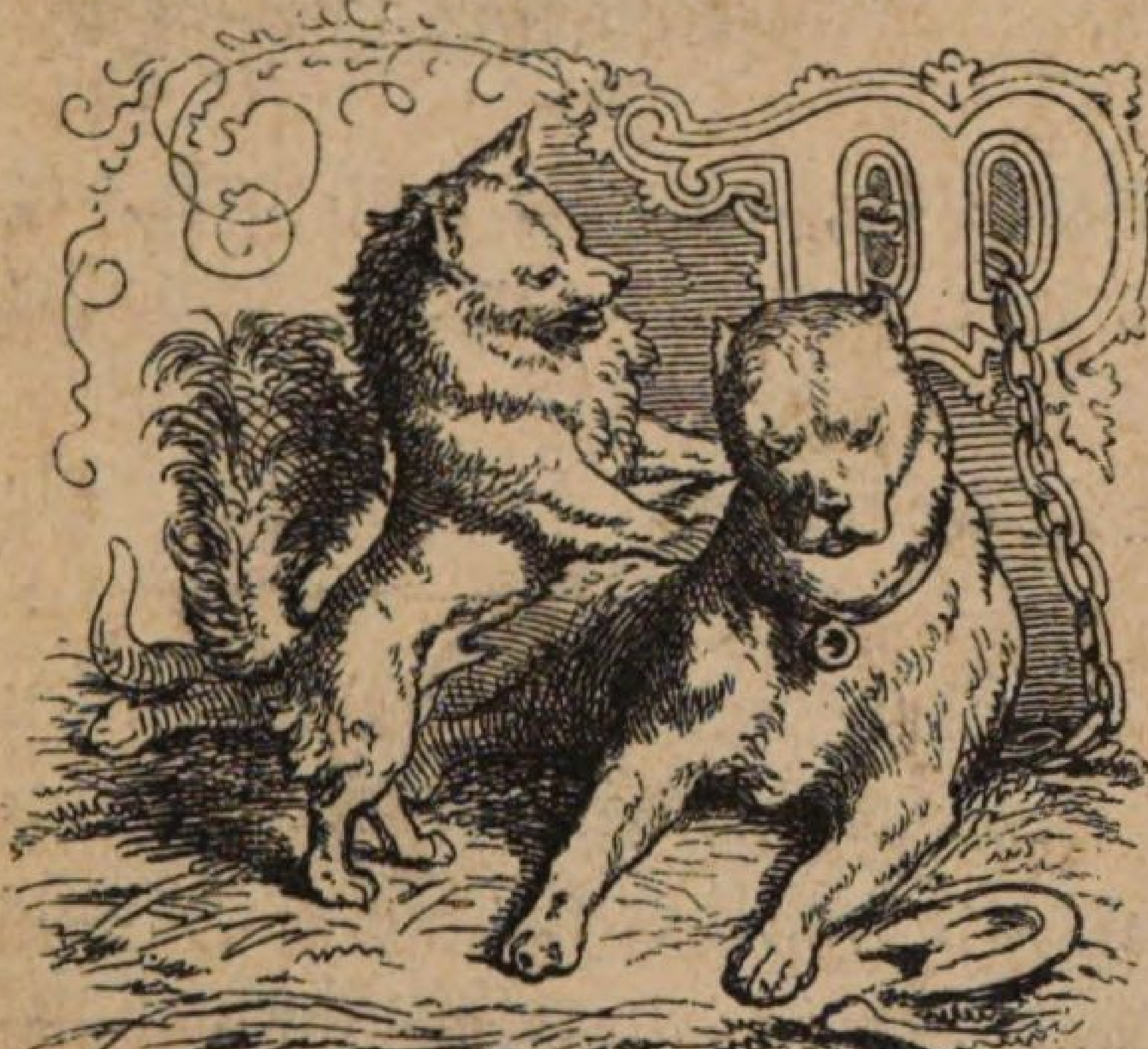
Der Kronenwirth ging ihr einige Schritte nach, dann hielt er ein; so Vieles bestürmte ihn, aber aus Allem heraus kam ihm der Gedanke: Warum hast du's ihr nicht jetzt gleich gesagt? O hättest du's nur! Dann wäre keine Lüge mehr, nichts mehr zwischen euch! — Es wurde ihm so bang, daß er sich auf einen Steinhaufen am Wege setzte, und es peinigte ihn tief, daß das, was er bis jetzt verschwiegen, nun auch verschwiegen bleiben mußte. Er selber kam sich wie ein verstoßenes, verleugnetes Kind vor, und jetzt war's ihm, als säße sein Kind neben ihm, und unwillkürlich griff er mit der Hand nach der Seite.

Nein, es darf nicht sein.

Schnell erhob er sich und ging nach der Stadt, er wußte ja, wo Thaddäa zu finden war, er konnte es ihr jetzt noch sagen; jetzt erschien es noch nicht als Lüge.

---

6. Man findet sich.



ährend der Kronenwirth auf dem Schloßberge und im Garten gewesen war, hatte der Staffelnbäck bei der Frau seines ehemaligen Gesellen genug erforscht, und dießmal erfand er wiederum den graden Weg nicht nur als den besten, sondern auch als den kürzesten. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der Geldstumpf seinen Abendschoppen im Gasthofe zum „wilden Mann" in der Salzgasse trank, und er ging nun zu ihm.

Er fand ihn allein an einem Tische. „Mit Verlaub," sagte er und setzte sich zu ihm. Der

Geldstumpf legte die Hand auf den Kopf seines großen Hundes, nickte und schaute verwundert auf den Fremden, oder war's wirklich der Staffelnbäck? Ah, der kommt, um einen Vergleich zu machen. Gut, wer zuerst kommt und bittet, der hat einsehen gelernt, daß er Unrecht hat, und muß auch dafür blechen.

Der Geldstumpf führte sein Glas zum Munde, aber er trank nicht. Er war vor Allem wohlbedacht auf seine Gesundheit; war ja sein Leibspruch bekannt: „Ich hab' mir Gottlob nichts vorzuwerfen, ich hab' mir mein Lebenlang nichts abgehen lassen.“ Er fühlte, daß er jetzt in einer triumphirend freudigen Bewegung war, und da thut ein Trunk auch nicht gut; es muß sich vorher wieder Alles zur Ruhe gesetzt haben, dann schmeckt's besser. Er betrachtete über das Glas weg nochmals den Staffelnbäck scharf, aber dieser sagte:



„Ja, ich bin's leibhaftig. Wir können ja heute ruhig mit einander trinken und morgen mit einander vor Gericht stehen.“

Der Geldstumpf wußte wohl, daß der Schelm seine Sache für verloren gab und nur noch gute Worte dafür haben wollte, aber er nahm sich vor, ihm auch diese nicht zu geben, und sagte:

„Ich lasse nicht mit mir spaßen, du wirst morgen schon merken, mit wem du's angefangen hast.“

„Ist mir eine Ehre, daß du mich duzest, komm, laß uns drauf anstoßen,“ sagte der Staffelnbäck und stieß mit seinem Glase an das des Geldstumpfs, das dieser nicht berührte, dann sagte der Staffelnbäck: „So, es läßt sich mit ‚du‘ viel besser reden. Also wegen dem Proceß bist du bös? Ich hab' gemeint, ich thu' dir einen Gefallen damit. Dir ist's ja nicht lieb, wenn du nicht mindestens ein Dutzend Processe hast, und da hab' ich auch einmal sehen wollen, wie man mit dir um die Wette reitet, und von dir überholt zu werden, ist keine Schand.“

Der Geldstumpf schmunzelte, und seinen Hund streichelnd sagte er zu diesem: „Gelt du, Türk, wir Zwei verirren uns nie.“

Und ebenfalls zum Hunde gewendet sagte der Staffelnbäck: „Du bist ein Türk und dein Herr ist ein Heide. Ja, bei euch trifft es ein, ihr seid mit allen Hunden gehetzt; beiß' mich nicht, ich will dir ja nichts anthun. Du bist auf den Mann abgerichtet und dein Herr auf was Anderes —“

Der Geldstumpf lachte. Nun war das Spiel gewonnen.

Der Staffelnbäck war sicher: wenn er nur angehört wurde, so gab es nichts, was er nicht ausgleichen konnte. „Und schau," sagte er, „es gibt Wege, die sind so schmal, man glaubt gar nicht, daß da zwei Fuhrwerke einander ausweichen uud aneinander vorüber können, und nun gar beladene, und — es geht doch. Aber weißt wie? Das eine Fuhrwerk muß still halten, dann kann das andere vorbei. Fahr' du zu! fahr' zu! ich halte still."

„Du bist nicht dumm," sagte der Geldstumpf und nickte dem Staffelnbäck zu, und dieser ging leicht darüber weg, daß er den Rechtsstreit als erledigt betrachte. Er rühmte den großen Geschäftskreis seines Gegenüber, wobei er einstreute, daß es ihm auch nicht an einträglicher Geschäftsthätigkeit fehle; aber was wolle das Alles heißen gegen die alten Kriegszeiten, da habe man mit dem großen Messer Stücke herunter gehauen. Der Geldstumpf wurde immer vergnügter, als der Staffelnbäck einige von dessen wohlbekannten Hauptstreichen erzählte, die er bei den damaligen Militärlieferungen ausgeführt habe, und besonders wie er einmal in Villingen, im Hauptquartier, vierzig einjährige Rinder für vierhundert Ochsen ablieferte. Der Geldstumpf lachte und erzählte bald selber einen seiner losen Streiche, und der Staffelnbäck rückte immer näher und bald pisperten und flüsterten die Beiden mit einander und lachten wieder laut auf, und der Geldstumpf stieß aus freien Stücken mit dem Staffelnbäck an, als dieser berichtete, welche Vortheile er verstünde beim Kornmessen, und wie ein Kornmesser der erste Getreidehändler sein könne, ohne daß man jahrelang etwas davon erfahre. Die Beiden wurden immer vertraulicher, und obgleich sie schon lange Du zu einander sagten, tranken sie noch einmal Brüderschaft.

Eben als der Staffelnbäck sein Glas absetzte, sagte er, zum Fenster hinaus schauend:

„Was seh' ich? Da, da geht ja mein Sohn."

Er klopfte an's Fenster, und der Kronenwirth schauerte innerlich zusammen, als er plötzlich aus dem Fenster zu ebner Erde die Augen seines Vaters und die des Geldstumpfs auf sich gerichtet sah, und Beide winkten ihm zu.

Der Kronenwirth trat ein. Er konnte noch gar nicht fassen, wie schnell Alles von Statten ging: dort saß Thaddäa jetzt bei der Münsterbäckin und hier war der Vater schon so friedlich mit dem Gefürchteten. Fast wäre der Kronenwirth vor Schreck niedergefallen, denn ein Ungeheuer sprang plötzlich an ihm herauf: der Hund, der ihn von der Lenzkircher Fahrt her kannte, hatte ihn bewillkommt, als wüßte er, daß ihm als Kameraden seines Herrn dies zustände, ja sogar seine Pflicht wäre.

„Ei, ei, Sie sind der Sohn von Dem da? Von dem Schelm? Und können so ehrlich thun? Das hätte ich nie geglaubt. Wirthshaus, eine Flasche Markgräfler!" so rief der Geldstumpf. Die Drei saßen vertraulich beisammen und der Kronenwirth erbebte im Innersten, als er vom Vater sein Anwesen rühmen hörte, und wie dieser dabei ausdrücklich hervorhob, daß er nur Ein Kind habe, das sein abgesondertes mütterliches Vermögen besitze.

Bis spät in die Nacht saß man beisammen und der Geldstumpf sagte immer

lustiger, daß ihm der Staffelnbäck gefalle, weil er ein Schelm und Einer aus der alten Zeit sei, daß ihm aber auch der Kronenwirth gefalle, weil er bei alledem doch eine ehrliche Haut scheine; es sei jetzt einmal so, die Kinder seien jetzt viel ernster, als die Alten gewesen, er erfahre es an seinen Kindern auch, besonders an seiner Tochter.

Der Kronenwirth erbebte, da von dieser die Rede war, aber der Staffelnbäck sagte ruhig: „So, du hast auch eine Tochter? Ist sie schon verheirathet?“

„Nein, sie will nicht.“

Der Kronenwirth stieß seinen Vater unterm Tisch an, dieser wußte nicht was der Sohn wollte, und er fragte nur jetzt den Geldstumpf: „Bleibst du morgen daheim? Kann man dich morgen besuchen?“

„Nein, ich muß nach Kirchzarten, Hafer verladen.“

Man schied endlich. Auf dem Heimwege sagte der Staffelnbäck zu seinem Sohne: „Die Sache ist so gut wie fertig. Siehst du, daß ich Recht gehabt habe? Ich habe den Geldstumpf ausgehorcht und er hat mir geradezu gesagt, daß ein Mädchen, das zu leben hat und nicht eigentlich eine verheirathete Dienstmagd sein will, närrisch sein müßte, wenn es einen Wittwer mit mehreren Kindern heirathe. Drum darf er für jetzt nichts von der Ernestine wissen.“

„Aber Thaddäa muß es vor der Verlobung wissen, davon geh' ich unter keiner Bedingung ab, das thu' ich nicht anders.“

„Gut, das übernehm' ich, aber du redest kein Wort davon.“

„Warum?“

„Ich habe meine Gründe. Jetzt genug.“

Vater und Sohn gingen mit einander zum Münsterbäck, und dort wurde ausgemacht, die Münsterbäckin solle den Geldstumpf bitten, sie mit nach Kirchzarten zu nehmen, natürlich nur, um auch Thaddäa zu bestimmen, daß sie mitfahre; und wie zufällig wollten dann auch der Kronenwirth und sein Sohn dahin kommen.

Der Kronenwirth wollte in der Nacht mit seinem Vater noch lange sprechen, aber dieser schlief bald den Schlaf des Gerechten. Der Kronenwirth aber schrak oft auf in der Nacht, und es war ihm als hörte er die Stimme seines Töchterchens, so klagend, so jammernd. Er zählte jede Viertelstunde, die es vom Münsterthurm schlug und von anderen Glocken, die drein schallten, und zwischen hinein ärgerte er sich über seine alte Schulmeisterei, die ihn oft darauf Acht haben ließ, daß die Glocken vom Münster die Viertelstunden immer in der Quint und Terz zum Grundton des vollen Stundenschlages angaben. — Seit langer Zeit weinte er zum ersten Mal wieder am frühen Morgen, als der Tag erschien.

Er sah blaß aus, und erst als ihm die Münsterbäckin sagte, daß sie und Thaddäa nach Kirchzarten mitführen, rötheten sich seine Wangen wieder. Er nahm die Münsterbäckin bei Seite und sagte ihr, wie er hoffe, daß, will's Gott, Thaddäa eine rechte Mutter an seinen beiden Kindern werde. Sie seien Beide guten Herzens, wenn auch Ernestine von den Großeltern etwas verzogen sei, sie bleibe bei den Großeltern. Sie seien Beide gute Kinder. Er wiederholte das Wort Beide immer und immer,

damit ja die Münsterbäckin nicht vergesse, dies Thaddäa mitzutheilen. Er trug es nicht geradezu auf, aber er war sicher, daß sie es nicht vergessen werde, und er fühlte einen innern Triumph, daß er nun doch dem Vater zuvorgekommen sei und sich ehrlich erwiesen habe.

Die Münsterbäckin nickte zu Allem. Sie hatte in ein Säckchen Fleisch gepackt, das sie nach Kirchzarten mitnahm, weil man dort auf so viele Gäste nicht gefaßt sein konnte, und mit großer Sicherheit sagte sie: „Das ist der Verlobungsbraten."

Man konnte erst abfahren, als die Sonne bereits warm schien, denn die Münsterbäckin mußte auch ihr Kind mitnehmen. Der Geldstumpf kam vor das Haus gefahren, um sie abzuholen. Der Staffelnbäck ging hinaus, um ihn zu begrüßen, aber der Kronenwirth zeigte sich nicht, er sah nur verstohlen, wie die Münsterbäckin Thaddäa das Kind hinaufreichte, wie diese es an's Herz nahm und küßte; er hörte, wie sie die Freundin bat, es in den Armen behalten zu dürfen, und fort rollte das Gefährte.

Vor ihrer Abfahrt hatte die Münsterbäckin dem Kronenwirth auch noch mitgetheilt, Thaddäa habe davon gesprochen, wie schön es sei, wenn ihr Bruder nach Kirchzarten käme, und die Münsterbäckin habe verstohlen angedeutet, daß es in der Absicht des Kronenwirths läge, ihn dazu aufzufordern. Thaddäa sei ganz glückselig vor Freude darüber geworden. Der Kronenwirth sollte nun nicht zögern und die Sache auch ausführen; er solle nur grades Weges zum Bruder gehen und ihm sagen, was im Werke sei.

Wie klug war auf einmal die ganze Welt geworden und wie geschickt hatte die Münsterbäckin zu seinen Gunsten etwas erfunden! Warum geht denn so selten etwas gradaus auf der Welt?

Der Kronenwirth wollte seinem Vater mittheilen, was ihm aufgetragen sei, aber er ließ davon ab; er hatte ein Gefühl, daß es Dinge gibt, von denen die kaltblütige Ueberlegung eben so gewiß abrathen, als der einfache Herzensdrang sie versuchen und wagen muß. Er hatte vorerst das Gefühl der Freude, daß er Etwas für Thaddäa thun könne, erst dann sagte er sich: Will's Gott, wird er ja dein Schwager, und dann hast du ihm ja schon vorher gezeigt, wie du zu ihm bist, und überhaupt — die Sache ist in guter Hand.

Ohne daher dem Vater etwas davon zu sagen, ging er zu dem Schwager und war nicht wenig erstaunt, als dieser ihm sagte, daß Thaddäa schon von ihm gesprochen und zwar noch am gestrigen Abend, sie habe es gewagt, ihn in den Garten zu bestellen.

Daß auch er wie zufällig nach Kirchzarten kommen solle mit seiner Frau und einem Kinde, davon wollte er nichts wissen. Aber auf das wiederholte Drängen des Kronenwirths sagte er: „Frau und Kind bleiben jedenfalls daheim; ich darf sie nicht dem aussetzen, daß sie mein Vater beschimpft und ihnen den Stuhl vor die Thür stellt, oder meinen Sie, ich darf es wagen?"

„Das kann ich nicht wissen."

„Aber ich, und darum, meiner Schwester zulieb und auch Ihnen zulieb, denn ich sage ehrlich, daß Sie mir gefallen, will ich allein hinausreiten. Was mir

angethan wird, kann ich mir von meinem Vater gefallen lassen, er ist und bleibt mein Vater."

„Ich danke von Herzensgrund, ich weiß nicht, ich bin auf einmal so sicher, ich mein' es muß Alles gut werden; ich kann mir's gar nicht denken, daß noch Menschen auf der Welt sein sollen, die in Unfrieden mit einander leben."

„Ja, ja, meine Schwester hat Recht."

„Womit?"

„Das brauch' ich nicht zu sagen, aber sie hat richtig herausgespürt, wie Sie sind, und ich sage Ihnen jetzt — es ist meine Schwester, ich sollte sie nicht loben — aber ich sage Ihnen, Sie müssen was Gutes in der Welt gethan haben, daß Sie die zur Frau kriegen, eine solche Frau gibt Einem Gott nicht umsonst."

Mit hochgeschwelltem Herzen ging der Kronenwirth von dem Bruder weg. Er hatte einen neuen trefflichen Menschen gefunden, den er Bruder nennen sollte. O, welche tiefe Quellen liegen verborgen, und wie gibt es Stunden, wo die Wünschelruthe sie aufdeckt zur hellen Erquickung!

Bald schirrte der Kronenwirth selber ein, aber der Staffelnbäck wendete das Gefährte; man mußte einen großen Umweg machen, um nicht von der Freiburger Seite, sondern von der entgegengesetzten einzufahren, damit das Zusammentreffen um so mehr als zufälliges erscheine.

Der Kronenwirth durfte in Nichts mehr widersprechen, er mußte in Allem willfahren, und dieser Umweg, da man nutzlos und blos zur Täuschung hin und her fuhr, ward ihm zur innersten Pein. —

Die Münsterbäckin hatte Recht gehabt, der mitgenommene Braten wurde zur Verlobung verzehrt.

Gleich nach der Ankunft hatte sich der Staffelnbäck zu Thaddäa gedrängt und leise und eindringlich mit ihr gesprochen, dann kam er mit triumphirender Miene zu seinem Sohne und sagte: „In der Hauptsache ist's fertig und im Reinen, und ich habe ihr Alles gesagt; laß es dabei. Jetzt geh' ich zum Geldstumpf, er ist beim Haferladen."

Der Staffelnbäck traf den Geldstumpf richtig auf dem Kornspeicher, und der dicke Schelm schmunzelte, da der Staffelnbäck ihm nun zeigte, wie man messen könne, um je nach Belieben mehr oder weniger in's Maß zu bringen; dann nahm ihn der Staffelnbäck bei Seite und sagte ihm geradezu, was vorgehe. Der Geldstumpf wollte anfangs nichts davon wissen; da sagte der Staffelnbäck: „Schau, deine Tochter ist mündig; thu's nicht noch einmal, daß ein Kind gegen deinen Willen heirathet. Schrei Oha! ehe die Gäul' allein stehen. Schau, es gibt Fuhrknechte, die, wenn sie den Berg hinauffahren, nicht dran denken, wann sie die Gäule einhalten sollten, und stehen sie von selbst still, schreit der Knecht Oha! und legt einen Stein unter das Rad. Da ist's zu spät. Thät' er's früher, so hätte er Dank davon und die Gäule zögen dann wieder besser. Du hast noch Zeit, folg' mir und schrei Oha! sonst stehen die Gäul' allein still."

„Ich hab' nichts dagegen, ich hab' ja noch nie was dagegen gehabt," antwortete der Geldstumpf, „ich muß dir nur ehrlich sagen: du irrst dich."

„Ich? wie?"

„Ich bin nicht so reich wie du glaubst, meine Tochter kriegt einmal nicht so viel wie du meinst."

„So, will ich wenig meinen; aber das läßst du mir doch frei, daß ich dir glauben darf oder nicht, du ehrlicher, ehrlicher Schwäher, du armer Schelm? Die Hand her, fertig ist's."

Die Beiden reichten sich die Hand und drückten sie sich. Der Geldstumpf war Manns genug, dem knochenharten Staffelnbäck Widerpart zu halten; es gelang dem Staffelnbäck hier nicht, wie er gerne that, wenn er einem die Hand gab, ihm dabei die Knochen fast entzwei zu drücken.

Der Geldstumpf war überrumpelt worden, aber er that rasch, als ob er Alles vorher geahnt habe, und ein Lächeln voll Bitterkeit und Wehmuth zog über sein Antlitz, als Thaddäa Hand in Hand mit dem Kronenwirth vor ihn trat. Er war ihr gram, daß auch sie ihn verlasse; er hatte das nie geglaubt und nie gewollt, und mit einem eigenthümlichen Zischen und Blinzeln gab er sein Jawort.

Als man sich zu Tisch setzen wollte, kam ein Reiter angesprengt vor dem Wirthshause. Der Geldstumpf schaute hinaus, aber wie von einer Kugel getroffen prallte er wieder zurück. Es kam die Treppe herauf, öffnete die Thüre, und mit dem Ausrufe: „O mein Bruder!" flog Thaddäa dem Eintretendeu entgegen und hing an seinem Halse.

Die Münsterbäckin war klug genug, um Alles zu verdecken; sie sagte laut zum Kronenwirth: „Das ist der Bruder Eurer Braut," und zum Bruder gewendet: „Das ist der Bräutigam und das sein Vater."

Der Bruder und der Kronenwirth sahen einander erstaunt an und reichten sich die Hand.

Wie klug konnte doch die Münsterbäckin, diese einfache Frau, sein, daß sie, ohne in Stimme und Blick etwas zu verrathen, solch ein geschicktes Maskenspiel spielen konnte, und der Geldstumpf, der die Verwunderung der beiden Männer sah, hielt das wirklich für Ueberraschung des ersten Anblicks.

„Und ich will essen!" sagte der Geldstumpf und setzte sich, ohne den Sohn weiter zu beachten, an den Tisch. Er war überaus lustig, und als auf das Wohlsein des Brautpaares angestoßen ward, stieß er auch mit seinem Sohne an, und seit dreizehn Jahren war das erste Wort, das er an ihn richtete: „Bist auch da?"

Der Sohn war von der Frage so betroffen, daß er nichts zu antworten wußte, als: „Ja, Vater!" Im Uebrigen that der Geldstumpf ferner, als wenn sein Sohn nicht da wäre.

Der Kronenwirth machte immer Versuche, Vater und Sohn zusammenzubringen, aber der Geldstumpf that stets, als ob da, wo sein Sohn saß, nichts als leere Luft wäre. Als man sich endlich zur Heimfahrt anschickte, nahm der Staffelnbäck seinen Sohn bei Seite und sagte: „Nimm dich in Acht, Raimund, ich hab's deinem Schwäher

ausgeredet, aber er kann doch wieder meinen, es sei von dir angestiftet, daß der Bruder da so wie von ungefähr dahergekommen ist."

„Ja, Vater, das ist auch, und ich bin stolz drauf, daß ich das zuwege gebracht; ich laß nicht nach, bis Alles in Fried' und Freud' ist.

„Sprich leiser, und ich sage dir, du sollst das lassen; du kannst nicht alle Berge eben machen, du nicht und deine Mutter nicht, und ich sage dir, du hast's mit dem Geldstumpf verspielt, wenn du da noch was thust."

Die Anwesenheit des Bruders war die einzige äußere Unzuträglichkeit, die jetzt die Festesstimmung durchkreuzte, denn die innere, die in der Verhehlung des Kindes lag, empfand man nicht mehr.

Als der Geldstumpf sich auf seinen Wagen setzte, sagte er Allen: „Lebt wohl und kommt gut nach," aber bei seinem Sohne that er wieder, als ob da leere Luft wäre.



Es war eine fröhliche Heimfahrt, man mußte noch am hellen Tage wieder zurückkehren wegen des Kindes, und Thaddäa hatte gesagt: „Ich freue mich, daß das Kind bei unserer Verlobung ist, ich krieg' ja auch gleich eines geschenkt. Wenn es nur auch noch so klein wäre! Aber ich werd' es schon hätscheln und lieb haben, daß es mich gewiß recht lieb bekommt; nicht wahr, Magnus heißt unser Bub?"

„Ja!" Der Kronenwirth konnte nichts weiter hinzusetzen.

Die beiden Alten fuhren mit einander, sie waren überaus lustig, und der Geldstumpf hatte ein rothes Band an seinen Peitschenstiel geheftet und seinem Hunde ein paar Würste gegeben.

Der Kronenwirth führte die Münsterbäckin und Thaddäa. Diese hatte sich's wieder nicht nehmen lassen, das Kind in ihrem Arme zu halten, und mit leiser Stimme sang sie dem Kinde ein Schlummerlied, so daß der Kronenwirth die Pferde auf dem ebenen Wege ruhig im Schritt gehen ließ, um ihre Stimme zu hören. Sie sang so wunderbar! Das Abendroth glühte, vom Münsterthurm läutete es zur Vesper, da hob Thaddäa das Kind hoch empor und sagte: „Guter Gott, mach' mein Herz gut und stark, daß ich keine Stiefmutter, daß ich eine wahre Mutter sei."

„Amen!" sagten der Kronenwirth und die Münsterbäckin wie aus Einem Munde. Die Drei redeten kein Wort mehr, bis man abstieg.

---

7. Verlassen.



So vollauf glückselig auch der Kronenwirth war, so war ihm der Gedanke der Verhehlung doch noch immer ein bedrückender; er hatte nicht über Alles mit Thaddäa frei und offen gesprochen, und auch daß man den Geldstumpf betrog, wollte ihm nicht zu Sinn.

In der Fruchthalle stand er wie verloren. Als sähe er's zum ersten Male, betrachtete er dieses stete Ab- und Zutragen, den eigenthümlichen Schwung, mit dem die Säcke auf- und abgeladen wurden und wie die Bauern mit verschränkten Armen an ihre Säcke gelehnt die Unterhandlung führten. Ja, er wurde zweimal von den Sackträgern, die Niemand ausweichen, derb gestoßen; denn wie traumverloren betrachtete er ein kleines Mädchen, das mitten in Lärm und Gewühl auf einer um die Säule gereihten Gruppe von Säcken ruhig schlief.

Er suchte den Münsterbäck, der auf dem Sims unter der großen Treppe rechnete und auszahlte. Er fragte ihn, ob ihm seine Frau nichts gesagt habe von seiner Ernestine. Der Münsterbäck antwortete lächelnd: „Ja wohl! Und sei du nur jetzt froh; ich mein' immer, du weißt gar nicht, wie du das große Loos gezogen."

Der Kronenwirth konnte natürlich nicht wissen, daß sein Vater schon entschieden vorgesorgt und Allen Stillschweigen auferlegt hatte; und er war schwach genug, sich nicht an der natürlichen Quelle Gewißheit zu verschaffen.

Der Staffelnbäck stand nicht weit von den Beiden mit dem Geldstumpf, sie ließen Gerste durch die Hand laufen und beredeten sich, wie sie nun einander in die Hand arbeiten wollten; aber der Staffelnbäck sah nebenaus, und an der Miene des Sohnes und seines ehemaligen Gesellen merkte er, was dort gesprochen wurde. Er lächelte still vor sich hin.

Der Staffelnbäck beschleunigte die Heimfahrt; besonders wegen des Verkaufs der Posthalterei im Heimathsstädtchen, die in den nächsten Tagen vor sich gehen sollte. Der Kronenwirth hatte kaum einige Minuten Zeit, sich bei seiner Braut zu verabschieden; schon in wenigen Wochen sollte die Hochzeit sein. Sie gab ihm viele Geschenke für Magnus mit, besonders freute sich der Kronenwirth mit einem Paar Fausthandschuhen, die sie selber gestrickt hatte, und sie gestand erröthend, daß sie auch ohnedieß eine Gelegenheit wahrgenommen haben würde, sie dem Kinde zu schicken.

Dem Kronenwirth war es auf den Lippen gelegen, zu fragen, ob Ernestine Nichts kriegen soll, aber das Wort kam nicht heraus.



Auf der Heimfahrt gab es noch vielerlei Erörterungen und der Staffelnbäck sagte: „Glaub' mir, ich bin ein alter erfahrener Mann: es wird keine Suppe so heiß gegessen, als sie angerichtet wird; die Sachen sind, wenn sie da sind, nicht so schön und nicht so gräßlich, wie man sie vorher sich vorstellt. Daß der Alte darüber lachen wird, darauf schwör' ich dir jetzt schon einen heiligen Eid, und wie gesagt, ich hab' mir auch was ausgedacht: Wir Alten nehmen gerichtlich Ernestine an Kindesstatt an, dann ist's ja auch die reine Wahrheit, was wir gesagt haben. Jetzt sei nur recht froh, wie sich's gebührt, ich sag' wie der Münsterbäck: Du weißt gar nicht, was du für ein großes Loos gezogen."

Und in der That wurde der Kronenwirth ganz heiter und die Staffelnbäckin ließ sich Alles erzählen, und am Abend mußte Ernestine noch viel Brod in Armenhäuser tragen. Die Großmutter ahnte nicht, daß sie damit dem Vater auf eine glückliche Weise den Anblick seines Kindes entzog, von dem er selber mit Thaddäa noch kein Wort gesprochen hatte.

In der Stadt und Umgegend gab es groß Gerede, da man die Verlobung des

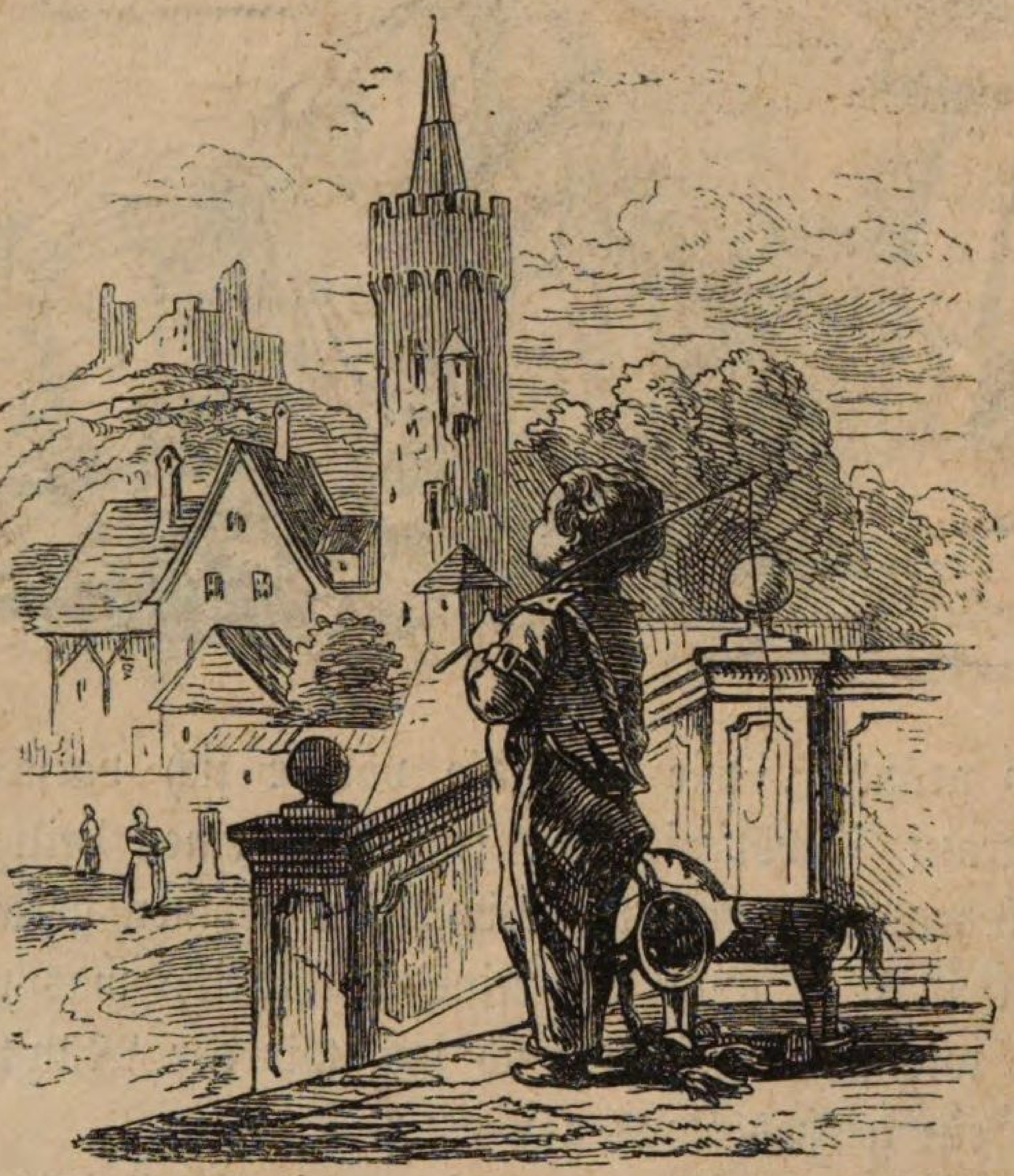
Kronenwirths mit des Geldstumpfs Tochter vernahm, und als das Wirthshaus zur Post versteigert wurde, kaufte es der Staffelnbäck und erlangte für seinen Sohn die Uebertragung der Posthalterei.

Der Kronenwirth ahnte nicht, daß dies mit dem Schwäher verabredet war, und jetzt erst zeigte der Geldstumpf in der Zeitung die Verlobung seiner Tochter „mit dem Sohne des Stadtraths in Rottweil, dem Posthalter Burkhart,“ an.

Man sagte in der Stadt, daß der Staffelnbäck nun das halbe Städtchen kaufen werde, und fabelte überhaupt viel von dem unermeßlichen Reichthum des Geldstumpf. Dem Kronenwirth war indeß der Ueberzug in die Posthalterei auch in anderer Weise lieb, er begann damit nicht nur ein neues Leben in einem neuen Hause und viele alte und schwere Erinnerungen waren damit abgethan; auch seine Gewandtheit in allen Schreibereien kam dadurch zu neuer Bethätigung.

Die Mutter sorgte für die stattlichste Einrichtung des Sohnes, und das ganze Städtchen lief zusammen, als schon im November zwei bekränzte Wagen, darauf lustig blasende Postillone saßen, in die Stadt einfuhren. Der neue Posthalter mit seiner Frau saßen im ersten, der Geldstumpf mit dem Staffelnbäck im zweiten Wagen.

Die Staffelnbäckin mußte bei der Einrichtung des Sohnes doch des Guten zu viel gethan haben, sie lag jetzt etwas leidend darnieder. Das war die einzige Betrübniß in der freudigen Bewegung, welche die Familie und die ganze Stadt ergriffen hatte; aber es war auch wiederum gut, denn dadurch kam man über die Schwierigkeit hinweg, alsbald die volle Wahrheit kundzugeben.



Beim Einzug, als die Postillone bliesen, hatte Alles gejubelt; nur ein einziges Kind stand verloren abseits und seine Augen wurden groß und etwas Unheimliches lag in seinem Blick, als es die Frau aussteigen sah, die ihm den Vater genommen.

Man hatte den kleinen Magnus schön herausgeputzt in einer niedlichen Postillonskleidung; und in der ganzen Stadt sprach man davon, daß die junge Frau den ziemlich schweren Burschen auf ihrem Arm die Treppe hinaufgetragen.

„Wo ist meine Ernestine? Warum ist sie nicht da? Sie soll ihre Mutter sehen.“

So fragte auf der Hausflur der Posthalter seinen Vater, und dieser erwiederte: „Sei still, jetzt noch die paar Tage, bis der Geldstumpf fort ist, dann sagen wir's ihr.“

„Was sagen? Habt Ihr es denn nicht gesagt?“

„O du! stell' dich nicht so, wie wenn du mir das geglaubt hättest. Es hat mir gefallen, daß du auch einmal so gescheit bist und dich gegen mich verstellen kannst."

„Ich? O Gott nein, aber lasset mich los, keine Minute dulde ich die Lüge mehr. Lasset mich los."

„So? Willst du deiner Frau so einen Empfang machen, daß du gleich Händel mit deinem Schwäher hast? Sowie der Geldstumpf den Rücken gewendet hat, bringen wir die Sache in's Reine. Verlaß dich drauf. Jetzt sei gescheit."

Der Kronenwirth mußte sich beruhigen lassen, und Thaddäa, die ihn so blaß und fast immer bebend sah, sagte: „Ich kann mir's denken, lieber Mann, daß dir solch ein Einzug schwer ist, wenn man das schon einmal . . . . aber mir sagt's eine innere Stimme, daß wir recht, recht glücklich werden; und es thut mir wohl, daß ich dir gleich beistehen kann. Du bist stärker als du glaubst und als dein Vater dich hinstellen mag; wenn du nur Jemand hast, bei dem dein gutes Herz gut aufgehoben ist, — das will ich sein!"

Der Kronenwirth weinte still. Aber jetzt gab es neue Tage der Lustbarkeit, denn der Geldstumpf ritt und ging und fuhr in großprahlerischer Weise überall umher, und in der Gaststube zur Post fühlte er sich daheim und der Türk konnte schon die Stubenthür aufmachen. Da sagte der Geldstumpf oft, daß er Lust habe, sich bald von den Geschäften zurückzuziehen und hierher zu übersiedeln. Er wolle sich dann das ehemalige Wirthshaus zur Krone bequem einrichten lassen, das heißt, von Grund aus mit Quadersteinen neu aufbauen, und die Fenster müßten Spiegelscheiben haben, daß sich die ganze Welt darein vergaffe.

Die Frau sagte im Geheimen mit zitternder Stimme zu ihrem Mann: „Glaub's nicht, mein Vater zieht nie hieher, er will schon lange weg von Freiburg, aber er kann nicht; es ärgert ihn zu sehr, wenn er die Leute nicht mehr ärgern kann dadurch, daß er ihnen zeigt, wie gut es ihm geht. Er kann nicht von Freiburg weg."

„Sei ruhig," erwiderte der Kronenwirth, jetzt Posthalter genannt, „und wenn auch dein Vater hierher zieht, mir ist er lieb und werth; ich werde ihn ehren und achten wie sich's gehört, darauf verlaß dich! Wir haben Alle unsere Fehler und es ist Keiner ganz wie er sein soll. Glaub' mir, ich bin auch nicht so brav wie du meinst, und ich hab's nöthig, daß Andere auch mit mir Geduld haben."

„Du bist ein guter Mann, das werde ich dir nie vergessen," sagte Thaddäa.

Der Geldstumpf reiste ab, der Posthalter begleitete ihn den halben Weg, bis sie das Fuhrwerk des Schwähers trafen.

Der Staffelnbäck hatte es übernehmen wollen, der Frau unterdeß die reine Wahrheit zu offenbaren. Der Kronenwirth aber hatte gesagt: „Nein, nicht Ihr und nicht ich; saget's der Mutter, sie soll's ausführen; wenn sie unser Beistand ist, wird Alles gut."

Der Staffelnbäck erkannte nicht oder wollte nicht erkennen, daß der Sohn ihn für unwürdig hielt, jetzt die Wahrheit zu sagen, denn er erwiderte: „Guck, du bist gescheit. Ich muß ehrlich sagen: daß du so gescheit bist, das freut mich als ob ich's

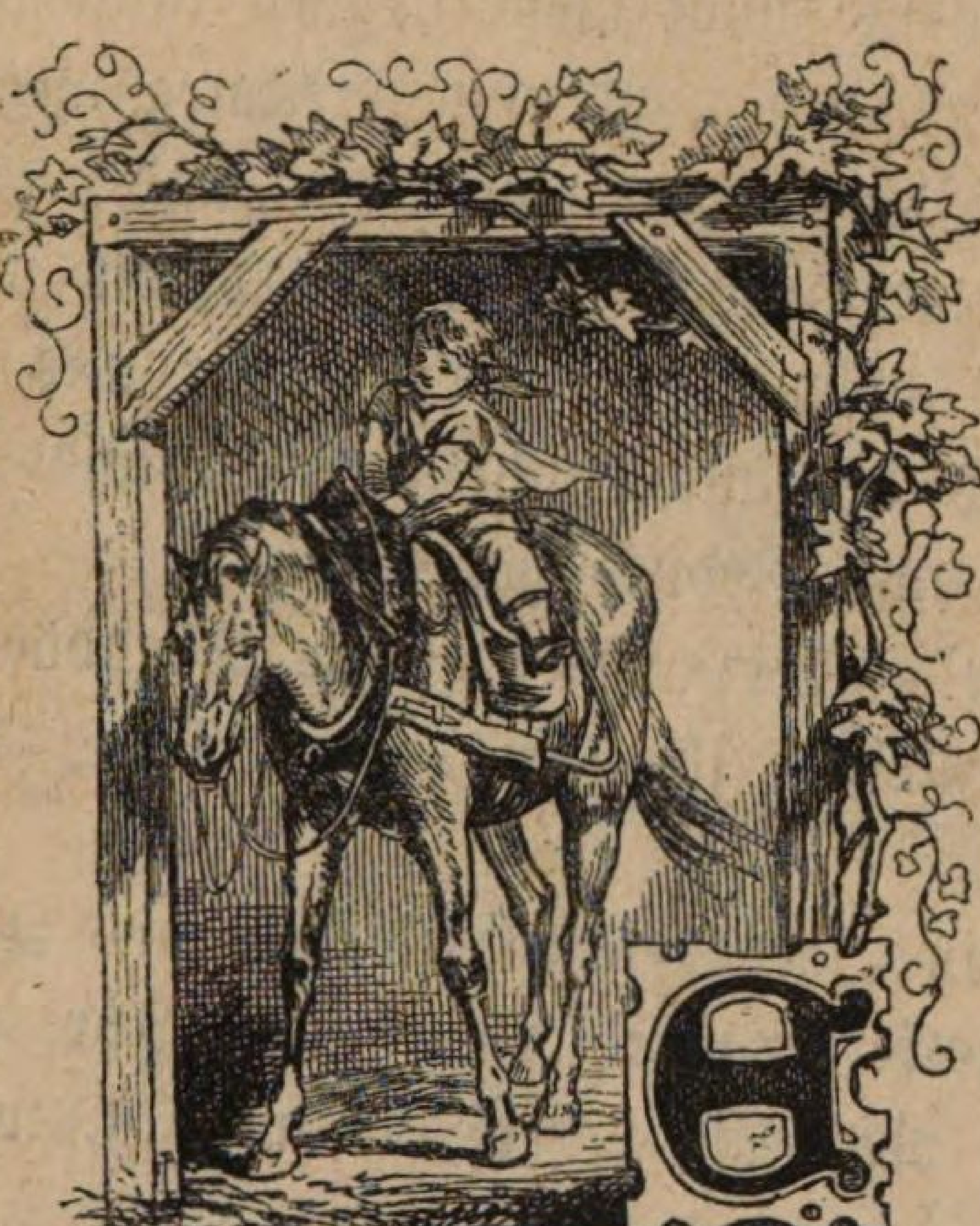
gewesen wäre und noch mehr. Ja, ja, was man Gutes an einem Kind hat, ist besser, als wenn man's selber hat."

Es war gut, daß der Posthalter bei der Eröffnung gegen seine Mutter nicht daheim war, denn das Jammergeschrei, mit dem sie Tag und Nacht nicht aufhörte, hätte ihm das Herz zerrissen. Sie rief die Verstorbene an, sie rief alle Engel an und beschwor sie, sie nicht Theil haben zu lassen an dieser fürchterlichen Sünde; sie war so außer sich, daß man in der That für ihr Leben fürchten mußte, und Thaddäa, die in der plötzlichen Krankheit der Schwiegermutter beistehen wollte, wurde nicht vorgelassen. Ein Mädchen, ein Kind von neun Jahren, rief ihr nach: „Sie will dich gar nicht sehen, du . . ."

Thaddäa kam sich ganz verloren vor die zwei Tage, die jetzt ihr Mann abwesend war und hätte sie nicht Magnus bei sich gehabt, sie wäre vergangen vor Kummer. Sie fühlte eine Unruhe, eine Fremdheit, die sie sich gar nicht erklären konnte.

Am Nachmittage, da der Posthalter ganz gewiß kommen mußte, zog sie sich festlich an und wollte ihm entgegengehen; aber sie blieb doch wiederum zu Hause. Es war ihr nicht zu Sinne, die Herzlichkeit des Empfangs so der Straße preiszugeben. Sie hätte aber auch ihren Mann nicht getroffen, denn als die Staffelnbäckin außer Gefahr war, ging der Staffelnbäck seinem Sohne entgegen; vor der Stadt mußte er absteigen und mit ihm nach dem Amthause gehen. Er hatte es bisher verschoben, jetzt wollte er's ausführen: er wollte Ernestine adoptiren.

8. Unter'm rollenden Rad.



Es war am Nachmittage.

Jedesmal Schlag halb drei Uhr kam der Eilwagen von Schaffhausen und der Postillon blies lustig, dann kam auch der kleine Magnus immer zum Vorschein und er durfte auf dem Sattelgaul sitzen, der ausgeschirrt wurde und müde und gelassen allein nach dem Stall ging.

Heute war der erste helle Wintertag. Der Boden war festgefroren. Heute hatte Ernestine ihrem Bruder heftig gewinkt, und der kleine Magnus wollte eben über die Straße zu ihr springen, und schon war er den Pferden ganz nahe und diese waren nicht mehr zu halten, da schrie Ernestine: „Mein Magnus, mein Bruder!" und wie im Fluge war sie bei dem Kinde, das niedergestürzt war; aber sie faßte nicht nach dem Kinde, sondern sprang an den Zügel des Pferdes, das sie hoch emporhob, aber sie drückte es doch zurück.

Die Frau, die zum Fenster herausgesehen hatte, war herabgesprungen und zu Magnus geeilt, der aus der Stirne blutete.



Rasch hatte sich eine Menschenmenge versammelt und man mußte Ernestine losreißen, die sich in einem bewußtlosen Krampfe an den Zügel des Pferdes klammerte. Jetzt hob die Frau das blutende Kind auf und mit einem Jammerschrei rief sie: „O mein armes Kind!“

„Nein, er ist nicht dein, mein ist er, mein Bruder ist er, dich geht er nichts an,“ so schrie Ernestine.

Die Frau sah leichenblaß auf das Kind, es klammerte sich an sie und riß ihr fast die Kleider vom Leibe. Sie zog es an sich und mit hinein in die Stube. Dort wusch sie zuerst dem kleinen Magnus die Wunde aus; es war glücklich nur die Stirnhaut gestreift und die linke Augenbraue zerrissen, aber er schlug bald die Augen auf und der ungerufen herbeigekommene Wundarzt erklärte die Wunde für ganz ungefährlich.

„Was ist denn mit dem Kinde, mit der Ernestine da?“ fragte die Frau die alte Magd.

„Ja, das ist Euer, so gut wie der Magnus, das ist sein Schwesterchen. Aber um Gottes willen saget nichts, daß ich's verrathen.“

„Das Kind hat es ja selbst ausgerufen. O Himmel, was habt ihr mir gethan!“

Die Frau preßte die blassen Lippen zusammen, sie bedurfte all ihrer Kraft, um nicht zusammenzusinken.

Man hatte nach dem Staffelnbäck geschickt, aber er war nirgends zu finden und er hatte doch Niemand gesagt, daß er über Land ginge.

Natürlich war er nicht zu finden, denn er war mit seinem Sohne auf dem Amthause bei dem Amtmann in der hintern Stube.

Um doch Thaddäa einen Theil Wahrheit sagen zu können, und auch weil der Staffelnbäck und die Großmutter Ernestinen so sehr liebten und sie nicht mehr hergeben wollten, sollte Ernestine in der That nicht mehr Kind des Posthalters sein. Die Großeltern wollten sie gerichtlich an Kindesstatt annehmen und ihr den vollen Kindestheil zuwenden. Dem Posthalter ward es schwer, darein zu willigen, aber er sah keinen andern Ausweg, und darum waren sie jetzt beim Amtmann und der Staffelnbäck ließ einen Adoptionsvertrag aufsetzen.

Als jetzt der Amtmann zwei seiner Schreiber hereinrief und sie als Zeugen unterschreiben ließ, sagte der Aeltere zum Posthalter:

„Euer Magnus ist unter den Gaul gekommen, der Stadtwundarzt ist schon bei Euch und man schickt nach dem Doktor.“

Der Posthalter eilte davon, sein Vater konnte ihm nicht nach.

Sollte er ein Kind verlieren müssen, weil er eines verläugnet hatte? Ja, ich habe gefrevelt, o wenn nur ich dafür büßen könnte, ohne daß die Meinigen darunter leiden! O mein Magnus, du armes Kind, warum hast du sterben müssen!

Die Leute auf der Straße winkten ihm, daß er eilen möge, und Manche riefen es ihm laut zu, und doch war es dem Posthalter, als müßten ihm die Kniee brechen, und war denn der Weg so weit vom Amthaus bis zur Post? Er meinte, er müsse die Häuser mit den Händen wegschieben, damit der Weg nicht so lang sei. Endlich war er an seinem Hause. Ein Trupp Menschen war da versammelt und ließ ihn durch, an der Treppe stand er und konnte keinen Athem finden und keinen Fuß heben; da rief die Magd von oben:

„Kommet doch herauf, Herr Posthalter, der Magnus hat schon nach Euch gefragt, und es hat nichts zu bedeuten.“

Es gelang ihm, die Treppe hinaufzusteigen, und als er die Stube öffnend rief: „Frau, um Gottes willen, unser Kind?“ da richtete sich die Frau hoch auf, sie schien Etwas sprechen zu wollen und es nicht hervorbringen zu können; ohnmächtig sank sie nieder, gerade zu Füßen Ernestinens, die neben ihr stand; ihr plötzlicher Fall riß auch das Kind zu Boden, es richtete sich aber schnell wieder auf.

„Sie weiß jetzt Alles, Ernestine hat es selbst verrathen,“ sagte die Magd dem Posthalter, und diesem war's, als wäre er im Flammenwirbel der Hölle: da sein blutendes Kind, hier das heimgekehrte, und hier die Frau ohnmächtig, vielleicht todt. Er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, die Haare standen ihm zu Berge.

Der Wundarzt hatte die Frau schnell wieder zum Leben gebracht, und er und die Magd führten sie in die Kammer und legten sie auf's Bett. Als der Posthalter sie berührte, zuckte sie wie vom Blitz getroffen zusammen und schüttelte abwehrend. Der Posthalter eilte in die andere Stube zu Magnus, und Ernestine klammerte sich um seine Füße.

Wie viel Leben ist dein, wie vielmal bist du auf der Welt, und was hast du damit gemacht? Das sprach sich in der Seele des Posthalters, und nachdem er die

beiden Kinder beruhigt, ging er hinein zur Frau; sie starrte ihn mit offenen, thränenlosen Augen stumm an. Er faßte ihre Hand, sie ließ es geschehen, aber sie erwiderte seine Handreichung nicht, und er sagte: „Thaddäa, jetzt beweis' es, daß du an mich glaubst; du wirst sehen, es wird Alles wieder gut werden, ich hab' Schweres verdient und Gott hat mich gnädig gestraft. Sei du auch gut, du bist es ja immer."

„Geh' zu den Kindern, laß mich jetzt allein," sagte die Frau, vergrub ihr Antlitz in den Kissen und schluchzte tief.

„Ja, schlaf' jetzt," sagte der Posthalter und ging hinaus und machte leise die Thür zu.

Drinnen aber richtete Thaddäa sich plötzlich rasch auf und blickte wild um sich. „Verrathen! Betrogen! Und von ihm!" knirschte sie, ihr ganzes Wesen hob sich in mächtiger Wuth, aber sie sank wieder zurück und konnte weinen, und schwerer hat nicht leicht ein Menschenherz gekämpft und gerungen, als jetzt Thaddäa.

---

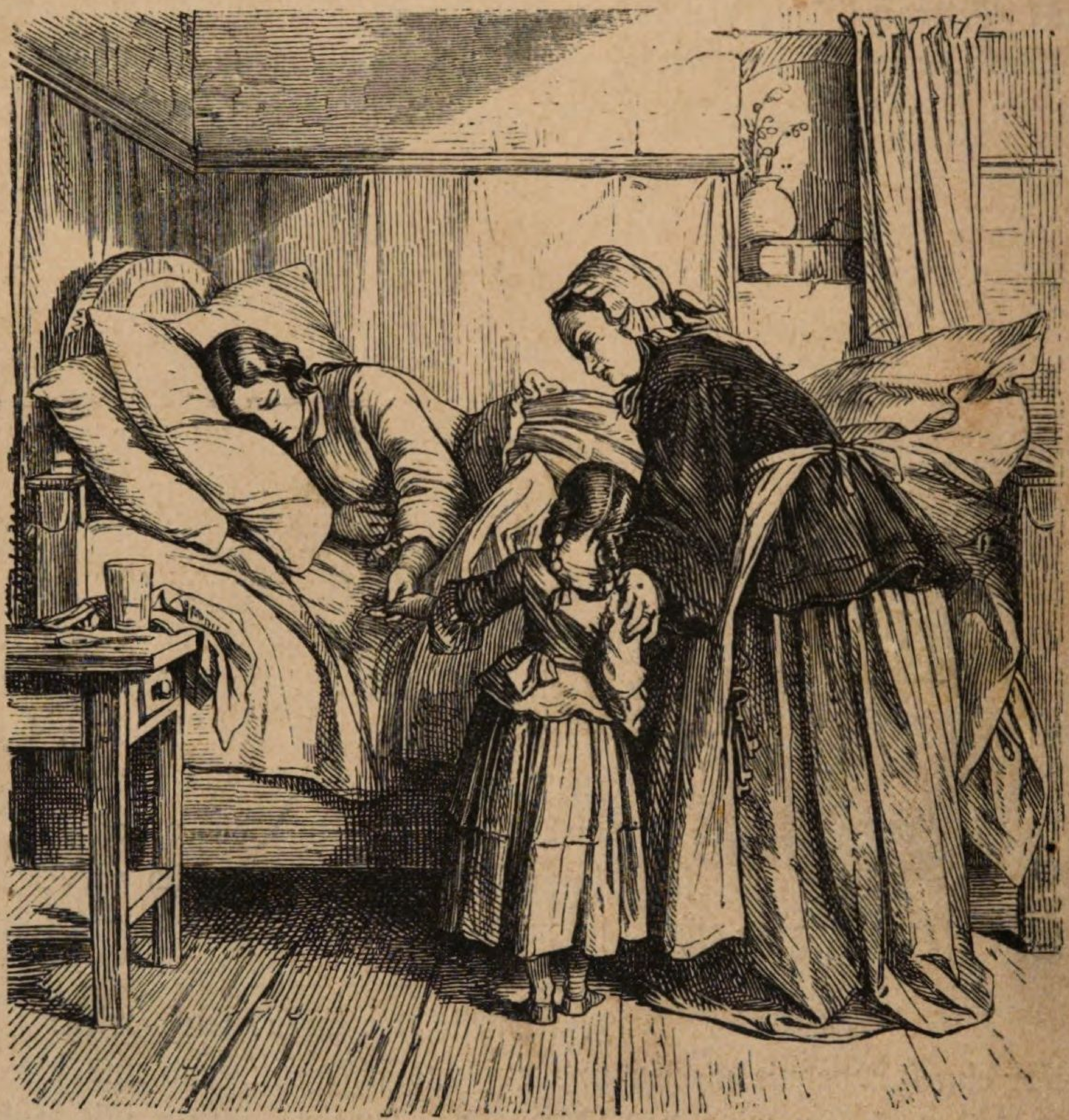
9. Gerichtet und geschlichtet.



Unterdeß war auch der Staffelnbäck in die Stube gekommen und hatte Alles gehört. Er war anfangs so tief erschrocken, daß er sich niedersetzen mußte. Bald aber suchte er die Sache so hinüberzuspielen, daß sie leicht zu nehmen sei. „Vater, das kommt davon, wenn man so Etwas einfädelt; aber ich will Euch keinen Vorwurf machen, Gott gebe, daß mir der Vorwurf, den ich verdiene, auch verziehen werde." So hatte der Posthalter zu seinem Vater gesagt, und dieser, ohne zu erwidern, befahl einem Knechte, er solle gleich zur Staffelnbäckin gehen, sie möge eiligst herkommen, augenblicklich. Zum Sohne gewendet fuhr er dann fort:

„Jetzt will ich dir sagen, wie's wird: jetzt werden beide Weiber eine Compagnie machen und auf uns schimpfen, und uns schlecht machen was nur das Zeug halten will; das ist gut, das purgirt, nachher ist's sauber. Deine Frau wird jetzt gegen die Mutter weinen und klagen und Alles loslassen; stör' sie nicht, laß sie sagen was sie will, laß sie austoben; wenn man genug getollt hat, muß man wieder ruhig zu Mittag essen und ruhig in's Bett gehen, und morgen ist auch ein Tag. Und was jetzt aussieht, wie wenn man gar nicht darüber hinauskommen könnte, ist schon verkühlt, wenn man zur Vesper läutet. Katharine, hol' eine Flasche Rothen herauf, ich muß was trinken, es ist mir in alle Glieder gefahren, und du, trink' auch was; ein gut Glas Wein im Leib ist ein Vorspann, daß man besser über den Berg hinauskommt."

Als die Staffelnbäckin in gewohnter Sauberkeit in die Stube trat und die beiden Männer beim Weine fand, sah sie nicht wenig erstaunt drein; sie sagte aber doch, wohl aus unverbrüchlicher Gewohnheit: „Gesegn' es Gott!" und zu den Kindern gewendet fuhr sie fort: „Bleib' ruhig, Magnus, ich hab' schon gehört, es hat nichts zu bedeuten, und du, Ernestine, häng' dich nicht so an mich, du bist jetzt nicht mehr mein allein; Gottlob, daß es vorbei ist." Sie wollte das Kind von sich ablösen, als sie nach der Kammer ging, aber das Kind ließ nicht von ihr und sie sagte: „Nun meinetwegen, vielleicht ist's besser; komm mit, aber sei ordentlich und brav," und die beiden Männer sahen ihr wortlos nach, wie sie mit Ernestine hinter der Kammerthür verschwand.



Was hätte der Staffelnbäck drum gegeben, wenn er hätte hören können, was jetzt da drin verhandelt wurde; aber er konnte nichts erlauschen. In der Kammer aber sagte die Staffelnbäckin: „Thaddäa, du mußt zu Gutem und Glückseligem auserwählt sein, weil dir so Schweres beschieden ist. Jetzt wird Jedes kommen und wird sagen: „ich bin unschuldig!" Ich sag's nicht, ich bin schuldig; ich hätt's nicht zugeben dürfen, keine Minute, und du mußt mir angemerkt haben, daß Etwas an mir fremd gewesen ist. Ich hab' nicht anders gekonnt. O Gott, was sind wir Menschen! Ich bin nicht so gut gegen dich wie ich sein sollte, weil durch dich oder

eigentlich an dir, oder wie man sagen will, von uns ein Unrecht geschehen ist. O, ich bitt' dich, verzeih' mir, mach's jetzt nicht wie ich's gemacht habe, daß man auf das bös ist, das die unschuldige Ursache von einem Unrecht ist. Sei gut gegen das Kind da. Komm, gib deiner Mutter die Hand. Komm her, Ernestine, noch näher."

Thaddäa umhalste und küßte das Kind, aber es riß sich offenbar widerwillig los, und die Großmutter führte es wiederum still hinaus in die Stube; dann saß sie eine Zeitlang lautlos bei der Frau und hielt ihre Hand in der Rechten und die Linke legte sie ihr auf die brennend heiße Stirn.

Und wie heute die Hände der Mutter zum Erstenmal so die Schwiegertochter berührten, so hatten auch ihre Worte sie heute zum Erstenmal so nah und warm gefaßt; sie hatte sie zum Erstenmal „du" genannt und ihr das ganze Herz geöffnet. Es mußte Seltsames in Thaddäa vorgehen, denn sie sagte jetzt, die Hand der Mutter an ihre Lippen führend: „Ich danke Gott, er hat mir heute eine Mutter wiedergegeben, ich spür's; nnd ich kann jetzt zweifach Mutter sein. Warum hat man mir das nicht zugetraut?"

Die Staffelnbäckin redete jetzt so innig, so warm, sie verhehlte Nichts, was Unrecht war, sie betonte aber auch das Gute mit großem Nachdruck, so daß Thaddäa wiederum sagte: „Ja, mein Mann hat doch Recht gehabt, ich habe immer geglaubt, es wäre übertriebene Kindesliebe, wenn er Euch so gepriesen hat, wie einen heiligen Menschen; jetzt seh' ich's selber, es ist so. O warum hat er mir das angethan nnd sich! Sein Kind verläugnet! O warum hat er mir das angethan? Das hätte ich nie geglaubt, daß er so falsch sein, so lügen konnte! Wo ist er denn jetzt? Ach Gott, ich weiß, wie schwer es ihm jetzt im Herzen ist, er hat schwer Unrecht gethan, und das ist das Aergste, was ein guter Mensch tragen kann. Und ein guter Mensch ist er doch, ja. Er soll kommen, ich will ihm tragen helfen, ich bin stark. Ich will aufstehen, es ist vorbei; ich will selber zu ihm."

„So hat es kommen müssen, daß ich sehe, wie grundgut du bist. Daß du jetzt, in dem Augenblick, wo man dir schweres Unrecht gethan, daß du jetzt in dem Augenblicke daran denkst, wie schwer er zu tragen hat, und ihm beistehen und es ihm erleichtern willst — das werde ich dir nie vergessen, nie; und Einer ist, der nichts vergißt, er wird dirs gedenken in der Zeitlichkeit und in der Ewigkeit."

So rief die Staffelnbäckin, und sie öffnete die Kammerthür und sagte hinaus: „Posthalter, du sollst hereinkommen!" und das mit einem Tone, in dem alle Glückseligkeit lag, und nun ging sie hinaus in die Stube und setzte sich zu ihrem Manne und trank selber vom Weine, der vor ihm stand, und sagte:

„Eine glückseligere Stunde habe ich noch nie gehabt, so lang ich lebe, und werde auch keine so mehr haben. O, es gibt nichts Schöneres als ein rechtschaffenes Menschenherz, und unser Sohn ist der glücklichste Mann auf dem ganzen Erdboden."

Der Staffelnbäck begriff nicht, was das sein sollte, und seine Frau gab sich auch keine Mühe, ihm das weiter zu erklären.

Der Posthalter stand indeß drin vor seiner Frau und sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Verzeih' mir, daß es mich vorhin so geschüttelt hat, wie du

mich berührt; ich habe nichts dagegen gekonnt, es war mir eben so. Aber weine jetzt nicht; du hast an dir ärger gethan als an mir, du hast ja dein Herz gepeinigt und verläugnet gegen dein Kind, gegen deine Frau, gegen die ganze Welt. Warum hast du mir denn nicht vertraut? Hast du denn nicht geglaubt, daß es mich glückselig machen werde, wenn ich noch einem Kinde Gutes thun kann? Und was hast du in dem Kinde angerichtet! Vielleicht ist das nie wieder gut zu machen; aber du wirst schon sehen, ich will nicht ablassen und Gott wird mir helfen."

Der Sohn in der Kammer war fast nicht minder erstaunt als der Vater in der Stube, und er sah wie verloren drein, ob denn das seine Frau wäre, die Schwergekränkte, Betrogene und Hintergangene, die so sprach. Er mußte ihr erzählen, wie Alles gekommen war, und sie lächelte. Als er immer mehr alle Schuld auf sich allein nahm und den Vater ganz aus dem Spiele lassen wollte, fragte sie nur:

„Sag' ehrlich, ist es nicht Männerstolz, daß du nicht so vor mir erscheinen willst, als ob du dich von deinem Vater hättest beherrschen lassen? Suchst du ihn nicht blos deßwegen aus dem Spiel zu lassen?"

„Du bist ja wie ein wahrer Beichtvater," sagte der Posthalter und athmete zum Erstenmale leicht auf, „ich bin mir nicht so deutlich bewußt, aber es kann sein; und sei es auch wie es wolle — wenn er mich auch verleitet hätte — daß ich mich verleiten ließ, ist meine Schuld; und wenn's auch nicht wäre, er ist mein Vater, ich habe jüngere Schultern als er, und du bist meine Frau, und gelt, du hast mich doch gern? Da kann ich's auch besser tragen, aber ich bitt' dich, verzeih' auch ihm."

„Von Herzen gern. Das ist leicht, denen verzeihen, die eigentlich schuldlos und gut sind, man muß auch den Andern verzeihen."

„Vater, Ihr könnt auch hereinkommen," rief jetzt der Posthalter hell.

„Nein, ich kann schon hinausgehen," sagte Thaddäa, und sie ging mit ihrem Manne in die Stube. Der Staffelnbäck brachte ihr das Glas entgegen und sagte: „Trinket, Schwiegertochter." Sie nahm das Glas, sagte: „Auf Euer Wohl!" und nippte. Der Staffelnbäck schmunzelte triumphirend gegen seinen Sohn und jetzt sagte er: „Ja, liebe Frau Posthalterin, so ganz gelogen haben wir nicht; ich hab' die Ernestine vor Gericht und Zeugen förmlich als unser Kind angenommen, sie ist unser, nicht Euer, nicht dein und nicht deiner Frau, verstanden? Aber ich weiß wohl, es ist deßwegen nicht minder hübsch von Euch, Frau Schwiegertochter, daß ihr die Sache so gut aufnehmet; es könnt' Schwiegertöchter geben, die einem dafür die Augen auskratzen. Jetzt ist's nur gut, daß Ihr Alles wisset, die Hauptsache bleibt wie sie gewesen, die Ernestine ist unser und bleibt bei uns."

„Nein, sie ist mein, sie ist mein Kind! Und beim Vater ist das Kind, beim Bruder, bei der Mutter, die es sein soll, sein will. Das will ich sagen!" und ihre Stimme wurde streng, indem sie fortfuhr: „darüber darf kein Wort mehr gesprochen werden. Von dieser Stunde an bleibt die Ernestine bei uns, ist unser Kind. Du brauchst dich nicht zu fürchten, Ernestine, du kannst die Großeltern besuchen so oft du willst; aber hier bist du daheim und unser bist du. Nicht wahr, Großmutter, Ihr machet ihre Kleider zusammen und schicket sie noch heute her?"

„Laß sie wenigstens noch heute bei uns oder so lange du den Magnus noch zu pflegen hast.“

„Nein, keine Stunde mehr soll das Kind seiner natürlichen Heimath entzogen werden. Ich bitte Euch, es soll Alles vergeben und vergessen sein; aber dagegen darf kein Wort mehr geredet werden.“

„Sie hat kein Recht, das Kind zu verlangen, und ich geb's nicht her,“ sagte der Staffelnbäck, halb zur Frau, halb zu Thaddäa gewendet.

„Ich hab' kein Recht? Aber mein Mann, und seine Rechte sind meine.“

„Ich will einen Vergleich machen,“ trat die Staffelnbäckin ein, „laß uns das Kind noch ein Jahr; heut über's Jahr, wenn uns Gott das Leben läßt, bring' ich dir's an der Hand.“

Thaddäa war eine Weile stutzig, sie wendete rasch den Kopf, dann sagte sie: „Ich kann mich nicht irre machen lassen, und ich seh's ganz deutlich, das Kind muß auf diese Art verdorben werden und zu Grunde gehen.“

„Ja, es ist schon verdorben,“ klagte der Kronenwirth, und der Staffelnbäck lachte ihm in's Gesicht.

„Ich will das Kind!“ sagte Thaddäa nochmals entschieden, „und Ihr sollt es wieder haben, aber es muß mit Liebe von mir gehen.“

Die beiden Männer und die Großmutter sahen staunend auf Thaddäa. Ihr ganzes Wesen war von einer Entschiedenheit, die unausweichliche Achtung einflößte; die beiden mächtigsten Gewalten ihres Wesens: Demuth und Selbständigkeit waren heute im glänzendsten Lichte erschienen. —

Ernestine blieb im Elternhause.

Thaddäa hatte es übernommen, auch damit niemand Anderes zuvorkäme, ihrem Vater den Sachverhalt mitzutheilen; der Staffelnbäck hatte sie dringend gebeten, sie solle die Sache so darstellen, als ob sie Alles vorher gewußt habe, und er wollte ihr jetzt im Spaß einreden, sie habe auch Alles gewußt, damit ihr die Lüge leichter werde. Aber Thaddäa wollte von keinem Betrug etwas wissen, und sie hatte einen mächtigen Beistand an der Staffelnbäckin.

Es kam lange keine Nachricht vom Geldstumpf.

Eines Tages war das ganze Haus voll Freude, wenn sie auch schnell vorüber war: der Bruder Thaddäa's, der aus der Schweiz kam, reiste landab, und konnte er auch nur so lange bleiben, als die Pferde gewechselt wurden, Thaddäa konnte doch die Hand des Bruders fassen, und er versprach, auf der Rückreise länger zu bleiben. „Weißt du nichts vom Vater?“ fragte sie.

„O Gott nein, aber es geht was mit ihm vor, er soll so wild und ungestüm sein wie noch nie.“ Thaddäa zitterte, denn sie dachte, welch einen schrecklichen Auftritt noch der Vater machen würde.

Es war am Tage, nachdem der Bruder auf Augenblicke dagewesen war, die ganze Familie saß still beisammen, da öffnete sich die Thür und wer kam herein? der Türk, der große Hund des Geldstumpf. Wie kommt der hieher? Er kann die Thür aufmachen.

„Mein Vater kommt, um Gottes willen, Ruhe!“ rief Thaddäa.

Man schaute zum Fenster hinaus, und richtig, der Geldstumpf stieg aus einem Wagen, den man nicht hatte anfahren hören. Er gab laut dem Kutscher Befehl, daß er mit dem Wagen nach dem Lamm fahren solle, er werde gleich nachkommen. Und jetzt kam er herauf, und alle Hände, die sich ihm entgegenstreckten, wurden starr; so wild, so gewaltthätig sah der Geldstumpf aus.

„Ich hab' nicht viel zu reden,“ begann er, „ich hab' gehört, wie Ihr mich und mein Kind betrogen habt; und das sind die ehrlichen Menschen! das sind die gutmüthigen Menschen! und was sagt man mir nach? Meinetwegen! Komm mit, Thaddäa, augenblicklich, wie du gehst und stehst verläßst du das Haus. Du kannst mit den Menschen nicht mehr leben, die dir das angethan; ich will von mir gar nicht reden. Jetzt komm, nimm Nichts mit; was dir gehört, werde ich durch die Gerichte fordern. Komm!“



„Vater, das ist mein Mann,“ rief Thaddäa und legte die Hand auf die Schulter Raimunds.

„Und weißt du, was für Namen ihr verdient, ihr ehrlichen Leute? Gebt sie euch selber! Komm!“

„Nein, Vater!“

„Du willst nicht? Soll ich dich verfluchen auf ewig?“

„Das könnt Ihr nicht, Vater.“

„Wenn's wahr wäre, wie es nicht wahr ist, wenn's wahr wäre, was man mir nachsagt,“ rief der Geldstumpf, „Kinderspiel ist's gegen das, was der da und der da und die ganze scheinheilige Familie gethan hat.“

Noch hatte Niemand gesprochen außer dem Geldstumpf und Thaddäa, jetzt sagte der Staffelnbäck: „Recht hast du, klares Recht, Stumpf; ich hab's dem da gesagt, daß es so kommen wird; aber was gelten wir Alten? Nichts mehr, gar nichts! Weil sie besser schreiben und lesen können als wir, sollen wir gar nichts mehr sein. Jetzt siehst du, Raimund, jetzt siehst du, was du angerichtet hast.“

Nicht minder erstaunt als die Andern sah der Geldstumpf auf den Staffelnbäck; er, der eigentliche Urheber, wälzte jetzt Alles von sich ab, was sollte das sein?

„Ich habe auch mit dir nichts zu reden," sagte der Geldstumpf. „Thaddäa, ich frage dich noch einmal: willst du augenblicklich mit mir gehen? Nein? Gut! So gehe ich allein und Ihr sollt von mir hören."

„Ich geh' mit dir," sagte der Staffelnbäck und hing sich an den Geldstumpf.

Die beiden Frauen und der Sohn schauten ihm verwundert nach, und noch durch die Fenster sahen sie, wie der Geldstumpf den Staffelnbäck abwehrte, aber dieser ließ nicht von ihm, und richtig: er brachte ihn vom Wege nach dem Lamm zurück, und jetzt gingen sie den Weg nach des Staffelnbäcks Hause.

Der alte Staffelnbäck sagte immer auf der Straße: „Du hast Recht, ich laß mir Alles von dir gefallen, du kannst sagen was du willst, aber geh' nur mit und bind' dich nicht dadurch, daß du die Sache vor die Leute bringst und nicht mehr anders kannst."

„Ja, ich will das, ich will nicht mehr anders können."

„Gut, das hat in einer Stunde eben so gut noch Zeit."

Es gelang dem Staffelnbäck, den auf's höchste Erbosten mit in sein Haus zu schleppen, und dort saßen sie in der Bäckenkanzlei und der Geldstumpf wurde selbst ganz verwirrt, daß er von seinem Gegner so gradeswegs Recht bekam. sein Haß und seine Wildheit waren dadurch theilweis schon gebrochen, aber es zeigte sich, daß es nicht blos Wildheit war, die ihn bestimmte; es reute ihn überhaupt, seine Tochter weggegeben zu haben; er fühlte sich allein und verlassen. Jetzt war die beste Gelegenheit, die Tochter auf immer wieder zu gewinnen. Er wollte das Muttergut Thaddäa's wieder haben, und Thaddäa selbst, war sie eine geschiedene Frau, konnte sie ihn nicht mehr verlassen, mußte ihn geduldig pflegen ihr Lebenlang und hatte keine Wünsche mehr für sich. Der Staffelnbäck verstand es, ihm diesen Hintergedanken zu entlocken, und jetzt schon sagte er ihm etwas — es war noch nicht wahr — aber es kam jetzt auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an; er gab ihm zu verstehen, daß er die Tochter nicht mehr allein mitnehmen könne.

Der Geldstumpf gab seinem Hunde, der sich an ihn gedrängt hatte, einen Tritt, und der Staffelnbäck nickte auf den Hund und sein Blick sagte: So! der Schuß ist gegen dich losgegangen. Jetzt wird's gut. Laut aber sagte er: „Schau, es geht dir fast wie einem ungeschickten Reiter, der die Zügel verloren; schau, so greift er darnach und denkt nicht daran, wie er mit seinen Sporen an den Stiefeln beim Haschen das zügellose Pferd stachelt." Der Staffelnbäck setzte sich rittlings auf einen Stuhl und ahmte mit großer Kunstfertigkeit das nach. Es war zum Lachen, aber der Geldstumpf lachte noch nicht.

„Ich habe mich doch in dir geirrt," sagte der Staffelnbäck.

„So? wie denn?" knirschte der Geldstumpf.

„Ich hätte geglaubt, du lachst dir den Buckel voll über die Zugabe, die du bekommst, oder eigentlich nicht du, es geht dich ja gar nichts an."

Der Geldstumpf biß die Lippen zwischen die Zähne und legte sich im Lehnstuhl zurück und schloß die Augen. Nun wollte ihn der Staffelnbäck zu seinem erprobten Verfahren bestimmen: sich auf eine Stunde in's Bett zu legen; da werde sich Alles

ruhiger bemessen und auslegen lassen. Der Geldstumpf lachte laut über diesen Vorschlag, und nun war ein weiterer Schritt zum Siege gethan. Lacht der Gegner, dann hat die Raserei und Leidenschaft ein Ende. Der Geldstumpf wehrte sich zwar dagegen und schrie: „Hol' dich der Teufel, daß du mich lachen machst, ich lache nicht! Ich, ha, ha, ha! Ich schlag' dich zu Boden, wenn du mich weiter lachen machst."

Aber der Staffelnbäck begann ihm ein Kinder-Schlummerlied vorzusingen, und das in so lächerlicher und so drollig übermüthiger Weise, daß der Geldstumpf abermals lachen mußte. Als er jedoch wiederum die Fäuste erhob und sogar einen Stuhl zusammenknackte, ging der Staffelnbäck in eine andere Tonart über; und mit wahrhaft künstlerischer Fertigkeit schimpfte er im Geiste des Geldstumpfs mit den saftigsten Ausdrücken auf den Staffelnbäck, den nichtsnutzigen Sackträger, und auf den Posthalter, den scheinheiligen, verkommenen Schulmeister, und so auf die ganze Welt. Und dann fluchte er, daß er sein Kind nicht mitnehmen könne, und schwur, daß er es doch mitnehme.

Der Geldstumpf schlug mit starker Faust auf den Tisch und schrie: „Was da, du machst mich nicht zum Fastnachtsnarren. Ich weiß wer ich bin, und mich fangst du nicht mit deinen Possen."

Der Staffelnbäck war rathlos, seine Künste waren vergebens. In der Verlegenheit ergriff er eine Haube seiner Frau, die auf der Bank lag. Sie hatte sie in Eile abgelegt und eine andere aufgesetzt. Und jetzt, da er die Haube der Frau in der Hand hielt, war es als ob er in ihrem Sinne denken und nach ihrer Art die Dinge zu ordnen lernte, denn er sagte:

„Schau! du hast schweres Unglück auf der Welt! Nimm's nicht übel, du bist eigentlich ohne rechten Freund, der dir die Stange halten kann; du gehst mit Menschen um, die dir gleichgültig sind oder dir schmeicheln müssen, weil sie von dir leben. Wie du mit deinen Kindern stehst, das weißt du selber. Du bist jetzt einmal auf dem wilden Weg und meinst: du gehst zu Grunde und alle Welt werde mit Fingern auf dich deuten, wenn du umkehrst. Du redest dir ein: das sei stark, da zeigest du den Meister, wenn du bei der Gewaltthätigkeit bleibst. Aber weißt du, wem du am wehesten damit thust? Dir selber! Du bist doch einsam im Herzen. Fahr' nicht auf, laß mich ausreden," fuhr der Staffelnbäck fort und wickelte langsam ein Band von der Haube um den Zeigefinger der linken Hand. „Sag' nur ehrlich, ist es die Lumpenwelt werth, daß du das Beste, was du haben könntest, von dir stoßest, nur damit alle Menschen sagen können: ja, der Stumpf der ist ein gewaltiger Mensch, der ist von Eisen? Und was gibt dir denn die Welt dagegen? — Was du bezahlen kannst, weiter nichts! Und wenn du einmal nachgiebig wärest und friedfertig, denk' nur, das ist ein Trunk, den dir kein Wirth einschenken kann. Versuch' nur einmal wie er schmeckt, und je mehr du trinkst, je mehr dürstest du darnach, versuch's nur einmal, es thut dir gut. Laß nur die Neidteufel auf allen Stockzähnen lachen. Uebermorgen beneiden sie dich, und da wird's heißen: wir gönnen ihm nicht, daß er's so gut haben soll! — Gib einmal deine Hand her, mach' die Faust auf, komm nur, probir's."

Der Staffelnbäck sprach jetzt mit bewegter Stimme und seine Worte schienen den innern Trotz des Geldstumpfs wie dessen geballte Faust zu lösen. Aber noch als ihm jetzt der Geldstumpf die Hand ließ, versuchte er ihn zu drücken, daß er zu Gott schreien müsse; der Staffelnbäck war darum nicht minder gewandt und kräftig, und so rangen sie mit einander und drückten einander die Hände so mächtig, als müßten sie sich gegenseitig die Knochen zermalmen, bis der Staffelnbäck kläglich rief: „Du bist mein Meister!" Und jetzt lachte der Geldstumpf fast vergnügt . . .

Während die beiden Männer beisammen saßen und der Staffelnbäck den Geldstumpf hütete wie ein wildes Thier, besprach der Posthalter mit Mutter und Frau das seltsame Benehmen des Vaters. Die Staffelnbäckin kannte ihren Mann richtig, denn sie sagte: „Recht hat er gehabt und gescheit ist er. Es ist besser, er ladet Alles auf dich, du bleibst doch der Schwiegersohn; und wenn Er ganz los und ledig ist, ist doch Einer von uns da, der mit dem Vater unsrer Thaddäa reden kann, daß die Sache noch in's Gleis kommt, bevor sie verfahren ist."

Und in der That, so war's. Der Geldstumpf kam nach einer Stunde wieder mit dem Staffelnbäck, nachdem sie auf dem Amte gewesen, wo der Geldstumpf den Adoptionsvertrag eingesehen hatte.

Thaddäa wollte den Vater umarmen, aber er wehrte ab. Er sprach wenig und sagte nur: „Meinetwegen, ich kann's nicht ändern." Er hatte aber auch alsbald sein Fuhrwerk vor das Haus bestellt, und erklärte, daß er wieder abreise. Ohne eine Handreichung ging er davon. Aber seltsam, er fuhr nicht heimwärts, dem Oberlande zu, sondern den Weg landab.

In dem Geldstumpf war eine Wandlung vorgegangen, wie sie nur ein Sturm hervorbringen konnte. Noch während er wüthete, konnte er sich im Geheimen des Eindrucks nicht erwehren, den es auf ihn machte, daß Thaddäa durch unbesiegbare Liebe ein fremdes Kind, ein Kind, das man ihr entziehen wollte, sich angeeignet. Eine Stimme sagte ihm innerlich: warum machst du dich mit Gewalt zum Stiefvater an deinen eigenen Kindern? — Als dann der Staffelnbäck nach all den schnurrigen Geschichten ihm sein eigenes Denken wie laut vorsagte, biß er sich die Lippe fast wund. Und jetzt bei der Abreise war er noch nicht entschlossen, wohin er wollte, und doch kam es ihm auf Einmal so öd vor, wenn er heim ginge. Er stand am Wagen und fühlte, daß es eins war, wohin er fuhr, er hatte ja nirgends einen warmen Anschluß, und plötzlich rief er dem Kutscher: „Umkehren! Landab fahren!" Er legte sich in den Wagen zurück wie willenlos, wie von fremdem Machtspruche besiegt; er war entschlossen, jetzt alle Mißhelligkeit zu tilgen; er gestand nicht sich und noch viel weniger einem Andern, daß ihm der Friede wohlthue und er dessen bedürfe; er gefiel sich in der Rolle des Großmüthigen, der der schwächlichen und nichtsnutzigen Welt seine Gnade angedeihen läßt.

So war er seinem Sohne nachgereist, und nach wenigen Tagen kam er mit ihm an der Post angefahren. Thaddäa war voll Glückseligkeit und Jubel, aber der Geldstumpf sagte immer: „Die ganze Welt ist betrügerisch, warum soll ich

mir mein Leben verbittern, weil ich auf einer Sache feststehe? Ich bin der einzige ehrliche Mensch, den ich kenne.“ In diesem Troste reiste er mit seinem Sohne wieder ab.

10. Verschlossen.

Es gibt Thaten, von denen man gar nicht glauben sollte, daß sie der Verkennung fähig wären, und doch, horcht man hinaus und schaut man um nach Wort und Blick, mit denen sie die Menschen betrachten, so findet man eine Verdrehung, eine Mißdeutung, an die man gar nicht denken konnte.

War die That, mit der Thaddäa das Kind an sich riß, wol anders als etwa eigenwilliges Pflichtgefühl zu nennen? Und doch, von Haus zu Haus hätte man hören können, daß eingeborene Teufelei, unverantwortliche Herrschsucht und eine Unterdrückungslust, wie sie nur vom Geldstumpf abstammen könne, Thaddäa diese That eingegeben habe. Sie gönne es dem armen Kinde nicht, daß es bei den Großeltern so gut aufgehoben sei — und leider muß gesagt werden, daß, wo hier und dort ein Mann die Vertheidigung Thaddäa's übernahm, meist die Frauen es waren, die Thaddäa verurtheilten.

Auch diese selbst war plötzlich zaghaft geworden; denn es geschieht leicht: hat man in begeisterter Hingebung mitten im Sturme der Empfindungen eine Opferthat auf sich genommen, so kommt hinterdrein Zweifel an der Ausführbarkeit, Mißtrauen in die eigene Kraft, und vielleicht gar die Erwägung, daß solches Opfer unnöthig und vergebens sei.

Thaddäa sah in den Blicken aller Menschen etwas Anfremdendes, sie traute sich nicht, ob das wirklich wegen Ernestine sei; sie meinte, sie sei noch von der Heimath her zu mißtrauisch, zu zweiflerisch an den Menschen. Und als sie doch merken mußte, daß ein unbekanntes Etwas zwischen ihr und den Menschen stand, schob sie das auf Schuld des Rufes, den ihr Vater hatte, und der sich gewiß noch schwärzer ausgemalt auch hierher verbreitet hatte. Am meisten wehe that ihr, daß auch die Staffelnbäckin, die sich so tief an sie angeschlossen hatte, jetzt, da die hochgehenden Augenblicke vorüber waren, sich wieder etwas zurückhaltend gegen sie benahm. Sie hatte im Leben so oft erfahren, daß sie nie unbefangenem Wohlwollen begegnen werde, sondern immer erst das Hinderniß des Vorurtheils zu beseitigen habe; jetzt hatte sie sich selber ein schweres Hinderniß bereitet.

Aber bald überwand Thaddäa den Schmerz und war wiederum die in sich gefaßte ruhige Natur. Sie bezwang jeden Zweifel, jedes Ausschauen nach Billigung und Hinhorchen nach Zuruf. Sie gehörte zu jenen Naturen, die sich selber vertrauen dürfen, daß das, was sie mit ganzer Seele gewollt, auch das Richtige sei, und daß es nur der Zeit bedürfe, um solches vor dem eigenen und fremden Auge wieder klar erscheinen zu lassen.

An Ernestine hatte sie ein Abbild dessen, wie sie den Widerspruch der Welt besiegen müsse. Sie behandelte Ernestine mit stetem Gleichmuth, und das Kind schaute oft nach ihr um, und wußte nicht was das sein sollte. Und wie sie gegen Ernestine war, so verhielt sie sich auch gegen ihre ganze neue Umgebung in der Verwandtschaft und in der Stadt. Sie hatte in sich Ruhe und Halt genug, um auch in der Menschenliebe nicht, so zu sagen, von der Hand in den Mund leben zu müssen. Sie gehörte nicht zu Jenen, die schnell mit Liebe umfaßt sein wollen, die ein ewiges Lächeln bereit haben, die bei Besuchen, die sie machen oder empfangen, stets mehr oder minder klar darauf denken: jetzt wird hinter deinem Rücken gesagt werden: nein, was ist aber das eine prächtige Frau! So klug, so gut, so fein u. s. w. Thaddäa konnte ruhig warten, bis die Verhältnisse im natürlichen Verlauf erwuchsen. Aufrichtige Demuth, wie eben so aufrichtiges Selbstvertrauen hatten sich in ihr zu einer eigenthümlichen Charaktermischung gepaart. Sie kam Jedem zutraulich entgegen. Sie war aber nicht vor Allen niedergebeugt, wenn die geistig und leiblich dargebotene Hand nicht ergriffen, oder doch nicht so ergriffen wurde, wie sie erwartete.

Dazu konnte sie jetzt um so leichter die Welt entbehren, denn sie hatte einen Mann, der mit unverhohlenem Eifer ihr zu Liebe lebte, und sie hatte ein Kind, dem sie stündlich alle Liebe widmen konnte und das bald mit herzerquickender Innigkeit an ihr hing.

Der kleine Magnus, der schon vier Jahr alt war, konnte kaum einige Worte sprechen, und diese noch so undeutlich und in so besonderen Wortbildungen, daß man nur durch Gewöhnung und treues Eingehen ihn verstehen konnte. Es bezeichnete das ganze Verhältniß zu dem Kinde, daß der Vater oft fragen mußte: „Frau, was will er jetzt sagen? Was meint er?“ Und die Frau konnte ihm deutlich erklären, was der Knabe kauderwelschte, und wenn sie's so erklärte, sah der Knabe mit einem seligen Glanz in den Augen zu ihr auf. Ohne daß sie es wollte und beabsichtigte, gewann Thaddäa durch die Art, wie sie das Kind behandelte, immer mehr das Herz ihres Mannes. Tagtäglich wußte sie ihm neue Thatsachen zu erzählen, aus denen sich ergab, wie geweckt und gutherzig der Knabe sei, und wie es nur darauf ankäme, ihn stetig und aufmerksam zu leiten.

Keine noch so flammenden Liebesworte für ihn selber hätten den Vater so erwärmt, als diese Kundgebungen der Liebe zu seinem Kinde, und dieses selber erschien ihm neu belebt, ja es war ihm, als ob es nie vorher gewaschen und sauber gekleidet worden wäre: in seinen früheren Alltagskleidern sah es jetzt immer wie sonntäglich geputzt aus.

Je mehr der Posthalter sich im Innersten daran erquickte, wie die Frau den

Knaben behandelte und wie dieser mit zärtlicher Liebe an ihr hing, um so schmerzlicher war es ihm, das trotzig verstockte Wesen Ernestinens zu sehen. Sie that strengordentlich, was ihr befohlen war, aber auch Nichts mehr. Nie kam etwas Selbständiges aus dem Kinde heraus, weder ein Liebeswort noch ein häßliches, und der Vater wollte fast verzweifeln, daß irgend eine Herzensregung in dem Kinde zu erwecken wäre. Er war oft nahe daran, dasselbe in den heftigsten Ausbrüchen zu züchtigen. Er sah, wie es die wahrhaft mütterliche Fürsorge seiner Frau mit herber Miene an sich üben ließ, und das „Danke!", das es nothgedrungen sprechen mußte, wurde so herb hervorgeknirscht, daß es fast wie ein Fluch klang.

Thaddäa aber wußte ihren Mann zu beschwichtigen, und sie sagte: „Glaub' mir, ich gewinne das Herz des Kindes; aber es läßt sich nicht erzwingen. Mir war nie etwas ärgerlicher, als wenn bisher nicht gekannte Verwandte und Freunde in ein Haus kommen und sie sagen den Kindern: ‚Du, ich bin dein Onkel, deine Tante, dein Vetter, deine Base; du mußt mich lieb haben!' Ein Kind kennt nur ein Leben aus der Gewohnheit, aus Leistungen, aus vertrautem Verkehr. Ich sehe der Ernestine an, daß sie mich nicht mehr fürchtet, und ich sage dir, ich bin zufrieden, daß ich mich nicht abwendig machen ließ, sie bei uns zu behalten; jetzt muß sie gewonnen worden, jetzt oder es ist nie mehr möglich."

---

11. Zucht und Liebe.



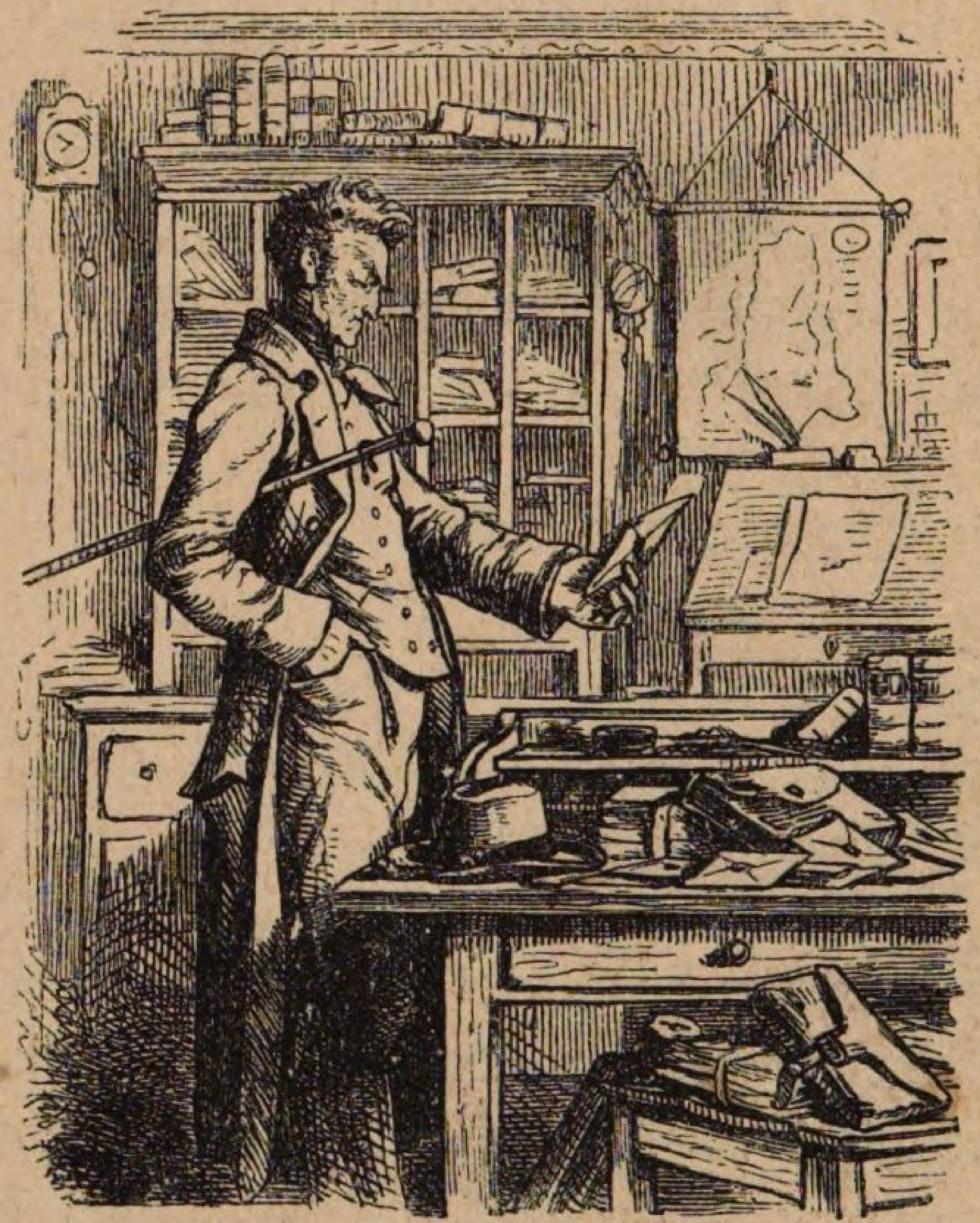
Die sichtbare Wunde auf der Stirn des kleinen Magnus heilte leichter als eine unsichtbare, und die war im Herzen Ernestinens.

Es war schwer zu erklären, und darum hielt man es fast für ein Wunder, daß Magnus seit jenem Unfalle besonders aufgeweckt war, und namentlich die schwere Sprache, die er ehedem gehabt, auf eine seltsame Weise so rasch verlor und dafür eine geläufige gewann, daß man glaubte, das sei ein ganz anderes Kind. Ernestine dagegen war in sich gekehrt, und ging immer umher, als ob sie eben im Augenblick zuvor geschlagen worden sei.

Die ganze Familie bestürmte Thaddäa, sie möge das Kind doch wenigstens auf einige Zeit den Großeltern wiedergeben, sie könne es ja später wieder zu sich nehmen; aber Thaddäa blieb dabei: wenn sie nicht jetzt ohne Unterbrechung die natürliche Abneigung des Kindes überwände und seine Liebe

gewänne, sei es auf ewig für sie verloren, und es bleibe Etwas in ihm haften, wovon Niemand ahnen könne, was daraus werde. Nur der Staffelnbäckin gestand sie im Geheimen, daß sie nichts dagegen habe, das Kind später wiederum den Großeltern zu überlassen, aber erst dann, wenn es sich in die volle Liebe zu ihr und zum Vater hineingelebt.

Thaddäa war eine kluge und gute Mutter; sie war nicht, wie man so vielfach findet, nur zärtlich oder zänkisch, küssend oder scheltend, entzückt oder ärgerlich; sie hatte einen stillen, gemessenen und gleichbleibenden Ernst; das gewinnt nicht schnell, aber um so nachhaltiger, und in dieser Bestimmtheit wird auch die leiseste Zärtlichkeit zu einem bedeutsamen Ausdruck. Wenn sie einmal dem kleinen Magnus mit der Hand über die Stirn fuhr, so war das mehr als alle leidenschaftlich verzückte Liebesergießung, und gerade das war es, was die Staffelnbäckin am meisten an der Schwiegertochter erfreute, und sie wurde ihres Lobes nicht müde, so daß der Staffelnbäck, wenn er sie mit einer Frau im eifrigen Gespräch gesehen hatte, oft sagte: „du hast gewiß wieder von der Thaddäa gepredigt, der Text geht dir nicht aus."



Der Staffelnbäck indeß hatte Mancherlei gegen die Schwiegertochter auf dem Herzen. Er hatte seine besondere Freude an der Posthalterei; nicht nur der umfassenden Gewerbthätigkeit wegen, sondern vornehmlich auch wegen der Briefpost. Er wurde ganz lebendig, wenn er dabei war, wie die Briefpackete geordnet wurden, und stöberte gern in den Briefen, Adressen und Siegel genau betrachtend; aber der Posthalter duldete das bald nicht mehr. Und der Staffelnbäck glaubte, vielleicht nicht mit Unrecht, die Schwiegertochter stecke dahinter, da der Posthalter entschieden sagte: „Es ist gegen meine Amtspflicht, Vater, und ich darf's nicht zugeben!"

Dem Staffelnbäck war überhaupt die Gemessenheit und Haltung, die Thaddäa, ohne stolz zu sein, bewahrte, überaus lästig. Ihm war nichts mehr zuwider, als ein sich gleichbleibendes, eine gewisse Ehrerbietung verlangendes Benehmen; sei es, daß sich die Gewohnheit seiner Vergangenheit und seines Lebens überhaupt dagegen empörte, oder weil sein Stolz dadurch empört wurde, indem er wohl fühlte, daß ihm Alles fehlte, was ein Gleiches bewirken konnte. Er verwandelte daher gern jede gemessene Haltung in vertraulich umspringende Familiarität. Er befand sich eigentlich nur hemdärmelig ganz wohl und behaglich. Gegen seine Frau beklagte er sich, daß Thaddäa, wenn sie es auch nicht geradezu verlange, doch immer so sei und Einen dazu zwinge, daß man fast nur im Sonntagsrock vor ihr erscheinen möge. Er

versuchte alle seine so oft erprobten unfehlbaren Spässe, um Thaddäa auf seine Tonart zu stimmen, aber es gelang ihm nicht, und es war zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter — wo sonst leicht Etwas von der jugendlichen Höflichkeit gegen die Frauen neu erwacht — ein verfremdetes Leben. Der Staffelnbäck widmete Thaddäa alle Ehrerbietung, natürlich weil sie so reich war und doch so bescheiden sich in Alles schickte, aber er ließ sie auch merken, daß er ihre Art, wie sie das Kind so hartnäckig behielt, nur als einen besondern Hochmuth und Trotz betrachtete.

Thaddäa ward es schwer, diese Verkennung zu tragen, aber sie gewann es doch über sich, gradaus ihres Weges zu gehen, ohne rechts und links zu schauen, und das eben ist der Sieg der vollen Rechtschaffenheit: unter der Last der Verkennung dennoch nicht abzulassen, sicher in sich, und sicher, daß der endliche Erfolg auch das Mißwollen besiegen werde; und leichter wird dieser Schmerzensweg, wenn nur Ein würdiger Zuruf von außen ermuntert, und diesen gab die Schwiegermutter in vollem Maße.

Noch hatte Thaddäa nicht die leiseste Zärtlichkeit gegen Ernestine gezeigt, aber sie behandelte sie mit Sorgfalt und Bestimmtheit. Sie überwachte auch ihre Schularbeiten, und hier war es besonders der Schreibunterricht, dem sie eine besondere Theilnahme widmete. Während der Posthalter seine ausnehmende Freude daran hatte, daß das Kind so deutlich, so fließend und ausdrucksvoll lesen konnte, verwendete Thaddäa ihre Aufmerksamkeit auf das Schönschreiben, und das ist ein allgemeiner Zug, der sich bei Bedachtnahme der Eltern auf den Schulunterricht der Kinder zeigt. Ist es wohl, daß die Frauen deßhalb auf Schönschreiben so große Bedeutung legen, weil dies etwas Sichtbares, etwas mit der Schönheit Zusammenhängendes ist, das sich bestimmter fassen läßt?

Die alte Staffelnbäckin, deren glückliches Einvernehmen mit der Schwiegertochter sich immer mehr herausstellte, ließ sie eben damit auch in ihrem Gleise und machte sie nur aufmerksam, was dabei auf ihrem Wege lag. Sie sagte einmal zur Schwiegertochter: „Weißt du, wann Ernestine wirklich dein Kind geworden ist? Wann du sie einmal tüchtig abgestraft hast. So lang du das nicht thust, spürst du in dir, ohne daß du es weißt, daß du ihr fremd bist und darum nicht wagst sie zu strafen, und daß sie dir fremd ist, weil sie dich nicht so erzürnt wie ein eignes Kind, das Einen eben erzürnt, weil man's lieb hat. Du willst, daß das Kind im Elternhause daheim sei; aber damit, daß du es als halbes Fräulein behandelst, daß du ihm nichts Schweres auferlegst, dadurch machst du es ja erst recht fremd daheim. Das Kind spürt, weil es nicht auch einmal gehudelt wird, daß es nicht daheim ist. O lieber Gott, du bist wol die erste Stiefmutter, der man das sagen muß."

„Es kann sein, ich will mich prüfen," sagte Thaddäa, „und seid sicher, bei der ersten Gelegenheit straf' ich sie."

„Halt!" sagte die Staffelnbäckin, „du bist doch noch nicht ganz ausstudirt. Weißt du, welches die beste Ohrfeige ist?"

„Nein!"

„Die ohne Vorrede und ohne Nachrede gegeben wird, ohne Drohung und ohne

Strafpredigt. So, paff! einmal einen gesunden Treff und weiter kein Wort dazu, das thut dem Geber und dem Empfänger am besten, das bleibt haften. Frag' deinen Mann, ich hab' ihm zweimal in meinem Leben hinter die Ohren geschlagen ohne ein Wort dazu zu reden, und das vergißt er nie. Aber sich und das Kind in Jast bringen, sei es vorher oder nachher, das verdirbt die Eltern mitsammt dem Kind."

Es wäre nicht in der Art des Kindes gewesen, so lange verstockt gegen die Mutter zu bleiben, wenn es nicht die Unzufriedenheit des Großvaters wohl gemerkt hätte, und wenn nicht noch fremde Menschen dazu mitgewirkt hätten, es aufzuhetzen. Wo sie Ernestine auf der Straße begegneten, bedauerten sie das Kind, daß es in diesem oder in jenem Kleide gehen müsse, bald zu warm, bald zu kalt, und: ach Gott, wie hart ist's, daß du deine rechte Mutter nicht mehr hast, und: nicht wahr, deine Stiefmutter läßt dich ganz allein in einer Kammer liegen? Ach Gott, so ein verlassen Kind, ganz allein. Kriegst du denn auch satt zu essen? Sag's nur, ich geb' dir gern was! Ach, wenn das deine rechte Mutter geahnt hätte!

So wurde Ernestine stets angehalten, wenn sie über die Straße ging, und der innere Widerstand des Kindes wurde immer auf's Neue gereizt. Dazu kam, daß Thaddäa allerdings in dem Benehmen des Kindes noch manches Tadelnswerthe fand und änderte, was die Großeltern leichter genommen oder gar nicht gerügt hatten.

Es gibt viele Menschen, die höchst dankbar gute Lehren hören, und nicht genug zu betheuern wissen, wie wohl ihnen das thue und wie gern sie sich von Wohlmeinenden dies nnd das sagen lassen. Es gehört aber ein festes, rechtschaffenes Herz dazu, um die Gewohnheit des Seins abzubrechen, zumal wenn man glaubt, daß man so treumeinend darin gehandelt habe, und daß es nur in den Andern läge, das recht aufzunehmen.

Es kam einst wie eine plötzliche Offenbarung über Thaddäa, als sie stille sitzend dachte: man muß gegen ein Kind gut sein, ohne was dafür zu wollen. Ja, ja, ich seh's an meinem Mann, was natürliche Elternliebe ist; der gibt doch den besten Bissen vom Munde weg, ja den letzten, den er auf dem Teller hat und der am besten schmeckt. Kann das nur die natürliche Elternliebe, und kann ich das nicht auch? Ich kann gegen den Magnus doch besser sein, weil er zutraulicher ist. Darf man denn da auf Bezahlung rechnen? Es muß sein, es muß sein, daß man dasselbe kann, was die leibliche Mutter; dazu sind wir ja Menschen, dazu haben wir ja Gedanken, dazu können wir uns ja Vorschriften im Kopfe machen, und die Schwiegermutter hat Recht, mir ist das Kind zu fremd...

Fortan hielt Thaddäa Ernestinen auch zu allerlei häuslichen Arbeiten an. Sie schickte sie oft Gänge da und dort hin, sie forderte viel von ihr. Der Posthalter schüttelte im Stillen den Kopf, aber das Kind war vergnügt dabei, denn es gibt für ein Kind nichts Beglückenderes, als wenn es seine Thätigkeit zeigen kann, ein gewisses Selbstgefühl, daß es auch etwas vermag, etwas ausführen kann, ein gewisses Behagen der Wichtigkeit, das zu einem Schein der Unentbehrlichkeit wird,

thut ihm am wohlsten. So war Ernestine glücklich und heiter bei allen diesen Ausführungen, bis mitleidige Menschen sie immer und immer bejammerten, daß sie das Aschenbrödel bei der Stiefmutter sein müsse, die sie gewiß im Geheimen puffe und schlage, und das Kind sei so brav, daß es der schrecklichen Stiefmutter gar nichts Böses nachsagen wolle; man bringe ja kaum ein Wort aus ihm heraus, aber man wisse schon, was das zu bedeuten habe, daß es so verscheucht sei, wenn man es etwas frage. Als nun Ernestine erzählte, daß sie allein im Finstern schlafen, sich allein waschen und ankleiden müsse, schlugen mitleidige Frauen die Hände über dem Kopf zusammen.

So ward das Kind immer wieder der Mutter entrissen, die sich ihm mit aller Macht zuneigte. Thaddäa wollte nun auch oft daran verzweifeln, daß ihr das Schwere gelinge; aber die Zuversicht, die sie einst gegen ihren Mann ausgesprochen und die dieser festgehalten hatte, kehrte jetzt wieder wie von ihm auf sie zurück.

Der Posthalter war wieder so glücklich wie in den Tagen seiner vollen Jugend; denn weichere Menschen haben bei vielen Nachtheilen auch das voraus vor harten und festen, daß in ihnen eine unversiegbare Verjüngungsfähigkeit ist, eben weil Alles sie mehr in Bewegung setzt oder sie eigentlich stets in einem gewissen jugendlichen Wachsthum stehen.

Der Posthalter, der gewiß von Schwäche nicht freizusprechen war, gewann an der Seite Thaddäa's tagtäglich an männlicher Haltung. Er hatte bisher nur in familienhafter Gewohnheit gelebt, er brauchte sich nicht anzustrengen, hier und dort Geltung und Liebe zu bewahren. Jetzt, indem er vor Thaddäa zeigen wollte, daß er selbständig und entschieden zu handeln verstehe, gewann er zusehends an männlicher Festigkeit.

Nur ein einziges Mal ging Thaddäa darauf ein, da ihr Mann noch oft von dem Vergangenen redete und dabei auseinanderlegte, wie schwer es ihm zu Muthe gewesen, und wie er nun so überaus glückselig sei, daß Alles so hell, klar und gut geworden, und in der Freude klagte er sich immer wieder über die Vergangenheit an.

„Ich habe das schon vielfach gesehen,“ sagte dann Thaddäa, „bei dir ist es eben anders als bei mir: ich kann in einem Zimmer nicht arbeiten, nicht vergnügt sein, ja nicht einmal schlafen, wenn nicht Alles um mich her gut aufgeräumt an Ort und Stelle ist; du dagegen kannst das, und das hat auch sein Gutes.“

„O wie Recht hast du, und wie deutest du Alles zum Guten.“

„Drum müssen wir eben Beide von einander lernen; du wirst schon ordnungshälterischer werden, und ich nicht mehr so peinlich genau, wie wenn Jemand treibend hinter mir stünde. Mich freut's jedesmal, wenn ich die Postillone so schnell umspannen sehe, und sie thun's doch mit größter Ruhe, mit langsamen Bewegungen; das ist besser als die unruhige Eilfertigkeit, und sie werden doch zur Zeit fertig.“ —

Das Haus des Posthalters wäre nun vollauf beglückt gewesen, wenn nur das Kind sich endlich hätte gewinnen lassen und die Erinnerung an alles Vergangene ausgeglichen wäre.

Es war gegen Ende März, schon waren frühlingshelle Tage dagewesen, und jetzt lag wieder tiefer Schnee, man mußte sich nochmals in den Winter finden, aber es konnte nicht lange dauern. Thaddäa sprach mit den Kindern, daß die Staare schon dagewesen und wieder verschwunden seien; man wisse nicht, wo sie sich jetzt aufhalten. Die Kinder hörten staunend zu.

Ernestine saß neben der Mutter, sie lernte von ihr nähen. Es bedurfte großer Geduld, denn das Kind war unwillig zu dieser Arbeit.

Thaddäa saß am Spinnrad und spann, der kleine Magnus spielte hinter dem Tische mit Bauhölzern. Die Mutter war hinausgegangen, um Wirthschaftssachen zu besorgen; als sie wieder hereinkam, war der Flachs zerzaust und das Spinnrad in Unordnung.

„Das hast du gethan," sagte die Mutter streng, „komm her, Ernestine, hieher, ganz nahe. Sieh', was du angerichtet hast; siehst du, was für schwere Mühe ich nun habe, um Alles wieder in Ordnung zu bringen? Ich sage dir's zum letzten Male, ich sage dir's: du wirst bestraft, wenn du das Spinnrad nicht unberührt stehen läßt. Jetzt setz' dich und nähe weiter, rücke deinen Schemel hieher, an meine linke Seite, damit ich zusehen kann." Und so geschah's. Man hörte nichts als ein leises Surren des Spinnrades, das geschmeidig ging, und Thaddäa schaute eine Zeitlang nicht auf das Kind, um es in sich ruhig werden zu lassen.

Wer weiß, was in einer Kinderseele vorgeht? Die Reden und Empfindungen der Kinder sind selber oft wie ein Wunder. Da ist lautloses Denken jenseits des Wortes, da springen oft Aussprüche hervor, die man nicht glauben würde, wenn man sie nicht selber vernommen hätte.

Noch nie hatte Thaddäa so streng mit dem Kinde gesprochen als heute, noch nie hatte das Kind ihr Antlitz so gesehen, ihr Auge so fest, so durchdringend auf sich gerichtet, und jetzt mochte ein eigenes Wogen und Wallen in dem Kindesgemüthe sein; es schmiegte sich so nahe an sie wie noch nie. War es Furcht oder Liebe, die das bewirkte?

Thaddäa fühlte die Annäherung, und die Hand vom spinnenden Faden abziehend, legte sie dieselbe rasch auf das Haupt des Kindes und sagte nichts als: „Sei brav!" Dann hörte man lange wiederum nichts als das Schnurren des Rades, und zwei Herzen klopften nebeneinander, und Niemand ahnte, wie sie den Einklang finden würden.

Die Vorfrühlingssonne schien warm durch das Fenster, Thaddäa stand auf und rückte die Topfpflanzen, die sie aus der Heimath mitgebracht, in den Bereich der Sonnenstrahlen. Ein eignes Wohlgefühl kam über Thaddäa, denn es gibt Augenblicke, wo wir fast mitempfinden den Athem alles Lebens. Wie muß das warme Licht die Pflänzchen erquicken, und sie empfinden hier zum ersten Mal die Sonne, sie sind weit von hier aufgewachsen, aber die Sonne findet sie überall ...

Thaddäa faltete eine Minute die Hände, denn in solchem Dreinstarren und Versenken in gewohnte Umgebung ist es auch wieder, als ob das Gewohnte plötzlich eine Mahnung vor die Augen rücke. Im Licht erwachsen! Und für ein Menschenherz

ist Liebe Sonnenlicht. Armes Menschenkind, in dessen zarte Lebensjahre nicht die Liebe scheint!

Es war Thaddäa, als müßte sie Etwas finden, um wie dort die Pflanzen in die erquickende Sonne, so auch hier das Kind in die rechte Lage zu bringen, daß es der Liebe inne werde, die sie ihm widmete. Sie wendete sich nach dem Kinde, und heller erglänzte nicht der Sonnenstrahl, als es jetzt aus ihrem Auge leuchtete. Das Kind mochte diesen Blick ungesehen empfinden, denn es zuckte zusammen, aber es rührte sich nicht weiter und schaute sich nicht um.

Und doch war der Trotz Ernestinens noch nicht überwunden.

Die Mutter war wieder hinausgegangen, und als sie jetzt rasch die Thür öffnend wieder eintrat, stand das Kind abermals am Spinnrad. Mit schnellem Schritt war ihm Thaddäa nahe, und ausholen und die Wange des Kindes treffen, daß sie brannte — war eins.

Sie redete weiter kein Wort. Sie setzte das Kind wieder auf den Schemel hart neben sich, gab ihm die Arbeit in die Hand, ohne weiter eine Mahnung daran zu knüpfen. Jetzt drehte sich das Rad und jetzt floß der Faden; aber schneller als das Rad drehten sich die Empfindungen im Herzen Thaddäa's. Es war geschehen, sie hatte das Kind gestraft, und das Kind saß neben ihr und schluchzte, und wieder waren die Beiden lange still.

Wer Kinder beobachtet, wird sehr häufig finden, daß selbst die bestgearteten nicht gern unmittelbar und unbedingt einer Abwehr Folge leisten. Dieses schnelle Abschneiden des eigenen Willens durch einen fremden, maßgebenden, widerspricht zu sehr dem Selbstgefühl, ja dem Ehrgefühl, das sich schon im Kinde regt. Wehre ihm die Berührung einer Sache, es wird wo möglich nur zögernd und allmälig davon ablassen und sie gern nochmals berühren, um dann wie aus eigener Willensbestimmung dem Verbote zu gehorchen.

Außerdem bleibt immer, auch wenn man ein Kind gerecht bestrafte, ein gewisser Unmuth über sich selbst in dem Strafenden zurück, und nichts ist gefährlicher, als wenn man in diesem Gefühle das Kind bald beschwichtigen will und ihm etwas Gutes für die Zukunft verspricht, oder gar alsbald gibt. Thaddäa ließ Ernestine sich voll ausweinen, so gern sie auch den Thränen Einhalt gethan hatte. Erst nach einer Weile, nachdem Ernestine ganz ruhig geworden war, sagte sie: „Wenn du brav bist, bekommst du nächsten Winter ein eignes Spinnrad und ich lehre dich spinnen."

„Ja, und die Mutter hält was sie verspricht," rief der gewitzigte Magnus hinter dem Tische hervor, und Thaddäa lächelte glückselig über dieses kindliche Vertrauen; denn sie hatte es dahin gebracht, daß man den Kindern nie mehr Etwas versprach, was man ihnen nicht hielt.

Wieder war Alles still in der Stube. Thaddäa fühlte, wie sich Ernestine an sie schmiegte, ja sie meinte zu spüren, daß sie ihr Kleid küßte, und jetzt sank der Kopf des Kindes wirklich in ihren Schooß. Sie trat leiser mit dem rechten Fuße das Rad, und das Kind ruhte an ihrer linken Seite und schlief; und jetzt athmete

es tief auf, und Thaddäa schaute auf das Kind herab, in ihrer Seele tönte es wieder wie der Klang aus dem alten Liede:

Was ist linder als Vogelfläum?
Der Mutterschooß!
Was ist süßer als Honigseim?
Die Mutterbrust!

Und immer mächtiger wurde ihr Blick, und jetzt schlug das Kind die Augen auf und seine Augen begegneten einem Blicke — ja, das war der Mutterblick, und



es war nicht zu sagen, wer es zuerst gethan, wer sich zuerst niedergebeugt oder wer sich erhoben, und: „Du bist mein Kind!“ „Meine Mutter!“ sprach es, und ein heller Sonnenstrahl fiel jetzt schräg durch die Scheiben, Mutter und Kind hielten einander fest umschlungen.

Aber Thaddäa blieb nicht lange bei solcher Liebkosung, sie legte die liebende Empfindung gern in eine That, und die Staffelnbäckin hatte nicht Unrecht, wenn sie von ihr sagte: „In Allem, was sie thut, spürt man eine Güte, aber man kann nicht sagen: da steckts! Ihre Güte ist wie Butter, die in's Brod hinein verbacken ist, sie ist eben überall.“

Thaddäa nahm bald Ernestinen auf den Schooß und lehrte sie spinnen, und als der Vater hereinkam und staunend Beide so sah, rief Ernestine ihm mit heller Stimme zu: „Vater, die Mutter hat mir versprochen, daß ich zu nächstem Winter ein eignes Spinnrad bekomme, und die Mutter hält, was sie verspricht.“

Und in der That, Thaddäa hielt was sie versprochen: Ernestine wurde ihr Kind.

Der Geldstumpf ist lange todt.

Der Staffelnbäck hielt ihm keine gute Nachrede, denn der Nachlaß des Geldstumpf war so gering, daß er kaum der Rede werth war, und dazu hatte sich noch der Geldstumpf in seinen letzten Lebensjahren einer gewissen Frömmelei ergeben, so daß der Staffelnbäck von ihm sagte: „Ja, ja, so ist's, die guten Jahre hat er für sich behalten, und die bösen hat er Gott gegeben.“

Es war aber nicht wenig vom Staffelnbäck, daß er es Thaddäa nicht entgelten ließ, wie ihn der Geldstumpf betrogen hatte; er gestand sich's nicht ein, daß auch er einen Betrug an dem Verstorbenen geübt, er behauptete, Thaddäa sei die, die alle Berge eben mache.

Ernestine ist jetzt die Musterlehrerin in Neustadt. Der alte Staffelnbäck hat noch auf der Hochzeit seines Enkelchens mit seiner Frau getanzt und beim Schmause viel darüber gelacht, daß es nun einmal nicht anders gehe: die Lehrerei scheine erblich in seiner Familie. Man nennt Ernestine auch die schöne Lehrerin; man sieht's aber jetzt nur noch an ihren Töchtern, wie schön sie einst war, obgleich sich keine ihrer Töchter mit ihr vergleichen kann an schlankem Wuchs; sie haben alle mehr die untersetzte Gestalt des Musterlehrers, der ein Sohn des Kaufmanns Stumpf in Freiburg ist.

Die schöne Lehrerin ist aber jetzt neu schön mit ihren grauen Locken, und ein eigner Glanz, eine eigene Verklärung liegt auf ihrem Gesichte, wenn sie mit ihrer iefen Stimme — sie hat bei der Liedertafel den Discant gesungen — erzählt, daß sich leider unter hundert Stiefmüttern kaum eine gute, wahre Mutter findet, die dem Kinde das gibt, was das Nöthigste ist: die Muttermilch des Geistes, die da ist die Liebe. Und wenn sie dann erzählt, wie sie das höchste Glück gewonnen, wie sie zuerst verstockt, verstoßen war, und dann um so glücklicher in den Himmel kam, und wie Thaddäa sich gleich geblieben war, auch nachdem sie eigene Kinder bekommen hatte; ja, dann macht sie auch alle ihre Zuhörer glücklich, denn die Gutthaten eines starken Herzens zu hören, das stärkt jedes Herz!

Huzel und Pochel.

Ein Nachtstück.



Das ganze Dorf hat damals über die Geschichte gelacht, und jetzt lachen wohl noch viel mehr darüber. Es kann Keiner mehr sagen, wann die Namen zuerst aufgekommen sind, aber zutreffend waren sie, und man konnte sich's gar nicht denken, daß die beiden alten Weiber je anders geheißen, je anders heißen konnten, als Huzel und Pochel. —

Draußen am Ende des Dorfes, abseits in der kalten Gasse, Scheubuß genannt, da steht ein kleines Haus. Selbst der Weidenbaum scheint da nicht gern daheim zu sein, denn er wendet sich eigenwillig ab von dem Häuschen, er möchte auch gern fort, aber er kann nicht, und wie mitleidflehend streckt er die Arme nach der Straße zu den dort Vorübergehenden und will sagen: Nehmt mich mit, ich bin hier schrecklich gebannt, ihr könnt's gar nicht glauben, was ich Alles hören muß, und muß dazu still halten. Von anderen Bäumen holen sich doch noch die Kinder eine schwanke Gerte, mir aber müssen sie verholzen und verdorren, weil Alles glaubt, von diesem Ort kann nichts kommen, was gut thut. Nur die Vögel allein wissen, daß ich unschuldig bin, und kommen bei mir zu Gaste und singen mir was vor. Und wenn ich's recht betrachte, sind denn meine beiden Herrinnen eigentlich so bös?

Ja, das waren sie, da kann der Weidenbaum nichts drein reden, das weiß das ganze Dorf besser.

Da in der unteren Stube, sie hat nur ein Fenster und auch vor diesem war meist der Laden zu, da wohnte die Pochel; sie war selten zu Haus, denn in dem großen Dorf — es ist reine Bosheit der Kreisregierung, daß man das Dorf noch nicht zum Marktflecken erhoben hat, — wo nahezu 1800 Seelen leben, da sterben

auch mehr als in einem kleinen Ort, da hat die Leichenfrau viel zu thun, und die Pochel ist Leichenfrau. Natürlich ward sie dadurch den Menschen unheimlich, und ihre Gestalt und ihr Wesen that nichts dazu, sie liebenswürdiger zu machen. Sie war groß und starkknochig, sah immer unwirsch drein, und Niemand konnte sich rühmen, je ein freundlich Wort von ihr gehört zu haben, am wenigsten ihr verstorbener Mann, der ein Korbmacher gewesen. Es ist bekannt, daß unter den Raubvögeln das Weibchen immer das Stärkste und Grausamste ist. So war die Pochel immer bös auf ihren Mann gewesen, weil er ihr nicht stark und herb genug war, und man sagt, sie soll besonders schuld sein, daß ihr Mann, bevor seine achtjährige Strafe um war, nicht daheim starb. Nur ihr einziger Sohn, Jos genannt, soll gutmüthig von ihr behandelt worden sein; gesehen hat's nie Jemand, aber seitdem er als Metzger in der Fremde war, sprach sie immer mit einer gewissen Zärtlichkeit von ihm.

Es ärgerte sie zwar, daß Jos sein Handwerk aufgegeben und „in der Stadt am Meer" — in Havre — Koch geworden; und die Leute ließen es nicht fehlen ihr vorzurechnen, welche schmackhafte Speisen der Jos gewiß jetzt koche und brate, und wie seine Mutter nicht einmal etwas davon rieche. Es verdroß die Pochel besonders, daß Jos ein Handwerk angenommen, mit dem er sich nie im Dorf niederlassen konnte, und sie wollte auf ihre alten Tage — sie war jetzt bereits sechzig, sprach aber von ihren alten Tagen, als ob die noch weit, weit hinaus lägen — wie gesagt, sie wollte auf ihre alten Tage doch noch gern ihren Sohn mit seiner Familie im Dorf haben, besonders um die Huzel dadurch zu ärgern.

Man hätte aber nicht viel von der Pochel gehört, wenn nicht über ihr das grausamste Geschick gewaltet hätte; denn ihre Erzfeindin rumorte ihr auf dem Kopf herum, und das war die Huzel. Sie bewohnte nämlich den oberen Stock des Häuschens und konnte nicht vertrieben werden, denn die Hälfte des Häuschens gehörte ihr eigen. Wenn man ein hochbeiniges Pferd und eine Kuh zusammenspannt — so sähe das aus, wie wenn man sich die Huzel und Pochel neben einander denkt. Die Huzel war ein kleines Weibchen, dessen Gesicht aus lauter Falten bestand, mit lebhaften, unruhigen Eidechsenaugen; sie soll in früheren Zeiten sogar einmal hübsch gewesen sein, denn sie hatte auch den Namen „das porzellanene Teufele". Die Huzel war auch eine Wittwe, und zwar eine ehrsame Schneiderswittwe, und seit dem Tode ihres Mannes lebte sie still und spann Jahr aus Jahr ein, wenn sie nicht in ihrem eigentlichen Gewerbe zu thun hatte. Sie war Bauschmacherin — Bausch nennt man hier zu Lande den ausgestopften Wulst, den man zum Korbtragen auf den Kopf legt — und sie wußte die Bäusche zierlich aus Lappen zusammenzusetzen und mit gezackten Kränzen und Einnäthen zu versehen. Es war ausgemacht, daß eine Last viel leichter war, wenn man einen Bausch von der Huzel hatte. Auch die Huzel hatte ein Kind, und zwar eine Tochter; aber das treulose Mädchen hatte die Mutter verlassen, um sich in Amerika ein Glück zu suchen. Böse Leute sagen, sie habe sich geschämt, die Tochter der Huzel zu sein, denn es war ein stattliches Mädchen mit etwas übertriebener Vornehmigkeit; das kann aber nur Verleumdung sein, auch in Amerika

blieb sie ja doch nur die Tochter der Huzel. Das vornehme Wesen hatte sie indeß von beiden Eltern. Der Vater war ein Mann gewesen, der erzählen konnte, wie es „in Paris drein" aussah, und nur ein unglückliches Schicksal hatte ihn in das Dorf versetzt und ihn darin verkommen lassen. Die Huzel selber aber hatte auch etwas Vornehmes, sie sah immer zierlich aus; freilich war sie auch unheimlich. Wenn sie Einem begegnete, da war's immer, als ob ein längst verschollenes Märchen aus dem Boden herauskäme. Sie war blaß und hatte immer etwas räthselhaft Geheimnißvolles, wie wenn sie daheim Hühner hätte, die goldne Eier legen.

Wenn man sie im Dorf über die Feindschaft mit der Pochel neckte, zuckte sie immer mitleidig die Achseln über den „Gaul", denn der allgemeine Schimpfname war ihr nicht gut genug, sie nannte die Pochel nie anders als Gaul.

Woher die Feindschaft der beiden Weiber gekommen? Frage lieber: seit wann der Weiher dort am Ende des Dorfes ist? Er ist da. Eine dunkle Sage will behaupten, die Huzel habe einmal: „Mein Haus" gesagt, während sie doch nach allgemeinem landesüblichen Recht nicht anders sagen durfte, als: „Unser Haus". Von da an soll die Feindschaft der Beiden stammen, und an Nahrung dazu fehlte es nie. Die Huzel lebte fast nur von Kaffee, während die Pochel wirklich fressen konnte wie ein Gaul, und es war ihr eigentlich gleichgültig was es war, wenn's nur recht viel und derb war. Die Hauptfeindschaft der Pochel wendete sich vielfach dahin, daß sie auf die Himbeere schimpfte, die immer für sich war und sich um keines Menschen Leid und Freud kümmerte. Wie die Huzel sie nie anders als Gaul nannte, so wurde sie dagegen immer „Himbeere" geschimpft, wozu der Pochel ein Mal im Gesichte der Huzel das volle Recht gab.

Es war natürlich den Leuten im Dorf eine große Freude, die Beiden auf einander zu hetzen. Da that Jeder gern mit, denn Loszziehen auf Andere ist für Viele nach einem Gespräch oft wie der Käse nach dem Essen; und Manche lassen sich diesen Käs als Hauptspeise genügen.

Ein besonderes Fest war es, wenn Briefe aus der Ferne kamen; manchmal schrieb der Jos, manchmal die Martina, das war die Tochter der Huzel. So oft nun eine der Frauen einen Brief von ihrem Kind bekam, ging Jede mit dem Brief im ganzen Dorf umher und ließ ihn vorlesen, und nur die nächste Nachbarin, die doch am begierigsten darauf war, die durfte nichts davon haben. Die Huzel hatte nicht Unrecht: die Martina schrieb viel schönere Briefe als der Jos, das wußte die Huzel, obgleich sie nie einen von Jos gesehen oder gehört hatte. Dessen konnte man aber sicher sicher sein: Jede trug den empfangenen Brief so lang in der Hand herum, bis die Andere gesehen hatte, daß sie einen Brief bekommen, und dann sollte sie sich ärgern, daß sie nichts davon erfuhr.

Nun aber, es war gegen Fastnacht, verbreitete sich das Gerücht im Dorf — Ausgewanderte sollten es nach Hollmaringen geschrieben haben — daß der Jos in Amerika sei und Jos und Martina sich in Amerika mit einander verlobt hätten. Das war nun eine rechte Lust, die Beiden so grundmäßig auf einander schimpfen zu hören. „Wie könnt Ihr nur glauben, daß mein Sohn eine zusammengeflickte Schneiderstochter

heirathen wird? und — ich gehe selber hinüber nach Amerika und ich reiße sie auseinander.“ — „Wie kann eine so stolze Prinzessin, wie meine Tochter, eines Krattenmachers Buben nur ansehen?“ So hieß es hin und her. Am Fastnachtssonntag schimpften die beiden Weiber vor aller Welt am Rathhausbrunnen einander seit vielen Jahren zum Erstenmal Aug in Auge. Das ganze Dorf kam herbeigesprungen, wie Huzel und Pochel einander heimbezahlten, und die Pochel schrie immer: „Eh' ich das zugebe, daß mein Jos deine Tochter heirathet, du Huzel, eh' häng' ich dich auf am Weidenbaum vor unserm Haus.“ Die Stimme der Pochel tönte wie die eines großen Bullenbeißers, und die der Huzel wie die eines kläffenden Spitz; er hat keine so gewaltigen Töne, aber er gibt nicht nach und kann fortmachen, wenn dem Andern der Athem lange ausgegangen.

„Ich hätte Angst, mit der allein in Einem Haus zu wohnen,“ erlustigte man sich, um den Zorn und die Furcht der Pochel zu reizen. Die Huzel sagte schelmisch: „Der Gaul weiß schon, daß er mir nichts thun kann. Er soll nur kommen. Ich habe Mittel, daß er nicht Hand und Fuß rühren kann.“

Alle Leute wichen zurück, denn glaubte man auch nicht mehr ganz an Hexen, so war doch das gewiß, daß die Huzel geheime Zauberkünste kannte, und jetzt hat sie sich verrathen. Wie hat sie so unheimlich gelacht, und den schweren Kübel auf dem Kopf hat sie heimgetragen, wie wenn's nichts als eine Haube wäre!

Auch die Pochel konnte sich eines Schauders nicht erwehren, aber sie that, als ob sie sich nichts darum kümmere, und in der Nacht hörte der Weidenbaum, wie in der untern Stube geflucht und gebrummt wurde, und in der oberen Stube wurde gesungen, und die Pochel hörte ganz deutlich, wie zwei Spindeln sich drehten, und doch war Niemand bei der Hexe; aber sie hat gewiß einen Geist, der ihr spinnen helfen muß. Und horch, wie sie jetzt lacht. Gibt's denn Menschen, die allein lachen können? Nein! Nein!

Die Pochel schimpfte jetzt auf sich selber, daß sie sich fürchte, aber sie schlich doch hinaus und streute Erbsen auf die Treppe, daß die Huzel zusammenstürze, wenn sie herabkäme; dann stellte sie die Axt ihres verstorbenen Mannes an das Bett.

Am andern Morgen früh klopfte es am Haus.

Die beiden Weiber schauten zu gleicher Zeit zum Fenster heraus und jede fragte die Magd des Schullehrers, die geklopft hatte:

„Was gibt's?“

„Was willst du?“

„Ich weiß nicht. Ihr sollt Beide mit einander gleich zum Schullehrer kommen. Ich glaube, er hat was.“

„Ich komme nicht!“

„Und ich auch nicht!“

Und wieder war es still, und während oben und unten Feuer angemacht wurde, horchte die Eine hinauf, die Andere hinab. Die Pochel war froh, daß sie im untern Stock wohnte. Wenn die falsche Huzel nun doch hingehen will, kann sie nicht vorbei,

ohne daß sie gesehen wird, und dann soll sie die Angst bezahlen, die sie mir vergangene Nacht verursachte.

Und wieder hatte Huzel Angst, daß Pochel davonschleiche, ohne daß sie was merke. Sie stand schon einmal an der Treppe, um dem Gaul hinabzurufen: Sie möge doch gescheit sein, man könne doch nicht wissen, ob nicht was Wahres an dem Geschwätz der Leute sei, und vielleicht habe die Sendung des Schulmeisters etwas Derartiges zu bedeuten! Aber sie war wieder stolz genug, dem Unhold nicht das erste Wort zu gönnen, und so trank sie im Stillen ihren Kaffee.

Die Pochel erlauschte den Augenblick, da ihre Erzfeindin in die Stube gegangen war, und wischte schnell die Erbsen von der Stiege ab. Jetzt war es Tag, am hellen Tag konnte sie doch nicht mit ansehen, daß die Huzel sich zu Tode falle.

Richtig! Nach einer Weile kam die Huzel, wie immer ordentlich gekleidet, die Treppe herab. Die Pochel stand mit dem Rücken gegen die Thür gewendet und schaute die Huzel nicht an; aber als sie fort war, rannte sie ihr nach. Das porzellanene Teufele sollte sich nicht wieder wohl dran machen bei den Menschen, daß sie den Anschein gewinne, als ob sie auf den Ruf Anderer folge und immer friedliebend sei. Mit zerzausten Haaren und nur nachlässig gekleidet, rannte Pochel der Nebenbuhlerin nach, die sich nicht umwendete. Während des ganzen Weges schimpfte sie in sich hinein auf die Schlechte, und am Schulhaus schimpfte sie erst recht, wie schlecht die Huzel sei, daß sie ihr nicht einmal Zeit lasse, sich ordentlich anzukleiden.

In der Stube des Schullehrers schauten die Beiden einander Auge in Auge, und die Eidechsenäuglein der Huzel flimmerten in ganz besonderem Glanze, da sie ihre Feindin so verwahrlost sah. Diese schimpfte nun wieder, aber die Huzel sagte klugerweise:

„Ich brauch' dich nicht zu schimpfen. Sieh' dich im Spiegel, da brauch' ich dich nicht zu schimpfen. Herr Lehrer, erlauben Sie, daß sie sich im Spiegel ansieht? Er wird nicht schmutzig davon."

Der Lehrer hieß alle seine Angehörigen die Stube verlassen, dann sagte er zu den beiden Weibern, daß sie fortan besser mit einander sein müssen, denn — und er zeigte dabei einen Brief und ein Päckchen — das was das Gerücht wunderbarer Weise vorhergesagt, ehe es wahr gewesen, sei nun eingetroffen, Jos und Martina seien in Neu-Orleans bereits verheirathet. Er las den Brief den Beiden vor, den sie theils an den Schullehrer, theils an die Schwiegermütter geschrieben hatten, und zwar Jos an die Huzel und Martina an die Pochel.

Sie hörten ruhig zu, aber mitten im Lesen schüttelte die Huzel den Kopf, und die Pochel wollte es ihr nicht gönnen, daß sie etwas mehr that als sie: sie schüttelte auch den Kopf. Als der Brief zu Ende gelesen war, sagte die Huzel:

„Herr Lehrer, das gefällt mir nicht von Ihnen, das schickt sich nicht für Sie; zu so etwas dürfen Sie sich nicht hergeben. Das ist ein Fastnachtsschwank, den man sich mit uns armen Wittwen gemacht hat."

Der Lehrer wollte erwiedern, aber die Pochel schrie laut und schimpfte auch den Lehrer aus; er kam nicht zu Wort. Da öffnete er das Päckchen und hielt

den Beiden in goldenem Rahmen ein Bild entgegen. Sie waren plötzlich stumm, und —

„Herr Gott, mein Jos!" — „Herr Gott, meine Martina!" riefen sie, aber — „Weg, laß mich sehen!" hieß es gleich darauf, und die Pochel stieß die Huzel von sich, daß sie in eine Ecke fiel. Der Lehrer hob sie auf, nahm der Gewaltthätigen das Bild und gab es der Huzel. Sie betrachtete es stumm staunend und ihre Lippen murmelten etwas dazu, aber Niemand hörte, was sie sagte. Wirklich waren hier die beiden Kinder in einer gemalten Photographie ganz deutlich wiederzusehen. Sie hielten einander an der rechten Hand, und fast an jedem Finger glänzte ein Ring. Wie stattlich sah Martina aus in dem blauseidenen Kleide mit der großen goldenen Kette, der Brosche und den Ohrringen, und man mag sagen was man will, auch der Jos ist ein hübscher Bursch, und er ist so dick geworden, dem muß es gut gehen, und er hat auch eine goldene Kette an der Uhr und eine goldene Nadel auf der Brust. Nein, nein, da kann nicht mehr von Fastnachtsposse die Rede sein.

Die Huzel wollte auch der Feindin jetzt das Bild zeigen, aber sie brachte sich nicht dazu. Sie gab es nur dem Lehrer zurück, und dieser fragte: „Nun seht Ihr doch, daß hier nicht von einer Fastnachtposse die Rede sein kann? Wer von Euch will das Bild mitnehmen?"

„Wenn man's auseinander schneiden könnt', möcht' ich meine Hälfte haben," sagte die Pochel. Und die Huzel sagte: „Behalten Sie's, Herr Lehrer. Wenn ich nur schon daheim wär' und Niemand vor mir sehen müßt', Niemand als meine Katz."

Sie hatte Recht, so zu klagen, denn draußen — von der Lehrerin und deren Kindern benachrichtigt — stand das halbe Dorf versammelt und jubelte und jauchzte über das lustige Ereigniß. Man wollte mit dem Hauptspaß nur warten, bis die Schwiegermütter herauskämen; und als sie endlich herauskamen, erscholl unaufhörliches Vivat! und Hurrah! Die Huzel weinte, die Pochel aber schlug den Ersten, der an ihr zerrte, so stark auf die Brust, daß er niedertaumelte. Während sich Alles mit Lachen nach dem Niedergestürzten wendete, flog sie mit raschen Schritten eilig durch das Dorf hinaus, und alle Leute sprangen an's Fenster und riefen nach: Was gibt's? Aber sie antwortete nicht und eilte heimwärts, und die Hunde, die die Pochel immer nicht leiden konnte, bellten hinter ihr drein, aber sie achtete nicht darauf. Sie konnte kaum in das Haus, so voll von Rauch war es. Weil nichts ihr die Thränen aus den Augen treiben konnte, so mußte es jetzt der Rauch thun. Sie jammerte, wie verlassen sie sei, denn sie hungerte, und dabei schimpfte sie auf die Huzel, die so klug gewesen war, vor dem Gange zum Schulmeister ordentlich zu frühstücken. Ja, die ist hinterhältig! Und wo sie nur jetzt sitzen mag? Sie ist wie in den Boden hinein verschwunden.

Wirklich kam die Huzel den ganzen Tag nicht nach Haus, und am Abend hörte die Pochel plötzlich ihre Spindel auf dem Boden tanzen und surren und hatte doch Niemand in's Haus gehen sehen. Gewiß spinnt jetzt der Geist, den sie im Dienst hat, ganz allein. Theils aus Schauder, theils aus Neugierde, um zu sehen, ob das wirklich sei, wollte die Pochel die Treppe hinaufgehn, aber es war besser, sie ging

vor das Haus und schaute nach, ob Licht oben ist. Richtig, es war da. „Warum will denn jetzt Niemand sterben, daß ich aus dem Haus komme?“ klagte die Pochel in die stürmische Nacht hinein, in der der Schnee aufwirbelte. Der Weidenbaum schüttelte sein Gezweige hin und her.

Die Pochel saß still in der Stube und wünschte sich vor Zorn und Aerger jetzt selbst den Tod. Aber nein, da hat's ja die Huzel zu gut, da geht sie zu den Kindern und lebt in Saus und Braus. Aber warum rückt die Huzel oben heut Abend so oft den Stuhl? Warum macht sie so oft die Thür auf und zu? Still, so raschelt's, wenn sie zu Bett geht.

Nochmals geht die Pochel vor das Haus. Richtig! das Licht ist ausgelöscht. Wie sie aber wieder in die Stube kommt, hört sie die Spindel oben tanzen, sie schleicht leise hinauf, wer weiß, ob nicht die Huzel das Bild hat; nein, die darf es nicht haben. Sie horcht an der Thür, hört aber nur ein Murmeln und nicht was die Huzel redet. Sie schleicht wieder hinab und legt sich in's Bett, aber sie kann nicht schlafen, die Treppe knackt. „Was ist das?... Die Axt!... So, jetzt komm.“ Es raschelt an der Thür, es greift nach dem Schloß. „Alle guten Geister loben den Herrn und dich hol' der Teufel!“ ruft die Pochel, springt rasch nach der Thür und öffnet sie. Richtig, da steht die Huzel.

„Was willst du?“ ruft die Pochel, die Axt erhebend, „thu' mir was, wenn du kannst.“

„Ich will nichts, ich hab' dich nur fragen wollen, ob du vielleicht doch das Bild vom Lehrer geholt hast. Es ist doch mein Kind auch dabei und es gehört dir nicht allein.“

„Was stehst du so unter der Thür?“ schreit die Pochel. Sie will aber nicht sagen: komm doch herein; und die Huzel wartet drauf. Es friert sie, denn sie ist nur dürftig bekleidet, und nach zehn Jahren zum Erstenmal tritt sie über die Schwelle. „Wo hast du das Bild?“ fragt sie jetzt.

„Ich hab' nichts!“ schreit die Pochel und springt schnell in ihr Bett. Die Huzel fängt an ruhiger zu sprechen und sagt: „Leider Gottes ist Etwas da, was wir miteinander haben.“ Pochel aber geht nicht darauf ein und fragt nur: „Was willst du denn? Wo warst du denn den ganzen Tag? Kannst du wirklich in den Boden verschwinden? Kannst du wirklich etwas, daß man dir nichts thun kann in der Nacht?“

Die Huzel gibt klugerweise sehr ausweichende geheimnißvolle Antworten. Warum soll sie auch sagen, daß sie den ganzen Tag im Schafstall gesessen und gestrickt hat? Sie will die Starkknochige noch in Furcht lassen und sich dadurch schützen. Sie sagt jetzt: „Weißt du noch die Geschichte vom König Salomo, der alle Weisheit und alle Zauberei verstanden hat?“

„Nein, das sind deine Sachen, davon weiß ich nichts.“

„Es geht uns auch so wie den beiden Weibern, die vor ihn gekommen sind. Ich kenn' dich, du möchtest lieber, daß unsere beiden Kinder sterben, weil sie uns das angethan, und ich will, daß sie leben sollen, wenn ich auch nichts von ihnen mag.“

„Stell' dich nicht so gutmüthig, du hast dein Lebenlang für keinen Menschen was gethan, aber frage nach im ganzen Dorf und du wirst hören, daß man in jeder Noth auf mich rechnen kann."

„Das ist wahr, du bist eben auch stark, und — was ich dir habe sagen wollen? Höre mich doch ordentlich an, laß mich da ein bischen auf dein Bett sitzen, es ist mir so kalt."

Die Pochel freute sich innerlich, daß die Huzel vor Kälte zähneklapperte, als sie jetzt fortfuhr: „Es ist schon arg genug, daß wir uns und unsere Kinder so vor den Leuten verschimpft haben."

„Du hast immer zuerst angefangen," schrie Pochel.

„Ja, ja, das läßt sich jetzt nicht mehr auseinander bringen; aber wie meinst? Du hast ja gesehen, wie unsere Kinder einander die Hände halten, wie meinst du?" Die Huzel streckte die Hand aus, aber die Pochel hielt die ihre unter der Decke und sagte: „Ja, ja, es ist nicht gut, wenn man so auf einander schimpft; man weiß nicht, wie man endlich doch zusammenkommt," worauf die Huzel erwiederte:

„Du bist gescheiter als ich gewußt habe."

„So, du verdorrte Himbeere! Wie kannst du das sagen? Wo hast denn du dein Doktorexamen gemacht? Wie kannst du mich loben? Brauch' ich von dir ein Lob? Wer gibt dir das Recht dazu? Hinaus aus meiner Stube! Ich will nichts von dir."

Die Huzel bot Alles auf, sie zu beruhigen, und sie verstand das, was unvermeidlich war, als pure Güte darzustellen, und wie die Kinder, die wohl wissen, daß die Mütter heute den Brief bekommen, eben jetzt die Stunde feiern bei gutem Essen und Trinken. Die Pochel, die heute vor Zorn und Aerger noch gar nichts Ordentliches gegessen hatte, sagte unversehens: „Ich will aufstehen und was zu essen machen."

„Ja!" rief die Huzel, „wir wollen auch die Hochzeit unserer Kinder feiern."

Die Pochel machte nun Kaffee, und als die beiden am Herd standen, jammerten sie darüber, wie man so lange zweimal Holz verbrannt, man hätte ja an Einem Feuer kochen können. Der Kaffee war fertig, und die Beiden saßen nun und tranken mit einander. Huzel lobte das Geschirr und lobte den Kaffee, aber innerlich sagte sie: „Das ist ein Kaffee für den Gaul!" Sie würgte ihn aber doch um des Friedens halber hinab.

Zuletzt sagte die Huzel: „Halt! Auf Kaffee schläft man schlecht. Wart', ich hole was dir gut thut." Sie ging hinauf und brachte kichernd und lachend — denn sie hatte schon in der Stube davon gekostet, — ein langes Glas, darin saure Kirschen auf Branntwein gesetzt waren. Sie schenkte der Pochel ein, aber diese wollte nicht trinken.

„Nein, Schwiegermutter, du mußt trinken," ließ Huzel nicht ab zu bedrängen. Endlich mit Todesverachtung nimmt die Pochel einen Schluck, aber schnell, als ob sie einen Husten bekäme, speit sie Alles wieder aus, denn sie fürchtet sich, daß die Huzel sie vergiften wolle. Nun aber trinkt die Huzel mit großer Fertigkeit, und die Pochel

bekommt Muth, sie genießt auch gern Fremdes und thut sich gut daran; Eine trinkt der Andern immer frisch zu, und so lachen, singen und tanzen sie mit einander in der Stube herum. Die Pochel wird ganz taumelnd, sie muß sich auf einen Stuhl setzen, aber Huzel hört nicht auf und tanzt ganz allein herum, äußerst zierlich, und singt dabei und hält sich das Röckchen mit beiden Händen.

Der Weidenbaum vor der Thür kam sich ganz närrisch vor über das, was er manchmal hörte, und er bedauerte jetzt aufrichtig, daß er sich so hartnäckig von dem Häuschen abgewendet hatte; wäre er nach der anderen Seite hin gewachsen, wäre ihm kein Wort von Allem entgangen.

Mit den Worten: „Morgen, wenn wir gesund sind, trinken wir Kaffee mit einander!“ war Huzel in ihre Stube hinaufgegangen und die Pochel lag fiebernd im Bett.

In der Stube tanzen Flämmchen, und ein Mann und eine Frau, die haben lauter goldene Ketten an um und um. Der Pochel wird schwer bang; gewiß, das porzellanene Teufele hat sie vergiftet und sie schreit plötzlich auf: „Hülfe, ich bin vergiftet! Das porzellanene Teufele hat mich getödtet!“ Sie springt aus dem Bett, sie findet die Kreide und schreibt auf den Tisch: „Wenn man mich morgen todt findet, muß man die Huzel köpfen, sie hat mich vergiftet!“

Und draußen am Weidenbaum stand eine große Menge Menschen, und der Wind pfiff und der Schnee wirbelte auf und am Weidenbaum hing ein Gehenkter...

Am Morgen als die Pochel erwachte und zum Fenster hinausschaute: Was ist das? Das ist ja wirklich ein Gehenkter und sie selbst lebt ja noch! — Sie schreit laut auf und die Huzel kommt herunter. Sie sehen, was geschehen ist: man hat ihnen zum Possen das wahr gemacht, was die Pochel gedroht. Man hatte eine Gestalt, ganz ähnlich bekleidet wie Huzel, als Fastnachtsmummenschanz an die Weide gehenkt.

„Da siehst du, wie weit es gekommen ist,“ sagte die Huzel, „und was sind das für Zeichen, die da auf den Tisch geschrieben sind? Was steht denn da?“

Die Pochel wischte es schnell ab mit der Hand, und jetzt reichte sie die kreidige Hand — die die Spuren vom Todesurtheil trug — versöhnt ihrer Erzfeindin.

Die Pochel ging hinaus und trennte die Puppe vom Baum ab. Die Huzel wollte hr helfen, aber sie sagte: „Nein, die Leute dürfen nicht sehen, daß wir versöhnt sind; sonst hört das gebrannte Leiden hier nicht auf.“ Die Huzel wollte wieder sagen, daß sie gescheit sei, aber sie behielt es dießmal für sich.

Sie verschlossen das Haus und tranken zum Erstenmal gemeinschaftlich in Frieden den Morgenkaffee, den aber dießmal die Huzel bereitete; denn sie verstand's besser.

Nun wurde ausgemacht, daß die Huzel das Bild holen sollte, und auch den Brief, denn sie hatten ihn noch nicht ordentlich gehört. Der Lehrer wollte zwar das Gemeinsame nicht herausgeben, bis auch die Feindin es bewilligt, aber er fügte sich doch endlich auf Bitten seiner Frau, die Angst hatte, daß die Hexe ihr oder ihren Kindern was Böses anthun möchte, wenn man nicht willfahre.

Am Mittag las die Huzel den Brief erst recht vor. Die beiden Kinder baten die Mütter inständig, daß sie zu ihnen kommen möchten. Der Jos hatte eine große

Speisewirthschaft errichtet, und die beiden Mütter sollten in der Küche helfen und auf Alles Acht haben, denn man könne hier zu Land fremden Leuten nicht trauen. Er wolle Geld schicken, wenn der Erlös des Hauses und der Fahrniß nicht ausreiche.

Es waren noch schwere Sachen zu überwinden, und vor Allem wurde festgesetzt, daß man vor der Welt die alte Feindseligkeit bewahre; denn die Neckerei, die man sonst zu ertragen habe, wäre nicht auszuhalten.

Vor den Leuten also thaten sie immer feindselig, still zu Hause indeß war wirklicher Friede, und der wurde am besten dadurch bewirkt, daß die Pochel zu der alten Feindin sagte: „Du bist wirklich gescheiter als ich."

Es wurde nun berathen, daß man die Fahrniß verkaufe, und auf das Häuschen war schon längst ein Angebot gethan. Die Huzel gab an, daß sie allein auswandere, die Pochel, daß sie zurückbleibe. Insgeheim aber verschaffte sie sich doch einen Paß, und zur Versteigerung der Fahrniß in der obern Stube wurde in der Nacht Alles, was die Pochel von Werth hatte, hinaufgeschleppt, damit es als Eigenthum der Huzel versteigert werde.

Nun aber kam noch das Schwerste. Wie verläßt man das Dorf, ohne Spießruthen zu laufen durch Spott und Hohn?

Es war in der Nacht zum 1. Mai, da kam die Huzel mit einem Bündel unterm Arm herab in die untere Stube und sagte: „Schwiegermutter! Ich hab' was Gutes!"

„So? Hast du noch von deinem Branntwein?"

„Nein. Wir haben jetzt Geld und haben Pässe, jetzt schläft Alles im Dorf; mach' deine Sachen zusammen und geh' mit; sie sollen morgen früh sich die Augen reiben und nicht wissen was geschehen ist. Denk' nur, wie es werden soll, wenn Eines von uns oder wenn wir gar mit einander fortgehen? Ich habe gehört, daß die Musikanten im Dorf sich bereit halten und das ganze Dorf will uns mit Musik das Geleite geben. Schau, der Mond ist so hell, es ist Alles so still, kein Mensch merkt was; komm', ich helf' dir!"

„Ich kann schon allein, ich brauche keine Hülfe, hab' nie eine gebraucht. Aber wie ist's mit den Sachen, die wir doch noch zurücklassen, und mit dem Verkauf des Häuschens?"

„Ich schicke von der Stadt aus einen Brief an den Schullehrer, daß er Alles verkaufen soll. Da sieh', ich habe ihm schon geschrieben . . ."

Der Weidenbaum am Häuschen schüttelte im leisen Frühlingswinde die ergrünenden Zweige, als er die Beiden mit einander das Haus verlassen sah. Sie gingen hinten am Dorf herum durch die Wiesen den Berg hinab still und redeten kein Wort. Erst als sie das Dorf hinter sich hatten, athmeten sie auf; vom Thurm schlug es zwölf und die Pochel sagte jetzt: „Gib mir nur dein Bündel, mir macht's nichts, ich kann noch mehr tragen."

„Nein, gib mir deines!" erwiederte die Huzel höflich, „du wirst doch nicht glauben, daß ich mir von der älteren mein Bündel tragen lasse? Gib nur her!"

Aber Keine faßte das Bündel der Anderen an; die Huzel dachte im Stillen: Sie wird doch so viel Lebensart haben, daß sie mich noch einmal bittet! Und die Pochel dachte in sich hinein: Meinetwegen kann die Huzel niedersinken; sowie sie noch einmal ein Wort sagt, bürd' ich ihr Alles auf.

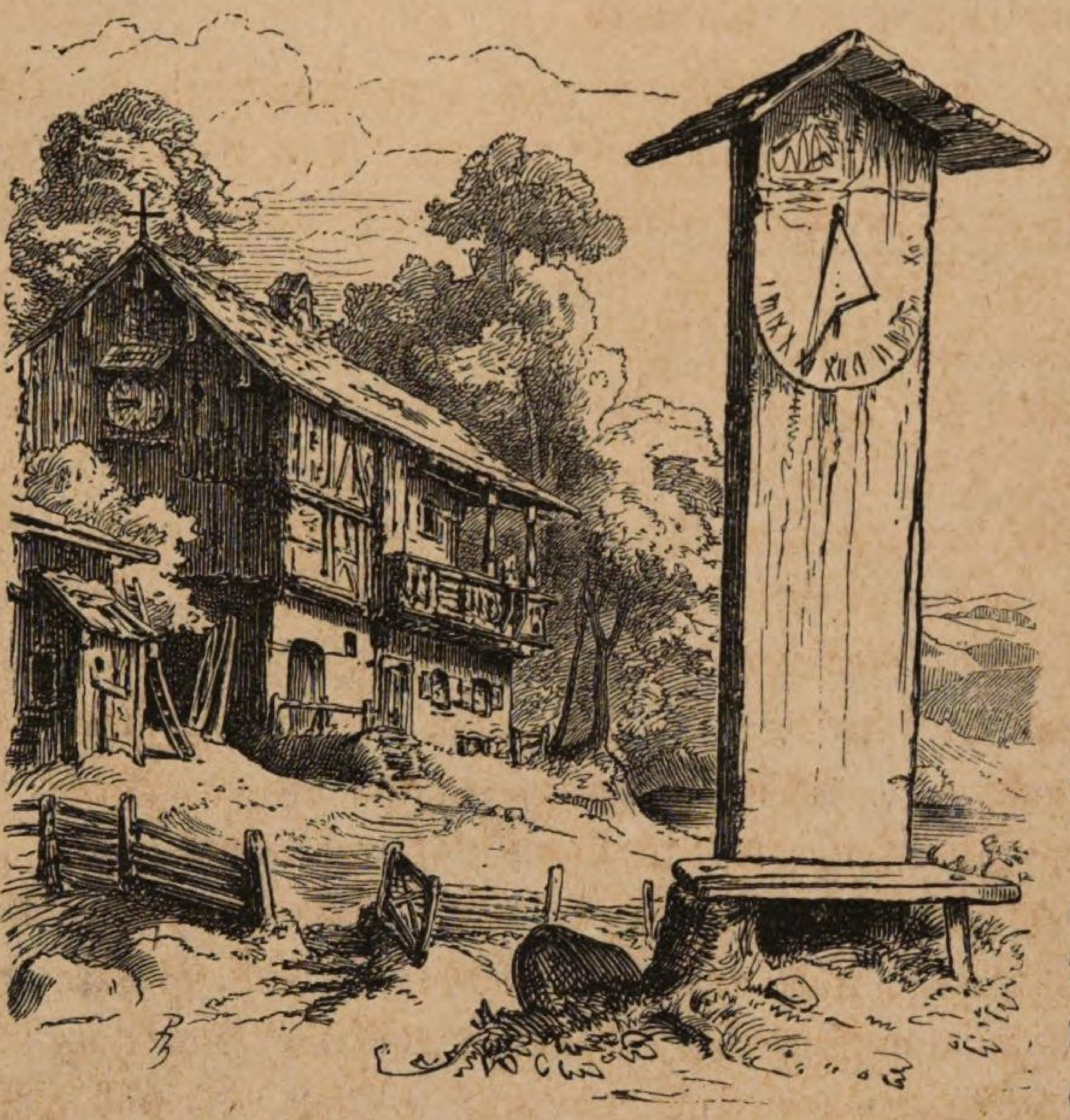
Es redete Keine mehr ein Wort, bis der dunkle Wald sie verschlang.

Im Dorf aber staunte man zuerst, wie die beiden Hexen verschwunden waren, bald aber hieß es, daß in der Hexennacht der Teufel sie geholt habe.

Sie sollen indeß wohlbehalten in einer großen Küche in New-Orleans sein und kochen und braten, aber sie selber werden schwerlich weichgekocht. Nur gegen ihre Kinder sollen sie etwas von menschlicher Güte zeigen. Die Pochel soll sogar mit den Schwarzen fertig werden, und wer zu diesen Beiden in Dienst kommt, kann mit Recht sagen: er kommt in des Teufels Küche.

Die Frau des Geschworenen.

Eine Erzählung.



Ich möchte nur wissen, was du immer und ewig in den Akten zu kramen hast. Ich wollte, du könntest nicht lesen und nicht schreiben."

„Wer nicht schreiben und nicht lesen kann, ist in gewisser Art stumm und blind."

„Ich meine nur, wenn du nicht so gut schreiben und lesen könntest, würden sie dir in der Gemeinde nicht alle Geschäfte aufladen. Im nächsten Monat sind es zwei Jahre, daß wir verheirathet sind, und du bist einer der jüngsten Bürger im Dorf; sie haben dich in den Gemeinderath genommen und bürden dir nun alle Mühen auf. Der Bürgermeister hat's doch auch machen müssen, bevor du verheirathet warst. Du bist zu gut, du bist der Allerweltsdiener."

„Vernachlässige ich dadurch etwas? Ist die Ernte nicht gut herein? Ist mein Feld, mein Vieh nicht im besten Stand?"

„Das habe ich ja nicht sagen wollen. Im Gegentheil, gerade weil du Alles so prächtig im Stand hältst, solltest du dir auch Ruhe gönnen und nicht noch jetzt am Abend den Schreiber machen für Andere."

„Afra, es freut dich doch auch, daß ich die Ehrenämter habe, und es wird uns Segen bringen, daß ich jetzt Vormund von dreierlei Waisen bin."

„Jawohl, das ist Alles schön und gut, aber es ist zu viel. Mein Vater hat's hundertmal gesagt: wer sich anderer Leute Sachen annimmt, der wird überlaufen, und wenn man Einmal nicht hilft; da ist's, wie wenn man sein Lebenlang nichts

gethan hätte; drum ist's am besten, ganz davon bleiben. Es soll Jedes für sich sorgen, und Jedes hat genug für sich zu sorgen."

„Dein Vater wohnt da droben auf seinem Hof, eine Stunde abseits von allen Nachbarn, und da mag er's so halten und so denken; aber ich lebe mitten im Dorf und lebe gern unter den Menschen, und wie sollte denn die Gemeinde bestehen, wenn Jeder sich von Allem lossagen wollte, was die Gemeinde angeht?"

„Immer Gemeinde und Gemeinde! Ich hab' mein Lebenlang nicht gewußt, daß das etwas ist, was man jeden Tag hört; aber ich verstehe davon nichts, nur so viel versteh' ich, daß der Mann am Abend mit der Frau spricht, und sich nicht dahinsetzt und immer Gemeindesachen liest und schreibt."

„Ich bin bald fertig, dann wollen wir plaudern."

Dieses Gespräch wurde an einem Herbstabend nach dem Nachtessen in einer großen Bauernstube in dem Bergdorfe Wellendingen geführt. Die Abende waren schon so lang, daß die Frau ihren Spinnrocken wieder vorholen konnte. Sie war eine schöne stolze Bauernfrau, und Stolz — man sage was man will — ist auch eine Tugend, wenn es dabei bleibt, daß man auf sich etwas hält, sich selbst ehrt, und dadurch nichts Unehrenhaftes über sich kommen läßt. Erst wenn der Stolz Andere verletzt, da wird er zum Laster. Die Frau aber verletzte Niemand, sie gab Jedem, Reich und Arm, was ihm gebührte, im Uebrigen kümmerte sie sich nicht viel um andere Menschen. Sie stammte aus einem vornehmen, einsamen Bauernhof, da war man brav und fleißig, bedurfte aber keines Menschen Ansprache und keines Menschen Hülfe. Man lebte für sich. Drunten im Dorf richtete sich Alles nach der großen Thurmuhr, auf dem Weiherhof aber hatte man seine eigene große Schlaguhr, die am Giebel des Hauses angebracht ist, und wenn Menschen, die von draußen kamen, auch sagten, die Uhr ginge um Stunden vor oder nach, man änderte sie nicht. Wie die andere Welt lebt, darnach hat man nichts zu fragen, und nur der Kalender ist das Einzige, was hier oben gilt; denn die Sonntage und Feiertage, daneben auch die Markttage, die kann der Weiherhofbauer nicht setzen wie er will, da muß er sich, er mag wollen oder nicht, nach dem richten, wie es die andere Welt festgesetzt hat.

Etwas von der Eigenwilligkeit und Abgeschiedenheit des Weiherhofes hatte die Frau mit in's Dorf gebracht, als sie den Martin Sprösser heirathete. Sie lebte auch hier am liebsten für sich allein und abgeschieden; sie stand für sich selber und füllte ihren Platz rechtschaffen aus.

Martin besaß ein mäßiges Bauerngut und verstand es trefflich zu bewirthschaften, denn er war auch draußen in der Welt gewesen, und das kam ihm in manchen Dingen zugut.

Er hatte seine volle Zeit bei der Kavallerie abgedient, und es war kein geringer Ruhm, daß er eine Tochter vom Weiherhof zur Frau bekam. Das Paar paßt aber auch trefflich zusammen. Wie sie jetzt bei der Lampe in der Stube saßen, da gab die Jugendkraft, die Tüchtigkeit und Wohlhabenheit jedem Einzelnen einen besonders stattlichen Ausdruck. Die Männer im Dorfe behaupteten: Martin sei der

schönste Mann in der Gemeinde, und die Frauen sagten: Afra könnte die schönste Frau sein, wenn sie nicht immer so stolz dreinschaute.

Nach dem Gespräche, das wir so eben gehört, war's wieder geraume Weile still in der Stube. Martin saß hinter dem Tisch, kramte in den Papieren, verglich und rechnete; er sah dabei oft auf nach seiner Frau, die den Flachs so rasch aus dem Wocken zupfte und das Rad so emsig drehte, daß man wohl sehen konnte, auch in ihr drehte sich was und zupfte was. Dabei hatte sie aber die Augen niedergeschlagen und blickte in den Schooß.



Martin hatte schon mehrmals den Mund geöffnet, um ihr etwas zu sagen; er brachte es nicht heraus. Endlich sagte er:

„Es ist doch schön, daß die Schwurgerichtssitzungen so auf den Spätherbst verlegt sind, wo Alles bereits eingeheimst ist."

Er hoffte, die Frau würde etwas sagen, aber sie schwieg beharrlich; nur riß eben der Faden ab und schnurrte in die Spule. Sie beugte sich nieder, brachte die Spule wieder in Ordnung, und Martin hielt dazu die Lampe über den Tisch hinüber.

Auch Martin war der Faden abgerissen und er wußte ihn nicht so leicht wieder in die Hand zu bekommen. Er las wiederum in den Akten weiter, hielt den Finger auf eine Zeile, sah auf nach seiner Frau. Sie schaute nicht um.

„Der Küfer von Rottenbach kommt dießmal auch vor das Schwurgericht," sagte Martin. Auch das zog nicht, die Frau blieb stumm. „Es sind Viele aus unsrer Gegend als Zeugen vorgeladen," setzte er nach einer Weile hinzu. Die Frau preßte die Lippen zusammen, aber sie fragte nicht einmal, wer denn vorgeladen sei. Endlich sagte Martin: „Auch aus unserm Ort ist dießmal ein Geschworener dabei."

„Doch nicht du?“ brachte die Frau endlich hervor. Das Rad stand still, und ihre großen schönen Augen flammten unruhig.

„Ja, ich,“ erwiederte Martin.

„So?“ Das war das Einzige, was die Frau darauf erwiederte. Und das Rad ging so schnell und der Flachs wurde aus dem Wocken gezupft wie noch nie. Die Lippen der Frau zuckten und sie senkte ihren Blick wiederum in den Schooß; sie kämpfte ein Weinen nieder. Sie schluckte die Thränen hinab, aber die Thränen wollten als böse Worte herauf und sie hielt sich die linke Hand vor den Mund. Sie will gar nichts mehr sagen, kein Wort mehr. — Martin fragte wieder: „Warum redest du gar nichts?“

„Ich habe da nichts drein zu reden. Willst du gehen?“

„Ich muß. Es ist ein Ehrenamt. Ich bin von der Kreisversammlung gewählt.“

„Da siehst du nun, wie recht mein Vater hat. Wenn man sich zu Allem hergibt, dann fragen sie zuletzt gar nicht mehr und nehmen Einen fort von Haus und Hof. Folge mir und zahle lieber die Strafe und bleib’ daheim. Und du kannst jetzt gar nicht fort, derweil wir Drescher im Hause haben, Kraut schneiden müssen, Kartoffeln einthun, und alles voll Futterrüben um’s Haus herumliegt.“ —

„Bis ich einberufen werde, ist ein guter Theil abgethan und das Andere in guter Ordnung, und du verstehst selber, die paar Wochen Alles gut in Stand zu halten.“

„Ein paar Wochen?“ stutzte die Frau. Sie war ihr Lebenlang nicht zweimal über Nacht von daheim weg gewesen, sie fand es unbegreiflich, wie man das so leicht hinnehmen könne. „Ein paar Wochen?“ wiederholte sie. „Und du wirst da in der Stadt sein und gar kein Heimweh haben nach Frau und Kind.“

„Das werde ich haben und werde es verwinden. Schau, Afra, du bist doch gescheit und gut; so hör’ mich gut an. Schau, wir haben’s Gottlob gut, wir haben unser reichliches Auskommen, keine Sorgen um’s Brod, und wir können noch jedes Jahr was erübrigen. Dafür muß man Gott bezahlen, oder er nimmt’s gezwungen.“

„Das weiß ich und thu’ darnach. Ich thue meine Schuldigkeit, ich gebe den Armen, wie sich’s gebührt, das bin ich von daheim her gewohnt; damit hab’ ich das Meinige gethan vor Gott, mehr fordert er nicht.“

„Ja wohl, es wird noch mehr verlangt. Ich habe Soldat sein müssen, und das Gesetz ist gut, daß Jeder Soldat sein muß. Was Alle angeht, da muß Jeder dabei sein. Und jetzt bezahl’ ich meine Steuern.“ —

„Ja, und wir sind hoch genug eingeschätzt.“

„Nicht höher als wir’s ertragen können. — Ja, aber mit Soldat sein und Steuern zahlen ist die Sache noch nicht fertig. Soll es rechtmäßig und ehrenhaft hergehen, so muß jeder Bürger selber mithelfen den Staat zu ordnen und Recht zu

sprechen, wenn's von ihm verlangt wird. So lange nicht Jeder willig und mit Freuden dabei ist, so lange haben wir kein Recht, über den Hochmuth der Beamten zu klagen und daß die Bürgerschaft nichts gelten soll."

„Brauchst gar nicht so viel zu sagen, ich versteh's doch nicht; nur so viel verstehe ich, daß du gehen willst, und ich kann dir's nicht wehren. Warum ist nicht der Bürgermeister gewählt, oder der Oelmüller, oder der Tobelbauer? Die sind Alle reicher als wir und viel ältere Bürger. In's Gesicht hinein werden sie dich rühmen, aber hinter'm Rücken werden sie dich auslachen, daß du so gutmüthig bist, und lässest dich von Haus und Hof und Frau und Kind wegnehmen, für nichts und wieder nichts."

So sprach die Frau zuletzt, während sie das Spinnrad bei Seite stellte und die Stube verließ.

Martin las noch eine Weile in den Akten, aber seine Augen waren trüb, oder das Licht brannte nicht mehr so hell. Er mußte ablassen und ging zur Frau, die mit der Magd in der Küche am Herde stand.

„Ich komme gleich in die Stube," sagte die Frau, als sie ihm in's Gesicht gesehen. Sie wollte nicht, daß irgend eine Erörterung im Beisein der Magd stattfinde.

Martin ging in die Stube zurück, aber die Frau ließ ihn doch noch eine Weile warten, und in Martin stieg ein Aerger auf. Er war sich bewußt, das Rechte zu wollen und zu thun, aber auf dem Weiherhof war nur Das das Rechte, was man dort wollte und dort that. Endlich kam die Frau und fragte: „Was hast du mir denn noch zu sagen?"

„Ich habe dir weiter nichts zu sagen."

„Wenn ich dich zurückhalten und bei mir haben will, so geschieht's aus Eifersucht und Liebe. Ich will dich allein haben und gebe dich nicht gern eine Minute her, sei es der Gemeinde oder dem Gericht oder was es sei." So sagte die Frau, aber — sie sagte es nur im Herzen. Es lag ihr auf der Zunge, aber über die Lippen kam's nicht; da saß ein Trotzteufelchen und ließ die Worte nicht heraus, und redete der Frau ein, sie dürfe ihre Eifersucht nicht kundgeben und sich auch nicht so verliebt zeigen. Halb als Aerger, halb als Trotz kamen nur die Worte heraus: „Du bist von deinem Soldatenstand her nicht so an's Haus gewöhnt wie ich. Geh' du nur, ich rede kein Wort mehr darüber."

Und so geschah's auch. Es vergingen Tage und Wochen, man redete nicht mehr von der Abreise Martins. Aber die Frau rüstete ihm still Kleider und Wäsche her; man sollte ihm in der Stadt ansehen, wer er sei und was er für eine Frau habe. Denn so stolz Afra für sich war, so stolz war sie auch für ihren Mann. Und es muß nochmals gesagt werden: das ist der gute Stolz, der auch den gerechten Stolz Anderer erkennt und die guten Eigenschaften der Angehörigen sich selbst zu gute hält und sie darum wahrt.

Am Abend vor der Abreise war in wenig Minuten Alles bei der Hand, was Martin für eine mehrwöchentliche Abwesenheit brauchte. Die Frau zählte ihm jedes einzelne Stück vor und gab ihm überdem noch einen Zettel, auf dem Alles geschrieben war, damit er es ordentlich wieder mitbringe.

„Es ist doch gut, daß du auch schreiben kannst,“ sagte Martin.

„Ja, für's Haus,“ erwiderte die Frau.



Man konnte an diesem Abend nicht viel mit einander sprechen, denn fast alle Gemeinderäthe und andere angesehene Dorfbewohner kamen in's Haus des Martin Sprösser. Einige boten der Frau an, ihr beizustehen, wenn sie ihrer bedürfte; Andere dagegen sprachen nur vom Schwurgericht, und wie Einem zu Muthe sei, so über Leben und Tod anderer Menschen abzuurtheilen. Es sei leicht gesagt: den sollte man hängen, den einsperren; wenn's aber drauf und dran käme, daß man das nun in's Werk setzen helfe, da zittere Einem das Herz im Leib. Der Bürgermeister, der selber einmal Geschworener gewesen, wußte viel davon zu berichten.

Und die Stunde, in der man eingesperrt ist, von der ganzen Welt abgeschnitten, bis man den Wahrspruch geschöpft, die war gar schauerlich. Er erzählte, wie da Niemand gern zuerst das Wort nähme, um nicht allein schuld zu sein, und wie man sich endlich beruhige, wenn man sehe, daß ein Anderer auch so urtheile, wie man selbst gern möchte. Viel Lachen erregte es, als er von einem Krämer berichtete, der geradezu sagte: „Wenn ich nur mit meiner Frau darüber reden könnte, dann wüßte ich schon, was ich zu sagen hätte."

Weit ergiebiger aber als diese Betrachtungen waren die Schilderungen von Mord und Todtschlag. Wenn man vor Zeiten an Winterabenden einander Gruseln machte, indem man Hexen= und Gespenstergeschichten erzählte, so fand man jetzt ein eigenes schauerliches Behagen daran, sich dadurch Gruseln zu machen, daß man von Mord und Todtschlag und allerlei grausenhaften, kaum zu nennenden Verbrechen berichtete. Der Oelmüller hatte da einen guten Vorrath von Geschichten. Es war ihm behaglich, daß er selber mit heilen Gliedern in der Welt umhergeht und derweil seine Mühle im Gang ist. Mit sehr umständlicher Anschaulichkeit berichtete er von gespaltenen Schädeln, abgehackten Händen und Knebeln im Munde, und die Uebrigen wollten es ihm gleich= oder gar noch zuvorthun, denn sie wußten noch viel Gräßlicheres zu berichten, so daß Afra endlich ausrief: „Um Gotteswillen! Redet nicht so viel von solchen grauslichen Sachen; ich kann ja die Nacht kein Aug' zuthun. Und wenn man Euch so hört, meint man, in der ganzen Welt wären nichts als Diebe und Mörder und Menschenmetzger."

Man trennte sich erst spät in der Nacht. Martin gab seiner Frau an, was Alles noch zu ordnen sei, und händigte ihr die Bücher zum Eintragen ein, denn er gehörte zu den geordneten Landwirthen, die es wissen, daß mit der Handarbeit nicht Alles gethan ist, sondern daß eine leichte Uebersicht — ohne dabei in Kanzleiwesen zu verfallen — die Arbeit fördert, und dem Wirthe jederzeit die Beruhigung gibt, seine ganze Lage vor Augen zu haben. Man schlief in dieser Nacht wenig, denn schon um drei Uhr mußte man auf den Weg, damit die Pferde, die der Knecht führte, noch selben Tag zurückkehrten und am andern Tage wieder in's Feld könnten. Man hatte jetzt keinen Tag dran zu geben, alles Feld mußte jetzt frisch umgeackert werden.

Es war ein schöner Spätherbst; es regnete fast regelmäßig in der Vormitternacht und am Morgen prangte heller Sonnenschein. — Der Himmel stand noch voller Sterne, als Martin sich zur Abreise anschickte. „Bleib' du nur ruhig liegen," hatte er seiner Frau gesagt. „Sieh' gut nach und denk' gut an mich." Die Frau reichte ihm die Hand, aber eben, als er auf den Wagen steigen wollte, stand sie vor ihm und sagte: „Du hast deine Pelzhandschuhe vergessen; es ist schon kalt und es kann Schnee liegen, bis du wiederkommst."

Martin empfand wohl, daß die Frau mit diesem Kommen und Bringen etwas Gutes sagen wollte, aber er hätte es auch noch gern in einem guten Worte gehört, und er bat: „Afra, mich friert's im Herzen, wenn du mir nicht ein gutes Wort mit

auf den Weg gibst. Ich hab einmal in einem Buche gelesen: ein gutes Wort, das man Einem mit auf den Weg gibt, ist wie gutes Hausbrod aus der Tischlade."

„Ich hab's nicht gelesen und bin keine Frau nach dem Buch."

„Du siehst doch ein, daß ich mich gar nicht lossagen kann von dem Schwurgericht, und Recht thue, daß ich mich gar nicht lossagen will?"

„Sei froh, daß Du's einsiehst."

„Wir wollen nicht mehr lang reden. Leb' wohl und behüt' dich Gott!"

„Leb' wohl und behüt' dich Gott!"

„Gib unserm Kind einen Kuß von mir, wenn es aufwacht; ich hab's nicht wecken wollen," rief noch Martin, während schon die Pferde anzogen. Der Wagen fuhr durch die Nacht davon; die Frau kehrte in's Haus zurück, sie entkleidete sich nochmals und legte sich in's Bett, aber sie fand keinen Schlaf. Der Kettenhund bellte unaufhörlich, wie wenn ein Dieb in's Haus gedrungen wäre, und es war auch ein Dieb eingedrungen, der etwas mit fortgenommen, was nicht Schloß und Riegel verwahren können.

Afra rief dem Kettenhunde zum Fenster hinaus, daß er still sein solle. Der Kettenhund kannte die strenge Stimme seiner Herrin und verkroch sich in seine Hütte. Jetzt war es Afra so einsam, wie wenn sie allein auf der Welt wäre. Sie beugte sich über das schlafende Kind und gab ihm einen Kuß, aber nicht dem Auftrage gemäß für Martin, sie gab ihn für sich selbst und — jetzt noch einen, und der galt nicht dem Kinde, sondern Martin. Hätte Martin etwas von diesem Kusse gespürt, es wäre Beiden viel Herzeleid erspart worden. —



Der Abreisende nimmt dem Daheimbleibenden die Ruhe mit fort, und nun gar, wenn er in Mißhelligkeit geschieden. Der Frau war es plötzlich so bang, als werde sie ihren Mann gar nicht mehr sehen, als wäre er auf ewig davon, und so in der Nacht, sie hatte sein Gesicht nicht mehr recht gesehen. — Schwarze, ungeheuerliche Bilder traten ihr vor die Seele, als sie die Augen schloß; sie richtete sich straff auf: „Das ist nichts." Aber ein Anderes trat ihr dann schwer vor die Seele, und sie war bös, aber dießmal auf sich selber. Der Stolz, der gute Stolz sagte ihr, wie es eine Schande ist, daß zwei Menschen, die gut bei einander stehen sollten, in Zank und Hader einander ver=

unehren; aber der andere Stolz redete auch drein, sie müsse dafür sorgen, daß man nicht in's Elend komme, und der Weg, den Martin ging, der führe dazu, geradeswegs zur Verarmung, und daß man vielleicht gar einmal bei den Menschen um Mitleid betteln müsse.

Afra stand auf und weckte die Magd, eine ältere Verwandte, die sie von daheim mitgebracht. Sie mußte Jemand um sich haben, um ihre Unruhe los zu werden. Sie spann nun mit der Alten, bis der Tag kam. „Er hat heute einen schönen Tag zum Reisen," sagte sie zur Base, als die Sonne im Purpurglanz über den bewaldeten Bergen heraufstieg. — Nun begann Afra mit rüstiger Kraft im Hause zu wirthschaften, Jeglichen auf seine Stelle zu rufen, und ihm gleich beim ersten Wort zu zeigen, daß der Herr im Hause nicht fehle. Wenn dann Martin wieder heimkäme, sollte er sehen, wie sie auch Alles regieren und ordnen könne, und dann werde er sich künftighin mehr von ihr einreden und von den Gemeindesachen und dem Gericht und Allem, was Einen nichts angeht, abbringen lassen; denn das führt dazu, daß man in's Elend versinkt. — Da kommt ein lebendiges Beispiel davon eben gegen das Haus: Das Männchen, das jetzt gebückt an seinem langen Stock geht, hat einst viel Wald besessen, und jetzt hat es von seinem weiten Walde nichts als den Bettelstock in der Hand. — Noch nie war der Hypotheker — so hieß man das Männchen in der ganzen Gegend — besser bewirthet und reicher beschenkt worden, als heute im Hause Martins. Das alte Männchen ließ sich die Morgensuppe wohl schmecken und erzählte zum hundertsten Male seine Lebensgeschichte, wickelte dabei einige morsche, in den Brüchen mühsam zusammengeklebte Papiere aus einer alten Brieftasche und legte sie mit ihren verloschenen Siegeln rings um sich auf den Tisch, zum Beleg, daß da Alles amtlich beglaubigt sei. Da ist die letzte Zuschrift, wie man ihm Haus und Hof und Wald und Feld verkaufte, und da die Berechnung, was bei der Versteigerung der Fahrniß übrig geblieben, und zuletzt noch der Entlassungsschein aus dem Zuchthause. — Und warum war dem Mann Alles geschehen? Er war doch vormals ein reicher Bürgermeister gewesen; aber so sind die schlechten Menschen! Um ihn zu verderben, haben sie ihn zum Bürgermeister gewählt, und er hat sich was darauf eingebildet. Und er hat doch vom Schreiben und Lesen nichts Rechtes verstanden, der Gemeindediener hat Alles gemacht und andere Spitzbuben und Blutsauger haben geholfen, die haben ihn in's Unglück gesprengt. Der Bürgermeister hat beim Eintragen von Hypotheken



seinen Namen eingeschrieben und sich mit seinem eigenen Vermögen dafür haftbar erklärt, und Alles war Lug und Trug; man hat ihn von Haus und Hof gejagt und überdem noch drei Jahre in Strafe genommen. Und jetzt geht er betteln, und ist froh, daß ihm Afra eine warme Suppe, Kartoffeln und Mehl in einem Sack und etwas Schmalz in einem Topfe mit auf den Weg gibt.

Afra sättigte und tröstete den Mann und schaute dabei immer zum Himmel und dankte Gott, daß es mit ihnen noch nicht so weit war. — Es soll auch nicht so weit kommen! Es ist gut, daß Martin sich in so jungen Jahren um Dinge annimmt, die eigentlich nur den Beamten zustehen; wozu hat man denn Beamte? Und es ist gut, daß er eine Frau hat, die ihn noch auf den rechten Weg führt. Mag er jetzt Geschworener sein, er ist's zum ersten und letzten Mal gewesen.

Den ganzen Tag war Afra in voller Emsigkeit. Am Abend nahm sie die Bücher Martins vor, und es freute sie doch sehr, seine ordnungsmäßige Genauigkeit zu sehen. Sie versucht es zuerst auf einem daneben gelegten Papier, ob sie seine Schrift nachahmen könne, er soll nicht merken, wo sie angefangen hat einzutragen; aber sie bringt es nicht zuwege. Und sie sagt fast laut: „Gerade im Gegentheil! Noch nach Jahren, wenn wir alte Leute sind, soll er's noch sehen, wo ich angefangen habe." Mit einer Genauigkeit, die sie seit der Probeschrift in der Schule nicht mehr geübt hatte, trug sie das Tagewerk und das Eingebrachte ein. — Es war ihr einsam, als sie so allein da saß, und sie schaute oft vom Spinnrad weg hinter den Tisch, ob Martin nicht da sitze.

Noch spät in der Nacht spann Afra emsig, als müßte sie ihr täglich Brod mit Spinnen verdienen; sie wollte aber nur warten, bis der Knecht zurückkäme mit den Pferden. Der Schlaf übermannte sie endlich; sie hatte vergangene Nacht den Schlaf gebrochen und heute für Zwei gearbeitet. „Und er hat auch dem Knecht keine besondern Aufträge gegeben. Er läßt ihn nichts merken, daß wir in halbem Unfrieden von einander geschieden," beruhigte sie sich.

Sie ging in die einsame Schlafkammer und schlief bald ein, aber mitten in der Nacht erwachte sie, sie hörte den Knecht mit dem Fuhrwerk heimkommen; sie unterschied jede Bewegung und Hanthirung ganz deutlich, sie hörte die Aufhaltketten ausnesteln und jeden Tritt der Pferde, die müde nach dem Stall gingen; sie hörte den Wagen nach der Scheuer schieben, und jetzt das Bellen des Hundes, der mit von der Reise heimgekehrt war.

Afra wollte jetzt doch aufstehen und den Knecht fragen, ob der Meister nicht einen Auftrag gegeben. „Aber das schickt sich nicht, und du mußt warten lernen..." — Sie hüllte sich in ihre Kissen.

II.



Der Knecht hatte Afra wohl Manches zu sagen, aber doch das Eigentliche nicht, denn das verschloß Martin in sich. — Martin hatte nichts davon gespürt, daß die Frau daheim dem Kinde einen Kuß gab, der ihm galt. Er war dahingefahren, von seinem Hause weg, an seinen Feldern vorbei, mit schwerem Gedanken in der Seele.

Alles war ihm so fremd — das sind nicht seine Aecker, nicht seine Wiesen, das ist nicht die Straße von daheim. In seinem Sinnen war's so dumpf, wie wenn er noch halb schliefe, die Welt draußen sähe und hörte, und sich ihr doch nicht kundgeben könnte. So fuhr er wohl zwei Stunden lang dahin. Da begegnete ihm ein schweres, mit Getreide beladenes Fuhrwerk; Martin kannte es, es war Pferd und Geschirr seines Schwiegervaters. Er hielt an, sprach mit dem Knechte und fragte nach Schwiegereltern und Angehörigen; da wickelte sich oben Etwas zwischen den Säcken aus Mantel und Decke hervor.

„Ei du bist's?" rief der Schwiegervater. „Wohin denn so herrenmäßig?"

„Nach der Kreisstadt, zum Gericht."

„So? Hast du einen Rechtsstreit? Mit wem denn?"

„Ich habe keinen Rechtsstreit. Ich bin Geschworner."

„So? Du mußt viel übrige Zeit und viel übriges Geld haben. Wie ich höre, kriegen die Geschworenen nicht einmal Taggelder und müssen sich selbst verköstigen."

„Ich kann's Gottlob," erwiderte Martin; der Zorn erstickte jedes andere Wort.

„Fahr' zu!" befahl der Schwiegervater dem Knechte. „Behüt' dich Gott!"

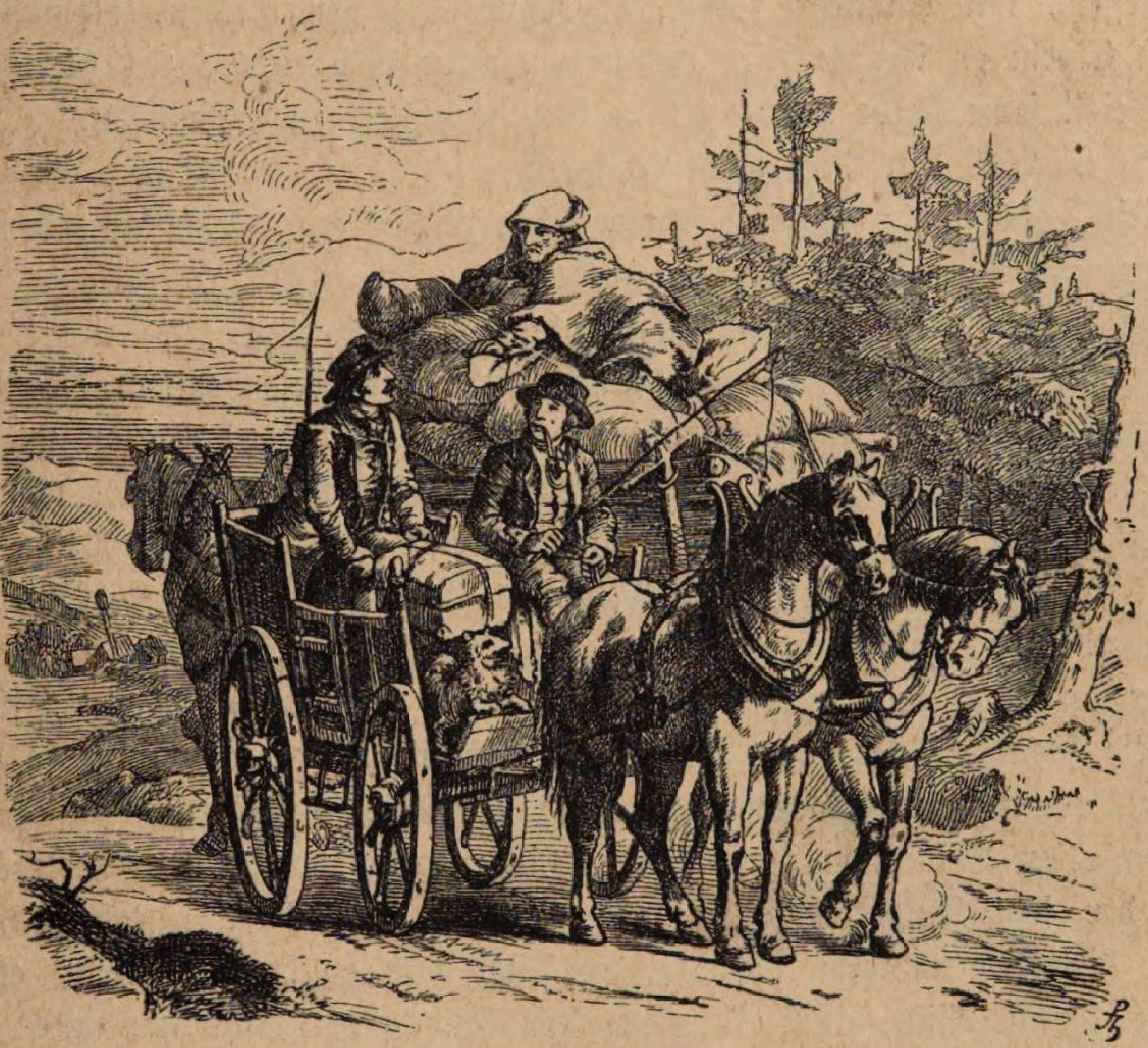
„Behüt' Euch Gott!" erwiderte Martin, und die beiden Fuhrwerke fuhren an einander vorüber.

„Es sind Leute, die nebenaus wohnen, keine Gemeinschaft mit der Welt haben, rechtschaffen und unabläßig für das Ihrige arbeiten, aber nicht wissen, daß der Mensch nicht für sich allein da ist. Meine Frau kann nichts dafür, daß sie so denkt." — Mit diesen Erwägungen fuhr Martin dahin. Die Reise heiterte ihn aber doch bald auf und er kam auf allerlei andere Gedanken, denn der Abreisende hat es besser als der Daheimbleibende; diesem sind immer die altgewohnten Dinge und Menschen vor Augen und fragen gewissermaßen nach dem, der davongegangen ist, während dem in die Ferne Ziehenden sich neue Gegenstände zeigen und alles Zurückdenken leicht verscheuchen.

Martin war der Erste von den auswärtigen Geschworenen. Er wollte sich alsbald bei dem Vorsitzenden melden, dieser aber war zur Jagd gefahren, und Martin kam sich entsetzlich überflüssig in der Kreisstadt vor. Er schämte sich fast, daß er so

früh gekommen, und doch war's gut, daß er einen Tag vorher hier sein, sich sammeln und vorbereiten konnte. Er schalt sich, daß er so von daheim fortgeeilt war, als ob man Tagwacht geblasen hätte; wäre er länger daheimgeblieben, hätte er auch die Friedsamkeit mitgenommen, die ihm jetzt fehlte. Martin gab dem Knechte noch allerlei Anweisungen wegen der Feldarbeiten; im Uebrigen befahl er, den Anordnungen der Bäuerin Folge zu leisten.

Als Pferd und Geschirr davon waren, kam sich Martin erst recht vereinsamt vor, und die Stunden, mit denen er hier nichts anzufangen wußte, wie gut hätte er sie daheim verbringen können!



Am andern Morgen fühlte er sich indeß doch frisch und zu seiner Pflicht bereit, während viele Mitgeschworenen erst spät in der Nacht oder gar erst kurz vor Beginn der Gerichtssitzung ankamen und übernächtig sich auf den weichen Stühlen im Gerichtssaal ausruhten.

Als die Verhandlung begann, hatte Martin völlig vergessen, daß es einen Ort in der Welt gäbe, wo er Haus und Hof, Weib und Kind habe. — Der erste Schwur — nur nach dem Gewissen, ohne Haß und ohne Furcht den Wahrspruch zu schöpfen — und wie er da die Hand emporhob und mit ihm die Genossen alle — das war für Martin ein feierlicher Augenblick, viel feierlicher noch als damals, da er den Fahneneid schwur. Ja, er war so sehr inmitten der Verhandlung, daß er mehrmals, den Fragen des Präsidenten nachhelfend, Fragen an den Angeklagten und die Zeugen stellte.

„Den wählen die Geschworenen zum Obmann," sprachen Manche unter den Zuhörern. „Der thut sich vor, um zu zeigen, wer er ist," bemerkten überkluge Müssiggänger; denn viele Menschen glauben nicht, daß man um einer Sache willen so in Feuereifer gerathen könne, sie glauben, daß es nur geschehe, um sich Vortheil, oder wie hier, Ehre und Auszeichnung zu erringen.

Der erste Sitzungstag verging mit Verlesung der Anklageakte und mit Zeugenverhör. Der Fall war einfach und leicht zu entscheiden, obgleich der Angeklagte hartnäckig leugnete. Die Geschworenen aus dem Bauernstande hatten sich einen gemeinschaftlichen Mittagstisch angeordnet; Martin sprach dabei fast gar nicht, nur einmal sagte er zu seinem Nachbar: „Wie gut haben wir's doch, daß wir hier sö gemeinschaftlich essen, mit einander reden und dann hingehen können, wohin wir wollen. Wie muß Einem zu Muthe sein, der nun morgen noch einmal vor Gericht muß, um dann vielleicht seine halbe Lebenszeit in Gefangenschaft zu verbringen."

„Du möchtest den Dieb wohl freisprechen?"

„Nein, das nicht; es muß strenge Gerechtigkeit sein. Ich kann den Verbrecher bemitleiden und ihn doch unbeugsam strafen."

„Du kannst vielerlei auf Einmal," lachte der Nachbar.

Von Tag zu Tag wurde die Theilnahme der Geschworenen lebendiger, und selbst diejenigen, die Anfangs darüber losgezogen hatten, daß man um der nichtsnutzigen Leute willen von daheim fortgerissen sei und nicht einmal eine mäßige Entschädigung bekomme, waren jetzt von hingebendem Eifer beseelt. Denn es ist und bleibt ausgemacht: Man gebe den Menschen Gemeinnütziges und Gutes zu thun, und sie werden uneigennütziger und besser. Die Männer, die das ganze Jahr hindurch nur an Erhaltung uud Vermehrung ihres Besitzthums dachten, fühlten jetzt, daß es die schönste Pflicht des Bürgers ist, Recht zu sprechen und, so viel er vermag, die Ordnung der Staatsgesellschaft zu erhalten.

Von alten Bekannten traf Martin hier nur Einen, seinen ehemaligen Wachtmeister, der jetzt Inspector auf einem großen, dem Staate gehörigen Eisenwerke war. Er hielt sich natürlich schon seinem Titel nach zu den Beamten, aß mit denselben an ihrem Tisch, that indessen freundlich gegen Martin; nur vermied er jede gerade Anrede, denn er ahnte mit Recht, daß, wenn er das vertrauliche „Du" anwende, ihm Martin jetzt mit Gleichem antworte. Dagegen gewann Martin einen andern Kameraden, und das Wort Kamerad heißt ja eigentlich Zeltgenosse. Sie lagen aber nicht miteinander im Feld, sondern waren Geschworene für Recht und Gerechtigkeit. Es war ein Waldbauer aus einer entfernten Gegend, ein Mann, schon bei Jahren, karg in Worten, aber noch karger in seinem Behaben. So oft er aus der Gerichtssitzung in das Wirthshaus kam, eilte er auf seine Stube und zog sich vor Kopf bis Fuß werktägig an. Er saß bei Tische Martin gegenüber, und dieser sagte einmal: „Mir ist auch ganz fremd und wunderlich zu Muthe, jetzt Wochen lang in Sonntagskleidern umherzugehen."

„Wir wollen uns gemeinschaftlich ein Zimmer nehmen, dann wohnen wir billiger," erwiderte der Waldbauer. Und so geschah es auch. Martin war noch vom

Soldatenleben her an Zimmergenossenschaft gewöhnt, während der Waldbauer äußerst ängstlich in Bewahrung seiner Habseligkeiten war; er schien in der That blos Hab-Seligkeiten und keine andere Seligkeit auf der Welt zu kennen. Der Waldbauer war karg, ja fast geizig, aber um keinen Preis in der Welt hätte er die Ehre des Geschworenen sich abkaufen lassen, und er gewann, soweit er's vermochte, Martin lieb; denn dieser sagte einmal, als sie von Handel und Wandel mit einander sprachen: „Wer einmal Geschworener gewesen ist, der sollte doppelt darauf halten, daß sein Wort wie ein Eid gilt."

In der zweiten Woche gab es langwierige Verhandlungen über eine ganze Bande von Betrügern, die sogar eines Raubmordes angeklagt war. Bei aller Hingebung für ihr Ehrenamt waren einige Geschworene dennoch froh, als sie das Loos freisprach, Andere lächelten sogar dankend und wohlgefällig dazu, als Angeklagte und Vertheidiger sie als unliebsam zurückwiesen; sie reisten nun auf einige Tage heim, um dann wieder mit frischer Kraft zu erscheinen. Martin wäre es auch lieb gewesen, wenn er auf einige Tage wieder hätte in sein Hauswesen zurückkehren können. Er sprach das gegen einen Mitgeschworenen aus, und dieser gab ihm den Rath, den Vertheidiger darum anzugehen, daß er ihn ablehne. Martin hielt es nicht für Recht, mit der Ablehnungsbefugniß ein Spiel zu treiben, und so mußte er aushalten.

Als nun mehrere der Mitgeschworenen da- und dorthin abreisten, schaute ihnen Martin wie festgebannt nach. Die Herbstsonne schien so hell in den Gerichtssaal, und jetzt ist's so frisch und lustig bei der Arbeit draußen im Feld und daheim im Haus. Wenn er nur auch dort sein könnte! Und dann wiederkommen, der Unfrieden ist aus dem Herzen verscheucht, das wäre prächtig.

Der Widerspruch seiner Frau, den er fast ganz vergessen hatte, stand neu vor ihm und erschien viel stärker und größer.

Während der mehrtägigen Verhandlungen war es Martin oft, als ob er Alles nur aus Gerassel und Geräusch heraus hörte, und es war ein böses Geräusch, das kein Gerichtspräsident verbieten kann, denn es war in Martin selbst; er meinte, sein ganzes Heimwesen stürze zusammen in Unfrieden. —

Er zwang sich mit aller Macht, nur an das zu denken, was jetzt hier vorging, aber zwischen hinein sprang immer wieder der trotzige Widerspruch seiner Frau und riß ihn fort zu Gegenrede und Abwehr, daß er oft plötzlich nicht mehr wußte, wo er war.

Eine brennende Hitze überflog ihn, als er inne wurde, daß er nun bald über Leben und Tod seiner Mitmenschen aburtheilen sollte, ohne recht zu wissen, was sie denn eigentlich gethan; sein Herz pochte und in seinem Kopfe hämmerte es unruhig.

Als wäre Tagwacht geblasen worden, so hielt er sich endlich auf seinem Posten. Er wußte seine Pflicht. Es gelang ihm, seine Gedanken auf die gegenwärtige Verhandlung zu lenken, und er hatte dazu ein seltsames Mittel gefunden, das sich aber trefflich erprobte. So oft er sich in dem großen Stuhl zurücklehnte und sich's bequem machte, da gingen seine Gedanken heimwärts in Unruhe und bösen Zauber; sobald

er aber sich straff aufrichtete und mit strengem Blick Zeugen und Angeklagte in's Auge faßte, da war Alles vorbei, alles Andere nicht da.

Die große Verhandlung ging zu Ende, Martin las dem Staatsanwalte und den Vertheidigern, sowie dem Vorsitzenden jedes Wort vom Munde ab. Die Geschworenen zogen sich zurück. Martin, dessen Aufmerksamkeit und gewaltsame Theilnahme Allen sich gezeigt hatte, wurde zum Obmann gewählt.

Er verstand es, die mehrstündigen Verhandlungen der Geschworenen zu leiten und den Wahrspruch mit fester Stimme zu verkündigen.

Nun war's aber schlimm. Martin hatte sich so tapfer bewiesen, daß, wenn er frei geloost war, Vertheidiger und Angeklagte so lange fort und fort andere Geschworene ablehnten, bis Martin mit in der Reihe der zwölf Männer war. Die Genossen neckten ihn, daß er sich's durch seinen Eifer schwer gemacht habe; der Schwurgerichtspräsident aber, ein feiner Mann voll schlichten Gradsinns, verließ mehrmals den Mittagstisch der Beamten, setzte sich an den Tisch der bäuerlichen Geschworenen und wählte seinen Platz neben Martin. Auch der Inspektor kam jetzt zu Martin, redete ihn kurzweg mit „Du" an, ließ sich gern von Martin so nennen, und erzählte, daß Martin schon als Soldat, da er noch in seiner Schwadron gestanden, ein aufgeweckter, braver Bursch gewesen sei, dem er mancherlei Anweisungen gegeben habe.

„Du wirst nicht gern wieder heimkehren," sagte der wortkarge Kamerad zu Martin, der über diese Worte bis in's Herz hinein erschrak. Erst nach langem Zögern, wie wenn er sich an der Verlegenheit Martins weide, erklärte der Kamerad, daß man eben daheim nicht alle Tage Wein trinke zum Essen und auch nicht alle Tage so viel gelobt werde.



III.

Daheim bei der Frau ging es indeß ganz anders her. — Es verdroß Afra jetzt doch, daß Martin durch den Knecht gar nichts hatte sagen lassen; er hätte ja durch ein Wort, das der Knecht nicht verstand, andeuten können, wie er sie von ganzem Herzen grüße und nach ihr verlange, und wie er wohl wisse, daß sie Alles gut in Stand halten werde. Indeß — strenge Arbeit läßt nicht viel nachsinnen und grübeln. Die Woche war herum, man wußte nicht wie.

„Hat dein Mann dir nicht geschrieben?“ fragte der Oelmüller die Frau, als sie am Sonntag aus der Kirche ging.

„Nein.“

Den Weg heimwärts eilte Afra, wie wenn ein böser Hund hinter ihr drein käme; sie eilte, um heim zu kommen und sich in ihrer Kammer auszuweinen. Sie mußte sich ja schämen, daß ihr Mann nicht mit einem Wort sie grüßte. „Und er kann ja schreiben, er kann gut schreiben; wenn's für Andere ist, da ist ihm nichts zu viel. Aber gib Acht! Es ist vorbei damit. Ich will schon dafür sorgen, daß es ein Ende nimmt mit den Ehrenämtern, die uns zu Armuth und Elend bringen.“

Die zweite Woche ging vorüber und noch immer kam kein Brief, kein Zeichen. Dagegen hörte die Frau, daß ein Geschworener im jenseitigen Thale auf sechs Tage heimgekommen sei. Er rühmte sich, daß er einen der Vertheidiger veranlaßt habe, ihn zurückzuweisen. „Hätte das nicht auch Martin thun können? Er ist gewiß wieder derjenige, der für Alle schreibt und rechnet. Aber so ist's, wenn die Männer vor das Haus hinauskommen. Nach der Gemeinderathssitzung gehen sie nur in's Wirthshaus und kommen doch noch Abends heim; aber jetzt die Schwurgerichte! Wochenlang fortbleiben! Das darf nicht mehr sein.“

Es wäre doch natürlich und verzeihlich gewesen, wenn Afra das zur Base im Hause ausgeklagt hätte, sie sagte es aber nur zu sich selbst. Die eigene Ehre, und das ist auch die des Mannes, gehört in keines Andern Mund, und selbst in Gedanken hatte Afra kein niedriges Wort gegen ihren Mann, auf den sie doch, und

wie sie glaubte mit Recht, sehr böse war. Da war wieder eine gute Folge des Stolzes, der daran hält, daß niedrige Worte auch nur für niedrige Menschen gehören.

Die Knechte und Mägde verstanden die Meisterin nicht; bald war sie zornig, bald gut, bald stellte sie ein Essen hin, als ob Kirchweih wäre, bald war wieder Alles mager und leer, und man that ihr nichts recht. Nur mit dem kleinen Kinde war sie wie närrisch und herzte und liebkoste es übermäßig.

Am zweiten Sonntag ging die Frau nicht in die Kirche, sie wollte sich von den Leuten nicht wieder berufen lassen. Sie schämte sich, daß sie so gar nichts von ihrem Manne wisse. Sie saß allein daheim und nahm die Wirthschaftsbücher ihres Mannes vor, aber sie las nichts nach und trug nichts ein, sie saß da und starrte in die Luft, und auf ihrem Gesicht lag ein heftiger Trotz, der wie in's Leere hinein suchte, wo und wie er sich auslassen sollte. Plötzlich zuckte Afra zusammen. Das Kind, das in der Wiege aufrecht saß, rief ganz deutlich: „Vater!“ Es sprach das Wort zum Erstenmal, es wiederholte das Wort, da die Mutter den Blick ihm zuwendete, und die starke, mächtige Frau zitterte — das Kind sprach mit diesem einen Wort ihr ganzes Denken aus, sie beugte sich über das Kind und rief schluchzend: „O du armes Kind! Du sagst zum Erstenmal Vater, und dein Vater hört es nicht; er ist nicht daheim und will nicht daheim sein.“ Ein Mannsschritt näherte sich der Stube. Wenn das Martin wäre! Er muß es sein! Das Kind hat's geahnt.

Afra kann sich nicht umwenden und eine andere, aber doch wohlbekannte Stimme sagt: „Afra, warum weinst du?“

„O Vater, Ihr seid's? Willkommen! In dieser Minute hat mein Kind zum Erstenmal Vater gesagt.“

„Sei froh, daß du auch noch Vater sagen kannst. Ich will dir helfen.“

„Mir? Worin?“

„Und du fragst noch? Ist das erhört, daß dein Mann sein Hauswesen im Stich läßt und den Gemeinderath und den Beamten spielt?“

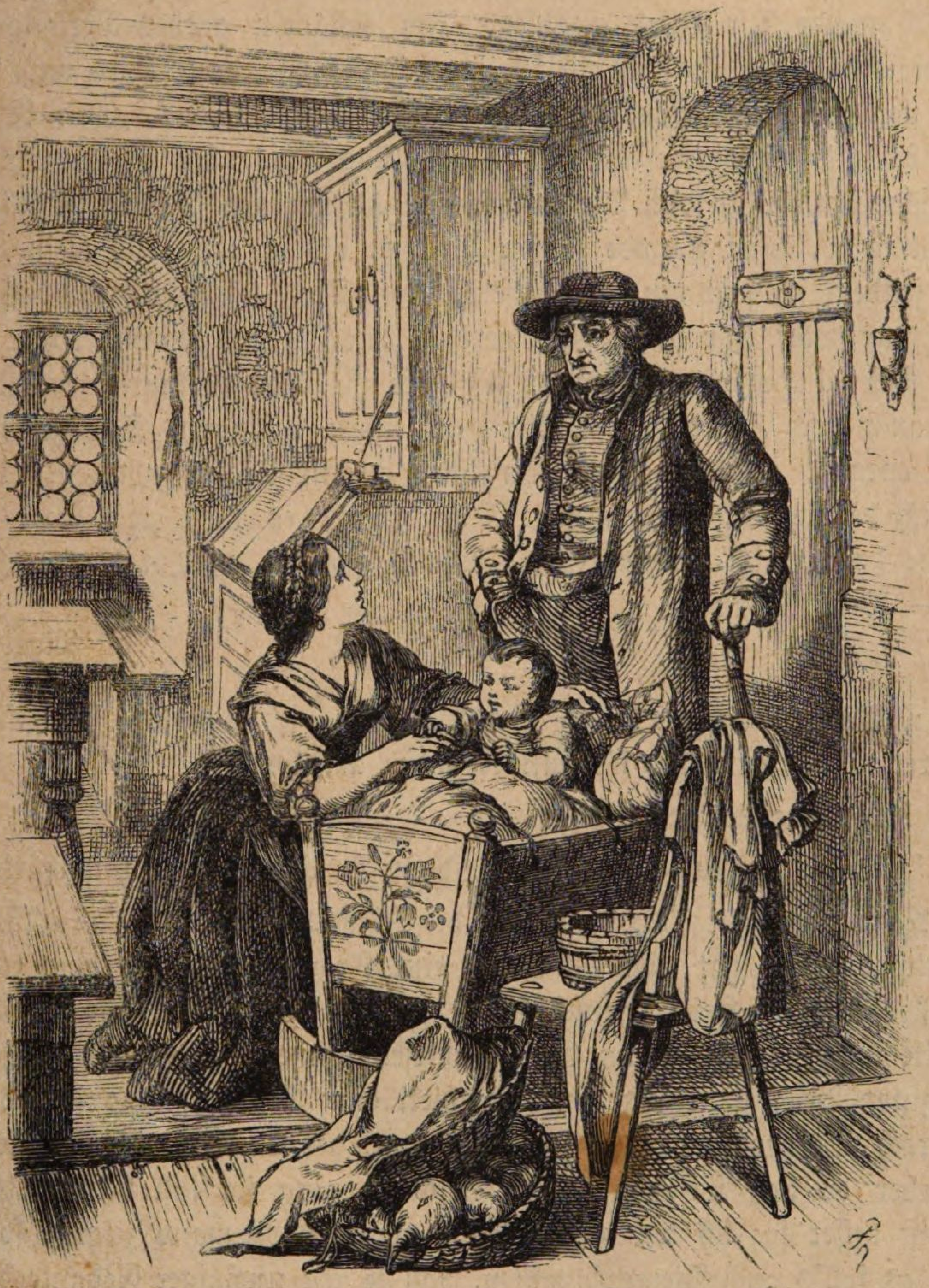
Der alte Weiherhofbauer hatte scharfe Worte für das ganze Thun und Lassen Martins; er gab an, wie er Vorsorge treffen wolle, daß Afra sich nicht vor Kummer und Schande zu Tode grämen müsse, wie die Frau des Hypothekers.

Wie staunte aber der Vater, als Afra jetzt ihren Mann lobte, ihm das Schönste und Beste nachsagte. Sie zeigte die Bücher und erklärte, wie Martin sein Haus in Ordnung halte, und wie ihm nichts lieber sei, als daneben seinen Mitmenschen beizustehen; wie er den Wittwen und Waisen ein Vater sei. Immer mehr redete sie sich in's Eifern hinein, und gerade als sie jetzt die Vorwürfe des Vaters hörte, verwandelte sich Alles in Lobpreis. Sie hielt ihren Mann hoch, sie sagte, daß sie sich glückselig fühle, da er sie auch anleite, überall Gutes zu thun und für Andere zu sorgen; er sei der beste Mensch von der Welt und einen bessern gäbe es gar nicht. „Gottlob,“ schloß sie, „daß mein Mann von Allem, was Ihr gesagt, nichts gehört hat. Vater, Ihr könnt den Trost mit heimnehmen, daß es eine glücklichere Frau als ich

nicht gibt, landaus und landein, und wenn ich meinen Martin jetzt da hätte, möchte ich ihm um den Hals fallen und ihn küssen und drücken."

„Da ist ein Brief!" unterbrach hier der eintretende Bote.

„Er ist von meinem Mann!" rief die Frau in lauter Freude. Sie griff in die Tasche, um dem Boten ein Trinkgeld zu geben; sie fand aber nur große



Geldstücke, und sie war mitten in aller Freude doch noch haushälterisch genug, um dem Boten zu sagen: „Komm morgen, dann gebe ich dir was." — Sie öffnete den Brief und las:

Meine gute Frau!

Du bist grundgut, wenn Du es auch nicht immer so zeigen willst. Und Du kannst nicht dafür, daß Dir meine Arbeit für Andere und für das Gemeinwesen so

zuwider ist; Du bist auf einem einsamen Hof aufgewachsen, wo man abgeschieden lebt, und für eine Frau ist es recht, daß sie vor Allem nur an das Heimwesen denkt. Bleib nur dabei. Du bist aber auch gescheit, und wirst schon noch einsehen, daß ich auch recht thue. Das ist aber besser zu reden als zu schreiben, und ich bin heut so müde, wie wenn ich eine ganze Woche gedroschen hätte. Sechs Tage lang haben wir einer ganzen Diebs- und Mörderbande durch alle Schleichwege nachschlüpfen müssen. Ich werde Dir Alles erzählen. Ich habe ein großes Verlangen nach Dir und unserm Kind. Es ist doch ein schweres Opfer, so von Haus und Hof wegzugehen und von seinem Liebsten. Es hat aber auch sein Gutes, man ist so für sich allein und besinnt sich wieder auf sich selber. Das Alles aber wollen wir besser ausreden als schreiben. Ich will Dir nur sagen: übermorgen Mittag ist Alles zu Ende, und ich will heim, keine Stunde länger bleiben, als ich muß; ich meine es sei schon ein Jahr, seitdem ich fort bin von daheim, von Dir. — Schick' mir also auf übermorgen Mittag zwölf Uhr unser Fuhrwerk in den ‚Wilden Mann'. Der Knecht kann gleich drei Scheffel Hafer mitbringen, ich habe sie hier verkauft; er soll aber nicht vergessen, auch noch Hafer zum Füttern in einem besondern Sack zu halten. Ich freue mich darauf, zu sehen, wie Du Alles gut in Stand gehalten. Uebermorgen Nacht bin ich daheim. Ich muß mir Mühe geben, es noch zwei Tage hier auszuhalten. Sie haben mich viermal zum Obmann gewählt, ich bin aber noch lieber als Obmann — Dein Mann

Martin.

„Nun, Vater!" rief die Frau, „da leset. Das ist ein Herz! Das ist ein Mann! Vater, fahret mit, wir wollen ihn mit einander abholen."

„Ich hab' keine übrige Zeit."

Der Vater aß in Ruhe zu Mittag, dann fuhr er wieder heimwärts.

Am Nachmittag ging die Frau in die Kirche. Aber so ist's! Wenn man in der Welt etwas Böses hat, da hat Jeder eine Frage; hat man aber etwas Gutes, sind sie Alle stumm. Kein Mensch fragt, ob sie Brief von ihrem Manne habe, und es hätte ihr's doch jeder am Gesicht ablesen können, da stand's geschrieben, was für einen guten Brief sie bekommen. Sie hielt eine Weile am Hause des Oelmüllers an und sprach mit der Magd; sie sprach so laut, der Oelmüller mußte sie hören und anrufen, aber er ließ sich nicht sehen, und so ging sie still heimwärts und sagte sich: „Es ist besser so; ich könnte den Brief ohnedieß Niemand zeigen, so verliebt ist er ja, und es soll's auch Niemand wissen, daß je ein uneiniger Gedanke zwischen uns gewesen." Sie herzte und küßte ihr Kind, dann legte sie sich das Schreibzeug zurecht, setzte sich behaglich nieder und wollte einen großen Brief schreiben, den sollte ihm der Knecht bringen, im Voraus, damit er gleich wisse, wie es ihr um's Herz ist. Aber sie kam damit nicht zu Ende, ja nicht einmal zum Anfang, denn jeder Anfang war ihr nicht recht: Lieber, Guter, Braver, Getreuer, Herzgeliebter — das ist Alles recht, wenn man nur Alles zusammenschreiben könnte, und sie möchte ihm bekennen, wie sie böse Gedanken gehabt, und wie sie zu guten geworden, aber ....

er hat Recht, das läßt sich besser reden als schreiben. Endlich legte sie das Papier weg und nahm sich vor, morgen zu schreiben.

Am andern Tage sagte sie dem Oberknecht, daß er das Fuhrwerk gut herrichten und den Hafer fassen solle, um zum Dienstag den Meister zu holen.

„Wer holt ihn?" fragte der Knecht. Und seltsam! Diese Frage stellte der Frau etwas ganz Neues vor die Seele. Sie wendete sich ab und rief rückwärts: „Richte nur Alles gut her, ich will dann schon sagen, wer fahren wird."

Jetzt kam Afra nicht mehr zum Schreiben, denn eine Unruhe, die sie noch nie gekannt hatte, überwältigte sie, und oftmals richtete sie sich noch stolzer auf als je, und ihr Blick sagte: „Ja, es wird gehen, du hast es ja früher schon probirt."

In der Nacht ging Afra selbst in den Stall und sah zu, wie den Pferden Futter aufgeschüttet wurde. „Ja, freßt recht," sagte sie zu den beiden Rappen, „ihr müßt rennen wie geflogen; wir holen ihn." — Sie legte sich früh nieder, aber sie fand keinen Schlaf. Sie hörte jede Stunde schlagen. Mit dem Glockenschlag drei Uhr stand sie auf und befahl dem Knecht, anzuspannen.

„Wer fährt denn?" fragte der Knecht.

„Wirst schon sehen."

Es war aufgeladen und angespannt, da kam die Meisterin herab, sonntäglich gekleidet und wohl eingehüllt; sie empfahl nochmals der Base, genau auf das Kind Acht zu haben, dann wendete sie sich zu dem Knecht: „So, jetzt gib mir die Zügel."

„Wollt Ihr allein fahren, Meisterin?"

„Ja. Führe die Pferde ein Stück Wegs an der Hand, bis auf die Landstraße, dann kommen wir schon mit einander fort. Steck' die Peitsche nur hier nebenein, ich brauche sie nicht." —

Der Wagen rollte fort durch die Sternennacht, und als Afra ganz allein war, hielt sie eine Weile an, stand auf und sprach in die weite Welt hinaus: „Ich hole meinen Mann heim!"

Die Pferde schienen zu wissen, daß ein guter, ein überglücklicher Geist sie regierte; sie gingen im gleichmäßigen Trabe auf dem ebenen Wege dahin, es bedurfte kaum eines Ruckes an den Zügeln.

Afra war keine furchtsame Natur, aber doch, als jetzt der Weg eine Stunde lang durch den Wald führte, zitterte ihr das Herz. Die Gegend ist zwar sicher, man hat schon viele Jahre nichts gehört von Straßenräubern, aber die Mord- und Raubgeschichten, die sie in den letzten Wochen so oft gehört, wachten auf. Es kann doch sein, daß jetzt zwei Männer kommen, du kannst dich nicht wehren, sie werden dich begraben, da im finstern Wald, und fahren mit dem Gefährte davon, und vor dir ist dein Mann und hinter dir dein Kind, und Niemand weiß, was aus dir geworden, die Pferde können nicht reden und Zeugniß geben .... Die Hecken am Wege, die jungen Tannen, die Steinhaufen, die Felsen, die Sägklötze, überall war's als ob da was kauere und herauskrieche. Es zeigte sich oft und oft, daß die Furcht unnöthig gewesen, die Hecke war Hecke, der Steinhaufen nichts als Steinhaufen, aber die Furcht und das Bangen lief immer voraus und wartete an dieser und jener

Stelle. Afra fürchtete sich eigentlich mehr vor ihrer Furcht, denn wenn in der That Räuber gekommen wären, sie hätte sich gewiß tapfer gehalten. Es knallt eine Peitsche lustig die Straße herauf: Gottlob! Es kommt doch ein Fuhrwerk, die Straße ist nicht so menschenleer. Vor lauter Freude und Bangen wäre Afra beinahe in das begegnende Fuhrwerk hineingefahren; aber die Pferde hatten selber Verstand und wichen noch geschickt aus, nur gingen die Hinterräder über einen Haufen zerkleinerter Steine; Afra war in der Gefahr, zu stürzen, aber sie hielt noch fest und schrie nicht einmal in der Angst; das Fuhrwerk war wieder flott und fuhr nun lustig auf der Straße dahin. Jetzt ist das Aergste überwunden, nun geht's beständig an Häusern vorbei, denn die Dörfer liegen hier meilenweit zerstreut auseinander.



So lang es Nacht war, blieb Afra nun voll frohen Muthes; als es aber tagte, überfiel sie ein Bangen vor den Blicken der Menschen: auf der Straße und in den Dörfern, so als Frau, allein, es ist schlimm; ihr Stolz ist nicht gewohnt, bespöttelt zu werden, auch wenn man nicht weiß, wer sie ist. Glücklicherweise sah sie bei einer Anhöhe ein einsames altes Männchen mit einem leeren Sack über der Schulter an seinem langen Stocke die Straße dahinwandern. Sie nahm sich schon von ferne vor, das Männchen mitfahren zu lassen, und willkommener war der Hypotheker lange keinem Menschen gewesen, als jetzt der Frau Afra. Er saß bald wohlgemuth bei ihr auf dem Wagen und erzählte, daß er jetzt zu Verwandten wolle, die im letzten Dorfe vor der Kreisstadt wohnten, um sich dort für den Winter etwas zu holen. Afra kehrte unterwegs ein und saß bei dem Hypotheker und bewirthete ihn, als wäre er ihr nächster Angehöriger.

IV.



Es war noch nicht Mittag, als Afra in der Kreisstadt ankam. Sie kehrte im ‚Wilden Mann‘ ein und war glücklich, daß die Wirthin sie zuerst begrüßte; vor einer Frau schämte sie sich weniger, so allein daher zu kommen. Sie fragte nach ihrem Mann und erhielt zur Antwort, daß er noch in der Gerichtssitzung sei, heute sei die letzte. Sie ging nun ebenfalls nach dem Schwurgerichte, wo man sie auf die Gallerie der Zuhörer wies. Eben als sie eintrat, sprach der Präsident: „Ich erkläre hiemit die Sitzung des Schwurgerichtshofes für geschlossen. Meine Herren Geschworenen! Nun habe ich noch ein Wort an Sie.“ Die Geschworenen erhoben sich geräuschvoll, die Frau sah ihren Mann in der vordersten Reihe, aber er schaute nicht nach ihr um; seine Wangen waren geröthet, seine Augen glänzten, aber sie waren nach dem Präsidenten gerichtet, der jetzt fortfuhr: „Sie haben Ihre schwere Pflicht mit Treue und eifriger Hingebung erfüllt; Ihr Gewissen wird Ihnen danken, aber ich danke Ihnen im Namen der Staatsgesellschaft, im Namen der Gerechtigkeit. Nur der Staat ist der Freiheit und Gerechtigkeit würdig, dessen Bürger sich mit edlem Eifer ihren Obliegenheiten hingeben; Sie Alle haben das gethan, Dank, gerechter Dank Ihnen! Einen besondern Dank aber muß ich aussprechen unserm braven, rechtschaffenen Obmann Martin Sprösser.“ Ein Gemurmel der Beistimmung erhob sich unter den Zuhörern; Afra richtete sich unwillkürlich auf, und jetzt traf sie ein Blick ihres Mannes. Er schien seinem Blicke, der sie erkannte, nicht zu trauen, denn er rieb sich die Augen, schaute flüchtig noch einmal um, gab aber kein Zeichen des Erkennens; dann wendete er sich wieder dem Präsidenten zu, der mit den Worten schloß: „Glücklich der Staat, die Menschengemeinschaft, die tapfere, hingebende Bürger hat. Die Bürgertugend ist der schönste Ehrenschmuck und die festeste Stütze des Lebens. Möge sie unserm deutschen Vaterlande immerdar verbleiben.“

Alle erhoben sich, und die Frau sah sich von dem Gedränge auf die Straße hinaus versetzt und wußte nicht, wie ihr geschehen war. „Wenn nur mein Vater auch dagewesen wäre,“ sagte sie vor sich hin.

„Du bist hier, Afra? Bist du's wirklich?“ redete sie von hinten eine Stimme an. Es war ihr Vater, der vor ihr stand.

„Seid Ihr auch oben gewesen?“ fragte sie.

„Ja, es hat mir rechtschaffen wohlgethan. Du hast mich am Sonntag doch etwas bekehrt. Ich habe selber sehen wollen, wie's dein Mann treibt, und es reut mich nicht, daß ich den Tag dran gegeben habe. Das ist's werth. Wo ist denn dein Mann?“

„Ich hab' ihn noch nicht gesehen.“

„Die Geschworenen haben einen andern Ausgang; er ist wohl schon im Wirthshaus.“



Vater und Tochter gingen mit einander, und der Vater neckte sie wegen ihrer Verliebtheit. Afra schaute immer zu Boden, denn sie glaubte, die ganze Welt müsse ihr ansehen, daß sie sich vor Glückseligkeit gar nicht zu helfen wisse.

Im ‚Wilden Mann‘ war großes Gedränge in der vordern Stube wie in der Herrenstube, aber Martin war nirgends zu sehen; da kam die Wirthin auf Afra zu und sagte: „Euer Mann ist in meiner Stube daneben; ich hab' ihm gesagt, er soll

da auf Euch warten. Habt Ihr etwas mit ihm gehabt? Er war so erschrocken, wie ich ihm berichte, daß Ihr allein angekommen seid."

„O Gott bewahre!" sagte Afra; alles Blut trat ihr nach dem Herzen zurück, und in dieser Minute büßte sie schwer die Härte, die sie beim Abschied geübt hatte.

Afra ging in die Kammer, Martin war nicht da. Sie kam sich selbst wie verloren vor. Was ist denn das? Hatte sie die Wirthin zum Narren gehabt? Der Vater war ihr unversehens von der Seite verschwunden. Was sollte sie jetzt thun unter den vielen fremden Menschen? Und ihr Herz war so voll, so übervoll. Sie streckte die Hand aus und Niemand faßte sie...

Ein Knecht des Vaters sagte ihr, daß dieser im Stall bei seinen Pferden sei. „Und Euer Mann ist auch unten," setzte er hinzu.

Afra ging nach dem Stall; sie hörte Vater und Mann über die Pferde sprechen, der Vater wollte Martin ein schöneres Gespann Rappen in den Tausch geben, und es klang fast wie Lob, als er sagte: „Ein Mann wie du muß ein schöneres Gespann haben." — Afra streckte ihrem Manne die Hand entgegen, er gab sie zögernd.

„Wie bist du denn dahergekommen? Hast du denn keinen Knecht bei dir?" fragte Martin.

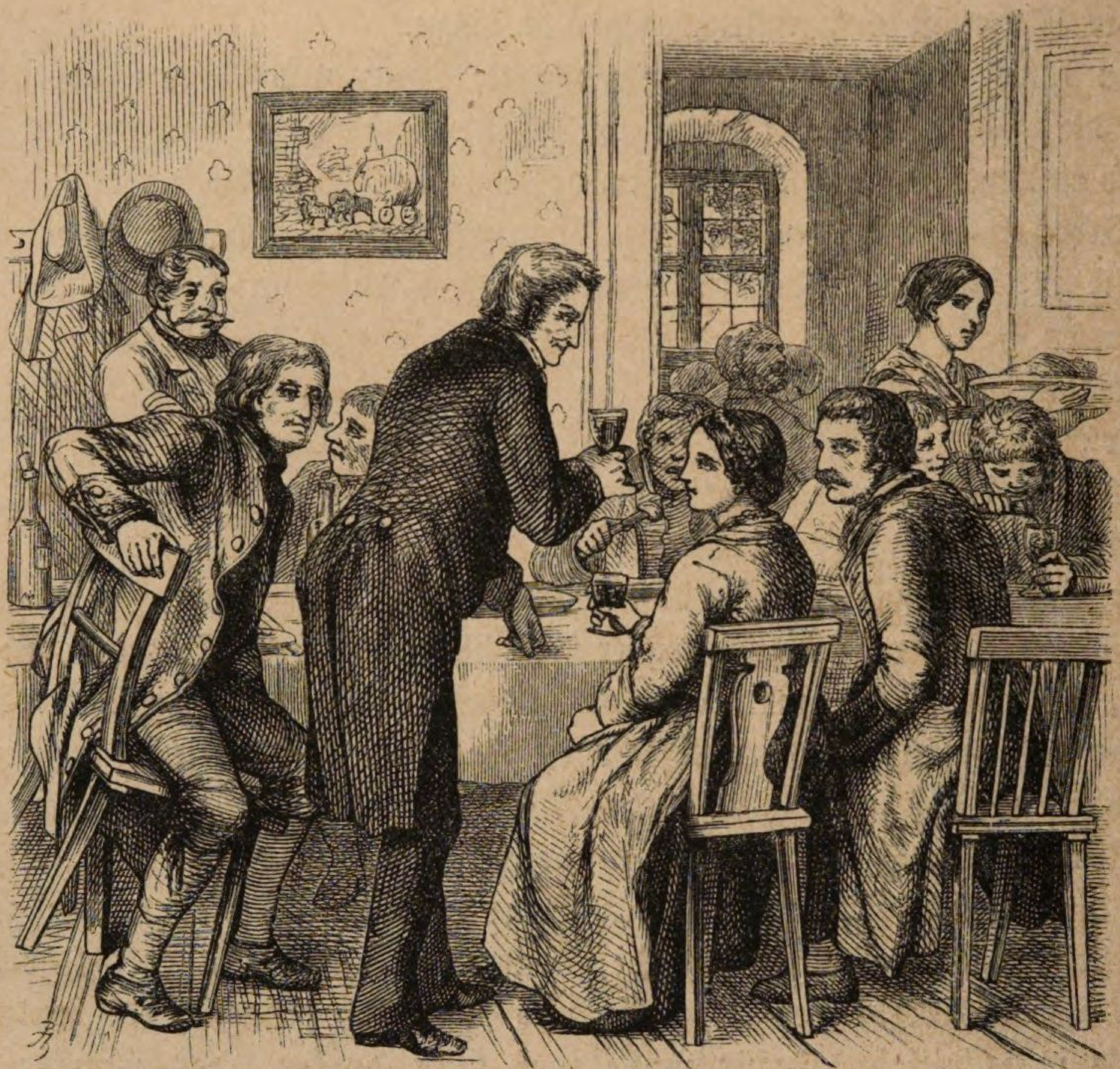
„Ich bin allein gefahren."

„So?"

Das war Alles, was Martin darauf erwiderte, und Afra schossen die Thränen in die Augen.

Der Vater drängte indeß, daß man sich zu Tisch begebe. Afra schluckte die Thränen hinab und redete auch weiter kein Wort. Bei Tische wurde sie mehrmals bald roth, bald blaß, da man allerseits lobte, daß sie und ihr Vater Martin abholten: da sähe man, was rechtschaffene, ehrenhafte Leute seien; während Andere darüber schelten, daß man Zeit und Geld verliere, wenn man Geschworener sein müsse, seien das noch Leute, die auf rechte Ehre was halten. Afra gab der Kellnerin die Speisen, die sie auf den Teller genommen hatte, wieder zurück, und auch das Lob, das ihr geboten wurde, konnte sie nicht genießen. Ihr Vater aber nahm das Lob als verdienten Lohn hin und sagte, sich behaglich einschenkend: Dafür habe man's ja, Gottlob. Dafür müsse man Gott danken, daß man so gut gestellt sei, um Arbeitstage und Kosten für das gemeine Beste aufzuwenden. — Afra schaute ihren Vater groß an, aber er sprach so treuherzig und fest, daß ihm diese Rede in der That aus der Seele zu kommen schien. Er stieß mit seiner Tochter an und sagte: „Dein Obmann soll leben!" Weder Afra noch Martin war indeß wohl bei dem guten Essen, noch bei dem Lob. Jetzt kam es noch viel schärfer, denn der Präsident, der mit an der Tafel saß, erhob sich, klingelte an das Glas und sprach: „Ihr Männer, ich freue mich, daß ich das Lob, das Euch gebührt, nun auch theilen kann. Nur der Mann ist fähig, mit freiem, vollem Herzen sich den Pflichten des Vaterlandes hinzugeben, der eine Frau zur Seite hat, die sich mitfreut über sein gemeinnütziges Wirken, die treu und haushälterisch das Heimwesen in Stand hält, derweil der Mann draußen im Feldzug ist. Ja, es war ein Feldzug, den wir

miteinander erlebt, ein Feldzug gegen Uebelthat und Verbrechen. Wir haben mit dem Schwerte der Gerechtigkeit gekämpft, und dabei hat sich manche gute Kameradschaft ausgebildet. Diese Entfernung vom täglichen Beruf, dieses Leben in der Fremde für die Heimath, hat Manchen inne werden lassen, daß er neben dem Berufe für das Haus auch einen schönen hat für die Welt, und Mancher hat einen Freund gewonnen, von dem er früher gar nicht gewußt, daß er auf der Welt ist. Wir haben uns einander erkannt, als Bürger ein und desselben Vaterlandes, als Bürgen seiner Freiheit und seines Rechtes. Heil dem Manne, der draußen wirkt für das gemeine Beste; zwiefach Heil Dem, der bei der Heimkehr ein Herz findet, das mit ihm eins



ist in Rechtschaffenheit. Wir haben die Freude, eine stattliche schöne Vertreterin der in den Frauen waltenden Bürgertugend unter uns zu begrüßen. Erhebet Euere Gläser! Wir trinken auf das Wohl der stattlichen Frau Martin Sprösser und auf das Wohl aller der Frauen daheim, die ihre Männer bei der Heimkehr von ihrem Berufe für das allgemeine Beste mit Ehre und Herzlichkeit begrüßen. Frau Martin Sprösser und alle ihres Gleichen leben hoch!"

Afra meinte, die Decke müsse über ihr zusammensinken, als das laute „Hoch" erschallte. Martin schaute verwundert drein. So schön hatte seine Frau noch nie ausgesehen. Die Bauern kamen und stießen mit ihr an und sagten, es thäte ihnen leid, daß ihre Frauen nicht auch hätten abkommen können; sie wollten ihnen aber

von der Sprösserbäuerin erzählen. — Der Inspektor, der mit Afra anstieß, sagte zu Martin, wenn er noch einige Stunden warten wolle, so möchte er mitfahren bis zur nächsten Amtsstadt, wo er Geschäfte zu verrichten habe. Afra winkte, er solle verneinen, und Martin erklärte, daß er jetzt schon abreisen müsse.

Auch der Präsident war zu Afra gekommen, und der Vater hatte ihm seinen Stuhl eingeräumt und sich still davongemacht. Der Präsident versprach, Martin und seine Frau einmal in Wellendingen aufzusuchen. Er fragte, ob sie auch schon Kinder hätten, und Afra hatte das Glück, Martin mitzutheilen, daß ihr Knabe gestern zum Erstenmal ganz allein vom Tisch bis zur Ofenbank gelaufen sei; daß er auch zum Erstenmal Vater gesagt, erzählte sie nicht; sie schämte sich der Gedanken, die sie dabei gehabt.

Als sich der Sturm gelegt hatte, drängte Afra auf's Neue, daß man sich bald aufmache, um wieder heimzukehren.

„Willst du wieder die Zügel führen?" fragte Martin leise.

„Wie kannst du nur so was denken? Ich bin froh, daß du sie wieder fest in der Hand hast. Mir hat immer das Herz gezittert."

Und als Martin mit seiner Frau auf dem Wagen saß, schauten Alle zu den Fenstern heraus und riefen: Glück auf den Weg! — Der Zimmergenosse, der Waldbauer, aber stand am Wagen und sagte: „Du hast schöne, stolze Pferde. Wenn du einmal ein neues Gespann brauchst, denk' an mich, ich habe auch und gebe sie dir zu gerechtem Preis, auf Treu' und Glauben eines Geschworenen."

Martin reichte ihm nochmals die Hand, nickte fröhlich zu den Grüßenden an den Fenstern zurück, schwang die Peitsche, und fort ging es zur Stadt hinaus. Sie fuhren eine geraume Weile, ohne etwas mit einander zu reden. Afra schaute immer vor sich nieder. Endlich steckte Martin die Peitsche neben sich und begann: „Jetzt sag', warum hast du das gethan? Warum bist du allein daher gefahren? Es hätte dir ja können ein Unglück passiren, und du hättest den Spott noch dazu gehabt."

„Ich habe es Dir zu lieb gethan."

„Mir zu lieb? Du hast mich ja mit Kummer in der Seele davonziehen lassen, und Tag für Tag habe ich gehofft, daß du mir schreiben wirst, und du hast nichts gethan, bis ich mir ein Herz gefaßt und dir geschrieben habe; denn es ist eine Sünde und eine Schande obendrein, daß zwei Menschen wie wir, die so glücklich auf der Welt sein können, nur eine verbitterte Minute haben."

„Ja, das ist es," sagte die Frau. „Darum bin ich auch allein gekommen, es sollte kein Knecht dabei sein, wir Beide ganz allein, und ich habe es nicht erwarten können, bis ich dir um den Hals fallen und sagen kann: Ja, du hast Recht, und ich bin einfältig und du thust das Gescheite und Rechte. Heute, wie ich das Alles gesehen habe, da ist es mir gewesen, wie wenn du noch einmal confirmirt würdest."

„Confirmirt?"

„Ja, ein Mann, der ein Ehrenamt hat und ihm vor aller Welt rechtschaffen vorsteht, der wird als Mann confirmirt. So kommt mir's vor."

„Das ist ein braves Wort, das läßt sich hören. Aber weißt du, was mir jetzt das Liebste wäre?"

„Was?"

„Wenn ich nicht Obmann und nicht gelobt worden wäre. Ich fürchte, es ist die Eitelkeit allein, die dich bekehrt hat."

Die Frau wehrte ab, er solle das nicht denken, aber Martin fuhr fort:

„Ich wäre lieber da beim Gericht wie beim Militär nichts als ein gemeiner Soldat gewesen, ohne alle Auszeichnung. Wenn nur Jeder seinen Posten gut ausfüllt, dann ist Alles gut. Schau, Afra, ich bin jetzt gelobt und ausgezeichnet worden; es kann aber auch einmal kommen, daß ich so vorgehen muß, daß mir Niemand Dank sagt, ja noch mehr, daß ich, statt gelobt, geschimpft werde. Wie wird's dann bei dir sein?"

„Dann stehst du bei mir in hohen Ehren, in Allem was du thust. Du willst nur, was gut und rechtschaffen ist. Du sollst dein Lebenlang nicht mehr hören, daß ich dir in diese Sachen dreinrede. Und jetzt bist du gut, und Alles ist gut, und red' nichts mehr."

Martin hielt die Pferde an, schaute sich um und um, dann umhalste er seine Frau.

„Wie wir von der Hochzeit heimgefahren sind, war ich nicht glückseliger als jetzt," sagte die Frau wieder. Und obgleich es eben zu schneien begann, war es den Beiden, als führen sie durch den hellen, sonnigen Frühling dahin.

Als man in Obernstadt ankam, sagte die Frau: „Ich bin froh, daß wir hier einkehren und füttern. Ich muß dir sagen, ich habe gräßlichen Hunger. Ich hab' heut Mittag keinen Bissen essen können, so schwer ist mir's gewesen, weil du immer so nebenaus gesehen und gesprochen hast."

Im Erker in der Post saß der Sprösser-Martin und seine Frau, und sie aßen und tranken mit einander und lachten einander zu, wie wenn sie zum Erstenmal so beisammen und wie wenn sie allein auf der Welt wären. Und doch war Lärm und Gedränge genug um sie her, der Boden über ihnen schwankte und Musik schallte drein. Der alte pfiffige Postmeister trat zu den Beiden in die Erkerstube und sagte: das freue ihn, daß sie auch zur Hochzeit seiner Tochter kämen; ob sie denn nicht den Tanz mit ansehen oder selbst mittanzen wollten, sie thäten ja mit einander wie verliebte junge Leute.

„Mein Mann ist Geschworener gewesen," sagte die Frau.

„Hab's gehört, und Obmann dazu. Wenn wir zum nächsten Landtag einen Abgeordneten wählen, bringe ich Euch in Vorschlag, Sprösser."

„Da muß ich danken. In zehn Jahren wollen wir davon reden, jetzt bin ich noch zu jung. Und Ihr habt Recht, jetzt will ich noch tanzen. Willst du mit mir tanzen, Afra?"

„Ja, komm'," sagte die Frau, und die Beiden gingen mit einander auf den Tanzboden und tanzten so fröhlich, daß die anderen Paare still hielten und ihnen zuschauten.

„Ich meine, ich hätte mein Lebenlang noch gar nicht getanzt, so schön ist's," sagte die Frau.

„Jetzt ist's aber genug," sagte Martin. „Jetzt will ich heim, ich habe Verlangen, unsern Buben zu sehen."



Es war eine fröhliche Heimfahrt, und Martin und seiner Frau klang es noch auf dem Wege wie Musik in den Ohren. Aber die schönste Musik war es doch, als Martin daheim zum Erstenmal hörte, wie sein Kind rief: Vater!

Bei der letzten Landtagswahl war Martin mit im Wahlgang, und Afra redete ihm zu, daß er die Wahl annehme. Er wurde aber nicht gewählt und möchte jetzt lieber warten, bis er im deutschen Reichstag sitzen kann. Wird er wol noch lange zu warten haben?

Der Baum vor meinem Fenster.

Ein Stück Naturkalender.

Im hochgebauten städtischen Hause ist meine Stube gleichauf mit der Krone des Baumes mir gegenüber. Nun bald sieben Jahre ist mir dieser Baum treuer Genosse. Wie oft hat sich mein Blick an ihm erlabt, erfrischt! Ich habe hier zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet, was ich an ihm sah, lernte, dachte und träumte. Es ließe sich Vieles dazu und davon thun. Vielleicht stelle ich aber doch mit diesem wenn auch mangelhaften Einzelnen den Baum mit allerlei Früchten und Lichtern in manche Stube.

* * *

Erster Morgenausblick! Da ist die Welt, sie dringt in mein Auge. Wie ist jedes Erwachen neues Lebenswunder, und das Besinnen auf dieses Wunder, ihm nachgehen und nachforschen, ist Wissenschaft und Andacht zugleich. Aller Anfang der Wissenschaft, sagt Plato, ist die Verwunderung, das Erstaunen. Auch die Wissenschaft ist Andacht, es gilt in ihr das unbewußt Empfangene und Geübte mit der Erkenntniß zu fassen, und neu zu empfangen und zu üben.

Des Menschen ist, sich betrachtend über das Leben in ihm und um ihn zu stellen.

Die Welt mit dem Auge erfassen, ist feinstes Besitzen und nichts verwandelt sich durch dasselbe. Mein Baum bleibt sich gleich, wie Vieler Augen auch an ihm haften.

* * *

Ein Baum! Es ist friedsames, ruhiges Innewerden der Welt, beim ersten Morgenblick ein still und fest Fortlebendes in's Auge zu fassen. Am Stetigen, Lebendigen und doch im Wandel sich Gleichbleibenden richtet sich die Seele auf; sei dieses Beständige ein ewiges im Geiste Empfundenes, oder ein vor das Auge Gestelltes.

Ja, die Menschen in alten Zeiten und auch noch vielfach jetzt mußten sich ein Bild, ein Zeichen aufstellen, weil sie das Gedachte nicht stets rein aus dem Denken erneuern konnten. Es sollte sich dem Auge darstellen und damit das innere Empfinden neu erwecken.

Eben das, daß das Naturleben, das uns von Außen umgibt, uns nicht von Außen anruft und weckt, uns nicht bestimmte Empfindungen aufnöthigt, macht es allezeit genehm; nur wenn sich die Seele darauf richtet, ist es für uns da.

Das Pflanzenleben hat (den knallenden Ton beim Oeffnen einzelner Samenkapseln ausgenommen) keinen Ton in sich. Das Rauschen des Windes in den Gezweigen des Baumes ward früh als Götterruf gedeutet. Es ist als ob die stumme Natur Stimme gewänne.

* * *

Die Sonnenuhr der Natur ist keine Schlaguhr. Wir müssen ihr die Gesetze ihres Laufes ablauschen, sie uns feststellen, und nur wenn wir darauf sehen, wissen wir den Stand.

* * *

Alles in der Natur hat seine feste Bestimmung, der Mensch allein hat die Wahl und die Qual seiner Thätigkeit und seiner Bestimmung. In der ganzen Natur ist Alles ein Müssen; beim Menschen erst beginnt das: du sollst! Darum heißt es in allen Offenbarungen: du sollst! und darum geht ein Befreiungsbedürfniß durch das Herz der Menschheit, es ist das Bestreben und der Drang: unsere Naturbestimmung frei zu erkennen und zu üben.

Das spricht das Wort Schillers:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren;
„Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's."

* * *

Der erste Morgenausblick der Menschheit sah in Bäumen die Göttererscheinung, bald als ihre Wohnstätte und Niederlassung, bald als ihr leibhaftiges, unzertrennliches Dasein. Die Religionsgeschichte beginnt mit göttlicher Verehrung gewisser Bäume, und dieser Cultus hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß er schwer auszurotten war. Wie oft und oft wird in der Bibel gegen die Verehrung der Bäume geeifert, und die Sendboten des Christenthums mußten die Axt an die heiligen Bäume legen.

Aus der Betrachtung des Baumes empfangen wir zuerst die Anschauung des Erhabenen, und dieses Erhabene ist in sich abgeschlossen. Der Berg erscheint erhabener, aber er ist nicht ein einzelnes in sich abgeschlossenes Leben. Die Offenbarung auf Bergen, wie sie uns die Fortentwicklung der Religionsgeschichte zeigt, und die diese Berge zu heiligen machte, ist bereits ein Fortschritt; denn in ihr tritt der Gedanke Gottes bereits als der frei majestätische auf.

Der Baum gibt die erste Anschauung des Erhabenen. Der Mensch erscheint in seiner Kleinheit neben dem Baum, und während das Thier (an Umfang ohnehin

nicht vergleichbar mit dem Baum und durch seine Bewegung nicht so festzuhalten) zu seiner Erhaltung der Vernichtung eines Andern bedarf, ist der Baum ein Sinnbild des Friedens: Sonne, Regen und Luft nähren ihn, und seine Ernährung durch die Wurzel ruht im Dunkeln.

Und mit der Pflanze, und zumal im Baume, tritt mit der Erhabenheit auch zugleich die Schönheit zu Tage. Die Empfindung der Schönheit wird nicht so durch das Thier, nicht so durch den Stein erweckt. Die Empfindung der Schönheit ist die reinste Freude, und die Verbindung des Schönheitsgefühls mit dem religiösen Zuge zeigt sich, wenn auch noch verhüllt, doch schon früh im Baumcultus.

Der Baum mußte in der Betrachtung des Menschen ein Abbild des Lebens werden. Der Baum stellt die Dreiheit der Zeit dar: in ihm zeigt sich, was da war, ist und sein wird. Sein Dasein und Werden, die Dauer und die Vergänglichkeit, Alter und Verjüngung, Alles das zeigt zugleich die Einheit in der Mannichfaltigkeit; da ist tausendfältiges Leben und doch zu Einem zusammengeschlossen, und was die hellere Erkenntniß in der Wissenschaft darlegt und erklärt, war im ersten Aufblick der Menschheit als Empfindung herrschend.

Die Urzeiten der Menschheit sind aber nicht mit dem Empfindungsleben der Kindheit zu vergleichen; das Kind geht achtlos am Baume vorüber, das Thierleben dagegen zieht es an in Furcht und Liebe. Die Urgeschichte der Menschheit entspricht der natürlichen Empfindung eines erwachsenen, durch Arbeit und Kampf für sein Dasein einstehenden Menschen, die eine ganz andere ist, als eine blos kindliche.

* * *

Wie harmonisch, wie rhythmisch ist das Gezweige des Baumes, und er ist eben dadurch so anmuthend, weil er so stark und zart zugleich, so fein in der Einzelheit und doch so riesig als Gesammtes.

Das Gezweige der Esche vor mir hat keine geknickte Bewegung der Aeste wie die Eiche, sondern eine leichthinfließende, geschwungen aufsteigende.

Die Eiche erscheint auch in ihrem Bau als der kühnste und gewaltigste unserer Bäume, weil sie scheinbar das ihr innewohnende zwingende Gesetz zu überwinden sucht, allerlei freie Formen im Gezweige bildet, während die anderen Bäume, wie hier die Esche, gradlinig und streng sich ausbilden. Ja, so rund ist die Kuppel, als ob eine Riesenscheere da hinaufgereicht und die Form gebildet hätte. — Sind aber alle lebensfähigen Formen, die wir bilden, nicht aus der Natur genommen? Das innere Säftegetriebe und der äußere atmosphärische Einfluß bildet die nothwendige Form eines Baumes wie eines Blattes, und die in sich harmonische Bildung eines Baumes ist die gleiche wie die eines Blattes, eines Grases. Das Große, Umfassende, ist nur augenfälliger, aber an sich nicht mehr als das Kleine; die Bewältigung des Massenhaften erscheint uns nur bedeutender. Gehen wir dem inneren Leben nach, so sind es tausend und abertausend kleine Existenzen, die zusammenwirken.

* * *

Hoch die Krone des Baumes! Keine regelnde Zaunscheere reicht hinan, er rundet sich selbst. Erhebe dich, lerne hoch in dir stehen, und die Welt kann dich nicht willkürlich modeln.

Und wiederum: Nicht das, was ein Wesen vor dem andern auszeichnet, sondern das, was Alle gemeinsam haben, ist der göttliche Inhalt seiner Natur.

* * *

Es steht kein Baum in seinem Gemüthe — kann man von einem Menschen sagen, der nicht Treue hält. Gestern schien er dir so nahe, und heute thut er fast als ob er fragen müßte: wie heißen Sie? Ja, es gibt Menschen, deren Empfindungsleben nur schnellwelkendes Gras ist. In jedem Gemüthe wechseln Jahreszeiten und Wetter aller Art, aber in den festeren ist es doch wie dort im Garten der Baum; ist er jetzt auch blätterlos, du kennst dich doch an ihm zurecht.

* * *

Die meisten Laubhölzer führen ihren Stamm nicht durch bis zur Spitze, und haben daher eine breite Krone. So hier die Esche, dort die Eiche und die Linde. Man könnte dies fast die auseinandergelegte Stammhaftigkeit nennen.

In ungefähr zwei Drittheil Höhe vertheilt sich der Schaft der Esche zu zwei Hauptästen und aus ihnen bildet sich die Krone; die schlanke Tanne und Schwarz-Erle führen ihren Stamm durch und haben dadurch pyramidale Kronen.

* * *

Mein Baum steht in Nachbars Garten, er ist nicht mein. Und doch weiß meine Freude nichts davon. In der Betrachtung dessen, was das Ewige ist, gibt es kein Mein und Dein, und die Freude macht glücklich und fragt nicht von wannen sie aufgeht.

Dennoch kann ich den Wunsch nicht los werden, einen Baum mein eigen zu nennen. Ist das Habsucht? Ich glaube, nein! Es liegt ein wohliges Erfassen im Gedanken des Besitzes, in der Fähigkeit das Aeußere mit mir zu erhalten. Morgen kann ein fremder Wille die Axt an den Stamm legen. —

Es ist ein sinniger Brauch, bei der Geburt eines Kindes ihm einen Baum zu pflanzen. Könnte er nur allgemein werden! Du und du, ihr habt jeder einen Baum, ein euch zugehöriges Leben, das fest in der Erde sproßt und Nacht und Tag und allen Wetterwechsel und alle Jahreszeiten mit euch erlebt. Du lebst damit das geheimnißvolle Naturleben, kannst dich ihm nicht so entfremden, wie die beängstigende Vergrößerung der Städte leider immer mehr mit sich bringt.

* * *

Mein Baum ist eine wunderbar gediehene Esche. Es gibt Tausende von Menschen, die, wie sie sagen, sich an der Natur erfreuen, ohne sich um das persönliche Leben eines Baumes zu kümmern, ohne Einen zu kennen. Wie ist das möglich? Nach

der biblischen Tradition führte Gott dem Adam alle Thiere vor, daß er ihnen Namen gebe; die Pflanzen werden nicht genannt. Alles Menschenbewußtsein erwacht zuerst an Wahrnehmungen und Vergleichen mit dem Thierleben. Erst die weitere Bildung, die vom Ackerbau beginnt, (der das stille Leben der Pflanze regelt, so daß von ihr gebannt der Mensch in festem Wohnsitz neben ihr beharrt), erst von da empfängt das Pflanzenreich die tausendfältigen Namen. Die Wilden, die der Beute, und die Salonmenschen, die immer neuen Genüssen nachjagen, für die sie nicht gearbeitet — diese beiden extremen und doch vielfach gleichen Menschenarten kennen auch gleich wenig Pflanzen-Individuen.

Die Wissenschaft hat die todten Sprachen, die lateinische und die griechische, zur Bezeichnung der stummen Natur wieder auferweckt, und dadurch eine Weltsprache für das geschaffen, was des Wortes entbehrt.

Welch ein unergründliches Wunder ist die Sprachbildung! Läßt sich ergründen, woher und wodurch der Name Esche gegeben wurde, so daß nun bei diesem Klange das sichtbare Leben vor uns steht?

Die nordische Bezeichnung leitet das Wort Esche vom skandinavischen askr ab, als welcher auch der erstgeschaffene Mensch bezeichnet ist. Das rückt indeß die Frage nur eine Stufe weiter hinaus und beantwortet sie keineswegs. „Im Anfang war die That," sagt der grübelnde Faust, und allerdings, schließlich stehen wir bei aller rückwärts dringenden Forschung vor einer unerklärlichen Thatsache; wir vermögen ihre Gesetze zu erkennen und zu erklären, aber ihr ursprüngliches Setzen nicht. Wir wissen, wie die Pflanzenzelle sich bildet, aber nicht wodurch, wir haben das Gesetz der Schwere vor uns, damit sind alle seine Erscheinungen erklärt, aber nicht sein Dasein.

Wir bescheiden uns still an der Grenze der Erkenntniß. Mag uns die strenge Vernunft tadeln, daß wir nicht weiter, der Glaube uns vorwerfen, daß wir zu weit gehen.

* * *

Durch den blätterlosen Baum hindurch sieht man den Himmel, und der Himmel ist fast noch schöner und heller durch das Gezweige hindurch. Die Schatteneinbrüche lassen sein helles Blau noch schärfer hervortreten.

* * *

Ohne Grün und Blätterschmuck, in der nackten Organisation zeigt der Baum seine feste Schönheit, den feinen Bau, die symphonische Gliederung um so bestimmter.

* * *

Warum nur der Rabe sich stets auf die höchste Kronenspitze setzt? Und der Wind weht, und der Vogel schwankt hin und her mit dem Zweige, er schaut sich um und um und wetzt den Schnabel an den Zweigen und schreit, und sein ganzer Körper bewegt sich beim Schreien auf und nieder; er fliegt fort und der Zweig schwankt noch lange von solcher Bewegung. Wer weiß, wie dieses öftere Niederlassen auf die Bildung der Kronenspitze wirkt.

Wie oft haben geringe Ursachen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung eines Baumes! Der Stich eines Insekts, das sein Ei in die Knospe an der Spitze einer Tanne legt, kann den Baum zu einem Krüppel machen.

Der Rabe ist der eigentliche Tendenzvogel, er weiß nichts vom wohligen Wiegen in den Lüften, er hat immer eine bestimmte Richtung, immer ein Ziel im Auge.

* * *

Ein dürrer Baum! So lange es Winter ist, wer weiß, ob er noch lebendig, Blätter, Zweige und Früchte treiben wird. Erst im Frühling zeigt sich das. — Ein Sinnbild des Menschen- und Völkerlebens.

Der Schnee haftet lange an den Zweigen, und auf dem Boden. Die weiße Gans muß gut lange brüten! hörte ich einmal einen Bauer vom festbleibenden Schnee sagen.

* * *

(Ende Februar.) Die Staare sind da und jetzt beginnt's im Baum zu rieseln. Die Staare sitzen in der Krone des Baumes, nicht neben einander, sondern die Einen auf höheren, die Anderen auf niederen Zweigen; sie kauern still und schauen sich um. Wann sind sie gekommen? Ist es wahr, wie der Volksglaube sagt, daß sie plötzlich in der Nacht sich einfinden und auch hier sich zeigt, wie gern das Naturleben sich verhüllt? Nun beginnt frisches Leben in Baum und Strauch und Halm, aber nicht sogleich sichtbar, es ist noch heftiges Werben des Frühlings um die Erde, ein Ringen und Kämpfen, oft scheint Stillstand oder gar Rückschritt, aber es geht doch voran.

Die Staare sind da! Wie muß es in einem Hause, einem Herzen aussehen, wo der Ruf nichts erweckt, gleichgiltig aufgenommen wird?

Wer da noch hört den Gesang der Vögel und noch sieht das Grün der Bäume, kann nicht völlig in Ungemach versunken sein.

Die Natur wartet, bis Aug und Ohr des Menschen sich ihr zuwendet, d. h. sie lebt für sich; für den Menschen ist ihr Walten nur so weit er sie aufnimmt und erkennt.

Wer auch im Winter ein offnes Auge für das Naturleben behält, dem erst steht es nahe. Die Saisongenießenden, die auf's Land ziehenden Städter wollen in der Regel nur zum gedeckten Tisch der Natur kommen.

Warum nisten keine Vögel freiwillig auf der Esche? Wahrscheinlich, weil sie sich zu spät belaubt, und in der Brutzeit wäre das Nest den Feinden bloßgestellt.

Da steht der Baum, ich kann nichts für ihn thun, nur so weit ich ihn erkenne, ist er mein. Und dies Bedürfniß, seine Liebe zu dem Baum, seine Freude an ihm, durch ein zurückgegebenes Zeichen ihm kundzugeben, war es gewiß, was bei den alten Völkern in der Verehrung des Baumes ihn mit Binden schmücken, ihm Weihegeschenke bringen ließ. Und so stellten sich die ersten Altäre unter Bäume, so umgab man

einen heiligen Baum mit einer Mauer, bis zuletzt Bauart der Tempel sich nach Bau und Gruppirung der Bäume bildete.

* *
*

Lautlos das Leben des Baumes! Spricht aber der Baum nicht auch? Ich meine, ist nicht seine Erscheinung ein bestimmter faßbarer Ausdruck? Ist denn die Sprache durch Schall und Ton und das aus ihnen gebildete Wort die einzige, weil wir Menschen sie haben? Wie die ursprüngliche Naturanbetung den stummen Naturerscheinungen die höchsten Gedanken lieh, so hat die Kunst, die dieselbe Quelle wie die Religion hat, durch Wiedererschaffung der Natur ihr neuen Ausdruck gegeben. Das Auge des Künstlers, sein betrachtendes und erkennendes, schaut uns an aus der Wiedergabe der Natur: Stein und Baum sprechen.

Und wo das Wort nicht mehr ausreicht, da wo wir etwas für alle Zeiten und Stimmungen feststellen wollen, greifen wir wieder zu sichtbaren Zeichen, zum Sinnbild.

Die Natur ist die Weltsprache und ihr nachstrebend die wortlose Musik, die die Welt und den Menschen in ihr wieder jenseits der babylonischen Sprachtheilung und Sprachverwirrung versetzt.

* *
*

Wird die Natur nur von uns betrachtet und wir nicht auch von ihr? Das war's, was die Menschen veranlaßte, sich Baumnymphen, Flußnymphen und Berggeister zu bilden . . .

Sonntagsruhe! Und das ununterbrochene Leben der Stoffbewegung in der Natur arbeitet stetig fort; in der Natur, die uns umgibt, und in der, die wir sind. Ruhe ist reines Dasein ohne Wirken nach außen, in sich selbst zurückgekehrt. Wie die Arbeit des Werktages, so ist die Festesruhe eine Willensbestimmung, die das eigentlich menschliche Leben bezeichnet. Das Menschenleben ist nicht blos Leben, Erhaltung und Erneuerung seiner Kraft, wie in der Pflanze, wie im Thiere — der Mensch wendet seine Kraft zur Erneuerung des Lebens um sich her. Und wiederum hält er inne und setzt sich zurück in das bloße Leben und in das Denken über dasselbe. Die Ruhe mit offenem Auge wird dadurch zu einer Feier, daß das in sich gekehrte reine Dasein frei betrachtend seiner Fülle inne wird in Pflicht und Lust.

Die Bibel sagt, daß Gott, als über und außer der Welt, am siebenten Schöpfungstage ruhte; die geschaffene Welt aber ruht nicht. Und darum ist Sonntagsruhe ein Aufschwingen zu jener biblischen Gottähnlichkeit.

* *
*

Die Esche hat ihre Blüthe, bevor sie sich belaubt; aus den Seitenknospen der jüngeren Zweige sind dunkelbraune nackte Blüthenbüschel auf feinen, meist abwärts geneigten Stielen doppelgeschlechtig hervorgegangen.

Der allgemeine Ausdruck bezeichnet nur die glänzende Form, die hellfarbige

Blüthe als solche. Die Naturforschung wie die tiefere Menschenerkenntniß läßt solchen Unterschied nicht gelten.

* *
*

Die vierkantige Laubknospe ist noch festgeschlossen in schwarzer filzartiger Schuppe.

Jeder neue Jahrestrieb ist ein Baum auf dem Baum, und der ganze ergrünt nur durch die Jahrestriebe, diese und die vorjährigen müssen heuer Blüthe und Frucht treiben, bis sie im nächsten Jahre nur noch als Stamm sich vergrößern.

Die Laubknospe, die auf der Spitze des letzten Jahrestriebes sitzt, ist mit diesem zugleich ein verkleinertes Abbild des ganzen Baumes. So entspricht dem Einsatz des Jahrestriebes die Wurzel, so zeigt sich's in der Figur des Schaftes wie der Krone. Diese seitlichrunde Ausbiegung der Knospe, die sich oben wieder zusammenschließt und zuspitzt, entspricht ganz der Kuppelform der Krone.

Zwischen den beiden dunkeln Schuppen der Laubknospe hat sich eine braungrüne hellere und stärkere, vierkantige und haselnußförmige Knospe herausgedrängt und die panzerartige Winterschuppe ist auch noch gewachsen.

* *
*

Ein Frühlingsgewitter und Sonnenregen! Wie glitzern jetzt alle Zweige und die hängenden Tropfen spielen in wundersamen Farben. Welch ein Saugen muß das nun in dem Baume sein! Und eben ist der Regen noch im Aufhören, so ist der Fink wieder zuerst da und schmettert seinen Sang so frisch und übermüthig (der volle Weinschlag, wie man es im Harz und in Thüringen bezeichnet), als hätte der lustige Kamerad die Kehle frisch angefeuchtet. Und es ist in der That etwas der Art: Mensch und Vogel singen leichter und freier nach einem Regen, als bei gespannter trockner Luft. Die mit Feuchtigkeit erfüllte Atmosphäre ist nicht nur der Schallbewegung günstiger, sondern auch die Gesangsorgane sind dadurch beweglicher und freier.

* *
*

In mondverdeckter Frühlingsnacht sieht der Baum von unten gesehen aus, als wäre nur der Stamm fest und das Gezweige eine leichte stillstehende Wolke, und von oben gesehen erscheint er wie ein geschlossener Körper, wie ein Riese in seinen Mantel gehüllt.

* *
*

Auch der Baum hat seine belebteren Morgenstunden: die Wissenschaft hat ermittelt, daß das Leben der Pflanze am stärksten ist unter Einwirkung des Lichtes hauptsächlich in den Stunden, ehe sich die Sonne von Mittag an zum Untergange neigt.

* *
*

Und nochmals Schnee! Es bleibt wahr:

Sei der April noch so gut,
Er schickt dem Schäfer Schnee auf den Hut.

Alle Zweige mit Schnee bedeckt und den ganzen Tag wirbelnde Flocken, und Alles so still, und nur manchmal ein leises Klagen des Finken. Es geht ein Frösteln durch die ganze Natur, und selbst dem Menschen in der wiedergeheizten Stube will es nicht warm werden. Es ist als ob Leib und Seele mit empfinde das millionenfache Wehe der aufgegangenen Blüthen und der verscheuchten lautjubelnden Vögel. Wer sich mit dem Naturleben freut, muß auch mit ihm leiden. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und auch dafür, daß sie nicht so leicht zu Grunde gehen. Das Naturleben ist herb und scharf, denn alles Leben ist Kampf, wetterharte Ausdauer.

Nichts ist gefährlicher und verwirrender, als eine aus treulichem Mitempfinden der Naturvorgänge sich ergebende Empfindsamkeit.

Von der Stube aus gesehen ist alles Wetter viel herber, als es sich draußen dem in der Freiheit Stehenden, sich Entwickelnden und Arbeitenden dargibt.

Nichts auf der Welt hat seinen gleichmäßigen gradlinigen Fortgang; so in der Natur, so in der Geschichte. Hindernisse und Feindschaft kommen unversehens. Noch nie hat es einen Frühling und Sommer ohne Schwanken gegeben, ohne jene zeitweise Furcht, daß das aufgekeimte Leben in sich vergehe, und doch — alljährlich reift die Frucht und nährt Mensch und Thier. Die in sich gesunde Kraft ist derb und heilthätig genug, um über Alles hinweg sich zu retten. Vergehen auch Millionen Blüthen, die kaum aufgeblüht, die Entwicklung der Naturkräfte ist eine überfließende. Auch im Menschenleben wird nur wenig von dem zur That, was als Wunsch und Streben im Gemüth aufblühte. Es gilt, an die unzerstörbare Kraft zu glauben und in diesem Glauben das Ausdauernde mit Kraft zu erfüllen.

* * *

Der Baum, der zu seiner Entwicklung vieler Jahre bedarf, hat verhärtete Zellensäulen, die zu Holzkörpern geworden sind und aus lauter concentrischen Ringen bestehen. Man könnte fast sagen, sie seien die Erinnerungen des Baumes, die sich in sich nicht mehr fortbilden, aber seinen Bestand ausmachen. Wie später das Haus, so stützt jetzt schon der Holzkörper den lebenden Baum, und wie später durch Verbrennen die Stube, so wärmt er jetzt schon den Baum und leitet die Erdwärme in sich in die Höhe und beschützt die Markstrahlen.

* * *

Die Naturforschung der Gegenwart hat die Lebenskunde des Baumes genau dargelegt. Die durch Verdichtung des Holzstoffes abgestorbenen Zellensäulen, um die sich immer neue lebendige anlegen, können verwesen und sich verbröckeln, der Baum kann hohl werden, die Kernschichte kann absterben und die Kreisschichten setzen das Leben fort. Denn im Breitenwuchs des Stammes liegt die älteste Holzsäule zu

innerst — das Mark des Baumes wächst nur in seinen ersten Lebensjahren, — der jüngste Holzring liegt zu äußerst, während es beim Baste grade umgekehrt ist, die älteste Schicht liegt der Rinde zunächst, und bei diesem Doppelleben führt der Baum ein stetes lebendiges und abgestorbenes Dasein, und je älter der Baum wird, um so weniger stark werden die Holzringe, denn der Stoff muß sich immer auf größere Ausdehnung verbreiten.

* * *

Der Baum nimmt nur flüssige Speisen in sich auf, das Pflanzenleben entspricht in dieser Art überhaupt dem ersten Leben des Thieres und des Kindes.

* * *

Die Art, wie der Baum sich durch die Wurzel die Säfte einsaugt, hat die Naturforschung als eine solche nachgewiesen, daß nicht unmittelbar der Saft von der Wurzel aus nach dem ganzen Baum strömt, sondern das Aufgesaugte macht nur durch sein Andrängen, daß von Zelle zu Zelle im ganzen Baum ein zahlloses Aus- und Einschenken vor sich geht.

„Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.“

* * *

Und wieder ist der Fink nach vorübergezogener Kälte der erste Freudenbote. Und hoch über dem Baum fliegen zwei Störche und wiegen sich mit ruhig gedehntem Flügelschlag in der Luft, und drunten am Boden blüht der Schwarzdorn — nun kann es nach alter Regel keinen Frost mehr geben.

* * *

Die Laubknospe ist aufgebrochen. Sie gleicht fast ganz der erschlossenen Knospe des Nußbaumes. Noch decken seitlich die dunkeln Winterschuppen und die neugebildeten Deckblätter der Frühlingsknospe die sogenannten Afterblättchen. Die am meisten vorgeschrittenen Blätter haben ihre Fiederblättchen noch zusammengelegt, und zwischen den einzelnen noch unfertigen Blättern liegt ein moosähnliches Gebreite, das bis zum Herzen immer stärker ist, ja in dem innersten Blättchen ist nur die Blattrippe vorgebildet, alles Andre ist wollige Mooshülle. Bis in's Herz hinein ist Alles schon vorgebildet, auch der kommende Zweig, aber ich zähle nur neun, elf und zwölf Fiederblättchen; vermehrt das Blatt seine Zahl noch im Lichte, da es immer ungerade Zahl und bis zu fünfzehn Fiederblättchen hat?

Dort steht eine jüngere Esche, deren Kronenspitze kaum zu der Höhe reicht, wo der Schaft der älteren sich theilt, und die Zweige sind schon hellgrün belaubt, während an der älteren sich die Blätterknospen kaum öffnen.

* * *

Das Kind zerstört ein von fremder Hand bereitetes zusammengesetztes Spielzeug, weil der Erkenntnißtrieb es zwingt, die inneren Vorgänge zu untersuchen. Die Wissenschaft kann auch nicht anders: um dem Leben nachzugehen, tödtet sie mit der Forschung das in die Hand Genommene. Es ist aber etwas von jener überfeinerten Empfindsamkeit, wenn man in diesem Zerlegen und Ablösen einen gewissen Schmerz nicht loswerden kann. Von der Natur abgeschieden sein, macht leicht weichlich.

Die Schwalben fliegen! Erst jetzt wagt das Herz sich frei und sorglos aufzuschwingen, und die Gedanken wiegen sich in den Lüften so wohlig wie der behende Vogel dort. Jetzt ist der Frühling in Wahrheit da.

* * *

Der Flieder blüht! Der Flieder ist der verschwenderische Uebermuth des Frühlings, das volle Schmettern des Chors, es kommen nach ihm, so zu sagen, noch schöne Einzelstimmen, wie die Rose u. s. w.; aber der Hauptjubel entzückender Ueberpracht ist mit ihm vorbei. Und der Flieder ist ein naher Verwandter meiner Esche. Ja, betrachtet man den Flieder als Baum gezogen, so sieht er als Ganzes in Gliederung und Schluß des Gezweiges der Esche ähnlich.

Wer weiß, welche Verwandten er hat! Der Flieder mit seiner Traube honigzellenartiger Blüthen, der Hartriegel mit seinen tausend goldenen Blüthensternen, der Oelbaum und die Blütheneſche in den südlichen Ländern, wo sie den weißzuckrigen Saft, die Manna, ausschwitzt, das ist die reichgesegnete Sippschaft der Esche.

* * *

Im vergangenen Jahr hat sich die Esche an den untern Zweigen weit früher belaubt als an der Krone; heuer, da wir warmen April hatten und dann Regen, geht die Belaubung oben früher voran und unten noch Alles dürr, nur ist die Morgenseite etwas voraus.

* * *

Der blaue Himmel und die grüne Erde lockt die Menschen hinaus. Man kann über mancherlei Verarmung unserer Zeit klagen, aber an Naturfreude war keine je so reich. Die Häuser stellen sich in's Freie, die Vergnügungsorte siedeln sich an freie Punkte; der in die Werkstatt gebannte Handarbeiter athmet mehr und öfter als je frisch auf in der freien Natur. Dort braust der Bahnzug, er führt die Menschen an Vielem flüchtig vorüber, der Pfiff der Locomotive schneidet durch Lerchensang und Finkenschlag, aber nur eine Weile. Wie bald ist die alberne Verzagtheit verschwunden, die verzweifelte, als ob durch die Eisenbahnen alle sogenannte Gemüthlichkeit und Schönheit aus der Welt schwinde. Jede Zeit und jede Lebensgestaltung hat ihre besondere Tracht, und in jeder schlägt das Herz neu auf in uns. Weil eine gewohnte Form schwindet, schwindet damit noch nicht das Leben. Wie viel Tausenden verschönt und erfrischt die Eisenbahn tausendfältig das Dasein. Da reißt der Bahnzug die Menschen an Vielem flüchtig vorüber, aber er versetzt sie auch schnell in eine ganz

andere Atmosphäre, und von zahllosen Gruppen und Schaaren, wie sie keine andre Zeit kannte, werden Berge erstiegen und Thäler durchwandert. Der Drang nach Naturgenuß geht Hand in Hand mit dem stillen Triebe, der die Naturwissenschaft so reich und mächtig bewegt.

* * *

Wie fröhlich waren die Maienfeste in alter Zeit! Da hatte sich noch ein Rest einheitlichen Zusammenlebens mit der Natur ausgeprägt, und jener doppelte Kalender, der die Offenbarung des Geistes und die Offenbarung der Natur bezeichnet, hatte in der Naturfeier seine kindlich-frischen Formen. Unser heutiges Leben kann nichts Derartiges mehr ausprägen, und Altes zu erneuen, wäre eitel und unhaltbar. Unsere Zeit erscheint uns deßhalb so trostlos, weil in ihr alle festen Formen fehlen. Kaum wagt man es noch, im Walde sich einen grünen Zweig auf den Hut zu stecken, und dort kommt eine Schaar von einem Landausflug zurück, und beim Eingang in die Stadt nehmen sie den Zweig von den Hüten. Die Gemeinsamkeit der Freude, die die Menschen zusammenhielte, scheint allerdings immer mehr zu vergehen. Die Menschen werden sich das innerlich ersetzen.

* * *

Pfingstmaien in der Stube! Das ist doch noch ein Stück unzerstört überkommenen Lebens. Es ist der Trieb, sich das Naturleben in's Haus zu holen; und welch einen wunderbaren Duft verbreitet die abgehauene Birke, die in der Stube steht!

* * *

Wir können nicht mehr ganz zurück in die Einheit mit der Natur; ein Schritt, den die Entwicklung der Menschheit gethan hat, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Von der Zeit an, da der Geist selbständig gefaßt wurde, hat die Menschheit einen doppelten Kalender, den, der sich im ergrünenden und welkenden Blatte draußen anzeigt, und den, der in die Blätter der Geschichte verzeichnet ist.

Ist die Geschichte der Menschheit die eine Seite der Naturgeschichte, so ist es eben die freibewegte; die Natur um uns her bleibt sich gleich, sie erneut sich nur stets, auch die Menschennatur bleibt sich gleich von Geschlecht zu Geschlecht und erneut sich stets, aber in der Menschheit ist zugleich eine Entwicklung, ein Herausbilden neuer Kräfte, so daß hier zugleich auch immer eine neue Schöpfung sich aufthut.

* * *

(Anfangs Juni.) An der Esche hat der Jahrestrieb seine Vollendung erreicht, die unpaarigen gefiederten gegenständigen Blätter sind voll erwachsen, das Spitzblatt hat gleiche Größe und gleiche saftgrüne Farbe mit dem niederer stehenden, und in der Achsel hat sich bereits die Knospe gebildet für das kommende Jahr. Man sieht den Himmel nicht mehr durch den Baum.

So oft und vielfach ich auch die allmälige Belaubung beobachten wollte, plötzlich scheint sie doch über Nacht gekommen zu sein.

Ich athme den Aushauch der Blätter, und ein Menschenathem, wie wenig ist er in der Welt, wie kurz seine Dauer! Und doch, ich stehe mitten im Leben, und das zu empfinden, das mißt sich nicht nach einem Zeitmaße.

Die philisterhafte Gewöhnung glaubt, der frische Athem des Baumes wäre weniger erquickend, wenn man wisse, daß das Sauerstoff ist, was er im Lichte ausscheidet. Weil diese Bezeichnung neu ist und so zu sagen einen Apothekengeruch hat, glauben sie, wäre damit alle Poesie verschwunden.

* * *

Kein noch so hoch begabter Künstler könnte einen Baum erfinden, der sich anders aufbaute als die in der Wirklichkeit; und pfropfte er kunstreich Beschaffenheiten des einen Baumes auf den andern, er hätte damit nichts erfunden. Die menschliche Einbildungskraft ist nicht frei, indem sie Formen und Gestalten bildet; will sie schaffen, was leben kann, so ist sie an die gegebenen Lebensbedingungen gebunden. Alles, was wir aus freier Phantasie zu schöpfen glauben, ist nur Verbindung und freie Ausbildung dessen, was wir, freilich oft nur leise angedeutet, als Eindruck aus der Well um uns her empfangen haben.

Sollen die Natureindrücke in uns lebendig werden, muß der Blick unbefangen sein, man muß den Muth haben: die Dinge mit eigenen Augen zu sehen und die Besonderheit ihrer Erscheinung zu fassen. Nur die vollendete Bildung vermag jene Spiegelbilder der Naturerscheinungen wiederzugeben, wie sie uns im Homer entzücken. Wie wunderbar zeichnet Goethe den eigenthümlichen Charakter der Bäume, indem er sagt:

„Altwälder sind's! Die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last!"

So mit zutreffendem Wort die Baumgestalt vor uns hinstellen, uns hier wie überall neu sehen lehren, das ist des Dichters edelste Kraft.

* * *

Ein Hagelsturm hat einen Ast abgeknickt! Es wächst kein abgerissener Ast mehr nach, der Baum setzt immer neue Aeste und Zweige an und die Wunde von dem abgerissenen Aste heilt zu.

Wie der Zweig, in die Erde verpflanzt, hätte allein leben können, so pflanzt sich auch der Baum fort ohne ihn; er ist nicht in seiner Ganzheit geschädigt durch den Verlust eines Astes, wie andrerseits ein Organismus geschädigt wird durch den Verlust eines Gliedes.

* * *

Kein Fruchtbaum wird so hoch und mächtig als der Waldbaum, und „der Apfelbaum genießt seiner Aepfel nicht," sagt schon das Sprüchwort.

Das regt sich jetzt in allen Gliedern des Baumes. Die Wurzel saugt die Boden=

nahrung, die Blätter athmen mächtiger aus und ein, im Fruchtbaume aber fließt aller verarbeitete Stoff wesentlich der Frucht zu und der Baum selber behält wenig für sich, und noch deutlicher zeigt sich's dort am Getreide: die Aehre reift und der Halm stirbt. Meiner Esche hat nur eine kleine zungenförmige Flügelfrucht, und die noch egoistischeren Hölzer, wie Buche, Eiche und Kiefer, haben nur in einem Zeitraum von 5 bis 10 Jahren ein früchtetragendes sogenanntes Samenjahr.

* * *

Bei den nordischen Völkern, die auch in der Urzeit keine Obstbäume hatten, wurde nie ein Fruchtbaum göttlich verehrt. Es fehlt ihm die Majestät. Die Menschen beugen sich am liebsten vor denen, die ihnen nichts nachgeben, ihrer nicht bedürfen und sich stolz in sich halten.

Auch keiner unserer Nadelbäume wurde ein geweihter Baum. Das Laubholz ist an sich majestätischer und auch den Menschen näher, es pflanzt sich nicht wie das Nadelholz auf die höchsten Berggipfel, sondern auf die Hügel und in die Ebene, und es bleibt sich nicht gleich wie das Nadelholz, sondern zeigt den festen Bestand in der Wandlung, und das Windesrauschen und Säuseln in dem Laubbaume ist viel mannichfaltiger als im Nadelholze.

Der Baumcultus hört bei den nordischen Völkern mit der Baumzucht auf.

* * *

Der abgerissene Ast gibt einen guten Axtstiel, und das ist besser als seine sonst berühmte Verwendung, denn das nicht splitternde harte und zähe Holz der Esche wurde schon im Alterthum vorzugsweise zum Schaft des Speeres, im Mittelalter zu dem der Lanze, zum Bügel der Armbrust verwendet.

* * *

Mein Baum ist 98 Schuh hoch. Wir messen nach Linien, die wir nach unsern Gesichtswinkeln ziehen, Höhe und Ferne der Körper, die wir nicht berühren, nicht besteigen, so Bäume, so ganze Weltkörper, und das nach untrüglichen Gesetzen. Gleicherweise messen Menschen, mit innerer Kraft ausgerüstet, Verhältnisse aus, die ihnen fern liegen. Wie oft wird ein dichterisch Schaffender gefragt: woher kennen Sie denn Das und Das? Es gibt auch eine Meßkunst für Seelenzustände, die die Vorgänge und Beziehungen ausmißt, ohne sie zu berühren, ohne leiblich in ihnen zu stehen. Leider aber ist diese seelische Meßkunst nicht so mathematisch sicher und beweisgerüstet wie das Ausmessen des materiell vor uns Liegenden.

* * *

Jetzt im Sommer singen nur noch wenig Vögel, fast nur noch Finken und Goldhähnchen. Am Morgen und Abend sitzt auch die Schwarzamsel lange auf der Kronenspitze und singt in die Welt hinein. Sonst ist es oft ganz still. Ja, so lang es im

Leben blüht, klingt und singt es überall. — Erquickend ist jetzt der Schatten, wie ein unfaßbarer kühler Strom.

* * *

Und überall ist stilles Ansichhalten. Eiche und Buche haben ihre frischen Johannistriebe angesetzt, es war, als sollte nochmals Frühling werden; aber das Naturleben ist erfüllt und das Erfüllte wandelt sich nur noch.

* * *

Könnte man nicht die Menschen in zwei Gruppen eintheilen, in solche, die unter einem Baume liegen können, nichts wollend, als die Natur oder vielmehr, wie der Dichter sagt, Natur in sich, sich in Natur empfinden — und dann die anderen, die aus Ueberbildung oder Unbildung das nicht können?

* * *

(Mitte Juli.) Ein Gewittersturm! Das war ein leises Wiegen der Blätter, ein Rauschen und Flüstern, daß die hellfarbige Rückseite der Blätter sich immer aufdeckte. Dunkel schob sich die Wolke heran, es ward fast finster, und nun kam der Wind und schüttete den Regen herab, daß es nicht mehr tropfte, sondern goß. Der Wind raufte dem Baum die Krone, beugte sie und riß die Zweige auseinander, so daß sich breite Luken bildeten, durch die man hinaussah, und das Rauschen des Baumes wetteiferte mit dem Rauschen des Windes. Ist es dem Menschengemüthe möglich, in einem solchen gewaltigen Sturme der Natur an etwas Anderes zu denken? Dunkel ist es an meinem Tisch, und jetzt fliegt ein Blatt ab vom Baum und gerade hieher und liegt schwer durchnäßt auf meinem Fenstersims. Es ist mir als hätte mein Denken den Baum gezwungen, daß er mir auch einmal ein Zeichen, eine Antwort gebe. Das Gewitter mußte ihn schütteln, ehe er ein Zeichen gab. Es geht auch bei vielen Menschen so, daß sie sich nicht kundgeben, bis der Sturm sie heimsucht und sie fast zerbrechen will.

Ich halte jetzt im hellen Sonnenschein das mir zugewehte Blatt, es ist neunblättrig und die beiden links stehenden Blätter sind etwas zerrissen.

Unbewegt steht jetzt der Baum, wie stillverschnaufend, der Sturm muß ihn in allen Gelenken gereckt, aber auch durch und durch gesättigt und gekräftigt haben.

* * *

Der Gewittersturm hat in der Nachbarschaft Bäume geknickt und andere entwurzelt. Wenn so ein Baum danieder und seine Wurzel zu Tage liegt, da erscheint es nicht sowohl als Räthsel, wie er niedergeworfen und entwurzelt, sondern vielmehr, wie er so lange bestehen und wachsen konnte. Es ist ja nur eine mäßig dünne Erdschicht, in der er sich hielt.

Es geht auch bei manchen hochragenden sogenannten Helden der That und des

Geistes so; wenn sie gefallen sind, faßt man kaum mehr die Möglichkeit ihres vormaligen Bestandes.

* * *

Die Alten sagten: Kein Tag ohne Zeile des Studiums! und die neue Zeit setzt hinzu: Ein Tag, an dem du nichts vom Naturleben betrachtet, nichts davon sinnend und forschend in die Seele genommen, das ist ein verlorener Lebenstag!

* * *

(Mitte August.) Am Morgen haftet oft Stunden lang der weiße Schmetterling an den Blättern des Baumes. Der Baum ist bis um neun Uhr in Schatten gesetzt von unserem Hause; Alles ist so hell und ruhig, daß man den Schatten des Kaminrauches spielen sieht am Baume, der Schmetterling sitzt ruhig in der Sonne, das Flattern der Flügel scheint jetzt zu Ende, er kommt zur Ruhe und zur Verwandlung.

* * *

Manchmal, namentlich am Morgen, kommt ein einzelnes Blatt in eine rasche Bewegung hin und her, wie der Finger eines Claviervirtuosen, und ringsum sind die Blätter in voller Ruhe; jedes einzelne Blatt muß gerade in einem solchen Zusammenströmen der Luft stehen, daß es ganz für sich allein eine ungewöhnliche Bewegung hat.

* * *

Der Baum steht jetzt oft Tagelang unbewegt, und wenn sich die Blätter in den Morgenstunden regen, ist es meist an den untern Zweigen, die Krone ist still. Das Blätterrauschen hat einen heudürren Ton.

* * *

Am frühen Morgen und am Abend fliegen die jungen Schwalben hastig um den Baum und zwitschern laut; es muß jetzt auch gutes Futter da um den Baum herum sein, denn die Schwalbe erscheint oft wie der Spaziergänger der Luft, aber Spazierengehen ist nur ein Vorzug des Menschen, das Thier hat ein Ziel, will Nahrung.

* * *

(Vollmondnacht im August.) Die ganze Erde scheint jetzt ewig wach, ein sanfter, wohliger Dämmer liegt auf Allem, und so möchte auch das Menschenherz in namenloser Sehnsucht in sich aufnehmen das ganze Leben des Alls, das Vergessen im Schlafe von sich abwehren, und in tiefster Seele spricht's: Du bist, du lebst und die Welt um dich her und in dir. Kein Laut regt sich und nur manchmal ist's wie leises Geflüster über dem Baum und aus ihm, als schauerte er in sich selig in voller Daseinslust.

* * *

(Ende August.) Der erste Morgennebel! Er steht fest, der Sommer geht zu Ende.

Der Nebel ist vorüber und jetzt regnet es. Das Grün der Blätter geht schon in's Gelbliche über, der Ahorn hinter der Esche hat bereits welke Blätter. Und nun der Wind! Wie lange hat so ein Blatt sich zu wehren, bis es stirbt!

* * *

Der Herbst kommt mit Macht. Das erfüllte Leben geht abwärts; wo die Erneuerung aufhört, beginnt der Verfall. Die Blätter sind dunkler geworden und jetzt fangen sie allmälig an zu vergilben. Die Wasserverdunstung, die Hauptarbeit der Blätter, ist vorüber, sie sterben ein erfülltes Leben, und die Knospe in der Achsel des Blattes ist vollendet, sie hilft mit die Blätter abstoßen. Die Erle dort läßt das Laub grün fallen, das der Esche vergilbt; schon fallen einzelne Blätter ab, und der Vogel mausert sich. Der Vogel, der wie der Baum ein so vielbelebtes Sommerdasein empfunden, muß auch die Wandlung um so entschiedener mit durchmachen.

* * *

Wie oft, wenn der Herbst gekommen, liegt in dem Gefühl der Wehmuth, das er nothwendig mit sich führt, noch eine andere schwere Empfindung! Es ist dir wie beim Scheiden von liebsten Genossen; dir ist, als wärest du ihnen nicht genug gewesen, und als hättest du dich ihrer nicht so vollauf erquickt, wie du solltest und konntest, und jetzt im Scheiden thut sich neu auf, was ihr mit einander innerlich wart und doch nicht ganz dargeben konntet. Wie hattest du im Frühling gehofft, geglaubt, dir vorgesetzt: in vollen Zügen das Sommerleben in dich aufzunehmen — und du hast viel versäumt, viel fahrlässig verschoben, und jetzt ist's zu spät. Es wird im Herbst deines Lebens nicht minder so sein. Laß ab von Reue, die dich mit den fallenden Blättern überkommen will, wache und wirke im neuen Tag. Siehe, so wenig das fallende Blatt zurückkehrt zu seinem Stamm, so wenig kehrt ein vergangener Tag dir wieder; aber es kommen neue Blätter, neue Tage, so lang dir das Leben beschieden.

* * *

Wohl dem Menschen, dem das Stubenleben noch ein Stück Jägernatur gelassen. Draußen, dem regenpeitschenden Winde entgegen, das stählt. Und brausend stürmt der Wind durch den Baum und entführt ihm einen Theil seines Blätterschmuckes. Der Sturm, der jetzt die Blätter zaust und pflückt, sprengt auch die harrende Knospe wieder, wenn es Zeit ist.

* * *

Frühling und Herbst, Aufgang und Niedergang sind der Betrachtung zugänglicher als der Sommer und die Mittagshöhe des Seins, weil ihre Wandelungen mehr in's äußerlich Faßbare dringen.

* * *

(Anfangs October.) Am Morgen nach einem Nebel, der noch halb steht, ist vor dem Baum der Schattenwurf desselben thaunaß bezogen, und zwischen den Bäumen ist es trocken. Es ist der nächtige Schattenwurf, der sich so abzirkt, im Monde gebildet, der erst in der Nachmitternacht aufstieg.

* * *

(Ende October.) Seit Jahren beobachte ich die Entlaubung des Baumes, sie ist stets verschieden. Sind die Stürme früher und häufiger, so ist die Krone entlaubt, während noch an den niederen Aesten fast alles Laub hängt. Die Hauptentblätterung aber geht meist in der Ruhe vor, und zwar wie das Aufleben im Frühling, so jetzt das Ableben im Herbst, des Morgens. Der Thau ist halb aufgesogen, der Nebel schwindet, und nun ist leises, fast senkrechtes Blättertropfen von dem Baume und dann hört es plötzlich wieder auf; es bleibt räthselhaft, warum das eine Blatt fiel und das neben ihm nicht auch.

Die Sonnenentblätterung entlaubt den Baum nicht auf Einmal so kahl wie die Sturmentblätterung.

Der Sonnenstrahl, der sonst Leben erweckte, weckt jetzt zum Tode; der Strahl treibt, und weil kein Wachsthum mehr da ist, so wird die Entwickelung zum Tode.

Die Entblätterung geht viel schneller als die Belaubung. Es scheint dies aber wol nur, weil die Entblätterung sichtbar, weil der Tod eine einzelne Thatsache, an einen Moment gebunden ist; das Ableben des Baumes dauert wol eben so lang als das Aufleben desselben.

* * *

Nebel und trüb, kein rechter Tag. Wer hat nicht auch oft Zeiten gehabt, wo Alles in ihm stumpf, leer und öde war, wo er es für ein Märchen hielt, daß er einst lebensvoll war und wieder werden kann. Sieh' den Baum, er ist jetzt öde, und er gewinnt, wenn die Zeit kommt, wieder volles Leben. Verlange auch nicht von deiner Seele allzeit helle Belaubung, glaube nur, daß die Frische immer wiederkehrt, solang der Stamm gesund ist.

* * *

Und es ist Winter geworden. Laß dir von der gefrorenen Scheibe andeuten: der Ausblick in's Freie bietet nur noch ein stilles Sein. Schau zurück in dich und in die Erdgenossen vor dir.

* * *

Das war in alten Zeiten bei den altnordischen Völkern, da war Ygdrasil der Weltbaum, der die drei Welten: Himmel, Erde und Hölle, verbindet — eine Esche. Und von diesem Weltbaum und seinen Wurzeln gingen die drei Quellen des Lebens aus, ähnlich wie in der Bibel aus Eden, wo der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß stand (1. Buch Mos. 2, 10.), die vier Hauptwasser ausgingen.

* * *

Während nach der Bibel der Mensch aus Erde geschaffen, wurde nach der altnordischen Ueberlieferung aus der Esche (ask) der erste Mann und aus der Erle (embla) das erste Weib geschaffen. Auch das griechische Alterthum bezeichnet oft die Wandlung des Menschen aus Bäumen und zu Bäumen. Die Entstehung des Menschen aus dem Baume mag auch in dem biblischen Verbote angedeutet sein, da es heißt: „Sprich nicht zum Holze (zum Baume): du bist mein Vater!“

Die Gesichte, die in der Morgendämmerung der Menschheit das geistige und leibliche Auge erblickte, sind eben so deutungs- als räthselvoll.

* * *

Und weiter hinauf kann das Verhalten des Menschen zum Baume als Maßstab der Bildung angesehen werden. In der Feldinstruction, die 5. Buch Mos. 20 gegeben wird und die die ganze Härte eines Eroberungs- und Befreiungskrieges ausspricht, werden doch die Bäume so zu sagen unter völkerrechtlichen Schutz gestellt. Der dunkel erscheinende Vers 19 heißt: „Ist denn der Baum auf dem Felde ein Mensch, daß er vor dir in Belagerung komme?“

Die bürgerliche Gesetzgebung hat den Baumfrevel mit besonders harten Strafen belegt, denn es ist ein gemeiner Muthwille, das stille in sich gehaltene Wachsthum mit verderbender Hand zu schädigen. Die neue Zeit hat die Wälderverwüstung als Versündigung am gesunden Bestand unsrer Atmosphäre gebrandmarkt; der Wald ist der Hüter der Wasserquellen, und die Bäume sind wiederum Bäume des Lebens.

* * *

Die Forstgesetze, so beengend für das freie persönliche Gebahren sie auch manchmal erscheinen mögen, haben doch einen natürlichen und nothwendigen Bestand. Du darfst den Baum nicht umhauen, weil du sagst: er ist ja mein; er gehört vielmehr unserem gemeinsamen Lande, in dem wir und Andere leben. In der Forstgesetzgebung prägt sich deutlich aus, daß nur der Gesammtwille, das Gesetz, regieren darf und nicht das einzelne Belieben. Du hast dein Eigenthum draußen stehen, es ist dein, aber die Wohlfahrt Aller hat daran Theil.

* * *

Es war in der Neujahrsnacht, die Glocke schlug Zwölf, und bald begannen alle Glocken zu läuten. Ich schaute hinaus zum Fenster, und der Klang, der die weite Luft erfüllte, durchdrang die Seele. Wie viel Tausende hören den Klang mit dir, wie viele Tausend stehen erregt, hochbewegt, jetzt, da die Welle eines neuen Jahres heranrollt! Ich höre Menschenstimmen, die einander Glückwünsche zurufen. In solchem Augenblick ist kein Mensch dem andern ein Fremder, er ist ihm nah, er athmet mit ihm, er ist sein Lebensgenosse. Könnte es nur sein, daß dieses Hinwegsetzen über alle Schranken, daß diese Einheit des Daseins allen Menschen mehr aufginge, daß sie öfter hinhorchten auf den Ton, der ein Vorrücken am Zeiger der Welt bezeichnet und das Leben erfassen heißt.

Der Mond steht hell am Himmel, der Baum ruhig wie im Traumesduft.

Der Baum ist ein Bild des Lebens der Menschheit; jeder Jahrestrieb wird wieder ein Baum für sich, aber er wächst nicht aus sich allein, er steht nicht unmittelbar auf der Erde, er steht auf dem Baum, ist ein Glied des großen Einen. So auch steht der geschichtliche Mensch nicht mehr unmittelbar auf dem Boden des Urlebens, er ist Baum auf dem Baum.

Wiederholt sich aber auch das Alte, von ewig Vorgebildete; das Neue erhöht das Dasein.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! sagt das Sprüchwort, und in solchem Worte ist nicht nur eine Erfahrungsweisheit, sondern ebenso auch feste Naturanschauung eingeschlossen. Die Naturforschung ist noch heute uneinig darüber, ob der Baum einen innern oder äußern Tod sterbe, d. h. ob sein Tod eine innere Bedingung habe, oder ob nur äußere Zufälle ihn herbeiführen. Diejenigen, die das Erstere behaupten, lassen den Tod des Baumes dadurch entstehen, daß seine Größe ihn unfähig mache, der Spitze den entsprechenden Nahrungssaft zuzuführen. Immerhin aber ist wie das Leben so auch der Tod des Baumes noch ein Räthsel.

In der Menschheit setzt sich Leben auf Leben ewig fort; ein Jahr, ein einzelnes Menschenleben ist eine kleine Zelle, und doch gehört es zum Leben des Ganzen und hängt dessen Bestehen davon ab.

Es wird sich dein Auge schließen und die Erde wird fortgrünen und die Menschen werden fortarbeiten, und horch! der Glockenton ist verhallt, das neue Jahr ist im Stillen da.

Wer nur sein Leben vollführen könnte, so sicher, so treu, so fest und ohne Wanken wie die Natur um uns her . . . .

Wie der einzelne Jahrestrieb das Abbild des ganzen Baumes, so sollte jeder Mensch in sich das Leben der Menschheit darstellen und ausbilden.

Und wieder hören wir auf den Ruf des Dichters:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren;
„Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!"

Der erste Schulgang.

(Aus den Denkwürdigkeiten eines deutschen Familienvaters.)



Es gilt im Staate nicht mehr, daß die Beamten allein wissen und zu bestimmen haben, wie die öffentlichen Angelegenheiten geordnet werden müssen; ebenso sollte es auch in der Schule sein. Die Eltern sollten weit mehr als bisher ihre Erfahrungen und Wünsche zur Geltung bringen.

Nur dann kann die so nothwendige Zusammenwirkung von Schule und Haus zur Wahrheit werden.

Ich will einen Anfang machen, und zwar indem ich ganz von vorn anfange.

Auf den Rath unseres Freundes, des Gymnasial=Directors Gräser hier, hatte ich meinen ältesten Sohn Richard noch nicht in die Schule gegeben, trotzdem er bereits vor Ostern das sechste Jahr zurückgelegt hatte. Ich ließ das Füllen noch den Sommer über sich die Knochen im Freien auslaufen, und ehrlich gestanden, ich hätte den Schulbesuch gern noch weiter hinausgeschoben; denn von dem Tage an, wo der Junge in die Schule geht, gehört er nicht mehr uns allein an. Meine Frau aber klagte stets, daß sie den Knaben nicht mehr zu beschäftigen wisse. So brachte ich ihn denn im Herbste nach der Schule. Ich meine, man sollte ein Kind immer nur im Herbste der Schule übergeben; da macht die Natur ihr großes Haus zu, und da wird es dem Kinde nicht gar zu bang in der engen Schulstube.

Seit vielen Tagen träumte und sprach der kleine Richard von nichts Anderm, als daß er nun auch in die Schule gehen dürfe. Es erschien ihm als höchster Fest=genuß und höchste Ehre zugleich.

Wir Erwachsenen mögen uns noch so getreu in die Seele eines Kindes hinein=versetzen, wir verstehen sie doch nie ganz. Wir müssen uns Alles klar denken und

vorstellen, und das eben ist die Haupteigenschaft des Kindes, daß es sich die Sachen nicht klar denkt, sondern in's Blaue hinein sich freut und betrübt. Mir ist nichts mehr zuwider, als wenn Eltern den Kindern Alles vor der Zeit klar machen wollen. Laßt sie selber versuchen, sich die Nüsse aufzuknacken! Das thut viel besser.

Die Schule, in die ich Richard gab, war eine Privatanstalt. Zum ausgeschriebenen Tage ging ich mit Richard nach dem Zimmer des Directors. Viele Männer und Frauen mit ihren Kindern waren hier bereits versammelt. Es herrschte ein eigenthümlicher Zug von Gemeinsamkeit, und doch fand das keinen Ausdruck: Jeder stand oder saß mit seinem Kinde allein, und es gab nur ein heimliches Flüstern. Endlich kam der Director, wir begrüßten ihn Alle.

Wenn unsere Maler nicht immer alte Trachten und längst bekannte Vorgänge liebten, solch ein Bild, wie die Eltern der neuen Zeit ihre Kinder im Tempel des Wissens vorstellen, wäre gewiß eine anmuthende Aufgabe.

Ein Kind nach dem andern wurde nun zu dem Director gebracht, der ihm Name, Geburtstag und Confession abfragte und diese Angaben in ein großes Buch eintrug.

So ist nun das Kind wissentlich gebucht.

Es zeigt sich, daß sehr viele Eltern — zumal in der Stadt — ihre Kinder gern vor dem Eintritt des schulpflichtigen Alters der Schule übergeben.

Die Kinder und die Eltern blieben einander fremd, Jedes ging für sich davon.

Richard war es von der Procedur heiß geworden; er verlangte von dem Brunnen im Hofe zu trinken. Er trank zum Erstenmal aus dem Becher, der da an einer Kette herabhängt. Mir erschien das wie eine von selbst sich ergebende sinnbildliche Handlung.

Diese erste Darstellung war offenbar ohne Eindruck auf das Kind vorübergegangen — sie war leer, wie sie vielleicht nicht anders sein kann.

Von diesem Tage an trug nun Richard den ganzen Tag seine Schiefertafel und seine Fibel mit sich herum, und ich mußte ihm auch ein Ränzchen kaufen; denn er wollte ein vollkommener Schuljunge sein.

Am Tage des Schulanfangs war er schon in aller Frühe wach, und lange bevor es Zeit war, wollte er, daß ich mit ihm nach der Schule gehe. Endlich war es Zeit. „Großmutter! Nun geht's auf die Wanderschaft," rief Richard meiner Mutter zu, die damals noch rüstig bei uns lebte. Sie nickte und half ihm sein Ränzchen auf den Rücken nehmen und sagte noch in ihrer stillen und sinnigen Weise, mit der sie Alles zu heiligen verstand: „Mein Kind, von nun an hört das Lastentragen nicht mehr auf. Ich wünsche nur, daß du durch dein ganzes Leben alle Lasten so freudig auf dich nehmen und so leicht tragen mögest, wie diese."

Meine Frau begleitete uns bis vor das Haus und sah uns noch lange nach. Sie sprach kein Wort; sie fuhr dem Richard nur einmal mit der Hand über das Gesicht, aber wie um das schnell zu verbergen, zupfte sie ihm die Halskrause zurecht.

Ich darf sagen, daß ich nicht zu den Weichherzigen gehöre. Das Leben hat mich hart geschult. Aber es war mir doch seltsam zu Muthe, als ich nun so mein

Kind an der Hand führte. Diese Hand ist so warm und weich, dieses Wesen so lenksam, wenn es auch starken Eigenwillen hat; nun gebe ich diese Hand und dieses mein eignes Leben in fremde Hände. Das Kind ist fortan nicht mehr mein eigen allein.

Der Knabe mochte spüren, was ich dachte; denn er drückte mir mehrmals die Hand, aber ich ließ mir nichts merken.

„Hat dich dein Vater auch zum Erstenmal in die Schule geführt?“ fragte er. Ich konnte das leider nicht bejahen. So wohl bedacht auch mein Vater war, daß wir Alles lernen und recht fleißig sein sollten; er kam doch nicht dazu, sich näher um uns zu kümmern. Er ließ sich, wie so viele Väter, eines der schönsten Feste — denn so möchte ich es nennen —, eines der rührendsten Lebensbegegnisse entgehen.

Der Schuldirector sagte mir auch heute, daß nur wenig Väter ihre Kinder selbst zur Schule bringen; meist wird es einem Nachbarkinde übergeben, oder die Mutter bringt es und macht dem armen Kinde noch das Herz weich mit Besorgnissen und Klagen, oder sie will es recht gut machen und sagt dem Kinde: „Nun geht's strenger her; nun wirst du gebändigt und gezüchtigt, wie ich's nicht mehr konnte.“

Abgesehen davon, welche tiefe Erinnerung man damit in die Kindesseele pflanzt, sollte es doch jedem Vater als eine Nothwendigkeit erscheinen, gleichsam durch eine feierliche Handlung sein Kind aus der väterlichen Gewalt zu entlassen und es nun in die gemeinsame von Lehrern und Eltern zu überliefern.

Wir kamen an dem Garten vorüber, wo die Trauerweide ihre Zweige über die Mauer hängt. „Der Baum regnet Blätter,“ hatte Richard einmal gesagt, als er den Baum zum Erstenmal genau beobachtete. Der Pfau stand auf der Mauer; es war derselbe Vogel, bei dem Richard, als er ihn zum Erstenmale mit dem zusammengelegten schwanken Schweife gehen sah, ausgerufen hatte: „Fischvogel!“ So als Fisch und Vogel zugleich war ihm der Pfau erschienen.

Ich bin sonst kein Freund davon, die ausgefallenen Kinderzähne aufzubewahren oder, was eben so viel ist, die eigenthümlichen Aussprüche der Kinder wieder und wieder zu erzählen. Jetzt aber mußte ich doch daran denken; denn jetzt ist's vorbei mit den ganz eigenthümlichen Anschauungen, jetzt wird dem Kinde fremdes Wissen eingepfropft, fremde Anschauung gegeben. Man bekommt, wenn man so sagen kann, durch den Unterricht Brillen aufgesetzt; man sieht damit freilich schärfer und sieht Dinge, die man sonst gar nicht beachtet, aber das freie Auge, wie es die Natur gegeben, sieht nicht mehr allein. Eine Weile wird deine ganze Seele mit Ueberkommenem zugedeckt, und du weißt nicht mehr, was du aus dir selbst denkst und siehst; es wird dir gewissermaßen deine angeborne Natur verschüttet, und wenn du ein Mensch für dich werden sollst, mußt du wieder durchbrechen.

Die ganze Aufgabe des Lebens ist, daß man jenseits des Unterrichts, ausgestattet mit den Kenntnissen, die die Vorwelt uns errungen, wiederum aus seiner eigenen Natur heraus selbst sehe, selbst denke, selbst empfinde, und keine herkömmliche, überlieferte und eingelernte Anschauung für die eigene halte. Nur wer

das erringt, daß er wieder zu sich selbst kommt, sich selbst gewinnt, der allein ist ein freier Mensch.

Es begegneten uns viele Kinder, die ebenfalls zur Schule gingen. Sie sahen den Neuling verwundert an, und dieser machte große Augen, indem er sie betrachtete.

Der Director empfing uns freundlich, reichte dem Knaben die Hand und zeigte ihm die Stelle, wo er seinen Schulranzen bei den übrigen aufhängen sollte. Er erklärte dabei — gewiß in wohlwollender Weise — daß Richard sich noch nicht mit einem Ranzen zu schleppen brauche; das sei noch nicht nöthig. Dem Jungen that das offenbar weh; er wurde damit gewissermaßen degradirt; er war noch kein echter und vollkommener Schuljunge.

„Dort spielen die Kinder im Garten! Lauf', spiele mit ihnen!" sagte der Director und rief einem Trupp Knaben zu, der sich lärmend tummelte: „Da kommt ein Neuer; laßt den auch mitspielen!"

Richard sprang unter den Trupp hinein, blieb aber plötzlich stehen, preßte den Finger an den Mund, als müßte er ein Weinen und Schreien zurückhalten, und schaute nach uns um. Nun rief der Director statt den ganzen Trupp einen Einzelnen an und befahl ihm, den Neuling an der Hand zu nehmen. Das war besser. Richard rannte bald mit den Jungen hin und her und dachte wol bald an nichts mehr, weder an mich, noch an den Lehrer, noch an seinen Schulranzen.

Ich schilderte indeß dem Director die Eigenthümlichkeiten des Kindes. Ich sprach recht viel von seinen Fehlern, um nicht parteiisch zu erscheinen; aber ich glaube, ich war doch nicht unparteiisch. Welcher Vater ist es, zumal in solcher Stunde?

Der Mann hörte mir aufmerksam zu und sagte, er hoffe Charaktereigenschaften und Fähigkeiten des Knaben bald selbst kennen zu lernen. Die erste Zeit sei weniger zum Lernen als zur Beobachtung da, und um den Knaben an Ordnung und Gemeinsamkeit zu gewöhnen. Es sei nur zu wünschen, daß ich öfter zu dem Knaben käme und nach ihm schaue, überhaupt eine beständige Beziehung zwischen Schule und Haus erhalten werde, um die edeln Eigenschaften des Kindes zu stärken und die Mängel auszugleichen.

Der Mann sprach verständig, allerdings auch etwas handwerksmäßig; denn das läßt sich einmal nicht ändern: ein Beruf, in dem man beständig steht, eine Sache, die man hundert und aber hundert Mal wiederholen muß, bekommt etwas von der Litanei.

Alle Knaben, die an dem Director vorübergingen, grüßten und gaben ihm die Hand; die Frau Directorin war aber auch gekommen, auch sie wurde freundlich begrüßt. Widerwärtig aber war mir's, daß der Herr Director und Frau sich von den Kindern Onkel und Tante nennen ließen. Das ist eine gemachte und darum unschöne Gemüthlichkeit. Es ist nicht gut, irgend ein Verhältniß mit einem erborgten Namen zu benennen. Der Lehrer ist Lehrer und nicht Onkel; das Kind muß ihn als Lehrer achten und lieben lernen, es bedarf dazu keiner Onkelsmaske.

Ich konnte mich nicht enthalten, diese meine Ansicht auszusprechen. Die Mienen des Directors verfinsterten sich; denn so sind die Menschen! Sie wollen, daß man

gemeinsam wirke; das ist aber nicht möglich, wenn man nicht auf einander wirkt, wenn man sich nicht gegenseitig Irrthümer berichtigt.

Der Director gab mir kurzen Bescheid, daß diese Sache sich einmal so eingewöhnt und zweckmäßig erwiesen habe.

Ich verfolgte meine Einsprache nun nicht weiter; aber da stand ich sofort an einem jener schweren Punkte, die man nur mühsam überwinden lernt. Man möchte gern seinem Kinde den Lebensweg einfach und gerade machen; man möchte Unnöthiges, Störendes, Verwirrendes abhalten; aber bald muß man sich sagen: Du mußt es nun auch gehen lassen, wie einmal der Lauf der Dinge ist. Das Kind wird an manchen Haken und Irrthümern sich verfangen und sie am Ende auch von selbst überwinden lernen müssen.

Wir gingen in die Schulstube, wo Richard bereits auf der Bank saß. Ich glaubte, der Director würde irgend eine Ansprache, kurz, mit wenig Worten, an die bereits vorhandenen Schüler richten und ihnen den Neuling so einordnen. Eine ganz kurze feierliche Handlung, so einfach als nur denkbar, etwa das Schließen einer Kette mit Gesang, wäre gewiß hier angemessen. Ich dachte schon darauf, dann auch ein Wort an die Kinder zu richten; es kam aber nichts Derartiges vor. Ich sagte nun zu den Kindern: „Haltet brav zusammen! Seid fleißig und gehorsam, und du, Richard, sei tapfer!“

Ich fürchtete, wie gesagt, das Kind zu erweichen und gab ihm nicht noch einmal die Hand. Ich ging davon; aber auf dem Wege mußte ich oftmals umschauen, es war mir immer, als ob ich den Knaben weinend und schreiend mir nachrennen hörte. Es war aber nichts; es waren nur meine eigenen Gedanken, die sich mir so in Bilder und Töne verwandelten.

Es ist gut, daß dem Kinde die Vorstellungen nicht klar sind, und daß es sich nicht deutlich machen kann, was in dem kleinen Herzen vorgeht.

Der Knabe hatte gewiß ein tiefes Heimweh, als ich ihn verlassen hatte; aber das ist das Glück der Jugendzeit, daß man sich da bald an neuen Gegenständen zerstreut und sein selbst vergißt.

Ich ging noch lange tiefbewegten Herzens auf unserm Stadtwall umher; es war mir fast wie damals, als ich zum Erstenmal, nachdem mir mein Sohn geboren war, unter den freien Himmel und unter die Menschen kam. Ich selbst war ein anderer Mensch geworden, und ich meinte, die ganze Welt müsse mir's an den Augen absehen.

Von heute an war mein Kind nicht mehr mein eigen allein; fremde Menschen, Lehrer und Kameraden wirken auf dasselbe ein. Das muß so sein, und es ist gut, daß es so sein muß. Jeder Mensch ist nicht blos das Produkt einer einzigen Familie; die ganze Welt, alle Stände, wobei die Dienstboten eine Hauptrolle spielen, wirken auf die Entwickelung jeder Seele ein. Wir können und sollen eine Menschenseele nicht allein in der Hand haben und sie nach unserm besondern Sinne modeln. Das Menschenkind gehört der Menschheit, es gehört der ganzen Welt an!

Ich glaube, daß meine Arbeit an diesem Morgen nicht viel nütze war. Meine Frau hätte gern am Mittag den Richard aus der Schule abgeholt. Aber ich sagte ihr, es ist besser, wenn man ihn allein gehen läßt und ihm den ersten Tag seiner Selbständigkeit nicht durchkreuzt; daß wir uns überhaupt gefaßt halten, ihn möglichst seinen Weg allein gehen zu lassen. Kommt er dann auch einmal mit einer Beule nach Haus, weil er sich mit einem Schulkameraden gerauft hat, — das schadet nichts; es macht ihn fest und sicher und gewöhnt ihn an Selbstführung und Selbstvertheidigung.

Am Mittag kam Richard wie aus der Fremde nach Haus. Er hätte es gerne gesehen, wenn man ihn mit irgend einer Ausrede von der Nachmittagsschule zurückgehalten hätte. Aber Niemand von uns sagte ein Wort, und mit dem Glockenschlag ging er seinen ersten pflichtmäßigen Gang.

Ich hoffe, er bleibt für alle Zeit auf dem Wege der Pflicht.

Böse Saatfrucht.

Eine Geschichte von unterwegs.



Ja, ich möchte nur wissen, woran Sie mir's ansehen, daß ich schon Mancherlei erlebt haben muß.

Das läßt sich nicht so sagen, aber man sieht's am Gesichte, und wie ich Euch vorhin, als es bergan ging, mit dem alten Manne, der drin im Wagen sitzt, reden hörte und von Anderen erzählen, da merkte ich's: solche Dinge sieht und denkt nur ein Mensch, der selber Etwas erlebt hat; denn wer selber Etwas durchgemacht hat, kriegt erst Augen und Verstand, und sieht und merkt, was auch mit Anderen und in ihnen vorgeht.

Ja, das ist wahr, das ist richtig, ich hab' auch einmal Etwas erlebt, und wenn ich daran denke, da ist mir's, wie wenn ich die Zeit vorher doch halb geschlafen hätte und erst von da an aufgewacht wäre, und hab' doch auch vorher Manches durchgemacht und meine fünf Sinne bei einander gehabt; aber es ist mir doch von da an Alles viel deutlicher geworden, was ich früher erlebt habe und was ich jetzt erlebe.

Was ist denn das, was Euch so gepackt hat? darf man's wissen?

Warum nicht? Es ist kein Geheimniß. Sehen Sie, der Wagen und die Pferde sind mein eigen, und ich habe auch noch Aecker. Ich fahre mit dem Stellwagen oder Omnibus, wie sie jetzt sagen, dreimal in der Woche nach der Eisenbahn. Ich wohne aber nicht in der Amtsstadt, ich wohne eine Stunde davon, wir kommen an dem Dorf vorbei; meine Frau geht nicht gern vom Dorf weg und es ist auch besser so. Wie ich heim gekommen bin und mich gesetzt habe, da bin ich drei Jahre lang ein

Kuhbäuerlein gewesen, wie Andere meines Schlags, und daneben habe ich auch als Holzknecht im Walde gearbeitet. Ich verstehe das Feldgeschäft und das Waldgeschäft von Jugend auf; aber ich war doch vordem Postillon, und da hat meine Frau gesagt — sie ist gescheit — „Paul," hat sie gesagt, „du verdienst mit der Peitsche in der Hand mehr als mit Axt und Dreschflegel." Sehen Sie, das will von einer Frau viel heißen, wenn sie ihrem Manne ein Geschäft anweist, das ihn viel von daheim fortführt; aber sie weiß, ich bin doch mit allen Gedanken daheim. Und so hab' ich mir das Fuhrwerk gekauft und bin jetzt wieder Fuhrmann, und es ist mir viel wohler dabei, das ist doch mein eigentliches Geschäft.

Ja, wenn ich so zurückdenke, ich hab' viel erlebt, wenn ich auch mein Leben lang nicht außer Lands gekommen bin, nicht einmal über die badische Grenze hinüber. Von meiner Kinderzeit weiß ich nicht viel. Ja, doch Eins. Mein Bruder Peter und ich — wir sind nämlich Zwillinge, sind an Peter=Paul geboren, und mein Vater hat uns darum die Namen gegeben — wir Zwei, wir sind die besten Vogelfänger gewesen. Ein Bruder meiner Mutter — ich hab' meine Mutter nicht gekannt, sie ist bald nach unserer Geburt gestorben — der Ohm Mukle — er hat mit seinem Taufnamen Nepomuk geheißen, wir sagen aber nur Mukle — der Mukle war ein Vogelhändler, und ein andrer Bruder von der Mutter hat in der Schweiz gewohnt und der hat dem Mukle die Vögel abgekauft. Der Schweizer wandert aus nach Amerika und schreibt dem Mukle, er soll auch mit, er soll aber noch so viel Vögel als er nur kriegen kann, mitnehmen; in Amerika werden die Vögel mit Gold aufgewogen, besonders was Nachtigallen und Kreuzschnäbel sind. Nun hat der Mukle ein Töchterle gehabt, ein bildsauberes Kind, in Einem Alter mit uns. Ich hab' sie über Alles gern gehabt; und das Kind hat der Mukle dazu angehalten, Ameiseneier zu suchen zum Futter für die Vögel, und da hat der Mukle Vogelfutter gehabt und auch Weihrauch aus den Ameiseneiern gezogen. Und wenn ihm einmal die Ameiseneier gemangelt haben, da hat er's verstanden, die Käferfresser auch an Körnerfutter zu gewöhnen. Er war so eine Art Hexenmeister und hat Alles verstanden, aber er ist doch in seinem Leben zu Nichts gekommen.

Und das Mareile, sein Kind — seine anderen sind da und dort in Diensten gewesen — das Mareile war das Jüngste und war gar ein liebes Kind, und wie's jetzt an's Auswandern geht, da kann sie's kaum erschleppen, so viel Ameiseneier und Würmer hat sie zusammengetragen. Da wird das Kind plötzlich krank und liegt im Bett und kann keinen Vogelsang hören und sagt, es sticht ihm was im Ohr und die Ameisen wollten's auffressen. Und so ist das arme Kind gestorben und der Mukle ist fort mit den Anderen. Wie ich aber das arme Kind todt gesehen hab', da hab' ich eigentlich zum Erstenmal in meinem Leben einen tüchtigen Schreck in's Herz hinein bekommen. Ich bin drei Tag herumgegangen wie verirrt, und hab' geglaubt, das vergäß' ich nie; aber lieber Gott, was vergißt man nicht Alles! Ich hab' an das gute Mareile wie lang nicht mehr gedacht, bis heute, wo ich Ihnen Alles so erzähle, weil wir grad' so gut bei einander sind.

Wie wir Zwillinge aus der Schule gekommen sind, haben wir unserm Vater

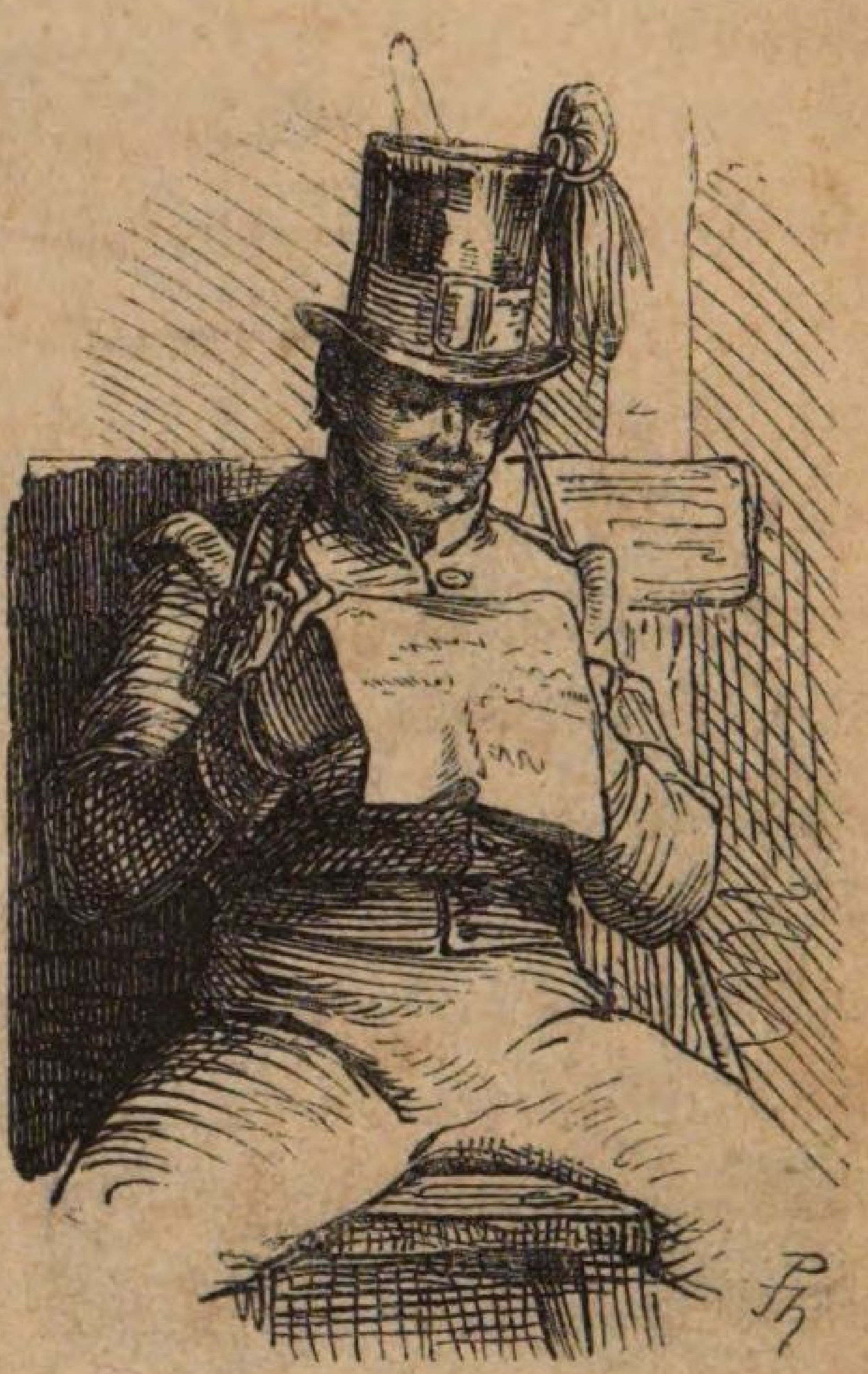
geholfen, der war Zimmermann, und wir haben ein schön Stück Geld verdient. Aber da hat der Vater einmal Schaden gelitten, ist krank geworden und ist Alles wieder drauf gegangen. Nun sind wir Beide, ich und mein Bruder in den Wald gegangen, und haben Holz gefällt. Wir waren Beide ein Paar starke Bursche und haben schwere Stücke ausgeführt, von denen die Leute noch heutigen Tags reden. Einmal heben wir beim Holzfällen einen Stamm auf, und da sagt der Förster zu uns: „Wenn ihr den Stamm mit einander heimtraget, ist er euer eigen.“ Und richtig, wir haben ihn heimgetragen eine gute Stunde Wegs weit; und er ist so groß gewesen, daß man drei Pfluggründel draus gemacht hat. Aber der Vater war sehr bös drüber, daß wir das unternommen haben, wir hätten ja Beide können schwer unglücklich sein damit.

Nun hat's geheißen: jetzt müßt ihr Brüder aus einander, und wir haben doch von je zusammengehalten wie die Finger Einer Hand; aber was thut's! Es muß sein. Ich werde zuerst Knecht beim Postmeister, und dann anderthalb Jahr lang, eh' ich militärpflichtig geworden bin, bin ich Postillon, und mein Bruder ist Flößer geworden. Er war ein Prachtmensch und stark wie von Eisen, ich bin nur ein halber Mensch gegen ihn und ich bin doch auch kein Schwächling. Und jeden Kreuzer, den wir Beide verdient haben, jeden Kreuzer haben wir dem Vater geschickt. Ich hab' vor meinem zweiundzwanzigsten Jahre nicht geraucht, und wenn mir meine Nebenknechte haben eine Pfeife Tabak schenken wollen, hab' ich gesagt: Nein, ich muß dann auch rauchen, wenn ihr mir keinen schenkt.

Jetzt ist aber eine schwere Zeit gekommen. Ich werde den Tag nie vergessen, wo wir beide Brüder zur Amtsstadt gemußt haben, um das Loos zu ziehen, wer Soldat werden muß. Der Vater hat uns ein Stück Wegs das Geleit gegeben. Ich hab' vergessen zu sagen, daß er sich ein neues Geschäft aufgenommen hat; er hat einen reichen Bruder im Dorf gehabt, der ihm hätte helfen können, aber lieber hätte der Vater den Mund auf einen Stein aufgeschlagen, ehe er etwas geschenkt genommen, und daß er's einmal genommen hat und wie er's genommen hat, das hat ihm eigentlich sein Herz abgekränkt. Ich werd's Ihnen hernach schon erzählen. Der Vater hat jetzt, wo er nicht so hinausgekonnt und sich hat schonen müssen, von sich selber gelernt, Holzschuhe zu machen. Das ist ein gutes Geschäft gewesen, und der Vater hat's oft gesagt: Es sind jetzt weit weniger Menschen krank, seit die Holzschuhe aufgekommen, denn das Beste ist, immer einen warmen und trocknen Fuß zu haben.

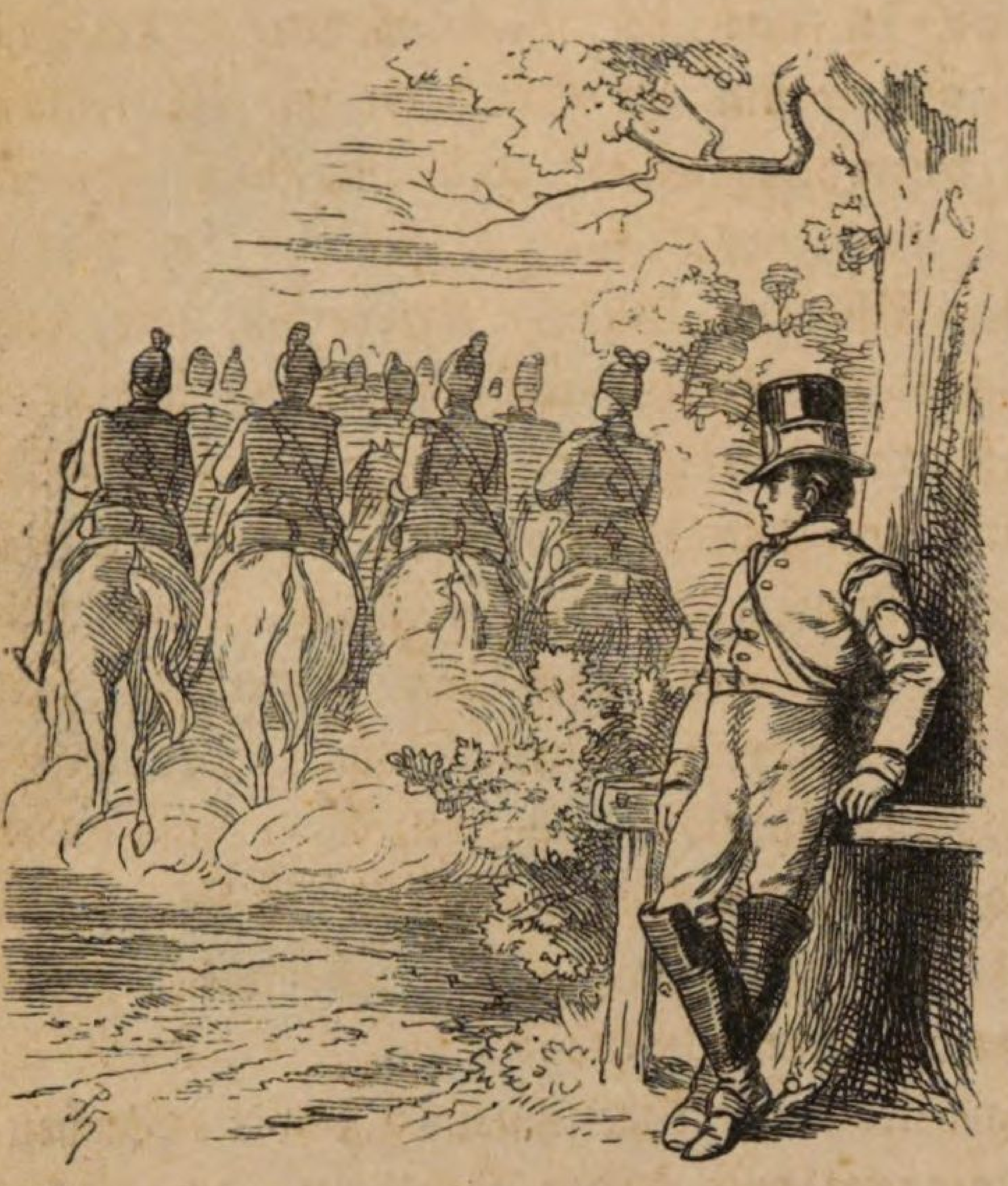
Ja, damals begleitet uns also der Vater bis an die Stelle, wo er vor Jahren verunglückt ist, weiter ist er nie mehr gekommen, so lang er gelebt hat, und da sagt er noch: So ist's recht, daß ihr Beide einander an der Hand führt; haltet nur immer zusammen als Brüder und verlaßt nie einer den andern; ich bitt' nur Gott, daß er mir das nicht anthut, daß sie euch Beide zu den Soldaten nehmen. Ich mein', Dir, Peter — sagt er zu meinem Bruder, — ich mein', Dir könnt's nichts schaden, wenn Du ein paar Jahr Soldat wärst, Du könntest ein Bischen geschmeidiger und gewitzigter werden. Und da geht der Vater heim und wir nach der Stadt.

Bei der Musterung hat sich's gezeigt, daß von den Gestellten bis zu Numero 110 Alles frei ist. Ich ziehe zuerst und glücklich, Numero 23, und jetzt zieht mein Bruder und grad Numero 111. Der erste Mann, der Soldat werden muß. Der Vater ist ruhig gewesen, wie wir heimgekommen sind und ich ihm das erzählt habe. Ich gehe mit dem Bruder nach der Hauptstadt und werde Postillon; da sind wir doch bei einander, und ich hab' gar manchen Schoppen bezahlt für ihn und seine Kameraden. Mein Verdienst ist gut und ich schicke jeden Kreuzer meinem Vater. Kaum ist ein Jahr vorbei, da schreibt er, er habe mir von meinem Gelde einen kleinen Acker gekauft; ich solle nur weiter so schicken, da werde sich Trinkgeld und Lohn in lauter Feld und Wiese verwandeln. Dieselbe Nacht, wie ich die Nachricht bekommen, hab' ich den großen Schweizer Eilwagen zu fahren, und lustiger bin ich mein Lebtag nicht dahin gefahren und besser hab' ich mein Lebenlang nicht geblasen, als in jener Nacht. Ich hab mir oft die Felder betrachtet, die da am Wege liegen: Juchhe! jetzt wird's lustig! Wartet nur, euch kann man alle kaufen, wenn man nur das Geld dazu hat, und wenigstens mein Theil von der Welt will ich haben und noch eins, und noch ein paar dazu!



Das Sparen ist doch gewiß eine schöne Sache, aber man muß sich hüten, daß der Geizteufel und der Unruhteufel nicht in einen fahren. Wie hat mich's gefreut, daß ich einen eignen kleinen Acker habe! Mein Vater hat mir geschrieben, wo der Acker liegt, und ich kenne ihn ganz genau. Aber jetzt möchte ich gleich oder wenigstens in vier Wochen ein ganzes Bauerngut haben; aber das geht langsam aus den Stationsgeldern, besondere Trinkgelder gibt's kaum mehr, und daneben kostet mich auch mein Bruder manchen Batzen, er verdient beim Militär gar nichts. Er war ein schöner Bursch, fast um einen Kopf größer als ich, und sie haben ihn zur Garde genommen. Einmal kommt er ganz glückselig zu mir und berichtet, daß er den Sattelpreis bekommen habe. Das ist nämlich so: es wird Allarm geblasen, und wer am schnellsten sein Pferd gezäumt und Alles aufgelegt hat, was man in's Feld braucht, der bekommt den Preis. Mein Bruder hat das in sechs Minuten fertig gekriegt, Alles fix und fertig, und glauben Sie mir, das ist kein kleines Kunststück. Ich hab's dem Vater geschrieben, wie mich das gefreut und wie es auch ihn freuen muß. Denn ich weiß nicht, wie es gekommen ist, wir sind doch Zwillinge, aber es ist doch immer so gewesen, als wär' ich sein viel älterer Beschützer und Versorger; er hat nie recht für sich selber sorgen können; wo man ihn hingestellt hat, da hat er Alles gut und richtig ausgeführt, aber so — ich weiß nicht wie ich sagen soll — so aus sich selber was zu machen, dazu hat er's nicht bringen können; er hat immer und bei Allem einen Angeber haben müssen, man hat ihn einschirren müssen und anspannen, nachher hat er

gezogen wie das beste Pferd. Und ein schöner Mensch war er, ein Gesicht hat er gehabt wie Milch und Blut und so getreue Augen wie ein guter Hund, und gewachsen wie die schönste Tanne, und so gutmüthig ist er gewesen, jedes Kind hat ihn regieren können. Ja, wenn ich an den Bruder denke, wird mir immer ganz weh um's Herz und ich kann's nicht herausbringen, warum er so für Nichts hat sterben müssen. Da führen sie sein Regiment nach Schleswig-Holstein — ich hab' dabei gestanden, wie sie davonreiten im großen Trupp, aber ich hab' ihn doch herausgefunden und er nickt mir noch zu, und ich hab' mir doch nicht gedacht, daß das zum Letztenmal ist — und da sind sie alle davongeritten und die Musik hat geblasen; und wie sie weiter sind, ist's nur noch ein buntes Gewimmel, da drunter ist mein Bruder, ich hab' ihn nicht mehr gesehen .... Er liegt begraben droben am Meer, und kein Mensch kann mir sagen, was sie denn da droben ausgeführt haben und warum mein Bruder hat da sterben müssen ...



So, es ist gut, daß ich Ihnen das berichtet hab', denn wenn ich daran denk', wird mir's ganz wirbelig im Kopf, und es ist nur gut, daß das mein Vater nicht mehr erlebt hat, denn es ist mehrere Jahre später gewesen, wie mein Bruder davongeritten und in den Tod gegangen ist...

Also damals. Ich gewöhne mich doch wieder an's Sparen, und ich weiß nicht, wie lang es gewesen ist, aber länger als zwei Jahr' ist's gewiß nicht, da schreibt mein Vater wieder, er habe mir noch eine Wiese gekauft und wie den Acker auf meinen Namen eintragen lassen. Jetzt fehlt mir nur noch ein Stück Wald, dann hab' ich von Allem; denn Weinberge — das werden Sie gesehen haben — die gibt's bei uns hier oben nicht. Sie sehen ja da am Wege, daß die Kirschen erst im August bei uns reif sind. Aber guten Fruchtboden haben wir, Kernenboden.

Es ist mir recht, daß mein Vater mir Acker und Wiese gekauft hat, aber selbst bebauen werd' ich sie doch nie; ich bleib' in der Stadt und schaffe mir ein Fuhrwerk an, ich wüßte gar nicht mehr, wie ich mich auf's Dorf gewöhnen sollte. — Nun kommt eines Tages ein Mann aus meinem Ort zu mir und sagt, mein Vater habe oft recht arg Verlangen nach mir, aber er wolle mir's nicht schreiben, damit ich mich nicht versäume. Wie ich das höre, krieg' ich auch ein Heimweh, das mich Tag und Nacht nicht ruhen läßt. Ich bekomme Urlaub und gehe heim. Es sind doch nur zwölf Stunden bis heim, aber sie sind mir gar schwer geworden; denn wenn man sich so gewöhnt hat, auf dem Bock und heimwegs auf dem Sattelgaul zu

sitzen, da wird Einem das Gehen gar schwer. Wie ich nun gegen unser Dorf komme, begegnet mir ein prächtiges Mädchen. Ich seh's an, ich hab's nicht erkannt, und es sagt zu mir: „Ei, Du bist's? Ich hab' geglaubt, Du wärst Dein Bruder."

„Ja, welchen von uns Beiden meinst Du denn?"

„Bist Du denn nicht der Peter?"

„Nein, ich bin der Paul."

Und wir reden so und drehen uns immer im Ring herum und kriegen's doch nicht heraus, wen sie eigentlich gemeint hat, ob sie mich für mich oder für meinen Bruder gehalten, und wir lachen, daß die Leute, die auf dem Feld Kartoffeln austhun, alle nach uns aufschauen. Und ich freue mich, es ist ja meine Base Madlene, die Tochter von meines Vaters Bruder. Sie ist noch bei ihrem Bruder. Das ist ein gar schlimmer Mensch. Freilich ist er der reichste im Ort. Er hat ein reiches Mädchen geheirathet, sie hat einen Knecht heirathen wollen, und ihr Vater hat sie gezwungen, den Vigil zu nehmen.

Die Madlene geht grad' heim, um das Essen zu rüsten. Sie erzählt mir, wie es meinem Vater geht, und daß weder sie noch ihr Bruder ihm in's Haus dürfen.

Ich komme zu meinem Vater. Er sieht schrecklich vermagert aus und will's doch nicht gelten lassen, daß er krank sei und sich nicht pflegen kann. Kaum bin ich eine Viertelstunde da, so sagt er: „Mit dem Vigil darfst du kein Wort reden, und wenn er Dich grüßt, dankst Du ihm nicht und drehst ihm den Rücken zu und speist aus!" — Der Vigil, das war eben der reiche Bruderssohn. Der Vater sagt mir weiter: „Ich habe Dich gewiß nie zu etwas Bösem angehalten — und wenn ich in einer Stunde vor Gott komme, so werd' ich ihn fragen, warum er solch einen Menschen so lang da herum hausen und es ihm gut gehen läßt — aber wenn Einer dem Vigil ein Messer in's Genick stieße, der thäte was Gutes!"

Nur nach und nach kriege ich's heraus, was der Vigil meinem Vater angethan. Mein Vater ist in großer Noth gewesen, und hat doch keinen Heller von dem Geld, das ich geschickt habe, für sich verbraucht. Wie ich das jetzt so genau erfahre, da ist mir's schwer auf's Herz gefallen, und ich hab' daran gedacht, daß ich doch so manchen Schoppen getrunken hab' und Manches ausgegeben; ja man vergißt sich immer, wenn man so von daheim weg ist und lebt, während der arme Vater daheim Noth gelitten — aber mein Vater will's nicht zugeben, daß ich mir Vorwürfe mache, und sagt: „Du hast ja leider Gottes Nichts und sorgst noch für Deinen Bruder." Und nun erfahre ich, was geschehen ist. Der Hirtendienst war frei im Dorf, der Vigil sagt, mein Vater müsse ihn annehmen. Er kommt zu ihm und sagt ihm das. Mein Vater klagt, daß er ja nicht gut gehen und die Kühe zusammentreiben kann; der Vigil schreit: „Ihr seid nichts als ein Faullenzer und wollt, daß ich Euch erhalte, aber von mir kriegt Ihr nichts."

Das hat er ihm in seiner Stube gesagt, es hat meinen Vater schwer gekränkt; er hat zwei Jahre kein Wort mit dem Vigil gesprochen; aber es hat ihm doch nicht so weh gethan als das, daß ihn der Vigil vor der ganzen Gemeinde beschämt hat. Er ruft ihm einmal vor allen Leuten zu: „Ohm, kommet herauf und holet die Saat=

frucht, die ich Euch schenken will. Wenn Ihr sie nicht gleich holt, kriegt Ihr keine mehr!" — Mein Vater sagt, daß er's von jenem Augenblick an in den Knieen spürt, da sitzt eine Müdigkeit, die will gar nicht mehr heraus, und die zieht ihn hinab in den Boden. Und doch — was will er machen? Er ist ein armer Mann, und er nimmt die Saatfrucht und denkt, er will sie ihm auch wieder vor der ganzen Gemeinde zurückgeben; aber da verhagelt ihm in der Ernte Alles und er kann's nicht. Der Vigil thut das Jahr drauf wieder groß und schenkt dem Vater wieder vor der ganzen Gemeinde ein Malter Korn und der Vater nimmt's — und so viel Körnchen sind nicht in dem Sack, als es ihm Stiche durch's Herz gibt, daß er's nehmen muß. Und wie nun so alte Leute sind, sein einziges Dichten und Trachten ist: wenn nur der Vigil zu Grunde ginge. Ich hätt's nie geglaubt, daß man das kann. Am Abend kam ein Spätgewitter, und so fürchterlich hat's gedonnert und geblitzt, wie ich's noch nie gehört hab'; und da sagt mein Vater: „Weißt Du, was ich jetzt wünsche? Ich wünsche, der Vigil wäre draußen im Freien, in einer Thalschlucht, und sieben Stunden weit um ihn herum kein Haus und kein Dach, und da säß' er nun und müßt' vor Angst vergehen!" — Es war die höchste Zeit, daß ich heimgekommen bin, denn die Stunden meines Vaters waren gezählt. Mag sein, daß meine Heimkunft und das gewaltige Schimpfen auf den Vigil ihn so angegriffen hat. Wie er Nachts im Bett liegt, schreit er plötzlich: „Paul! steh' auf, geh' hinüber und schlag' dem Vigil das Hirn ein! — Nein, thu's nicht, aber Eins versprich mir: wenn ich nicht mehr bin, Dein ganzes Leben lang, was Du nur kannst, thust Du dem Vigil an! Ich möchte Gott bitten, daß er seinen ganzen Segen auf Dich herabkommen ließe, daß Du recht reich würdest und den Vigil recht plagen und ihm den Meister zeigen könntest. Und wenn er dann kommt und von Dir ein Malter Korn bettelt, dann zeig' ihm, was er an mir gethan!" —

Am andern Tag ist mein Vater schwer krank, und der Doctor sagt: „Er macht's nicht mehr lang." Ich gehe hinüber zum Vigil und sag' ihm: „Ich bitt' Dich, geh' zu meinem Vater und bitt' ihn um Verzeihung! Wer weiß, ob er noch einmal die Sonne aufgehen sieht." Der Vigil ist aber herb und hart und sagt, er wisse nicht, warum er meinen Vater um Verzeihung bitten solle; mein Vater sei ein eitler Narr, der verlange, man solle ihm noch gute Worte darum geben, daß er was geschenkt nehme. Ich lege nun Geld auf den Tisch und sage: „Da, da hast Du Dein Korn bezahlt." Der Vigil nimmt das Geld und wirft's zum Fenster hinaus; drunten steht die Schwester vom Vigil, die Madlene, die bringt das Geld herauf und sieht und hört, was wir gegen einander haben. Ich sage noch: „Du thust bös, Du machst, daß ich Dir auch feind sein muß, wie mein Vater." Da lacht der Vigil und schreit: „Das wird auch die einzige Erbschaft sein, die Dir Dein Vater hinterläßt!" -

Ich rede kein Wort weiter und gehe fort. Wenn man so vor Augen hat, daß das Menschenleben ein Ende hat, wie mag man da noch Zank und Streit haben? Die Madlene gibt mir das Geleite und sagt: „Verzeih' ihm! Er hat selber keine gute Stunde auf der Welt bei all seinem Geld und Gut. Darum ist er grimmig und zornig auf die ganze Welt. Und denk', daß Dein Vater jetzt krank liegt."

Wie sie mir das in's Gedächtniß ruft, renn' ich schnell wieder heim zum Vater; vielleicht ist er gar jetzt in dieser Viertelstunde gestorben. Ich komm' heim und da sagt der Vater: „Das hättest Du nicht thun sollen, Du hättest nicht zum Vigil gehen sollen und ihn bitten, daß er zu mir kommt! Jetzt rühmt er sich noch, daß er Dir den Marsch gemacht."

Mein Vater betheuerte, es habe ihm Niemand gesagt, daß ich den Vigil aufgesucht, und doch war's, als ob er jedes Wort gehört hätte, das wir dort gesprochen. In solchen Stunden vor dem Tode — da muß der Mensch mehr können als man glaubt.

Ich sitze den ganzen Tag beim Vater, und wie ein Wägelchen am Hause vorüber fährt, sagt er: „Das ist der Vigil, er fährt das ganze Jahr mit Rollengeschirr am Halfter, es soll Alles aufschauen nach ihm, und so knallt er, so geht sein Wägelchen, so sein Pferd. Er thut's nur mir zum Possen, daß er jetzt da vorüber spazieren fährt!"

Nie werde ich's vergessen, wie der Vater plötzlich eine Hand voll Stroh aus seinem Bett ausrauft, mir es in's Gesicht hält und ruft: „Siehst du, das ist gewachsen aus der Saat! Ich lieg' auf dem Stroh, er hat mich auf's Stroh geworfen! Was Stroh! Alles ist Stroh! Wo ist Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, daß es einem Manne wie dem Vigil so gut gehen darf? Ja, das ist das Aergste, was er mir angethan: er hat mich an Gott und aller Gerechtigkeit zweifeln machen! Ich hab' nie gewußt, was das ist — und jetzt Jahre lang, da steh' ich und da geh' ich und da lieg' ich, und es ist mir immer, als ob Jemand käme, der mir mit der Axt das Hirn einschlägt und mich mit der Peitsche aus der Welt hinausjagt! Ich bin nicht mehr in der Welt daheim, der Vigil hat mich draus vertrieben! Ich bin Dir einmal im Sommer fast Nacht für Nacht aufgestanden und im Dorf umhergelaufen und in die Felder hinaus, wie wenn ich verrückt wäre; dann bin ich am Haus des Vigil stillgestanden und habe gehorcht, und habe geglaubt hören zu müssen, wie er im Schlaf aufschreit, die Teufel müssen im Schlaf an ihm würgen. Aber es ist Alles nichts, und ich bin wieder heim. Und so böse Zeiten, Sohn, so böse Zeiten hab' ich nie in meinem Leben gehabt. Ich hab's wieder vergessen und hab' mich drein gefunden und habe gedacht: Dein Kopf ist zu dumm, daß Du's ausmessen kannst, wie die Welt regiert wird, und ich selber hab's auch nicht verdient, daß mir's gut geht, und doch hat Gott derweil mein Korn draußen auf dem Feld wachsen lassen, und hat nicht danach gefragt, was mir im Herzen umgeht, wie ich da frevle. Ich hab' mir auch gedacht: der Vigil ist eigentlich schon todt, er geht nur noch da auf der Welt als Gespenst herum und ißt und trinkt und schläft und fährt, aber er hat eigentlich Nichts davon. Und dann ist's wieder über mich gekommen: was willst Du von dem einzigen Menschen? Das darf nicht sein, daß er Dir das Herz aus dem Leib nimmt, das thät' ihm ja gerade noch wohl, wenn er wüßt', wie er Dich plagt, wenn Du an ihn denken mußt! Nein, ich thu's nicht mehr! O Sohn, ich wünsche nicht, daß Du es auch erfährst, was das ist, wenn man darauf kommt: es gibt einen grundschlechten Menschen, der mit Haut und Haar nichts nutz ist, und doch geht's ihm gut! Warum bin ich ehrlich? warum bin ich gut gegen Jedermann?

ist's nicht besser, wenn man's auch nicht ist? Sind wir Menschen denn etwas mehr als der Wurm, der vom Fuß zertreten wird? Ich hätte doch auch danebentreten können und der Wurm wär' noch da. O Sohn! Und das Alles hat der Vigil gethan, und so viel Halme sind nicht aus der Saat gewachsen, die er mir mit einem Pfui geschenkt hat, und Alles ist Stroh! und er wirft mich auf's Stroh! Ich hab' gemeint, ich muß auf all die Häuser hinauf, auf die Giebel und auf die Dächer, die ich hab' aufrichten helfen, und muß schreien: Wachet auf, wachet auf! die Welt ist im Elend! Und ich hab' doch nie in meinem Leben Schwindel gehabt, wenn ich auf einem einzigen Balken oben gesessen bin und er hat geschwankt; aber jetzt geh' ich dir auf ebenem Boden, wie wenn ich an einem Giebel hinge, und es schwindelt mir. Der Doctor sagt mir, ich sei krank, und gibt mir ein Tränklein, aber es hilft mir kein Tränklein — ich weiß, woran ich krank bin!" . . .

Wie ich das Alles so höre, stundenlang und viel härter, als ich's berichten kann, da mein' ich, ich muß vergehen und mein Kopf sitzt nicht mehr fest.

Am Mittag kommt der Pfarrer, kann aber die bösen harten Gedanken aus meinem Vater nicht herausbringen, er hat sich ganz drein verbissen und er sagt immer wieder, er wolle Gott fragen, warum er solch einen Menschen, wie den Vigil, so auf der Welt wirthschaften lasse. Das gäbe er nicht her und wenn er dafür die Seligkeit einkaufen könne.

Man meint oft, mein Vater hat den Athem nicht mehr; aber wenn er auf den Vigil zu sprechen kommt, da wird es ihm auf einmal leicht. — Gegen Abend kommt die Madlene, und kaum hat sie die Thür geöffnet und guten Abend gesagt, so ruft mein Vater, sie soll fortgehen, er wolle von Niemand etwas wissen aus des Vigil's Haus. Sie aber sagt: „Ich laß mich nicht vertreiben — Ihr seid meines Vaters Bruder!" Und sie ist gescheit und fest und sagt: „Ohm, der Vigil schickt mich, er kann's nicht selbst thun, dazu ist er zu herb, und er sagt, Ihr sollt nicht aus der Welt gehen mit Groll gegen ihn im Herzen."

„Du lügst! Du lügst!" schreit mein Vater. „Thu' das nicht, sonst hast Du Theil an seiner Hundeseele! Betrüg' mich nicht!"

Die Madlene gesteht offen, sie habe nur das gesagt, was der Vigil doch thun möchte, wenn er's auch nicht thue, und — was dem Pfarrer nicht gelungen war und mir nicht, das gelang ihr jetzt. Mit fester Stimme sagt sie: „Ohm! Ihr habt das Korn von meinem Bruder zur Aussaat gebraucht, und wißt Ihr, was Ihr daraus macht? — Aussaat zu Haß und Zorn und Gift, da für Euren Paul und für mich! Das schreit zum Himmel! Wer einen andern Menschen, sei er wer er sei, haßt, der thut sich selber am wehesten damit, er macht sich selber schlecht, und wer seinem Nebenmenschen den Tod wünscht, der hat ihn umgebracht, das gilt vor Gott, und er ist unstet und flüchtig auf der Welt; Eines muß dem Andern verzeihen, und wer auch noch so brav ist, hat doch auch schon Schlechtes gethan auf der Welt und noch mehr Schlechtes thun wollen, und wenn Alles geworden wär', was Einer gewollt hat, könnte Keiner aufrecht gehen, und wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein . . ."

Die Augen, mit denen da mein Vater die Madlene ansieht, die stehen mir ewig offen. Sie redet nicht aus, denn eben hört man das Wägelchen des Vigil vorbeifahren und so nah und deutlich, wie wenn es durch die Stube fahre, und da sagt mein Vater: „Ich verzeih' dir, Vigil, ich verzeih' dir!" Er athmet auf, wie wenn ihm ein Centnerstein vom Herzen genommen wäre. Die Madlene faßt seine Hand und er sagt — er hat auf einmal eine ganz andere Stimme, gar nicht mehr



so rauh und heiser wie sonst, als wäre das ein ganz anderer Mensch, der da spricht:

„Ja, Madlene, wenn Du den Paul heirathen willst, da soll Alles dahinten sein und ich nehme keinen Haß und kein Zürnen mit in die andre Welt."

So sagt mein Vater, und so sind gewiß nie zwei Menschen zusammengegeben worden, wie wir. Wir haben kaum erst angefangen gehabt, uns lieb zu bekommen, und haben noch lange nicht so weit hinaus gedacht. Die Madlene steht auf und sagt: „Wenn Du mich willst, ich heirathe Dich von Herzen gern." Und da bin ich

Bräutigam gewesen, ich weiß nicht wie, und alle meine Gedanken, daß ich in der Stadt bleiben wollt', waren wie weggeflogen. Ich habe meinen Acker und meine Wiese, und die Madlene hat auch so viel an Land, daß wir zwei Kühe drauf halten können. Das Alles lauft so durcheinander in meinem Kopf. Und in derselben Stunde ist mein Vater gestorben, wir haben gar nichts davon gemerkt; wie wir



wieder nach ihm umschauen, war er todt .... Aber sein Gesicht ist so heiter gewesen, so glücklich, wie noch nie.

So. Jetzt sind wir an meinem Dorf. Sehen Sie dort die beiden Frauen, die ein Kind laufen lehren? das ist meine Frau und meine Schwester ....

Lebt der Vigil noch und wie geht's ihm?

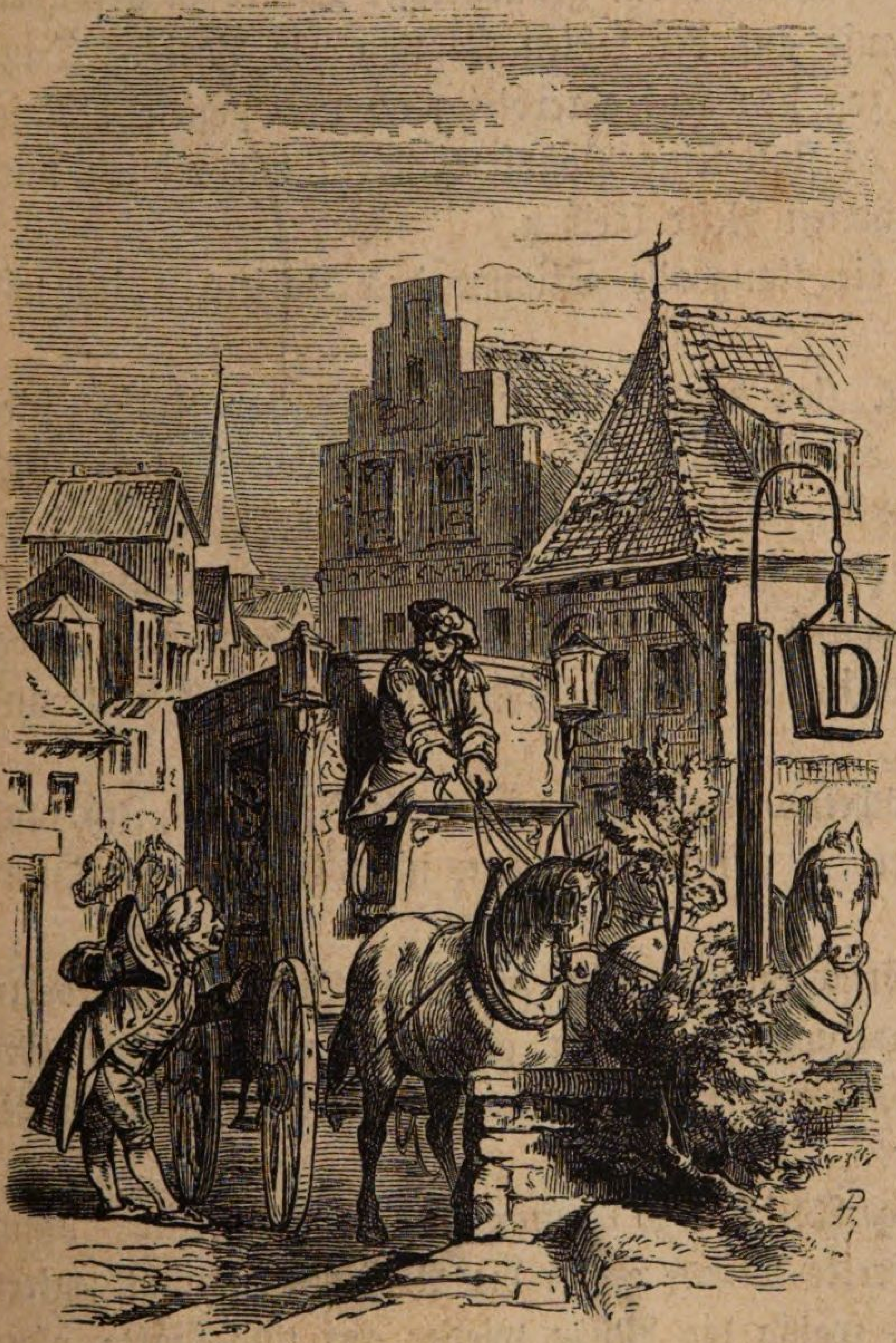
Der hat ein böses Leben und einen bösen Tod gehabt. Das ist eine schwere Geschichte, die will ich ein andermal erzählen, wenn wir wieder zusammenkommen.

Joseph

und

Benjamin.

Eine Erzählung.



Das Wort aus der Bibel kann auf Kaiser Joseph wiederholt angewendet werden. Es heißt im ersten Buch Moses Capitel 42 Vers 8: „Und Joseph erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht.“

Ja, Kaiser Joseph erkannte seine Mitmenschen als Brüder, sie aber — nur Wenige erkannten sein menschenliebendes Herz, so lange er am Leben war. Und doch war Güte und Edelsinn nicht blos zeitweilige Stimmung in ihm; immerdar bewegte ihn das Verlangen und die Pflicht, ein wohlthuender Bruder seiner Mitmenschen zu sein. Er ging stets in der Welt umher wie in einem Tempel, ernst und andächtig, in dem ständigen Bestreben, sich selbst zu veredeln und seinen Mitmenschen hülfreich zu sein.

In solcher Gemüthsverfassung reiste auch Kaiser Joseph im Frühling des Jahres 1777 nach Paris. Er hatte sein Gefolge vorausgeschickt und nur seine beiden Begleiter, die Grafen Colloredo und Cobenzl, bei sich im Wagen; er selber reiste unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein.

Erstes Capitel.

Die Gevatters-Station.

„Das hat man davon, wenn man Incognito reist. Wenn's drauf ankommt, müssen wir uns doch demaskiren.“ So wetterte ein graubärtiger Diener in gesundem Oesterreichisch-Deutsch vor dem Posthause auf der letzten Station vor Paris. Dann trat er an den Schlag des Wagens, zog den Hut ehrerbietig ab und sagte: „Majestät .... Entschuldigen, Herr Graf, es sind keine Postpferde hier; wir müssen nun, halten zu Gnaden, in dem gottverdammten Neste bleiben.“

„Geduld, Geduld,“ erwiderte die klangvolle Stimme des Kaisers, „ich will aussteigen.“

Der Diener öffnete den Schlag, ließ den Tritt herab, und der Kaiser stieg aus. Er war damals in der Mitte der dreißiger Jahre, schlank von Gestalt, und trug einen grauen Rock mit Stahlknöpfen, auf dem gepuderten Kopfe einen dreieckigen, mit einer feinen Goldborte besetzten Hut. Wie er nun den Hut abnahm und sich umschaute, sah man ein feines, länglich wohlgebildetes Antlitz, aus welchem milde, hellblaue Augen leuchteten, und um dessen Mund die Züge unverkennbarer Güte und Freundlichkeit sich ausprägten.

„Ich muß warten,“ sagte er lächelnd zu seinen beiden Begleitern. „Ich muß lernen, wie es andern Menschenkindern zu Muthe ist, denen nicht überall ein Quartier machender Rang voraufgeht.“

Die beiden Begleiter nickten höflich beistimmend, ohne ein Wort zu erwidern. Colloredo, von straffer militärischer Haltung, mit einer großen Narbe auf dem Gesichte, war um wenige Jahre älter; Cobenzl, von glattem und zierlichem Angesichte, stand im selben Alter mit dem Kaiser.

Der Postmeister trat herzu, zog höflich sich verbeugend die Mütze ab, dann aber, wie sich besinnend, daß er als freier Mann gegen die Aristokraten nicht unterthänig sein dürfe, setzte er schnell und trotzig die Mütze wieder auf und sagte: ohne vorherige Bestellung könne er nicht so viele Pferde bereit halten, in diesem Augenblicke seien gar keine da.

„Und warum nicht?“

„Weil ich meine Pferde fortgeschickt habe, um die Gevatterleute zu holen.“

„So? Ihr habt Taufe im Hause? Es gilt als gutes Zeichen, wenn dazu ungebetene Gäste kommen; das prophezeit für das Kind manches unverhoffte Glück.“

Der Wirth hörte das Französisch des Kaisers — und da er die Straße von Metz her kam, war es noch um so sicherer — daß die Ankömmlinge keine Franzosen seien. Der Wirth sagte daher, sich in die Brust werfend: „Danke, Herr! Ich habe keinen Aberglauben und will auch nicht den, der Gutes prophezeit. Wenn man den einen gelten läßt, muß man auch den andern annehmen.“

„Ihr seid also ganz ohne Aberglauben?"

„Ja. Es soll Jeder nach seiner Façon selig werden, das ist ein gutes Wort von Ihrem König Friedrich von Preußen. Ich habe bei meinem Sohne auch einen Protestanten zu Gevatter gebeten; er kann leider nicht selbst kommen, aber das Kind soll seinen Namen tragen. Unser Pfarrer ist klug genug, zu thun, als ob er nichts davon wüßte."

Der Postmeister machte diese Mittheilung mit jener frohen Laune und jenem Selbstgefühl, das den Franzosen so leicht belebt, und dabei mit der rednerischen Gewandtheit, mit der er seine Sprache handhabt.

Während dieser Auseinandersetzung waren die Gäste mit dem Postmeister in die Wirthsstube eingetreten. Der Postmeister holte ein zusammengerolltes Bild herbei und sagte: „Das ist der Gevatter meines erstgebornen Sohnes, es ist der größte Mann unseres Jahrhunderts."

„Des ganzen Jahrhunderts?"

„Ihr König Friedrich," entgegnete der Postmeister mit freundlicher Gönnermiene, „ist auch ein großer Mann. Ich bekenne das, obgleich er uns Franzosen so jämmerlich geschlagen hat. Aber wir sind nicht schuld, die schlechte Regierung Ludwigs XV. und die elenden Creaturen von Heerführern — die sind schuld. Mein Gevatter ist noch viel größer als König Friedrich, für mich wenigstens. Ich will Sie nicht damit beleidigen, wenn Sie Preußen sind; mein Gevatter ist ein Weiser, ein Wunderthäter, der den Blitz regiert, ein Mann der Freiheit aus der andern Welt."

„Und er hat Euch aus der andern Welt geschrieben und seine Einwilligung gegeben?"

„Er lebt hier in unserer Nähe, in Passy, und da, wo Sie jetzt sitzen, hat er auch gesessen und hat von meinem Wein getrunken und von meinem Brod gekostet, und hier werde ich nun auch sein Bild aufhängen; wer herein kommt, soll sehen und sagen: Seht, das ist einer der Größten, den die Welt je gesehen hat. Er war ein armer Buchdrucker, aber sein Wahlspruch soll gelten: Tugend ist der einzige Adel."

Der Postmeister entfaltete endlich das zusammengerollte Bild, und die drei Männer sahen das Bild Benjamin Franklins und darunter seinen Wahlspruch.

„Es freut mich," sagte Joseph, „daß Ihr diesen Mann so hoch haltet."

„Glaubt Ihr aber nicht," fragte Cobenzl, „daß es auch gute Fürsten gibt?"

„Warum nicht? Es kann Jeder ein guter Mensch sein. Wie gesagt, ich habe keine Vorurtheile und keinen Aberglauben; — der Herr von Voltaire ist zweimal bei mir über Nacht gewesen. Weiß man in Deutschland auch etwas von meinem Gevatter?"

„Allerdings."

„Und ich sage Ihnen," fuhr der redselige Wirth fort, „der Hof in Versailles spielt noch Versteckens, aber wir wissen Alles! Heimlich hat man den amerikanischen Staaten bereits drei Millionen Livres und Waffen und Schiffe geschickt. Das ist,

wie wenn zwei Liebesleute sich heimlich ihre Liebe bekennen und die Brautgabe empfangen, sie meinen, die Welt weiß noch nichts davon, aber die Welt weiß schon lange Alles, und bald muß öffentlich Hochzeit gehalten werden. Frankreich muß die amerikanische Freiheit gründen helfen, und wenn mein Sohn, der heute getauft wird, nur das Alter hätte, ich würde ihn mit Freuden über's Meer schicken. Dort schlagen wir den verdammten Engländern den rechten Arm ab."



Lustiger Posthornklang ertönte vor dem Hause, der Postmeister machte sich rasch davon, die ankommenden Festgäste zu bewillkommen. Der Kaiser saß still, sein Auge starrte drein, und halblaut, wie vor sich selbst, sagte er: „Es ist ein wunderbar aufgeregter und regsamer Geist in diesem französischen Volke, und so wie hier ist's überall in ganz Europa, und das steht schon im vollen Aufruhr jenseits des Weltmeeres. Es muß möglich sein, die geweckten Geister zu lenken, statt zu brechen, zu führen, statt zu fesseln. Es ist ein erhabenes Loos, der Beherrscher freier Menschen zu sein, an ihrer Spitze zu stehen zu allem Guten, und sie sollen wissen, daß

Mannesmuth und Selbstgefühl nicht als Verbrechen verfolgt, sondern geschützt und gepflegt werden. Nicht die Verfinsterung der Geister, sondern die Aufhellung ist unsere Herrscherpflicht und unsere Herrschermacht."

Der Postmeister trat im Gefolge von Männern und Frauen, die alle mit Blumensträußen geschmückt waren, wieder in die Stube und sagte den drei Männern, daß sie ihre Reise fortsetzen könnten, sobald die Pferde gefüttert seien, er lade sie indeß ehrerbietig ein, der feierlichen Handlung beizuwohnen.

Der Kaiser stand auf und sagte freundlich lächelnden Blickes in heiterm Tone: „Vorurtheilsfreier und offenherziger Postmeister! Habt Ihr Lust, auch einen unbekannten Mann Gevatter stehen zu lassen bei Eurem Kinde?"

„Wenn's ein ehrlicher Mann ist, mit Freuden."

„Erscheine ich Euch als ein ehrlicher Mann?"

„Ja, als ein ehrlicher Deutscher. Guttemann!" setzte er gebrochen in fremdartiger Betonung hinzu. „Habe auch deutsch gelernt, wenn auch nicht viel. Alle Menschen sind Brüder!" rief er mit lärmender Begeisterung, als ob er schon von dem Festweine getrunken. „Hier meine Hand, Herr Gevatter! Wenn Madame mit einverstanden. — Madame," rief er, behend nach der Kammerthüre springend, „kommen Sie heraus, ein vornehmer Mann aus Preußen will Gevatter bei unserm Sohne sein. Voilà Madame."

Die stattliche Postmeisterin erschien, sie konnte gar nicht aufhören, sich zu verbeugen und wiederholte immer: „Wenn's der hohe Herr will, ich bin's zufrieden."

„Sind Sie verheirathet?" fragte sie dann mit zaghaftem Tone.

„Ich war's," erwiderte Joseph.

„Haben Sie Kinder?"

„Ich hatte eins."

Der Postmeister und seine Frau sahen mitleidigen Blickes auf den Fremden, und Eines wartete auf das Andere, nach dem Namen des Gevatters zu fragen.

Die Glocke läutete, der Zug ordnete sich, um zur Kirche zu gehen. Das Kind — es war ein frischer, munterer Knabe — wurde von einer Jungfrau vorauf getragen und hinterdrein ging das Gefolge von Verwandten und Freunden; der Kaiser ging neben der Mutter. In der Kirche vor dem Altare erklärte der Postmeister, daß außer dem anwesenden Schwager noch Benjamin Franklin und der Fremde hier Gevatter stehen wollen.

„Welcher Religion sind Sie?" fragte der Geistliche.

„Katholisch," erwiderte Joseph.

„Und Ihr Name?"

„Joseph."

„Joseph? Weiter nichts?"

„Der Zweite."

„Der Zweite? Sonderbarer Familienname! Und Ihr Stand?"

„Vor Gott gibt es kein Incognito!" rief Joseph mit strahlendem Angesicht. „Ich bin der römische Kaiser deutscher Nation, Joseph von Oesterreich."

Vor Schreck hätte die jugendliche Gevatterin fast das Kind fallen lassen, aber Kaiser Joseph nahm es auf den Arm und sein ganzes Wesen erbebte in der Empfindung, hier im fremden Land einen zum Leben erwachten Menschen in den Armen zu halten und ihn weihevoll zu grüßen als einen Sprößling der Menschheit; und als das Kind die Augen aufschlug und seinem Blicke begegnete, da war in dem Herzen des Kaisers einer jener hochgetragenen andächtigen Augenblicke, wo vor dem innern Auge die ganze Erde in Wahrheit als der leuchtende Stern erscheint, der am Firmamente glänzt.



Die Taufe war vollzogen, der Kaiser hielt das Kind noch in den Armen und sprach: „Sei gesegnet mein Kind! Du trägst den Namen eines schlichten Bürgers und den Namen eines Fürsten; werde gleich stark in der Freiheit und Selbständigkeit als Mensch und im Gehorsam als Bürger eines Staates. Nimm dies zum Andenken."

Er legte ein in Brillanten gefaßtes Medaillon mit seinem Bildniß auf das Kissen.

Draußen standen die Wagen angespannt; der Kaiser entzog sich rasch den überströmenden Dankesbezeugungen, stieg ein und ihm nach schallte es: „Es lebe der Kaiser Joseph!"

So fuhr der Kaiser am 18. April 1777 gen Paris. Zu seiner Linken saß der Feldmarschall-Lieutenant Colloredo, ihm gegenüber der Staatsrath Cobenzl.

Der Kaiser sprach kein Wort und auch seine Begleiter schwiegen.

Eine Gluckhenne, die Enten ausgebrütet hat und sie nun wohlig im fremden Elemente schwimmen sieht, kann nicht verzagter und verdrossener sein, als ein ächter und wahrer Hofcavalier, wenn er zusehen oder gar mithelfen soll, wie sein Fürst, entledigt alles äußern Ranges und Ceremoniells, sich an einer einfach-bürgerlichen Handlung betheiligt. Er muß mitthun, als ob er aus eigner Bewegung sich dazu bestimmte, und ist doch nur gehorsam und steht jeden Augenblick bereit, die von Unkundigen verletzte Würde abzuhalten und den Fürsten zu decken.

Es ist eine schwere Aufgabe, Cavalier eines Fürsten zu sein, der die Laune hat, unversehens nur Mensch sein zu wollen.

Das sprach sich in den Mienen Cobenzl's aus, der in sich hinein dachte: „Seltsame Anwandlung! Es ist ein Humanitätsschwindel; und wer am Schwindel leidet, kann sich nicht auf dem Throne erhalten. Man darf sich da oben nicht darum kümmern, wie die Welt da unten durcheinander krabbelt. Statt lustig in die Welt hineinzufahren, solch ein Aufhebens von einem jungen Balg an der Straße zu machen! Unbegreiflich!“

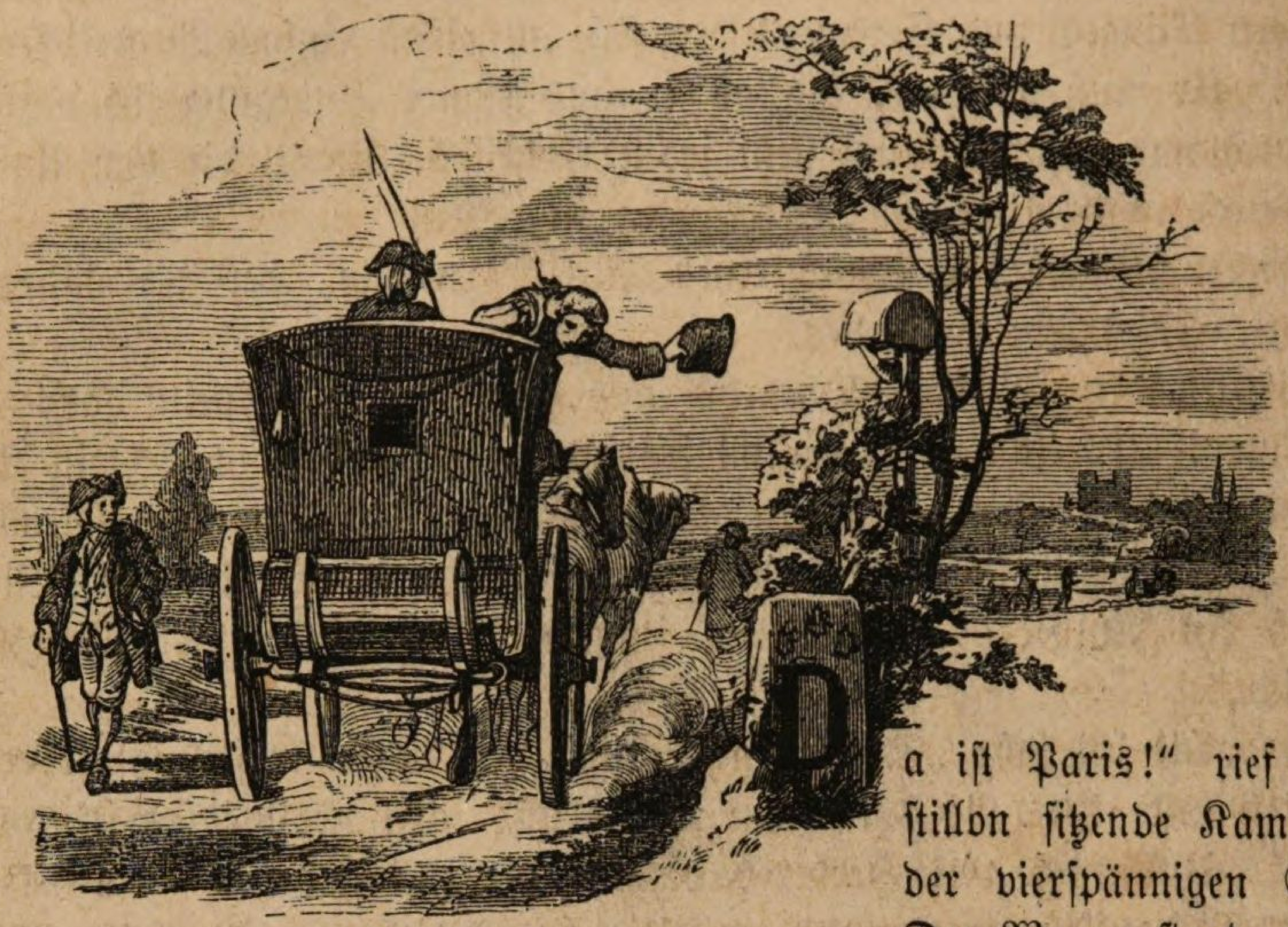
Und Colloredo dachte bei sich: „Es ist ein Unglück, daß unser Kaiser auf jeder Station gern anhalten und eine gute That thun möchte und nicht rücksichtslos seinem Ziele entgegenfährt.“ Und noch viel Herberes dachten die untergebenen Begleiter. Hätte der Kaiser ihre Gedanken vernommen, er hätte sie verziehen. Er hätte nur die Menschen bedauert, die durch Erziehung und Gewohnheit das schönste Glück des Lebens verloren haben: stets und an allen Orten sich in reiner Liebe ihren Mitmenschen nahe zu wissen.

Der Kaiser aber schaute hinaus in die Landschaft, in seiner Seele klang noch der Orgelton aus jener kleinen Kirche.

Diese Fahrt war ihm geweiht; er hatte auf der Schwelle von Paris seine humane Andacht vollzogen.

Zweites Capitel.

Eine Begegnung auf der neuen Brücke.



Da ist Paris!“ rief der neben dem Postillon sitzende Kammerdiener vom Bock der vierspännigen Staatskutsche herab. Der Wagen stand einen Augenblick still, man hörte ein Getose und Gebrause wie von Meereswogen.

Der Kaiser schaute auf.

„Paris,“ sagte er, nachdem er sich niedergesetzt, wie halb für sich murmelnd. „So grüßen wir also die Stadt, dahin alle Weltbürger pilgern. Sie lächeln, Cobenzl? Sagen Sie mir, was denken Sie jetzt? Sie kennen Paris von früher; wie ist Ihnen zu Muthe?“

„Majestät, darf ich ganz offen sprechen?“

„Wer so fragt,“ erwiderte der Kaiser ungeduldig, „will etwas verschweigen und will gerade durch die Erlaubniß, offen sprechen zu dürfen, mit einem falschen Passe durchschlüpfen.“

„Mein gnädigster Herr,“ begann der Hofmann verschmitzt lächelnd, indem er die Zurechtweisung dankend wie eine Gnade aufnahm, „mein gnädigster Herr! Ich werde Sünder, sobald ich den berauschenden Athem dieser Stadt einathme. Unser gutes Wien ist auch lebensfroh, aber wie blond blöde und ungeschlacht gegen dieses anmuthig tänzelnde, sprühäugige Paris! Es ist wahr — unsre deutsche Sprache ist leider so grob und geht immer in Holzschuhen — es ist wahr, nennen Sie es immer ein lasterhaftes und verruchtes Leben unter Ludwig XV. und Madame Pompadour; ja es war höchst sündhaftes und leichtfertiges Leben, aber heiter, unterhaltend und genußreich. Man ließ sich durch keinerlei moralische Schulmeisterei die Lebenslust verkümmern, und — ich gestehe — ich hoffe auch jetzt wieder mit heiteren

Erinnerungen heimzukehren. Es thut mir leid, daß Ew. Majestät hoher Edelsinn und bescheidene Einfachheit den fürstlichen Glanz verschmäht. Es wäre doch schön, wenn uns hier die Garden und Staatscarossen einholten, vorauf Seine Majestät der König und Ihre erlauchte Schwester, die Königin Marie Antoinette, und dazu Glockengeläute, donnernde Kanonen; und das Volk hätte die Freude, sich auszuschreien, und da diese Franzosen von unserm heiligen deutschen Reiche nichts wissen und sich einer besondern Unkenntniß in der Geographie befleißigen, hieße es: Vive l'empéreur d'Autriche!"

„Ich glaube Ihnen jetzt, daß Sie Alles gesagt, Cobenzl, aber ich mag diesen Prunk nicht. Unter Glockengeläute und Kanonendonner und all dem Gepränge hört man die innere Stimme der Menschenseelen nicht. Ich möchte wissen, was in diesem Volke vorgeht. Ich will die kühnen und großen Geister kennen lernen, die die Welt mehr bewegen als alle Diplomaten und Kriegsheere, und deren Stimmen mächtiger ertönen als Glockengeläute und Kanonendonner. Ich hoffe auch bereichert an Erinnerungen heimzukehren, aber bereichert an Erkenntniß und Einsicht, wie ich mein Volk beglücken kann."

„Der Geist ist gewiß ein edler Alliirter," nahm Colloredo das Wort. „Wenn nur Ew. Majestät Ihren Schwager, den liebenswürdigen König von Frankreich, zu unserm wahren Alliirten machen, und Ihre Majestät die Königin, die die Herzen dieses launischen Volkes bezaubert hat —"

„Woher wissen Sie das?" unterbrach der Kaiser scharf. „Meine Schwester ist nur zu leicht in den französischen Ton eingegangen. Man hat ihr ja diesen leichtfertigen Abbé Vermond zu uns nach Wien geschickt, um sie von Kind an zur Dauphine von Frankreich herzurichten."

Der Kaiser sah still vor sich nieder. Der tiefe Schmerz, der sein ganzes Leben erfüllte, drängte sich ihm auf die Lippen zur Aussprache, aber er hielt ihn zurück.

Immer auf's Neue fühlte er, daß er allein ist, allein, wie jeder Genius. Alles, was ihm begegnete, und was er vernahm, erweckte ihn zu Betrachtungen und Ausblicken, die Niemand mit ihm theilte, und doch wollte er aus der Tiefe seines Herzens die Welt beglücken.

Als der Kaiser wieder aufschaute, lag in seinem schönen jugendlichen Gesicht ein Schmerzenszug, und in seinen hellen Augen schwamm jener feuchte Glanz, der von tiefer innerer Bewegung Zeugniß gibt.

Der Postillon blies lustig in den hellen Tag hinein. Die zu Wagen oder zu Fuß aus der Stadt kamen, die mit einer Last oder ledig einhergingen, Alle sahen heiter aus, als ob hier ewig Sonntag wäre. Die Franzosen, von denen sich Jeder in Gang und Bewegung so hält, als ob etwas ganz Besonderes in ihm vorgehe und ihn moussiren mache, grüßten den fremden von Metz herkommenden Wagen mit seinen Insassen freundlich lächelnd, als wollte Jeder sagen: „Ich bin ein Vertreter des liebenswürdigsten Volkes der Erde! Komm nur, du reicher vornehmer Mann aus der ungehobelten Welt da draußen; du hast zu viel Geld, zu viel Jugendkraft, du

willst dir bei uns den feinen Schliff holen; du wirst gut bedient werden ..." So sprach jedes Augenwinken, jedes leichte Grüßen mit der Hand.

Kaiser Joseph war absichtlich einen Tag früher nach Paris gekommen, als er angekündigt hatte, um jede Empfangsfeierlichkeit zu vermeiden und ruhig seine Wohnung in einem einfachen Gasthause in Paris zu nehmen. Bei seiner Schwester in Versailles mußte er dann, wie die französische Hofsitte erheischte, in großem Aufzuge erscheinen.

Man fuhr geraden Wegs nach der Wohnung des österreichischen Gesandten, Grafen Mercy. Dieser war krank, und der außerordentliche Gesandte am englischen Hofe, Graf Begliojoso, übernahm es, der Führer Josephs in Paris zu sein.

Der Tag war hell, Joseph kannte keine Ermüdung und machte sich mit seinem Begleiter bald auf, um zu Fuß durch die Straßen von Paris zu wandern.

„Was wünschen Ew. Majestät zuerst zu sehen?"

„Führen Sie mich zum Standbilde Heinrich's IV."

Der Gesandte stand einen Augenblick verdutzt, dann aber sich schnell fassend, sagte er mit einem gewissen Ausdruck ächter Wärme: „Es bleibt das Vorrecht erhabener Geister, das einzig Naturgemäße zu treffen. Aus dem Gewühl vergangenen und gegenwärtigen Lebens, was konnte Joseph zuerst herausgreifen? Jetzt sehe ich erst, es kann nicht anders sein, er wallfahrtet zu seinem Heiligen, den keine Kirche, aber der ewige Geist der Tugend und Menschenliebe heilig spricht."

„Wir haben mindestens dieselben Feinde," entgegnete Joseph, „sie zielen noch heute wie damals nach jedem Herzen, das frei und gut sein will und jede pfäffische Herrschsucht haßt. Die Jesuiten, die den Mordstahl Ravaillacs Heinrich IV. in's Herz stießen, sie sind freilich jetzt, nach 160 Jahren, aufgelöst, und sie sollen, so weit meine Macht reicht, so lange ich lebe, nicht mehr aufkommen, wenn ich auch weiß, daß ihre unsichtbaren Dolche stets nach mir gezückt sind."

Auf der neuen Brücke vor dem Standbilde Heinrichs IV. zog Josoph den Hut ab und schaute lange empor. Vor seiner Erinnerung ging das Leben Heinrichs IV. vorüber, wie er den schweren Kampf auf sich nahm, das zerrüttete und gespaltene Frankreich zu heilen und zu einen, wie er sich selbst bezwang, den katholischen Glauben anzunehmen, aber immer dem Grundsatze treu blieb, daß Niemand um seines Glaubens willen in seinen Menschen- und Bürgerrechten beeinträchtigt werden dürfe, und wie er endlich als Märtyrer seines hohen und reinen Sinnes fiel.

„Wie viel," sagte dann der Kaiser laut, „wie viel wird den Fürsten während ihres Lebens in's Gesicht hinein gelogen und wie oft wird ihnen auf den Denkmälern noch nachgelogen! Dieser hier verdient, was die Inschrift sagt: Vater seines Volkes! Nach einem solchen Beinamen geize ich; es gibt keinen schöneren."

Erst nach geraumer Zeit fügte Begliojoso hinzu: „Und wie ein ächter Vater wollte Heinrich sein Volk gut nähren. Sonntags ein Huhn im Topfe eines jeden Bauern; nicht eher wollte er rasten, bis er das erreicht."

„Ja," stimmte Joseph bei, „die Menschen zu Wohlstand, zu behaglicher Lebens-

freude zu führen, das ist die nothwendige Grundlage, sie zu Gedankenfreiheit und edler Gesittung zu befähigen."

Während die Beiden noch am Standbild Heinrichs IV. verweilten, kam ein stattlicher Mann von der entgegengesetzten Seite heran. Schon aus der Ferne sah man, wie Alles ihn grüßte, und doch trug er kein äußeres Zeichen der Würde. Er führte einen schönen schlanken blondlockigen Knaben von etwa vierzehn Jahren an der Hand, und der Knabe war wie das jugendliche Abbild des Alten, so daß dieser in doppelter Gestalt erschien. Als er näher kam, grüßte auch Begliojoso. Der Mann trug einen schlichten braunen Rock, der fast bis an die Füße hinabreichte, wo große unförmliche Schnallen die groben Schuhe zusammenhielten. Er lüpfte ebenfalls seinen schwarzen breitkrämpigen Quäkerhut, und ein edles Antlitz, von langen, silberweißen, ungekräuselten und ungepuderten Locken umrahmt, dankte mild und bescheiden.

„Wer ist der Mann?" fragte Joseph.

„Er kommt von ganz entgegengesetzter Seite, wie Ew. Majestät. Er hat von der untersten Stufe, aus Armuth und Noth, die höchsten Ehrenstufen erstiegen, und Ew. Majestät steigen von den höchsten Stufen hinab zu den niedrigsten und erlauschen dort Alles, was sie bewegt —."

„Wer ist der Mann?" fragte Joseph drängend.

„Der Doctor Franklin, geheimer Geschäftsträger der eben in Aufruhr begriffenen englischen Colonien in Amerika."

„Benjamin Franklin?"

„Allerdings, Majestät."

Den Kaiser berührte es seltsam, jetzt auf seinem ersten Gange in Paris dem Manne persönlich zu begegnen, mit dem er heute gemeinsam in's Kirchenbuch eingetragen wurde. „Der Mann scheint in Frankreich sehr beliebt. Was halten Sie von dem Manne?"

„Es ist ein Mann, der alle Traditionen der Diplomatie zu Schanden macht, und er führt eine neue Macht, die sogenannte öffentliche Meinung, in die Staatsverhandlungen ein. Ich habe schon mancherlei vorüberrauschende Begeisterung erlebt, aber eine so hochgehende und dabei so nachhaltige, eine in den höchsten Zirkeln und in der niedrigsten Schenke gleich mächtige, wie die abgöttische Verehrung dieses Mannes, ist mir noch nie vorgekommen. Noch ist Franklin am Hofe in Versailles nicht als Gesandter anerkannt, um so mehr aber ist er bei der französischen Nation accreditirt, und Franklin ist ein Haupthinderniß unserer Plane."

„Wie das?"

„Seine Absichten stehen den unsrigen schnurstracks entgegen. Der Hof von Versailles glaubt noch wählen zu dürfen, aber er ist bereits gezwungen, nach dem ersten siegreichen Treffen der Empörer — oder, wie man sie hier nennt, Insurgenten — ein offenes Bündniß mit Amerika zu schließen. Da kann keine Rede mehr davon sein, eine aufrichtige Allianz für unsere Operationen in Baiern und den Donauländern zu gewinnen. Diesem Franklin kommen günstige Umstände zu Hülfe.

Frankreich will Rache nehmen, zumal an England, wegen der Demüthigung, die es durch den letzten Friedensschluß erfahren. Die sogenannten allgemeinen Menschenrechte, die bisher nur von den Schriftstellern verkündigt wurden, sind zum Erstenmal von den Insurgenten als Gesetz verkündigt, und Franklin hat ihnen mit Adams und Jefferson die Fassung des Congreßbeschlusses gegeben. Dies verleiht ihm hier eine besondere Glorie. Was Edelsinn und väterliche Liebe der Fürsten ihren Völkern zu geben und zuzumessen hat, wird nun als Recht gefordert, und die Verblendung hier will nicht erkennen, daß für jeden Brausekopf, den man los zu sein glaubt, indem man ihn nach Amerika schickt, tausend und tausend neue hier zu eigner Gefahr erstehen. Es schmeichelt dem französischen Volke, einem andern eine Republik gründen zu helfen. Aber welche Schule wird das für Frankreich selbst sein! In Versailles will man das leider nicht einsehen und denkt nur an die Demüthigung Englands. Majestät müssen sich darauf gefaßt halten, daß jetzt hier von nichts Anderem die Rede ist, als von der amerikanischen Republik. Man spielt hier bei Hofe noch ein verdecktes falsches Spiel. Eben vor einigen Tagen hat ein junger Feuergeist aus einem der angesehensten Geschlechter, der Marquis von Lafayette, der die schöne Tochter des Grafen von Ayen geheirathet hat, ein Mann aus den ersten Kreisen, noch nicht zwanzig Jahre alt, Frau und Kind verlassen, aus eignen Mitteln eine Fregatte ausgerüstet und sich auf derselben mit vielen Officieren, Soldaten, Waffen und andern Vorräthen von Bordeaux nach Amerika eingeschifft. Man hat ihn in Bordeaux als Deserteur verhaftet und wieder entschlüpfen lassen, man hat ihm auf Englands Drängen zwei Kriegsschiffe nachgeschickt; das Volk weiß aber recht gut, daß das eitel Comödienspiel war, und das lieben die Franzosen, sie gefallen sich darin, mit sich und mit Anderen zu spielen."

„Denken Sie so schlimm von den Franzosen?"

„Keineswegs, es ist ein liebenswürdiges, begeisterungsfähiges Volk; mit lärmender Grazie Anderen beistehen, das gefällt ihnen am meisten, und so ist jetzt dieser Zug nach Amerika —"

„Die ganze amerikanische Affaire," sagte Joseph fast mißmuthig, „zieht mich wenig an. Es ist mein Beruf, Royalist zu sein. Ich trete diesem Doctor Franklin nicht in den Weg. Ich will sehen, was ich und unsere Sache vermag, ja ich wünsche den Mann einmal zu sprechen."

„Majestät dürfen nur befehlen. Aber ich muß hinzusetzen, es wird großes Aufsehen erregen. Ich selber habe ihn oftmals gesprochen, und ich muß sagen, diese wahre oder falsche edle Einfalt und stille Größe ist in jedem Falle bewunderungswürdig. Man betrachtet ihn hier, wo er in eine Gesellschaft tritt, wie einen Propheten aus der biblischen Zeit, oder, da man diese Vergleiche nicht liebt und sich nur in heidnisch-klassischen gefällt, nennt man ihn einen Solon, einen Plato, einen Aristides, einen Republikaner aus den Tagen des Cato und Fabius. Bei aller rauschenden Verehrung, die man ihm zollt, bewahrt Franklin seine Gelassenheit und verfolgt sein Ziel mit Ausdauer und Beharrlichkeit. Er drängt sich nirgends herzu und ist doch überall erwünscht; er hat jenes eigenthümlich vornehme Wesen, das

hauptsächlich darin besteht, die Menschen entbehren zu können und sich selbst genug zu sein, und auch gegen diejenigen, deren er zu seinen Zwecken bedarf, weiß er sich so zu verhalten, daß sie ihn umwerben und ihm Dank sagen müssen —"

„Veranstalten Sie es," brach Joseph ab, „daß ich diesen Mann einmal gelegentlich spreche. Wohin wollen Sie mich nun führen?"

„Wollen Ew. Majestät nicht die Kathedrale in Augenschein nehmen?"

„Nein," sagte Joseph in kurzem Tone. „Nennen Sie mich aber nicht mehr Majestät, ich heiße Graf Falkenstein. Fahren wir nach dem Hotel Dieu."



„Das große Krankenhaus ist erst vor Kurzem abgebrannt."

„So will ich sehen, wie man jetzt die Kranken unterbringt."

Joseph fuhr in einem Miethwagen mit seinem Begleiter nach dem Krankenhause. Unterwegs sagte Begliojoso, der Kaiser müsse sich darauf gefaßt halten, daß jede seiner Thaten, ja jedes seiner Worte sofort in das Ministerium, an den Hof in Versailles und auch an andere Höfe berichtet werde; es seien überall Spione.

„Auch in den Krankenhäusern?" fragte Joseph.

„Dort besonders, und dort halten sie die ergiebigste Ernte. In Schmerzen und einsamen Nächten sprechen sich die Menschen am freiesten aus. Nicht nur die

Krankenwärter dienen als Spione, es werden auch Einzelne hingeschickt, die sich krank stellen müssen, um das Leben und Treiben der Anderen auszukundschaften."

Joseph lächelte bitter im Gedanken, wie doch die Tyrannei, weil sie sich selber unsicher weiß, alles Leben unsicher macht; und dabei wußte Joseph, daß der König selbst von Spionen umgeben war.

Welch ein tolles Fastnachtsspiel ist diese Welt!

Im Krankenhause ließ sich Joseph nicht abhalten, sämmtliche Säle zu besuchen. Es empörte sein Herz, als er sah, wie oft mehrere Kranke in Ein Bett gelegt waren; hier herrschte Dürftigkeit und Schmutz, während der Hof in verschwenderischen Festlichkeiten prunkte. Der Kaiser konnte sich nicht enthalten, laut und offen auszusprechen: „dies Haus ist keine Wohlthat," und hinterließ eine namhafte Summe zur Anschaffung von Betten.

Noch am selben Tage ging die Kunde von dem, was Joseph gethan und gesprochen, von Mund zu Mund durch ganz Paris, sie ging aber auch alsbald nach Versailles und weit in die Welt hinaus an alle Höfe.

Drittes Capitel.

Ein Zögling Friedrichs des Großen.

Wonnevoll war der Mai des Jahres 1777 über die Erde gekommen, Alles prangte in blühender Lust. Nicht minder herrlich aber war damals der Frühling in den Gemüthern der Menschen aufgegangen, die zu Freiheit und Glückseligkeit sich erheben wollten. Noch war Alles so rein, so zukunftsvoll, wie der Frühling auf der Erde, und die Brust aller Menschen schwellte frohmuthiges Entzücken. Alle Welt empfand, daß ein neuer Frühling auch im Geiste angebrochen war, und Niemand konnte ahnen, welche Gewitter und Stürme im Sommer dahinbrausen, und wie wenig reife Frucht im Herbst eingeheimst wird.

In dem nahe bei Paris gelegenen Dörfchen Passy trat ein Mann aus einem Hause, das rings von einem Garten umgeben war, in den frischen Maimorgen hinein, es war Benjamin Franklin. Der Friede, der über der Erde ruhte, schien sich in seinem ganzen Wesen auszusprechen, und doch lebte er hier als Sendbote seines in schwerem Kriege ringenden Vaterlandes.

Aus dem Getümmel der Stadt, aus den Huldigungen, Anmuthungen und Aufregungen der großen Welt zog sich Franklin immer wieder in die friedsame Stille zurück. Wenn er dann aus ihr in die Gesellschaft trat, so ahnten und empfanden die Menschen, die in Unruhe, Selbstbetäubung und Widerstreit sich erhitzten, daß hier ein Mann von der klaren Höhe reinen Denkens zu ihnen herniedergestiegen war, dessen erhabene Ruhe Alle erquickte, und die Bewunderung, die man ihm zollte, ward zu Ehrfurcht und Erhebung.

In einem langen wechselvollen Leben hatte Franklin die schwere Kunst der Selbstführung und Selbstverwaltung geübt; er hatte stets Alles, was sein Herz und seinen Geist bewegte, in klarer strenger Rechenschaft abgewogen und was das Schicksal ihm brachte, ruhig und ernst in Erwägung gezogen und seine Maßnahmen nach den Regeln der Vernunft bemessen. So war er der Weise geworden, der, mitten in eine stürmische Wendung der Weltgeschichte gestellt, in unerschütterlichem Gleichmuthe stand, die Leidenschaften der Menschen mit sanftem Bedacht lenkte und jeder List mit kluger Umsicht begegnete. Die Verkehrtheiten des Weltlebens überraschten ihn nicht und raubten ihm nicht seine Fassung, ja selbst die ungeahnten Mächte, in der Natur wie im Menschengeist, wußte er zu bannen. Er hatte den Blitzableiter erfunden, der den zündenden Strahl aus der Gewitterwolke zur Unschädlichkeit zwingt, und jetzt in Frankreich ballten sich dunkle, unheilvoll grollende Wolken über dem Staate, Franklin wußte den aus ihnen züngelnden Blitz zum Heile seines Vaterlandes zu lenken.

„Ich habe einen Glücksfund für unsere gute Sache," rief ein Mann, rasch in den Garten eintretend.

Franklin reichte ihm zum herzlichen Willkommen die Hand entgegen.

„Und Sie fragen nicht einmal?" rief der Mann, der äußerst zierlich gekleidet war und in seinem ganzen Wesen, wie im Ausdrucke seines Gesichts, eine unruhige Bewegung zeigte.

„Ich will Sie ruhig ausathmen lassen," erwiderte Franklin.

Der lebhafte Franzose legte die feine Hand auf die Schulter Franklins und sah ihn zutraulich lächelnd an. Es war der Dichter Beaumarchais, der eben in der Blüthe seines Ruhmes stand als Dichter des Figaro. Aber der Dichterruhm genügte ihm nicht. Mit großem Eifer vermittelte er die geheime Unterstützung an Geld und Kriegsmaterial und sendete auch aus eigenem Antriebe und auf eigene Gefahr Schiffe mit Kriegsbedürfnissen unter dem Namen eines spanischen Kaufmanns nach Amerika. Nach geraumer Weile rief Beaumarchais: „Sie sind ein Diplomat höchsten Ranges."

„Wenn ich vielleicht Etwas habe, was mich zum Diplomaten tauglich macht,"

entgegnete Franklin, „so habe ich dies keinesfalls durch meine hohe Geburt. Ich bin ein alter Mann, und da hat mich Erfahrung gelehrt, daß die Klugheit wol eine Tugend ist, nicht minder als die Güte; sie gehören zusammen wie die beiden Augen, wie die beiden Hände."

„Und von Ihrer Besonnenheit und Ruhe wissen Sie nichts?"

„Ich besitze vielleicht etwas von der Eigenschaft, die zum Menschenwohl nicht ganz entbehrlich ist, und das ist — Geduld. Ich kann warten, und so weit meine geringe Einsicht reicht, scheint mir das die Hauptkunst der Diplomatie. Ich habe sie mein Leben lang geübt, ohne daran zu denken, daß ich je in so großen Ereignissen davon Gebrauch machen solle. Ich bin jetzt — was ich noch nie in meinem Leben war — abhängig von dem, was Andere thun, habe immer auf fremde Nachricht zu warten, kann in der nächsten Stunde einen mitleidswerthen Abenteurer oder einen Mann von Bedeutung vorstellen; ich weiß es nicht. Mein edler Freund und Freund meines Vaterlandes! Ich bedarf der ruhigen Haltung in mir. Wer sich ganz an eine äußere Thatsache anlehnt — ja selbst an eine so erhabene und mächtige wie die edle Begeisterung des französischen Volkes — wer den Schwerpunkt seines Bestandes aus sich heraus auf eine äußere Stütze verlegt, der fällt um, wenn die äußere Stütze weicht."

Der hastige Franzose wurde durch die Gelassenheit des Greises ebenfalls ruhiger und berichtete, daß ein deutscher General, ein Flügeladjutant König Friedrichs von Preußen, „ein Baron", wie er mit schelmischem Nachdruck hinzusetzte — denn er wußte, daß dies bei den Amerikanern trotz ihrer republikanischen Gleichheit doch einen bedeutsamen Eindruck macht — ein Baron aus einem der ersten Geschlechter bereit sei, in die amerikanische Armee einzutreten. „Alle Nationen," rief er, „müssen den Kampf mitkämpfen, in dem jetzt die dreizehn Staaten nicht für sich allein, sondern für die Menschheit stehen. Frankreich hat vorerst seinen Lafayette geschickt, Polen seinen Kosziusko, und Deutschland sendet nun seinen General Steuben. Ich kann Ihnen auch vertraulich mittheilen, daß unsere Minister bereits mit dem General unterhandeln. St. Germain ist ein alter Freund und Bewunderer des Barons, und Vergennes hält ihn hoch. Der General, der den Dienst bei Friedrich von Preußen freiwillig aufgegeben und seitdem an kleinen deutschen Höfen gedient hat, ist zufällig auf einer Reise nach England hier. St. Germain ist sein alter Freund, der General läßt sich bei ihm melden, und als er zu ihm in's Cabinet tritt, sieht er ihn über eine große Karte gebückt. ‚Was ist das?' fragt der General. ‚Ihr künftiges Schlachtfeld, Herr Baron,' antwortet St. Germain und gibt ihm die Karte der Vereinigten Staaten. Der General wohnt nun sogar im Schlosse zu Versailles, allerdings verborgen gehalten. Mit diesem Manne wird der amerikanische Freiheitskampf eine unberechenbare neue Macht gewinnen. Ein Mann voll Edelsinn und bewährter Tapferkeit, ein Kriegsheld aus der spartanischen Schule Friedrichs von Preußen, der die Hindernisse und Schwierigkeiten nur kennt, um sie zu besiegen — o Freund, und Sie jubeln nicht mit mir und eilen nicht, den Mann im Namen Ihres Vaterlandes zu begrüßen?"

„Ich theile Ihre Freude und danke Ihnen," erwiderte Franklin bedächtig. „Vorerst bedarf es indeß keiner Eile, denn der General ist ja, wie Sie sagen, in der Mansarde des Schlosses zu Versailles in sicherer Obhut. Mein Freund!" fuhr er wärmer fort: „Ich bewundere wiederum die feine Staatskunst der Minister Seiner Majestät. Man schickt uns einen tapfern deutschen General, aber einen deutschen, durch den man sich nicht bloßstellt, wenn er von den Engländern auf der See gefangen wird."

„Das mag sein, aber das hindert Sie nicht, den Mann offen zu empfangen."

„Das hindert mich allerdings; ich darf mir nicht erlauben, mehr thun zu wollen als die Minister Seiner Majestät. Ich weiß, sie sind im Herzen, wie das ganze französische Volk, so warm für unsere Sache als ich, als wir Alle —"

„Mögen die Minister ihre Absichten haben," rief Beaumarchais, sich hin und her wiegend, „wir kennen die unseren; der Welt soll einmal gezeigt werden, daß es in Wahrheit eine Republik auf Erden geben kann."

Franklin nickte beistimmend, und da er sich nie von seinem Ziele ablenken ließ, fuhr er gelassen fort: „Da nun mein bescheidenes Haus keine Mansarde hat, werde ich darauf verzichten müssen, der Gastfreund des Generals zu sein."

„Sie wollen diesen Mann abweisen?"

„Keineswegs. Ich wiederhole Ihnen nur, was ich schon oft gesagt: ich bin nicht beauftragt, Soldaten für mein Vaterland zu werben. Sie wissen, welche unzählige Abenteurer mich belästigen, die alle an die Häupter meines Vaterlandes empfohlen sein wollen, und Jeder glaubt ein Besonderes zur Entscheidung unserer Angelegenheiten beitragen zu können und Jeder will nebenbei auch sein eigenes Glück machen. Ich bin weit entfernt, Ihren deutschen General in die Reihe dieser Abenteurer zu stellen. Ihre Empfehlung wie die des Ministers Seiner Majestät gibt ihm eine hohe Auszeichnung. Aber sobald ich mich auf offene Werbung einlasse, oder auf geheime — denn was ist hier geheim? Ich fühle mich nur deßhalb ruhig, weil ich nichts zu verbergen habe — von dem Momente an, wo ich den General in Dienste nehme, indem ich ihn werbe, setze ich unsere Freunde, die Minister und das hochherzige französische Volk der Gefahr aus, mir, gewiß mit schwerem Herzen, meine bescheidene Stellung kündigen zu müssen."

„Sie müssen sich schnell entscheiden und rasch handeln, wenn nicht Ihr Mitgesandter Deanes die Sache bereits entschlossener angegriffen hat," drängte Beaumarchais; „suchen Sie irgend einen Weg; denn Ihr Gegner oder Mitbewerber will, wie ich höre, den General auch an sich ziehen."

„Mein Gegner? Ich wünschte, ich hätte nur einen; ich habe deren Legion."

„Aber dieser Gegner ist selbst eine Legion. Es ist ein anziehendes Schauspiel, zu beobachten, wie sich die Gunst der Gesellschaft und auch die Volksgunst zwischen Ihnen und dem Kaiser Joseph zu theilen sucht. Er ist, wie Sie, ein Freund der Philosophie und des freien Geistes, ein schlichter, wohlthätiger, offenherziger Mann. Es könnte uns nichts Schlimmeres geschehen, als wenn diese Allianz mit Oesterreich zur Wahrheit würde. Dieser menschenfreundliche Kaiser mag eine Zeit lang der

Abgott des Volkes sein — man erzählt sich viele edle Thaten und feine Worte von ihm, man huldigt ihm, auch um die Erbärmlichkeit unseres Hofes damit zu höhnen — aber die Allianz mit Oesterreich bleibt abgestanden und welk und wäre nur eine Verbindung von Hof zu Hof. Damit ist's vorbei. Aus der Erhebung Amerika's leuchtet Jugendmuth und Freiheit. Sie siegen über einen Kaiser!"

„Nicht ich! Daß Frankreich und Amerika Ein Herz und Eine Seele sind, das siegt. Ich liebe diesen Kaiser, er muß ein starkes, reines Herz haben, da er es dahin bringen konnte, aus einem Fürsten ein schlichter, freier, für jede Belehrung offener Mensch zu werden; solche Erhebung muß für einen Fürsten unsäglich schwer sein. Ich trete ihm nicht in den Weg."

„Aber wir, die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes, treten ihm entgegen. Es ist am Hofe dafür gesorgt, daß die mit fabelhafter Naivetät kundgegebene Menschenfreundlichkeit des Kaisers ihm das Herz des Königs abwendig macht."

„Es ist nicht gut, die Tugend zu mißbrauchen," wehrte Franklin ab.

„Wir thun es nicht, der Kaiser thut es nur selber. Kann es unser König gleichgültig ansehen, daß ihm ein fremder Fürst zeigt, wie man leutselig, einfach und ein Freund der Philosophie sein muß? Der Kaiser thut Alles, ich erkenne das wol, in guter Absicht, aber Seine Majestät, Ludwig XVI., muß dadurch gekränkt sein; denn wer heimlich mit sich selbst unzufrieden ist, sieht in jeder Tüchtigkeit des Andern einen Vorwurf oder gar eine absichtliche Herausforderung und Beleidigung."

„Sie sind ein Dichter," schaltete Franklin ein, „und es mag in der Art des Dichters liegen, sich am Spiel und Gegenspiel der Menschen zu ergötzen."

Eben als Beaumarchais erzählte, daß man davon spreche, Kaiser Joseph wolle Franklin besuchen, wurde das Gespräch unterbrochen; denn der Mitgesandte Franklins, Silas Deanes, kam in den Garten. In seinem Geleite war General Steuben. Er war ein Mann hoch in den vierziger Jahren, eine stattliche, markige Gestalt von gewinnendem und achtunggebietendem Ansehen. Beaumarchais stellte ihn vor. Franklin benahm sich mit großer Zurückhaltung und erklärte wiederholt und bestimmt, daß er nicht beauftragt sei, einen wenn auch noch so schätzbaren Kriegsmann anzuwerben.

„Ich trete als Freiwilliger ein," erwiderte Steuben, „ich stelle keine Bedingungen. Ich verlange weder Gelder noch Titel. Ich will einem Volke dienen, das einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheit kämpft. Zweiundzwanzig Dienstjahre in der Schule des Königs von Preußen scheinen mir den Anspruch auf den Namen eines erfahrenen Offiziers zu verdienen; und wenn ich einige Talente in der Kriegskunst besitze, so werden sie mir um so werther sein, als ich sie im Dienste einer solchen Republik verwenden kann, wie ich die Vereinigten Staaten noch zu sehen hoffe. Ich möchte gern mit meinem Blute die Ehre erkaufen, daß meiu Name eines Tages unter den Vertheidigern Ihrer Freiheit genannt werde."

Ueber Franklins Gesicht zuckte es kaum merklich. Der Mann der tiefsten Welt- und Menschenkenntniß stand hier doch vor einem Räthsel. Er kannte die Engländer, die Franzosen, die Spanier; das deutsche Wesen war ihm fremd. Diese Vereinigung von flammender Begeisterung mit nüchterner Besonnenheit, diese Gedrungenheit der

Kraft, die nicht vor Allem nach Schlachtenruhm begehrte, sondern in der mühevollen und glanzlosen innern Gestaltung sich bethätigen wollte, diese geschlossene Hingebung an den Augenblick und dabei das Hinwegschauen über das eigene Selbst in die Zukunft der Geschichte, wo nur noch der Name klingt — das war deutsch und fremd.

Dazu kam, daß Franklin eben jetzt mit einer tiefen Bitterkeit an Alles, was deutsch hieß, denken mußte. Es war ihm nicht möglich, dem deutschen Manne anders als mit kühler Freundlichkeit zu begegnen. Deanes merkte das Letzte und sagte:

„Es ist eine Freude, daß ein deutscher General uns zu Hülfe kommt. Die Schmach — an der freilich das deutsche Volk unschuldig ist — die himmelschreiende Tyrannei, daß die gütigen Landesväter von Braunschweig und Hessen-Kassel, Anspach und Waldeck 20,000 ihrer Landeskinder an die Engländer verkauft haben, um gegen uns zu kämpfen — Sie, edler Baron, widersprechen durch Ihre That im Namen Ihrer Volksehre."

„Ich kann leider nicht im Namen meines Volkes sprechen," erwiderte Steuben, „ich gebe mich allein als ein einzelner, freier und selbständiger Mann, mehr bin ich nicht, und will abwarten, wie ich mich bethätigen kann."

„Haben Sie gehört," rief Beaumarchais zu Franklin gewendet, „was König Friedrich von Preußen erwiderte, als man ihn fragte, wie man sich gegen die verkauften Soldaten zu benehmen habe, die durch preußisches Gebiet marschiren? Er gab einfach den Bescheid: man nehme den Viehzoll von ihnen, denn ihre Fürsten betrachten sie ja als Vieh, das man verkauft."

„Da lesen Sie in der holländischen Zeitung," entgegnete Franklin, ein Blatt darreichend. „Der Landesvater von Hessen-Kassel hat für seine verkauften Hanauer einen besonders guten Preis bekommen. Der Fürst von Anspach mußte die verkauften Soldaten, die nicht abziehen wollten, entwaffnen, fesseln und durch seine Garden nach dem Meere treiben lassen; er selbst lieferte die Waare auf's Schiff, aber in jeder holländischen Stadt, durch welche er kam, wurde er laut mit Schimpfworten verfolgt."

Eine dunkle Röthe überdeckte das Antlitz Steubens, da er so die Schmach seines Vaterlandes hören mußte. Er legte die Hand auf's Herz, in welchem Jammer und Zorn entbrannten, und doch konnte er nichts erwidern.

„Da Sie als Freiwilliger eintreten," wendete sich Franklin an Steuben, „so will ich Ihnen einen Brief an General Washington geben, und so reiche ich Ihnen die Hand und heiße Sie im Namen meines Vaterlandes willkommen."

„Die Republik wird sich Ihnen dankbar erweisen," fügte Deanes hinzu.

„Wenn ich ohne alle Bedingungen als Freiwilliger eintrete, ohne Anspruch auf Rang bei meinem Eintritte und ohne Erwartung eines Entgeltes nach beendigtem Kriege," nahm Steuben das Wort, und seine markige Gestalt wurde größer und seine Stimme gewaltiger, „so sage ich Ihnen, ich verlasse mich weder auf die halben Zusicherungen des französischen Ministers, noch baue ich auf republikanische Dankbarkeit. Die Republik hat vielleicht darum die Tugend der Dankbarkeit nicht, weil sie kein geschichtliches Verdienst anerkennen will und den immer sich erneuenden freien

Spielraum der Kräfte offen halten muß. Ich weiß das Alles und bin doch bereit. Frankreich sendet Lafayette, Polen Kosciusko, mich sendet Niemand, ich folge meinem eigenen Rufe. Mein Vaterland ist leider nicht so einig wie Frankreich, aber auch Gottlob nicht so zerrissen und niedergeworfen wie Polen. Der Fluch gegen unsere fürstlichen Menschenverkäufer spricht sich offen aus. Aber ich hoffe Amerika etwas zu



leisten aus der Schule meines Meisters Friedrich von Preußen: Zucht und Ordnung, Gehorsam, gute Verpflegung, Schonung wo es Ruhe gilt, und muthigen Einsatz, wo die Gefahr ruft und der Sieg. Ich höre, daß die Formation keine feste, daß die Anwerbungen auf kurze Zeit beständige Auflösung mit sich führen. Hier ist meine Aufgabe. Siege werden nur erfochten, Niederlagen nur muthig abgewehrt, wo ein straffes Band zusammenhält. Niemand kann bestimmen, zu welcher Ernte der Thaten

ihn das Schlachtenglück führt, aber die stille, unermüdlich emsige Pflege der festen Heeresordnung, die liegt in unserer Hand."

Die beiden Amerikaner und der Franzose sahen staunend auf den Mann, aus dessen Worten sich Etwas heraushörte, wie der schmetternde, niederwerfende Ton Friedrichs II.

Der Enkel Franklins kam mit einem Läufer, der aus der Stadt einen Brief brachte. Franklin las denselben und reichte ihn Deanes, der ihn mit Beaumarchais gemeinsam las. Der Brief war von dem Gesandten des Großherzogs von Toskana und lautete:

Herrn Doctor Franklin!

Abbé Niccoli bittet Herrn Franklin, ihm die Ehre zu erzeigen und Mittwoch am 28. d. M. um neun Uhr zum Frühstück zu kommen; er soll eine gute Tasse Chocolade vorfinden.

Mit Achtung

Klein-Luxembourg, den 26. Mai 1777.

„Da ist nun endlich die Unterredung," rief Beaumarchais. „Sie werden Kaiser Joseph bei Abbé Niccoli treffen, und unser früherer Minister Turgot wird auch dabei sein, um alle Mißdeutungen aus dieser Zusammenkunft zu vermeiden. Er hat mir das selbst mitgetheilt. Ich weiß, daß Kaiser Joseph am 31. abreist; er will Sie noch vertraulich sprechen, aber es soll sich keine Folge daran knüpfen. Ich glaube, er gehört auch zu Jenen, die einen Apostel, wenn er heute erschiene, in einer Zwischenstunde, zwischen Frisiren und Theaterbesuch, empfangen wollen."

Franklin wurde nachdenklich, und Beaumarchais sagte halblaut zu Deanes, aber so, daß es Steuben hören konnte: diese Zusammenkunft müsse zu einer öffentlichen Kundgebung benutzt werden; der Adel müsse sich in den Saal zum Gesandten drängen und das Volk sich auf der Straße sammeln und nur Franklin huldigen und so den Kaiser demüthigen und die Allianz mit Oesterreich unmöglich machen. Beaumarchais war so entzückt von der feinen Kriegslist, die hier in's Werk gesetzt werden sollte, daß ihn Deanes ermahnen mußte, leiser zu sprechen, denn Franklin würde Derartiges nicht zugeben.

Steuben zuckte zusammen. Ein Kaiser von Deutschland sollte dazu mißbraucht werden, um einen Günstling des Volkes neu zu erheben! Er sann darüber nach, wie er das vereitle. Nachdenklich kehrte er nach Versailles zurück.

Viertes Capitel.

Bruder und Schwester auf dem Throne.



Eine linde Mondnacht lag auf den Gärten von Versailles, darin die Springbrunnen plätscherten. Der Mond glänzte hell am Himmel und die Nachtigall sang im Gebüsch. Das sanfte Licht floß hernieder und leise Musik durchhallte die verschnörkelten Säulengänge und Hallen des Schloßgartens.

General Steuben hatte trotz der Warnung seiner Gönner und Freunde sein Versteck verlassen. Er mußte den Kaiser sprechen oder einen aus seinem Gefolge, um das frevelhafte Spiel, das man mit dem Kaiser vorhatte, zu vereiteln. Er fand Niemand, denn heute war großes Fest in den inneren Gemächern des Schlosses. Er wanderte endlich ruhelos durch die entfernten, dunklen Gänge, wo er nichts mehr sah von den leuchtenden Fensterreihen, und nichts mehr vernahm von Lachen und Scherzen und Musik. Da hörte er plötzlich aus einem Gebüsch eine Männerstimme, sie sprach deutsch: „Sie haben doch wenigstens Etwas erobert von unserer Fahrt, lieber Colloredo," lautete es. „Sie haben das französische Geschützwesen studirt, aber ich — ich komme arm wieder heim; und auch der Kaiser bringt nichts mit, als die Bekanntschaft einiger Freigeister, die Kenntniß von der Einrichtung des Taubstummen-Instituts, der Findelhäuser und was in diesen Kram gehört."

„Wenn der Kaiser," wurde erwidert, „nur morgen mit seinem Schwager zur Jagd ginge; vielleicht könnte er doch noch Vieles gewinnen. Aber er hat nicht genug, daß er Rousseau besuchte, daß er sich bei Buffon als dessen Schüler einführte; er will auch noch diesen schlauen Revolutionär Franklin sprechen."

Bei diesen Worten trat Steuben auf die beiden Männer zu und sagte: „Herr Graf Colloredo! Wir haben im Felde einander als Feinde gegenübergestanden, jetzt

im fremden Lande sind wir Deutsche. Ich habe Ihrem, ich habe dem deutschen Kaiser eine Warnung zukommen zu lassen."

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte Colloredo.

„Mein Name ist bei dieser Sache gleichgültig. Ich darf ihn auch aus Rücksicht auf meine Freunde, bei denen ich hier lebe, nicht nennen. Ich habe Ihnen nur zu sagen: der Kaiser soll die auf morgen bei dem Abbé Niccoli angesetzte Zusammenkunft mit dem Amerikaner Franklin unterlassen."

„Und warum?"

„Es sind Veranstaltungen getroffen — von wem? darf ich Ihnen nicht sagen. Es sind Männer, denen die Beliebtheit Kaiser Josephs beim französischen Volke verhaßt ist. Man wird Alles aufbieten, um Adel und Volk eine öffentliche Huldigung für Franklin machen zu lassen und den Kaiser in Schatten zu stellen, wenn nicht gar zu demüthigen."

„Und wenn unser Kaiser sich aus solcher Kundgebung nichts macht?" warf Cobenzl scherzend ein.

„Dann hat der Kaiser Männer in seiner Umgebung," erwiderte Steuben scharf, „die es nicht treu mit ihm meinen, die es ihm gönnen, wenn ihm das französische Volk eine solche Lection in der Volksbeliebtheit gibt."

„Unbekannter Freund," nahm Colloredo wieder das Wort, „wir glauben Ihnen und werden den Kaiser warnen. Wir glauben aber auch, daß wir Sie als Gewährsmann nennen müssen. Wir könnten Mittel anwenden, Sie zur Nennung Ihres Namens zu zwingen. Wir verzichten darauf. Sie sind der Aussprache nach ein Sachse. Wollen Sie nicht Ihren Namen nennen? Ich verbürge Ihnen mit meinem Manneswort, ihn nur dem Kaiser mitzutheilen. Er wird dem geheimen Freunde sich dankbar erweisen."

„Ich erfülle nur meine Pflicht als Deutscher gegen unsern Kaiser. Die Nennung meines Namens, der dann doch nicht verschwiegen bliebe, würde meine Freunde bloßstellen. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Graf. Ich sage damit dem Vaterlande Lebewohl."

Steuben und Colloredo drückten einander die Hand, und Steuben, in den nächtig dunkeln Gängen wohlbekannt, verschwand schnell.

„Nun haben Sie doch ein Abenteuer, Cobenzl!" rief Colloredo lachend.

„Aber kein galantes," erwiderte Cobenzl. „Der Mann war offenbar ein Spion; doch bleibt es räthselhaft, warum er sich nicht nannte und seinen Lohn sicherte."

Die beiden Männer gingen in das Schloß zurück und kamen überein, den Kaiser heute in der Festlichkeit nicht zu stören, und es war ja Zeit genug, ihn morgen zu warnen.

Joseph, der während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Paris in einem Gasthof gewohnt hatte, blieb die beiden letzten Nächte in Versailles, um seinen Schwager und seine Schwester ungestört sprechen zu können.

Am Morgen nach dem nächtlichen Feste war Joseph in trüber Stimmung erwacht; er hatte mancherlei Spott darüber hören müssen, daß er, als deutscher

Kaiser, es nicht verhindern konnte, daß Fürsten ihre Landeskinder verkaufen. Hier und jetzt, wie immer und überall, empfand er die Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt, und sah das hauptsächlichste Mittel, sie zu stärken, in der Mehrung und Wahrung seiner Hausmacht.

Als Colloredo dem Kaiser die Warnung des Unbekannten mittheilte, lächelte Joseph. Dennoch wurde er alsbald nachdenklich; er beharrte indessen bei seinem Vorsatze, um neun Uhr in Paris zu sein.

Ludwig XVI. war schon früh mit seinem Jagdgefolge ausgezogen, denn die Jagd war seine einzige Leidenschaft.

Die Königin Marie Antoinette erschien schön geschmückt im Garten allein bei ihrem Bruder. Sie trug eine hohe, thurmartige Frisur mit Pfauenfedern und ein weitbauschiges Kleid, und trotz ihrer Jugendlichkeit war sie nach der damaligen strengen Hofsitte weiß und roth geschminkt.

Joseph ging mit seiner Schwester auf der großen Allee bei den Springbrunnen, die Hofdamen kamen viele Schritte hinterdrein.

„Du bist furios geschminkt,“ sagte der Kaiser in launiger Zutraulichkeit.

„Und Du möchtest gern ganz Paris entschminken,“ entgegnete die Königin. „Du hast Deine besondere Freude, die Welt im Negligé zu sehen.“

Der Kaiser schwieg. „Ich verlasse Dich nun bald,“ begann er milder. „Ich habe darum die Einladung zur Jagd abgelehnt, um noch diese Morgenstunden brüderlich mit Dir zu verbringen. In Staatsangelegenheiten habe ich nichts erreicht. Der König ist eine grundgute, aber zaghafte Natur; er läßt sich lieber von den Umständen zwingen, als daß er sich selbst entscheidet. Maurepas ist unser Feind, und wäre auch Choiseul am Ruder — die öffentliche Meinung ist gegen uns.“

„Die öffentliche Meinung ist eine Windfahne.“

„Mag sein, aber sie steht jetzt nach Westen, nach Amerika hin; keine Gewalt dreht sie zu uns nach Osten.“

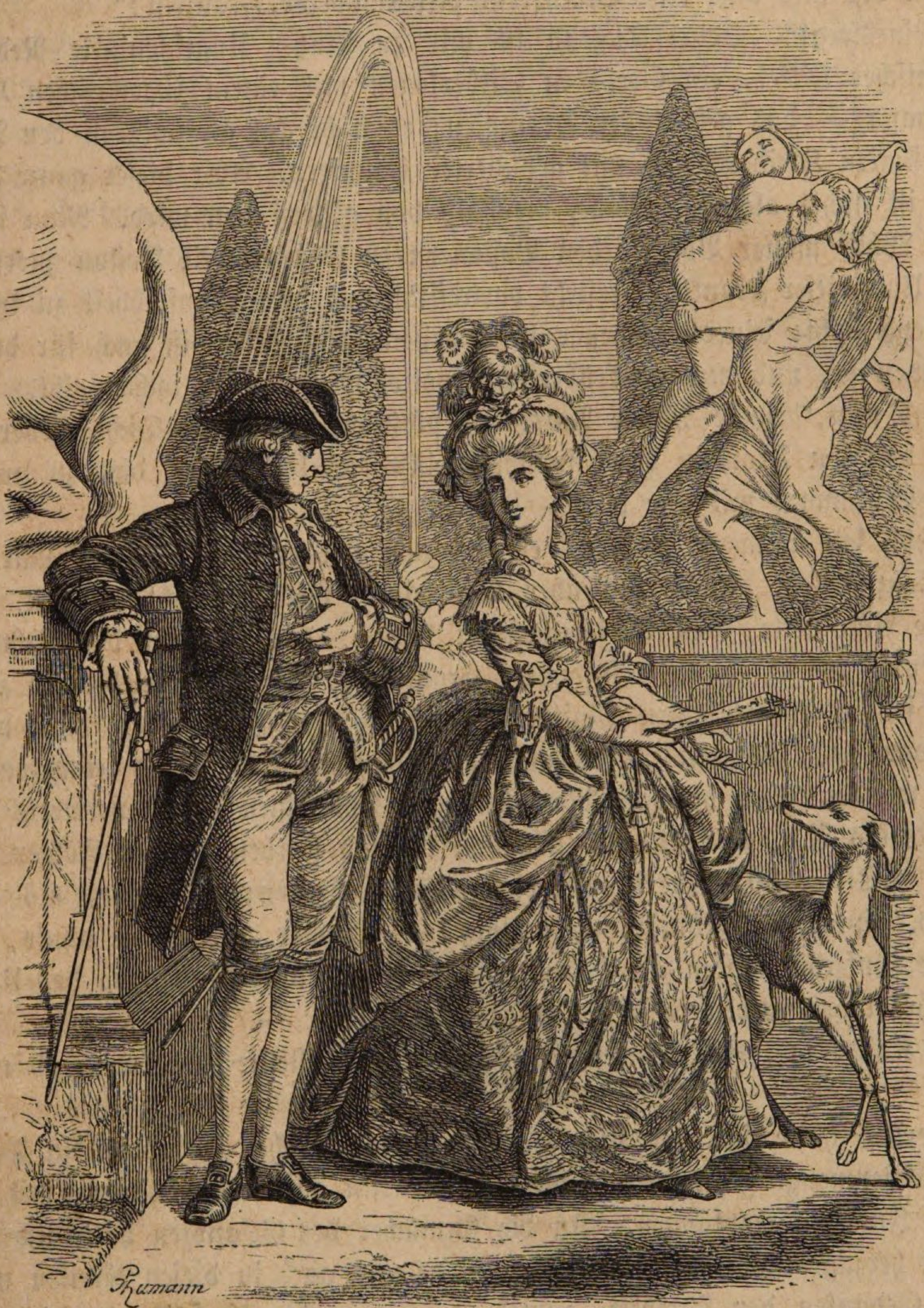
„Ich verstehe nichts von der Regierung und den großen Welthändeln. Der König und ich, als wir den Tod Ludwigs XV. hörten, warfen uns auf die Kniee und beteten laut: O Gott, behüte uns, wir sind noch zu jung, um zu herrschen.“

Der Kaiser sah gerührt in das Angesicht seiner Schwester, ihr Auge glänzte, ihr unschuldvolles Wesen trat zu Tage, und Joseph redete ihr nun in's Herz, daß sie den Tugendstolz ablegen solle, denn eben weil sie sich der Reinheit ihres Wesens bewußt war, setzte sie sich über manche Formen des Lebens hinweg und gab sich Mißdeutungen preis.

Die feinen Lippen der Königin schwellten sich in Unmuth und Trotz, aber bald lächelten sie wieder.

„Joseph!“ rief die Königin schalkhaft, „Du bist hierher gekommen mit der Leimpfanne, um das Bündniß besser zu leimen. Und was thust Du? Du willst uns lehren, daß unser ganzer Hausrath unnützer Trödel sei; Du kommst in ein fremdes Land und willst, daß die Menschen Deine Sprache sprechen.“

„Mit wem ich Freund sein will," erwiderte Joseph, „den muß ich zu meiner Ansicht zu bringen suchen, sonst bin ich unehrlich und es ist kein Halt in unserer Beziehung."



„Ich weiß, Du meinst es treu, aber Du könntest Dir ein Beispiel an Deinem Gegenfüßler nehmen —"

„An meinem Gegenfüßler? Wer ist das?"

„Der Solon von Passy; er ist einer der bedeutendsten nnd zugleich bequemsten Menschen. Tod und Tadel, sagt er, entgeht keinem Menschen, und darum muß man

sie nicht gewaltsam herbeiführen; Leben und Loben, das schmeckt. Dieser Franklin will uns gewinnen und — komm her, Diana," unterbrach sie sich plötzlich und lockte einen Windhund. „Siehst Du, Bruder, wenn man Jemand gewinnen will, muß man ihm pfeifen und ihn streicheln, nicht schelten und jagen."

„Du bist also auch eine Verehrerin dieses Doctor Franklin?"

„Keineswegs! Seine Tugend ist mir zu rauh. Ungeschminkte Redensarten, republikanischer Kittel, ein Greis in Silberlocken mit einem jugendlichen Krauskopf an der Hand — das gefällt den Franzosen; es sticht gut ab zwischen den Marionetten in gestickten Kleidern und mit gepuderten Häuptern. Aber dieser ganze Freiheitsschwindel ist nichts als eine Mode, die bald von gestern sein wird. Man spielt jetzt hier statt Whist immer Boston, den Bostonern zu Ehren, weil Boston zuerst revolutionirte. Und dieser Franklin versteht vortrefflich mit seiner Einfachheit zu kokettiren."

Joseph suchte seiner Schwester zu beweisen, daß sie gewiß auch für den Mann eingenommen sei, und nur gern über ihn spotte, weil das zu lachen gibt.

„Und nun," sagte Marie Antoinette plötzlich, „ich bitte Dich, lieber Bruder, ich weiß, daß Du Franklin heute sprechen willst, ich bitte Dich, dies zu unterlassen. Man hat Schlimmes mit Dir vor."

Joseph sah staunend auf, da er jetzt zum zweiten Mal gewarnt wurde, seine Würde bloßzustellen. Er wollte aber von seinem Vorsatze nicht abgehen. Da bat ihn Marie Antoinette, sein Versprechen zu halten, den Morgen der Schwester zu widmen, und es sei ihr eine besondere Erquickung, den Bruder bei sich zu haben, denn ihr sei in diesen letzten Maitagen immer so weh zu Muthe. Jetzt vor sieben Jahren war sie, fünfzehn Jahre alt, als Dauphine in Paris eingezogen. Am 30. Mai wurden über hundert Menschen beim Abbrennen des Feuerwerks auf dem Platze Ludwigs XV. erdrückt, und nahe an tausend starben an den Folgen der Verletzungen. „Dieser 30. Mai ist mir ein ewiger Schrecken; ich meine, als bring' er mir Elend," sprach die Königin wehmüthig. — Es war, als ob sie ahnte, daß von heute über fünfzehn Jahren am selben Tage auf demselben Platze, wo das Unheil geschehen, ihr junges Leben so schuldlos geopfert würde. —

Der Kaiser sah seine Schwester tief bewegt, er bestellte die Wagen ab und blieb bei ihr.

Unterdeß hatte sich vor dem Hause des toskanischen Gesandten in Paris eine große Menschenmenge gesammelt, und als Franklin anfuhr, wurde er mit tausendstimmigem Jubelruf empfangen. In die Gemächer des Gesandten hatte sich der Adel von Paris herzugedrängt, denn man spielte damals auch in diesen Kreisen noch gern mit dem Gedanken der Freiheit, zumal wenn man den Hof damit reizen konnte. Dabei hegte die vornehme Müssiggängerei die Erwartung, sich hier eine bedeutsame Theaterscene vorspielen zu lassen zwischen einem König und einem Republikaner. Das durfte man nicht versäumen, denn wie anziehend war es, dann später in Gesellschaften erzählen zu können: Ich habe das mit erlebt. Auch viele Männer des Staates und der Wissenschaften waren gekommen — sie alle wollten Zeuge sein des großen Schauspiels, wie zwei Männer, so ungleich an Alter und Herkunft und doch so gleich

an der Kraft menschenfreundlichen Sinnes, einander begegnen, und welche Lichtstrahlen von solchem Zusammentreffen ausgehen würden.

Auch Franklin hatte Mühe, seiner inneren Bewegung Meister zu werden. Es war für die Sache seines Vaterlandes, die er vertrat, von großer Bedeutung, wenn er sich auch gestehen mußte, daß diese Begegnung mit dem Kaiser nur ihm allein galt. Und wenn er sich auch bewußt war, als Mann dem Manne gegenüber zu stehen und keine andere Würde gelten zu lassen, wie ja der Kaiser selbst dies heischte, so preßte ihm doch der Wunsch das Herz zusammen, die ganze innere Erkenntniß des besten Strebens zum Wohle der Menschheit in feste, unaustilgbare Worte zusammendrängen zu können, um einem selbstgebietenden Herrscher die Berechtigung der freien Selbstbestimmung der Staatsbürger an das Herz zu legen. Er fand bald seine ruhige Bedachtsamkeit wieder und erwartete mit Gelassenheit die kommenden Augenblicke.

Die Stunde schlug, der Kaiser kam nicht; man ging unruhig hin und her, kein Gespräch haftete, denn jeden Augenblick konnte es durch die Ankunft des Kaisers durchschnitten werden. Es schlug zehn, der Kaiser war noch nicht da; es schlug elf, man wartete noch immer vergebens.

Beaumarchais war bald in den Gemächern des Gesandten, bald unten auf der Straße bei der Volksmenge, und hier wie dort wußte er mit Stachelreden auf das Hofleben die Gemüther zu reizen und zu ergötzen. Wenn er oben mit feiner Spottlust darlegte, daß auch dieser philosophische Kaiser sich wenig darum kümmere, wie er die Menschen und ihre Zeit verbrauche, und es für die Pflicht Aller halte, daß man warte und aufwarte — so wußte er unten auf der Straße mit derben Worten anzubringen, daß man in Versailles sich jetzt gewiß darüber lustig mache, wie die Canaille sich vergebens hier sammle.

Das Volk auf der Straße ward ungeduldig; man sang Spottlieder auf den Hof; es war eine Unruhe, wie wenn man ein versprochenes Schauspiel plötzlich absagt.

In der Versammlung beim Gesandten flogen spitze Reden wie Pfeile hin und her. Franklin lächelte und ließ sich von keiner Huldigung und keiner Lockung, von keiner Theilnahme an der Beleidigung, die ihm widerfahren, dazu bringen, in den bittern, gehässigen Ton einzustimmen. Die Wagen fuhren wieder davon, das Volk zerstreute sich.

Ein Mann, der in der Ferne stand, war der Einzige, der sich freute, daß den Franzosen ihr leichtfertiges Spiel mit der Ehre des deutschen Kaisers versagt war — es war Steuben. Er machte sich auf den Weg nach Passy, um den versprochenen Brief an Washington bei Franklin abzuholen.



Fünftes Capitel.

Ein herzliches Erfassen.

Franklin saß in seinem Arbeitszimmer, als Steuben eintrat. Steuben war in frohgespannter Stimmung, wie nach einem kleinen Siege. In diesem Gefühle, eine stille gute That vollbracht oder eigentlich eine böse vereitelt zu haben, waren seine Lebensgeister erfrischt und leicht beweglich, und unwillkürlich machte sein ganzes Wesen einen heitern Eindruck; seine Rede war frei und gewinnend. Franklin zeigte keine Spur einer Verdrossenheit über das vorangegangene Ereigniß. Mit aufmerksamer Bedachtsamkeit hörte er den Plan Steubens über seine Reise und die ausführliche Darlegung dessen, was er in Amerika unternehmen wolle. Er hörte so getreu zu, daß er das Wort des Sprechenden befreite und belebte. Er verstand die seltene Kunst: die Kunst zu hören, die Mittheilungen Anderer voll und treu aufzunehmen, in hohem Maße; und in dieser Eigenschaft bestand ein nicht geringer Theil seiner Liebenswürdigkeit.

Die beiden Männer schienen erst jetzt in Wahrheit einander zu begegnen und zu verstehen. Franklin sprach offen seine Freude aus, daß ein Mann wie Steuben sich der Sache seines Vaterlandes widme.

Die beiden Männer waren im eifrigen Gespräch begriffen, als ein Adjutant Kaiser Josephs angemeldet wurde. Steuben erhob sich, Franklin übergab ihm den Brief an Washington und drückte ihm mit einem herzlichen Lebewohl die Hand. An der Thür begegnete Steuben dem eintretenden Adjutanten. Steuben sah in das milde blaue Auge des Mannes und eine rasche Freude durchzuckte sein Herz. Er verbeugte sich ehrerbietig.

„Ich glaubte Sie allein, Herr Doctor. Wer war der Mann, der eben fortging?“ fragte der Adjutant mit etwas entschiedenem Tone, als er die Thür geschlossen.

Franklin sah ihn stutzig an und lächelte still vor sich nieder.

„Ein Mann Ihres Berufs," erwiderte er, „ein Soldat, der sich seine Lorbeeren im Kampfe gegen Ihr Heer erworben hat, ein Baron Steuben aus Deutschland."

„Ich hörte den Namen schon einmal. Und er will nun wol auch zu Ihnen nach Amerika?"

„Auf eine so offene Frage eine offene Antwort: Allerdings. Er ist mir als ein Mann von großem Organisationstalent empfohlen, und gerade das ist's, dessen wir sehr bedürfen. Wir haben einsehen gelernt, daß mit dem Freiwilligendienst sich ein schneller Handstreich ausführen, aber kein Krieg führen läßt; es muß strenge, unzerreißbare Ordnung in einem Heere sein, unbedingter Gehorsam, wenn es geschlossen, von Einem Willen geleitet gegen den Feind kämpfen soll."

„Es freut mich, das von Ihnen zu hören. Also auch Sie erkennen die Nothwendigkeit einer monarchischen Gewalt, wenn auch nur im Kriege, an?"

„Gewiß; der Krieg ist uns aber nur ein vorübergehender Zustand."

„Sie geben aber doch zu, daß auch die monarchische Verfassung die Freiheit, die ewigen Menschenrechte schützen und groß ziehen kann?"

„Gewiß, wenn nur immer Tugend und Gesetzesachtung sich mit der Krone vererbten."

Eine Pause trat ein; der junge Mann und der Greis schauten forschend, aber doch wie mit einer zutraulichen Begrüßung einander an; sie waren so plötzlich mitten in Erörterung der höchsten Fragen des Völkerlebens hineingerathen, daß sie wie zur Sammlung und Zurechtfindung einen Halt machen mußten.

Franklin hielt still den forschenden Blick des jungen Mannes aus und wartete, bis er wieder zu reden beginne.

„Es ist der Wille Josephs," begann der junge Mann wieder, „die edelsten Führer der neuen Zeit kennen zu lernen und sich von ihnen belehren zu lassen. Darum läßt er Ihnen sagen, daß er zu seinem Leidwesen Sie nicht bei Abbé Niccoli sprechen konnte. Joseph hoffte von Ihrer Weisheit zu gewinnen, aber es drängten sich zu viel Unberufene dazu."

„Ich weiß, oder vielmehr ich glaube zu wissen, Joseph ist nicht wie Manche seines Gleichen."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe noch nie einen Fürsten gesprochen, aber man sagt mir, bei ihnen sei Alles mehr bloße Neugier, sie ließen sich von Jedem rathen und wollten doch nicht berathen sein; sie hörten gern Alles an, nur um stets bei sich zu denken: wer weiß, welche eigennützigen Absichten du bei deinen begeisterten Worten hast? Die Hauptkunst — wie ich höre — die man bei der Erziehung der Fürsten anwendet, besteht darin, sie überall und Jedem mißtrauen zu lehren."

„Halten Sie denn die Menschen für gut?" fragte der Adjutant.

„Halten Sie sich selbst für gut?" gab Franklin zur Antwort.

„Warum fragen Sie mich das?" wurde ihm entgegnet.

„Weil der Mensch die Anderen für das hält, wofür er sich selbst hält."

„Ich halte mich nicht für gut, aber ich möchte es sein."

„Das ist das Beste. Sein Herz rein erhalten, seinen Verstand klar bilden, das ist Menschenpflicht und schafft das Gute."

„Sie hatten das große Glück, die Menschen im Einzelnen kennen zu lernen und sich selbst dabei getreu zu bleiben; Sie haben den großen Vorzug, Stammvater eines neuen, in die Weltgeschichte eintretenden Geschlechtes zu sein. Es ist nicht Stolz, wenn ein Fürst mit seiner winzigen Persönlichkeit Wir sagen muß; er hat seine ganze Reihe von Ahnen, er hat sein ganzes Volk zu vertreten. Sie aber beginnen mit sich eine neue Welt, Sie konnten sich in der weiten Welt Ihr Schicksal selber schaffen und allen Menschen als Freund nahe treten; Sie sind zu beneiden."

„Und ich möchte dagegen sagen: es ist ein großes Glück, von Geburt an ausgestattet zu sein mit der Macht, Tausenden Gutes zu thun."

„Es wäre schön," rief der junge Mann, „wenn die Edelsteine in der Krone die Dankesblicke derer widerstrahlten, denen man ein Freund, ein Retter, ein Helfer sein könnte!"

Franklin richtete sich auf bei diesen begeistert ausgerufenen Worten, setzte sich aber schnell wieder.

„Darf ich Sie um Etwas bitten?" fuhr der junge Mann fort, plötzlich in einen andern Ton übergehend, „ich möchte von Ihnen selbst vernehmen, welch ein Lebensgang Sie zu diesem allverehrten Weisen gebildet hat. Wollen Sie mir kurz Ihre Lebensgeschichte erzählen?"

„Ich bin ein alter Mann und etwas geschwätzig, zumal wenn ich von mir selbst zu reden anfange; da erscheinen Einem Dinge wichtig, die dem Andern bedeutungslos sind. Ich habe indessen meine Lebensgeschichte für meinen Sohn aufgezeichnet, die Sie auch lesen mögen; und Sie könnten ja dem Alter nach mein Sohn sein."

Der junge Mann faßte die Hand des Greises und drückte sie.

Franklin stand auf, holte ein kleines Buch und übergab es dem jungen Manne mit den Worten: „Es freut mich, diese Blätter in Ihre Hand zu geben. Das steht hier Alles so ruhig und hat doch viel Arbeit und Noth gekostet. Ich wünsche nur, daß ich Anderen den rechten Weg leichter und kürzer gemacht habe. Eine Hauptsache, die ich durch mein ganzes Leben geübt und bewährt gefunden habe, ist die, daß es eine Tugendkunst gibt. Die Tugend ist weder eine Naturgabe, noch wird sie durch Beten errungen, wenngleich beides auch dazu verhilft. Sie will geübt sein mit unabläſſiger Aufrichtigkeit vor sich selbst, mit fester Rechenschaft, die man sich vor seinem eigenen Gewissen gibt; und wenn man auch nicht Alles erreicht, nicht alle Fehler ablegt, so lernt man sich genügen an dem, was man vermag."

Es wurde ein neuer Besuch angemeldet; der junge Mann stand auf, faßte die Hand Franklins mit seinen beiden Händen und sagte: „Ich darf nicht unwahr gegen Sie sein. So erkläre ich Ihnen denn — verzeihen Sie die ungeschickte Maske — ich selbst bin Kaiser Joseph."

„Das wußte ich," erwiderte Franklin ruhig, „aber es thut meinem Herzen

wohl, daß Sie es offen bekennen. Eine Unterredung mit einem halb oder ganz Verhüllten ist wie ein Sprechen mit einem Fremden im Dunkel. Die Stimme allein ist nicht das Leben. Man muß die Lebenszüge eines Menschen klar sehen, um ihn recht zu verstehen und in Wahrheit zu erkennen. Ich heiße nunmehr den Kaiser in meiner bescheidenen Hütte willkommen."

„Und Sie reden zu mir wie vordem?"

„Ich habe dem Kaiser gesagt, was ich Jedem meiner Mitbrüder sagen würde und —"

„Ja, wir sind Brüder," rief Joseph, „wenn auch verschiedene Kirchen, verschiedene Länder uns ihre Söhne nennen."



„Wir sind Brüder aus dem alten Bunde," entgegnete Franklin lächelnd. „Mein Bruder Joseph ist zum Könige geworden, und Benjamin, freilich nicht der jüngere Bruder, blieb ein einfach bürgerlicher Mann."

„Wir sind Pathen ein und desselben Kindes," entgegnete Joseph und erzählte das Begebniß im Posthause.

Franklin lächelte freundlich, und der Kaiser fuhr fort: „Es ist gräßlich, daß es Kirchen gibt, die den Bruder vom Bruder trennen; wir beide stehen hier eins vor Gott. Wissen Sie, welches die größten Uebelthäter der Menschheit sind?"

„Wen halten Sie dafür?"

„Diejenigen, welche die Menschen durch Religion trennen wollen, die sie doch vereinigen soll. Die Geistlichen müßten diejenigen sein, die die Menschen am meisten beglücken, Friede und Liebe hervorrufen, und sie werden verfolgungssüchtig und haßgierig gegen Andersglaubende und verfinstern den Geist."

„Wohl!" erwiderte der Greis. „Gerade weil der Beruf der Geistlichen der höchste und heiligste, darum wird er so verderblich, wenn sie ihn ins Gegentheil

verkehren. Es gibt vielleicht kein Mittel, die geistliche Gewalt zu brechen, aber es gibt wohl ein Mittel, sie zu erobern und uns zuzuwenden."

„Und das wäre?"

„Die Religion auf die Vernunft, die Staatsgesetze auf die sittlichen Mächte zu gründen und nicht auf die Gewalt. Die Freiheit, die Ehre, die Menschenliebe, alle Tugend muß ihre Heimath im Staate, im thätigen Leben finden. Dann ist alles Dasein lichterfüllt; der Sonntag ist nicht mehr allein geheiligt, jeder Werktag ist es, Treue und Glauben und Rechtschaffenheit herrschen in Handel und Wandel und jeglichem Thun. Es herrscht kein Mensch mehr über einen Andern, es herrscht das Gesetz und in dem Gesetze die sittliche Macht — der zur freien Flamme gewordene reine Gottesfunke, der unser Herz erwärmt und unsern Verstand erleuchtet."

„O wohl! Das ist das himmlische Reich, das wir auf Erden schaffen sollen," rief Joseph, legte beide Hände auf die Schultern des Greises und sah in sein glänzendes Antlitz. „Wir wollen arbeiten und nicht müde werden, es zu verwirklichen; ein jeder auf seinen Posten .... Leb' wohl, Bruder Benjamin."

„Leb' wohl, Bruder Joseph!" antwortete der Greis, und die Beiden umarmten und küßten einander.

Als Joseph am letzten Mai Paris verließ und an Passy vorüberfuhr, schaute er lange hinüber nach dem Hause, wo Franklin wohnte: Wird der edle Greis die Freiheit seines Vaterlandes gründen helfen, und wird es dir gelingen, die Freiheit in deinem Vaterlande zu erwecken?

Satt an Tagen starb Franklin, und die Freiheit seines Vaterlandes war befestigt. Frühzeitig sank Joseph in die Gruft, und seine edelsten Thaten wurden vernichtet.

Heute kämpfen die amerikanischen Staaten nochmals ihren Freiheitskampf, und sie kämpfen ihn mit sich selbst. Heute erhebt sich Oesterreich zur Gründung des Rechtsstaates in der Bürgerfreiheit. Dort wird der Geist Franklins beim Friedensschlusse mitwirken müssen, und hier muß der Geist Josephs zu dauernder Gesetzeskraft erstehen.

Der letzte Hofmops.



Eine böse Geschichte,

ie viel schöner wäre, wenn sie nicht wahr oder doch wenigstens in alter grauer Zeit geschehen wäre; leider aber ist sie wahr und noch gar nicht alt.

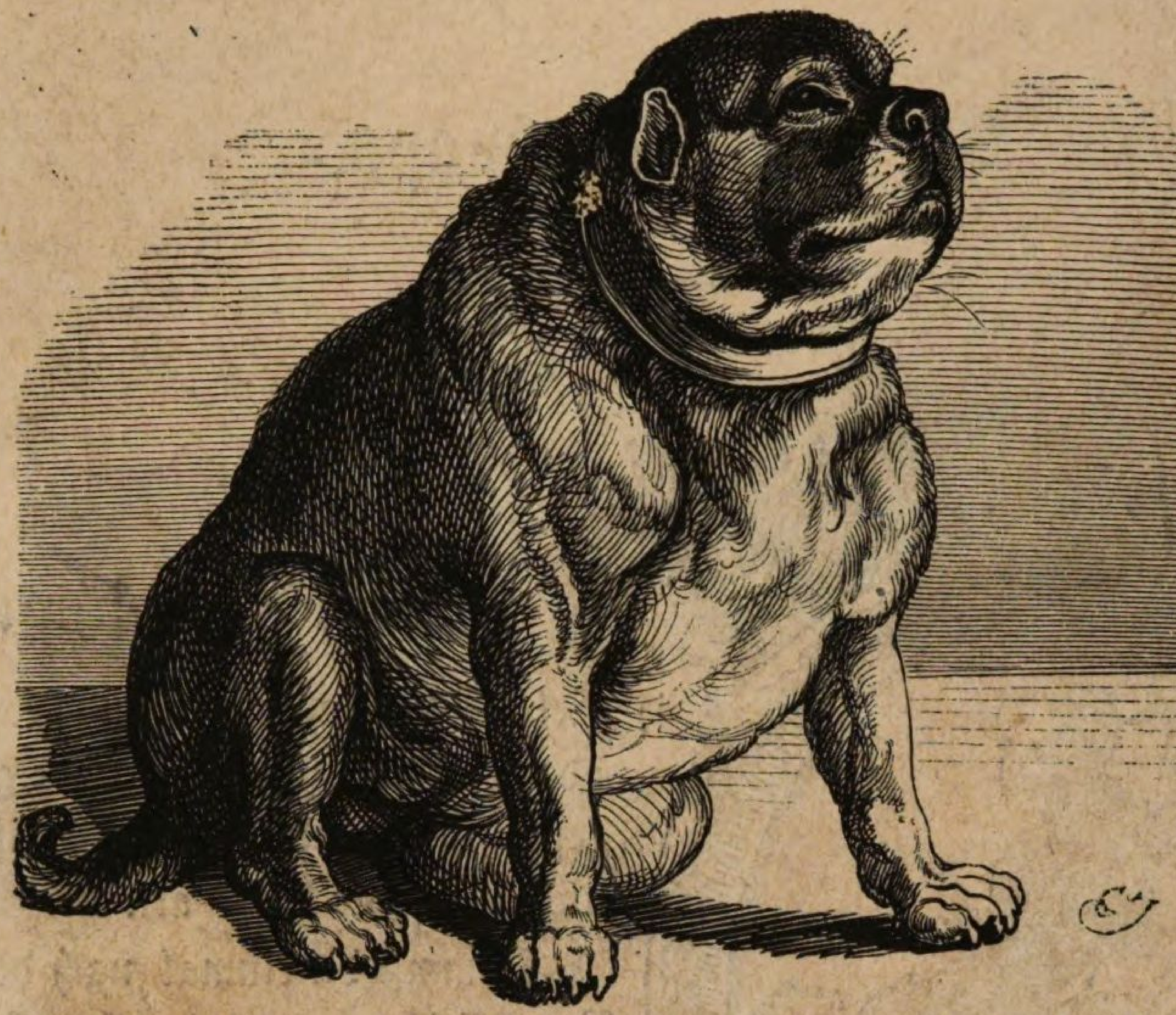
Kommst du einmal nach dem schönen Bergstädtchen, wo durch alle Straßen wohleingefaßte Wässerlein rinnen, so daß es unablässig plaudert und quillt, da frage nur näher nach.

Das Bergstädtchen gehört zu einem kleinen Fürstenthum, und das kleine Fürstenthum gehört zu Deutschland, aber das Fürstenthum ist immerhin noch so groß, daß man im ruhigen Trab einen vollen Tag braucht von einem Ende zum andern. Die Straße führt aber nicht geradeswegs, man muß dreimal in's deutsche Ausland und dreimal in's deutsche Inland von einem Ende des Fürstenthums bis zum andern. —

Es war an einem schönen klaren Frühherbstmorgen, da war in dem Bergstädtchen große Bewegung, und nichts als die hellen Wässerlein in den Straßen hatten ihren gewöhnlichen Lauf, sonst rannte Alles hin und her und vom Kirchthurm flatterte eine Fahne mit den Landesfarben.

Wir können aber noch ruhig sein, denn es schlägt eben erst acht Uhr und drunten im Thal können wir ganz bequem sehen, was da kommt.

Da trabt ein Vorreiter in goldgestickten Kleidern, hinter ihm drein ein sechsspänniger Wagen und je auf einem Sattelpferd sitzt ein bordirter Reiter und die Morgensonne glitzert von den silbernen Knöpfen, und spielt mit den goldschaumbelegten Speichen der Räder am Wagen. Im offenen Wagen sitzt der Fürst, einfach gekleidet, neben ihm ein Mann in schöner Uniform, man nennt ihn den Hofmarschall. Auf dem Rücksitz ruht ganz allein ein wohlgenährter Mops. Er scheint nicht sehr



auf die Beschaffenheit des Landes zu achten, denn er schließt oft die Augen, ist aber dabei höflich und manierlich genug, sich nie ausgestreckt hinzulegen, er versteht es, in guter Haltung im Sitzen zu schlafen; und wie er bisweilen die Augen zudrückt und blinzelt, — man könnte das für stilles Nachdenken halten, mit dem er dem Gespräch folgt.

Betrachte dir aber doch das Thier näher, denn du siehst dergleichen jetzt selten mehr, gehört hast du gewiß viel davon. Er sieht sehr verdrießlich aus, ja, nicht einmal dem gnädigen Herrn macht er ein anderes Gesicht. Es ist und bleibt einer der unbestreitbarsten Vorzüge des Menschen vor dem Thiere, daß der Mensch lügen kann; er kann eine sehr freundliche Fratze machen, sehr schöne Worte von sich geben, während er dich znm Teufel wünscht. Der Mops ist eine ehrliche Haut, er verändert seine Mienen nicht. Sein Kopf ist kugelrund und die Kunst hat auch das ihrige dazu gethan, denn man stutzte ihm die Ohren kurzweg am Kopfe — und das ist wiederum ein Vorzug des Mopses vor dem Menschen; dem Menschen kann man doch nicht so mir nichts dir nichts die Ohren stutzen. Der Mensch aber kann dafür manchmal thun, als ob er nichts höre, und das kann wieder der Mops nicht.

Der Mops ist offenbar nicht sehr erbaut von dem Gespräche der beiden Männer,

er rümpft seine breite Schnauze und dankt nicht einmal dem Marschall, der ihm, so oft er eine Prise aus seiner goldenen Dose nimmt, etwas Zuckerwerk giebt.

Bei einer Biegung des Weges, wo die Sonne dem Mops gerade auf den Pelz



scheint, richtet sich die Uniform auf; auch der Mops steht auf allen Vieren und reckt sich, schaut rechts und links und wieder hinauf zum Himmel, wo es gar sonderbar klingt, denn mit allen Glocken wird geläutet; man nähert sich der schönen Bergstadt

mit den lustigen Wässerlein. Man gewöhnt sich aber auch an solches Geläute mit allen Glocken. Der Mops hat solche Huldigungen schon oft mit erlebt und kennt den Küchenzettel: Triumphbogen, weiße Jungfrauen, Blumengedichte, Amtmannsrede und in Hoch und Hurrah eingemachte Katzenköpfe. Der Mops setzt sich wieder gemächlich nieder. Er wartet mit Ruhe der Dinge, die da kommen sollen. Was kann ihm die Welt noch bringen? Süßer als Zuckerwerk giebt's nichts.

Er sieht den künftigen Ereignissen mit gemessener Haltung und stiller Gelassenheit entgegen. —

Man fährt den steilen Bergweg hinan. Droben, Kopf an Kopf, in allen Gärten, auf allen Bäumen, auf allen Mauern, ja sogar auf den Dächern sitzen, stehen und liegen die Menschen, alle geladen voll Begeisterung, gerade so wie die Katzenköpfe, die jetzt losdonnern, so daß die Pferde scharf in die Zügel genommen werden müssen. Vor dem Thore der Stadt, wo ein Triumphbogen erbaut war, sind



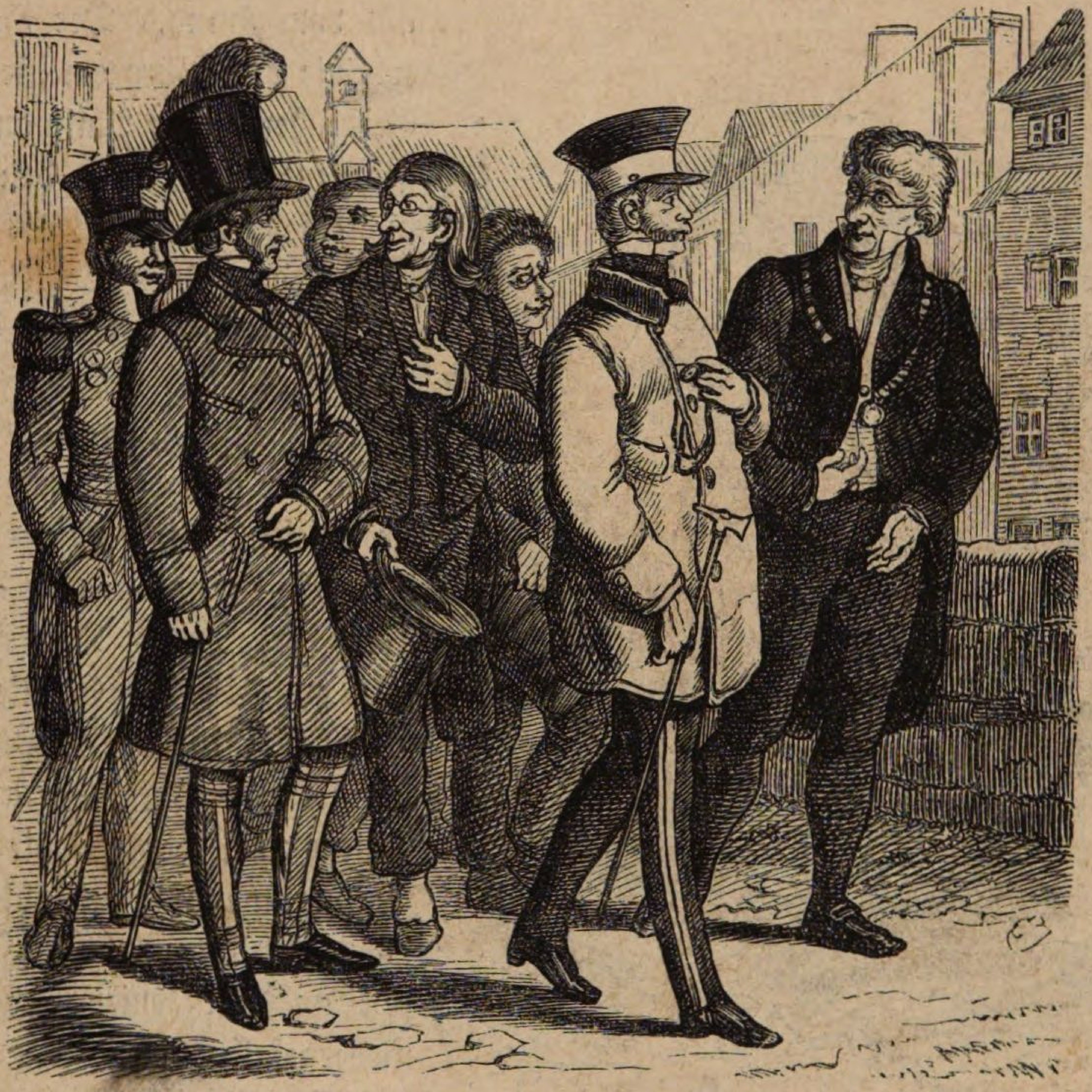
die geistlichen und weltlichen Behörden versammelt, umgeben von den rothbeschleiften, weißgekleideten Jungfrauen — Alles, wie es der Mops vorausgesehen. Aber es kam doch auch noch Anderes, was selbst ein gewiegter und vielerfahrener Mops sich nicht träumen lassen konnte.

Der Amtmann hatte bisher einen grauen Mantel über, nur der befranzte dreieckige Hut zeigte an, daß man noch ganz Ungewöhnliches erwarten dürfe, und manchmal bei einer Bewegung ließ sich ahnen, welch ein Glanz unter dem Mantel verborgen war. Jetzt ließ der Amtmann den Mantel fallen, der Amtsdiener hob ihn schnell auf und der Amtmann stand da in voller Pracht; selbst die Sonne am Himmel schaute mit Wohlgefallen auf den Mann nieder und blinzte von seinen metallenen

Wappenknöpfen und seiner strahlenden Stirn, darauf die Lichter der drin im Hirn arbeitenden Rede spielen.

Der Wagen kommt näher, hält still, durch solch ein tausendstimmiges Hoch, wie es sich nun erhob, hätten auch sechs Pferde nicht durchdringen können. Der Amtmann tritt vor, den befranzten Hut unterm Arm, die eng zugeknöpfte Uniform ist ganz aufgequollen. Der Mops sieht ihn staunend an: „Ist's möglich?" sagen seine Mienen, „diese Familienverwandtschaft hier in unserm eigenen Land? Und du weißt nichts davon?"

Der Amtmann beginnt zu sprechen, er hat eine dickleibige Stimme! Der Mops hätte gern die Ohren gespitzt, aber die Ohren waren ihm ja leider gestutzt; und doch,



auch die Stimme klingt bekannt! Auch die Stimme hat Aehnlichkeit ..... Der Mops kann sich nicht mehr halten, sein verwandtschaftliches Herz schlägt, es treibt ihn an die Brust des Edeln, der zwar kein so schönes Halsband hat wie er, aber doch eine schöne Uniform. Der Mops bellt, springt auf den Amtmann, und dieser, der sich so angefallen sieht, taumelt, stürzt zurück. Der Mops sieht, was er angerichtet, schämt sich seines Ungeschicks und will sich verkriechen. Die Leute, die dem Amtmann zu Hülfe eilen, treten auf den Mops; dieser heult und jammert und rennt nach der Anhöhe. Dort steht eine Gruppe von Bauernmädchen Arm in Arm; sie

schreien auf, als der Hund ihnen nahe kommt, und jagen ihn fort. Nun weiß sich der Mops nicht mehr zu helfen, immer fort und fort rennt er über die Wiese hinab, dem Walde zu und wird nicht mehr gesehen. — —

Da war nun große Verwirrung im Wagen, noch mehr aber ein Gedränge rings um denselben; alle Rangordnung war aufgelöst. „Wo ist mein Hund?“ fragt der Fürst. Alles war verblüfft. „Wo ist mein Hund?“ wiederholt der Fürst. „Augenblicklich muß er wieder herbei. Ich steige hier aus.“ Der gefallene Amtmann war zerschmettert, denn ehe er herzueilen konnte, war der Bürgermeister flink genug, an den Wagen zu springen, den Schlag zu öffnen und den Tritt herunterzulassen. — Das gebührte ja ihm! — Aber der Hund hatte ihn ganz in Verwirrung zurückgelassen, seine wohlgesetzte schöne Rede war dahin, jetzt gab's keine Rede mehr als vom Hund. Der Hofmarschall erklärte dem Bürgermeister und dem Geistlichen — der Amtmann war eine gefallene Größe, für den Hofmann nicht mehr da, nichts als leere Luft — daß das eines der letzten Mops-Exemplare in Europa sei und daß viele Großmächte den Fürsten um dessen Besitz beneideten. Die Lakaien, die auf dem hintern Wagensitz gesessen hatten, gingen hin und her, pfiffen und lockten dem Mops, aber vergebens. Der Fürst ging nun zu Fuße im Geleite des Hofmarschalls, der Geistlichen und des Bürgermeisters und der anderen Beamten nach der Stadt. Nur der Amtmann mußte zurückbleiben, seine schöne Uniform war unsauber und just an den Knieen, da, wo er niedergefallen war, da stand's in häßlicher Schrift, daß ihm die Kniee den Dienst versagten. Glücklicherweise brachte der Amtsdiener den Mantel, aber der einfältige Mensch kam erst jetzt damit, und während er dem Amtmann die Kniee putzte, erhielt auch er seinen Wischer. Der Amtmann hatte nun doch Gelegenheit, nachzukeuchen. Er wollte fast ersticken vor Zorn und enger Uniform.



Die Stadt, das heißt die Straße, durch die der Fürst fahren sollte, war schön aufgeputzt, aber bald sagte der Fürst, er wolle im Amthause ausruhen und warten, bis man den Hund wieder eingeholt habe. Nun lag unglücklicherweise das Amthaus

in einer Nebenstraße und sah gar nicht festtäglich aus. Vor dem Hause war eben heute früh das Besoldungsholz abgeladen und im Garten hing die Wäsche. Der Amtmann, der von ferne das Linnenzeug sah, schämte sich seiner Hemden, schämte sich seiner Hosen und Strümpfe und vor Allem schämte er sich der Unterröcke. Er wollte bleich und weiß werden wie das Linnenzeug, aber die Uniform hielt ihm das Blut im Kopfe, und da rumorte es über die Unverständigkeit der Frauen, die stets zu waschen und zu scheuern haben und nie damit fertig werden.

Die Frau Amtmännin war noch draußen bei der Pulvermüllerin auf dem Balkon, die Tochter in weißem Kleide und rother Schleife war auch noch nicht da. In der Putzstube waren die grauen Ueberzüge noch über den rothen Sammtmöbeln,



und da trat jetzt der Fürst ein, setzte sich nieder und verlangte weiter nichts als ein Glas Wasser.

Der Amtmann kam noch zeitig genug, um dem Fürsten das Glas darzubieten, und der Fürst war so herablassend, den Mops bei dem Amtmann zu entschuldigen: das Thier sei sonst wohlerzogen, habe die feinsten Manieren; unbegreiflich sei, was auf einmal über dasselbe gekommen sein müsse.

Der Amtmann vertheidigte den Hund und sprach so eifrig, daß er fast aus seiner unterdrückten Rede hier und da etwas hineingebracht hätte. Glücklicherweise kam nun die Amtmännin und der Fürst stand höflich grüßend auf.

Aber jetzt — das Umfallen schien heute im Amthause allgemein — fiel die Amtmännin halb in Ohnmacht. Da ist ja der einfältige graue Ueberzug über dem Sopha, auf dem der gnädige Herr sitzt, und hinter ihm, o Jammer und Graus hängt eine Krinoline über dem Stuhl. Der Fürst — Preis und Lob den feinen Manieren, sie helfen aus Allem heraus — der Fürst aber that, als ob er das nicht sehe. Die Amtmännin faßte rückwärts krampfhaft die Krinoline und von Hand zu Hand wurde sie zur Thür hinausbefördert. Der Fürst stand mit dem Amtmann am Erkerfenster und gab ihm den Auftrag, sofort Alles aufzubieten, um den Hund wieder einzufangen. Während er nun abwärts gewendet sprach, war die Amtmännin so glücklich, drei Stühle und das ganze Sopha von dem grauen Ueberzug zu entkleiden.

Der Amtmann entbot schnell den anwesenden Landjäger und zwanzig Mann, um in der ganzen Gegend zu fahnden, um den — „Ja," fragte er plötzlich sich unterbrechend, „erlauben Fürstliche Durchlaucht, wie heißt denn der, die — — das, das — der Hund?" Der Fürst war offenbar in Verlegenheit über diese Frage; er sah den Hofmarschall an und dieser erwiderte, behaglich mit dem Zeigefinger der Rechten auf seine goldene Dose klopfend: „Das gehört nicht zur Sache, sehr . . . sehr geehrter Herr Amtmann. Der Hund hört nicht auf einen Ruf, er folgt nur der bekannten Stimme." Durchlaucht nickte dankend zum Hofmarschall, der so klug die heikle Geschichte ausgeglichen hatte. Denn wisse, wohlgeneigter Leser, der Hund hieß Michel — in allem Ernst, ganz simpel, Michel kurzweg; ohne weitern Titel und ohne Familiennamen. Und du wirst doch einsehen, daß man solch ein Hofgeheimniß nicht in die Welt bringen lassen darf. Das gemeine Volk versteht ja den Spaß nicht.

„Es ist doch eine Druckerei hier in der Stadt," nahm der Hofmarschall wieder auf. „So lassen Sie augenblicklich Plakate drucken und überall anschlagen; etwa folgenden Inhalts" — er nahm eine Prise, hielt sie zwischen Zeigefinger und Daumen und fuhr mit der Prise gestikulirend fort: „Ein Mops von fahler Farbe mit schwarzem Rückenstreif, kurzgestutzten Ohren, einem vergoldeten Halsband mit dem Wappen Sr. Durchlaucht, ist verloren gegangen; der Wiederbringer erhält eine angemessene Belohnung." — Er schnupfte schnell die bereitgehaltene Prise und sagte während des Schnupfens: „Und jetzt eilen Sie" . . . . . .

„Bitte um Entschuldigung," trat der Bürgermeister vor, „wir haben hier keine Druckerei. Ich habe für meinen Sohn um die Concession dafür nachgesucht, bin aber abschlägig beschieden worden."

„Sie sollen die Druckerei haben," sagte der Fürst, und hielt sich nun nicht länger auf. Er würdigte die schönen entblößten Möbel kaum eines Blickes, befahl den Mops nach der benachbarten Stadt zu bringen, wo man bis zum nächsten Abend verweile, und wenn er erst später gefunden werde, nach der Residenz. Er grüßte die Amtmännin noch huldreich und fuhr ab.

Jetzt athmete der Amtmann zum Erstenmale leichter auf, und damit er es unbehindert vermöchte, riß er schnell die Uniform auf, so daß drei Knöpfe absprangen. Er gab nochmals den Befehl, im ganzen Bezirk ringsum auf den Hund zu fahnden

und stimmte dem Schulinspector bei, der in allen Schulen verkünden lassen wollte, daß man den Hund einfange. „Wenn er nur nicht in's Preußische hinüber ist," sagte der Amtsdiener. „Das wäre die Sündenschuld dafür, daß wir voriges Jahr den tollen Hund in's Preußische hinübergejagt haben, damit die Preußen drüben ihn fangen oder todtschlagen, oder gebissen werden."

„Schweig Er!" befahl der Amtmann und sagte zu seiner Frau: „Ich gehe schnell selbst; der Hund kann nicht weit sein, er ist nicht an's Gehen gewöhnt und ist sehr fett; er muß in der Nähe irgendwo untergekrochen sein, und da bringe ich ihn bald. Ich kleide mich nur schnell um. Laß mir derweil die Knöpfe wieder an die Uniform nähen, aber wo möglich etwas weiter."

Der Amtmann ging bald davon und fragte da und dort. Jedes hatte den Hund gesehen, bald oben am Berg, bald unten im Thal, bald durch die Stadt rennen, bald auf einer ganz andern Seite derselben. Der Hund schien siebenfach auf der Welt zu sein. Er war aber nur ganz einfach seinem Schicksale entgegengerannt. — Einmal aus seiner schönen Position durch einen albernen Familiendrang herausgerissen, war er unstät und flüchtig. Die einfältigen Bauernmädchen hatten ihn mit ihrem gellen Geschrei entsetzlich erschreckt, denn er hatte feine Nerven und war an solch ungehobeltes Gröhlen nicht gewöhnt. Er rannte hinab in's Thal und wollte wieder zurück. Aber da war ein großer Metzgerhund, der stürzte auf ihn los, und glücklicherweise überpurzelte sich der Mops und kugelte hinab bis zum Bach. Er war rund genug, daß er kugeln konnte. Drunten thaten ihm zwar die Rippen weh, aber er hatte sich doch keinen Schaden gethan. Er erhob sich, schüttelte sich und putzte sich. Man muß sich zu helfen wissen, es ist jetzt kein Kammerdiener da, der ihn putzt. Aber kaum hat er sich erholt, da rennt es mit Halloh den Berg herunter und jagt auf ihn los. Glücklicherweise liegt im Bache ein Holzfloß, der Mops rettet sich darauf, er will an's jenseitige Ufer springen. Aber er ist zu schwerfällig, er fällt in's Wasser. Er patscht



so gut er kann, aber es treibt ihn doch eine gute Strecke hinab, und endlich gelangt er glücklich an's Ufer. Ein Rabe, der da auf der Weide sitzt, fliegt auf und schreit: Krah! Krah! — Das bedeutet Unglück. Du warst so erhitzt und jetzt das kalte Bad, das kann dir den Tod bringen. Aber jetzt nur schnell heiß gelaufen, dreimal schütteln und den Berg hinauf, unaufhaltsam. So, hier oben regt sich nichts, es ist so still hier, nur aus der Ferne hört man das Geläute der Kühe auf der Weide, und ein Knabe, der beim Hirtenfeuer steht, singt lustig. So, hier ein wenig Rast halten, das thut gut. Ja, aber so ist's in der bösen Welt! Sei nur in Angst und Verzagtheit, da läßt dir die Welt keine Ruhe: Es knallt ein Schuß im Wald, der Mops rennt davon, er hat es selber nicht gewußt, daß er noch so gut rennen kann. Was steht da plötzlich im Wald für ein bunter Pfahl? Haben die Bäume auch Uniformen? Es ist doch gut, einmal in die Welt hinauszukommen; das ganze Jahr im Schloß und nur manchmal ein wenig in den Marstall bei den ruppigen Pinschern oder bei dem ungeschlachten Volke der Koppelhunde — man lebt so lang und hat nichts von der Welt gesehen.

Da sind viele Häuser, das ist wohl ein Dorf, da müssen aber nur Hunde und Gänse wohnen, denn man hört nur Hundegebell und Gänsegeschnatter, da werde ich Aufsehen erregen, wenn ich eintrete, meines Gleichen ist selten auf der Welt und mein Halsband zeigt an, wer ich bin. Am Wege unter einem Apfelbaum lag ein Mann und schlief, neben ihm war ein kleiner Hundekarren mit Besen beladen, daran ein Hund angespannt war, mit Kummet und Geschirr, wie ein Pferd. Der Mops gesellte sich sehr herablassend zu dem Hunde, der von zweifelhafter Geburt schien, offenbar ein Bastard von Schweißhund und Hühnerhund, wenn nicht gar noch niedriger. Der Mops gab ihm zu verstehen: „Du hast's gut, du hast ein stolzes Geschick, du darfst Pferd spielen; das muß lustig sein."

„Spotte nicht über mich, du Mißgeburt."

„Ich bin keine Mißgeburt, mein Geschlecht ist nur selten auf der Welt. Ich bin der Liebling des Fürsten, aber ich möchte doch mit dir tauschen, ich möchte auch so stolz am Wagen ziehen wie ein Pferd."

„O du einfältiger Knirps, du bist doch dummer als ein Windhund. Mich beneiden? Ich hab's so schwer und hart, wie du dir gar nicht vorstellen kannst; ich bin nicht zum Wagenziehen geschaffen und muß es doch thun. Aber mich tröstet, daß mein Herr es auch nicht besser hat."

„Du hast es gewiß gut, du hast einen guten Magen, ich sehe dir's an, und du hast noch das Maul voll gesunder Zähne, aber ich? Mir schmeckt das Zuckerwerk nicht mehr, ich verdaue schlecht, und meine Lieblingsspeisen: Rebhühner- und Fasanenknochen, kann ich kaum mehr beißen, und unser Leibmedicus sagt, ich darf sie gar nicht mehr genießen, weil ich sonst triefige Augen bekomme. Du hast wol noch gar nie Zahnweh gehabt?"

„Nein."

„Dann weißt du auch nicht, was Schmerzen auf der Welt sind."

Der einfältige Karrenhund machte sich so wenig daraus, was ihm der Hofmops erzählte, daß er sich niederlegte und schlief, oder wenigstens so that; darüber war der Mops natürlich sehr ungehalten und rümpfte die Nase. Dieser Karrenhund hat gar keine Lebensart! Er wollte sich eben davon machen, da packte ihn der Besenbinder, der sich nur schlafend gestellt hatte. Michel Mops wehrte sich, so gut er konnte, aber er war eben nicht sehr beweglich und seine Waffen waren sehr stumpf. Er fühlte gerade jetzt wieder Zahnschmerzen, er hatte sich doch im Bade erkältet; und nachdem er um sich gebissen und einen tüchtigen Schlag auf die Schnauze be-



kommen hatte, ließ er sich Alles gefallen und sah mit Würde dem Tod entgegen. Er wollte mit Würde sterben, das erfordert sein Rang! Aber der grobe Besenbinder hatte gar nicht Lust ihn zu tödten, er nestelte nur das goldene Halsband ab und erwürgte den Hund fast dabei. Als er es aber endlich losgelöst hatte, jagte er den Mops fort und schickte ihm sogar Steinwürfe nach.

Entsetzlich! Ausgeraubt und sogar noch mit Steinen nach ihm geworfen! Hätte Michel Mops gewußt, daß er bereits im Lande eines andern Souveräns war, er hätte gewiß gesagt: Parbleu! So etwas könnte in dem unserer Hoheit unterworfenen Gebiete nicht geschehen.

Wie das erste Menschenpaar nackt und verstoßen kam er sich vor, ja, noch

ärger, er war auch seiner Würde beraubt: Wer sieht dir's jetzt an, wenn du dein Halsband nicht hast, wer du bist, welchen Rang du einnimmst? Entsetzlich! Ich muß mir's gefallen lassen, wie ein Landläufer behandelt zu werden und kann mich nicht dokumentiren. — Mit tiefem Schmerz rannte der Mops dahin und im Rennen spürte er's: O, das ist ja etwas ganz Neues, das habe ich ja lange nicht gehabt: Hunger! wirklichen Hunger! Sonst war mir's immer zuwider, wenn Essenszeit da war, von den Leberbissen gar nicht zu reden; ich speiste nur, um nicht unhöflich zu erscheinen, weil man doch einmal auftischte. Ei, das ist schön, da kommt ein Metzgerhund und treibt ein Kalb, ich werde mich zu Gaste laden beim lieben Vetter. — Der Mops grüßte höflich, der Metzgerhund beschnüffelte ihn ein wenig, schüttelte dann verächtlich den Kopf und ging wieder seinem Geschäfte nach.

„Ich will mich dir anschließen," sagte gnädig der Mops.

Keine Antwort.

„Ich will dir die Vertraulichkeit nicht nehmen, und darum erlaube du mir incognito zu bleiben."

Wieder keine Antwort.

„Ich mache gern incognito die Reise, ich sehe da die Welt besser und unbefangener."

„Laß mich in Ruhe, du Schwätzer."

„Ich verzeihe dir, weil du mich nicht kennst. Erlaube mir indeß eine Frage: du bist doch gewiß der glücklichste unsers Stammes; schöne Bewegung im Freien, kannst dich ausschreien, so viel du willst, und wenn du heimkommst immer frisches Fleisch. Welchen Theil von diesem Kalbe hast du dir vorbehalten?"

„Spotte nicht, du ohrenlose Kugel. Nimm dich in Acht. Du läufst ohne Steuermarke herum."

„Was ist das? Steuermarke?"

„Du dauerst mich mit deiner Unwissenheit. Weißt du denn nicht, daß wir Hunde auch Steuern bezahlen müssen?"

„Kann sein, daß Ihr bezahlen müßt, aber Ich, ich bin eine Ausnahme, ich bin steuerfrei."

„Prahle nicht oder ich zause dich im Nacken, daß du daran denken sollst."

„Ja, um meinen Nacken, da hatte ich bis vor einer Stunde ein prächtiges goldenes Halsband mit dem Wappen des Fürsten darauf. Da hättest du sehen können, wer ich bin; jetzt mußt du mir auf mein ehrlich Gesicht glauben. Ich bin der Lieblingshund des Fürsten, ich schlafe neben seinem Bett, ich fahre mit ihm aus, ich sitze neben ihm und gar oft auf seinem Schooße. Zuckerbrod und Knackwurst habe ich mir zum Ueberdruß gegessen. Ich sehe, ihr draußen habt's besser. Ich spüre jetzt seit langer Zeit wieder einmal Hunger. Sei freundlich und gib mir etwas von dem guten frischen Fleisch, das du bei der Heimkehr bekommst."

„O du Narr, ich bekomme kein frisches Fleisch; ich muß nur die Kälber heimtreiben, daß mir die Zunge heraushängt, und wenn ich nicht manchmal einen

Knochen bekäme, von der magern Brodsuppe könnte ich schon lange nicht mehr leben. Ich habe noch einige Knochen im Vorrath. Komm' mit, ich werde dir einen geben."

„Ich kann ihn aber nicht beißen; ich muß Alles kleingehackt und weichgekocht haben."

„Scheer dich zum Teufel!" schrie der Metzgerhund, schüttelte den Mops etwas an seinem entblößten Nacken, und der Mops war froh, als er wieder davon rennen konnte.

Angst und Hunger, Heimweh und Furcht, das war das Viergespann, das ihn nun über Berg und Thal, unwegsame Steige und durch Felder führte. An einem einsam stehenden Bauernhofe hielt er an, er wurde mit Schelten und Schimpfen vom Kettenhund begrüßt.

Michel Mops merkte mit diplomatischem Schnellblick, wie weit das Land reichte, das der Hund an seiner Kette beherrschte; er setzte sich in sicherer Entfernung jenseits der Grenze nieder, und als der Kettenhund sich heiser gescholten hatte, begann er: „Der ganze Aufwand war unnöthig. Aber ich lobe dich, du hast eine Kraftsprache, noch sehr viel kernhaften Volksausdruck; nur ist zuviel Einerlei darin. Ich erlaube mir in Ermanglung entsprechender Einführung mich selbst vorzustellen."

Er erzählte nun Herkunft und Stand und fragte zuletzt: „Welchen Beruf haben Sie?"

„Den Hof zu hüten und an der Kette zu liegen. Allerdings, wenn Gefahr ist, wenn ein Dieb kommt, da lassen sie mich los, da schenken sie mir die Freiheit."

„Welche Künste verstehen Sie?" fragte Michel Mops, der politische Gespräche gern vermied. „Verstehen Sie eine Kunst?"

„Gar keine, ich habe nichts als die Naturgaben: bellen und beißen, freilich mehr bellen."

Freund Mops fand die Manieren des bäuerischen Hofhundes sehr ungeschliffen, er warf sich in die Brust und wollte eine sehr eindringliche, sehr feine Rede halten, aber — es ist nicht der Mühe werth, besann er sich und nahm ohne Weiteres französischen Abschied, indem er nicht einmal Lebewohl sagte. — Endlich, da ist noch Rettung, da ist der Schäferhund just bei seinem Abendessen. Die Schäfer sind doch immer gutmüthig, gewiß sind's auch die Hunde. Der Mops setzte sich nicht weit von dem Schäferhund aufrecht, das war die einzige Kunst, die er verstand, ausgenommen eine Pfote zu geben. Er reichte die Pfote immer hin und winselte und knurrte dabei und machte ein gar freundliches und gutmüthiges Gesicht. Der Schäferhund schaute auf, und wenn er hätte lachen können, er hätte gelacht, so possirlich kam ihm der närrische Kauz vor. Aber — es gibt noch Unschuld auf der Welt. Der Schäferhund winkte dem Mops zu: „Komm', friß mit." — Das ließ sich Freund Mops nicht zweimal sagen, er erwiderte nur: „Ich fresse nicht, ich speise" — und begann mit Gier zu fressen, oder zu speisen, wie man's nennen will. Der Schäferhund war sogar so liebreich, da er die hastige Gier des Fremdlings sah, selbst mit dem Essen aufzuhören. Unserm Freund Mops kam das Essen zwar etwas unschmackhaft

vor, aber Hunger ist der beste Koch auch für Hunde. Er that äußerst herablassend gegen den Schäferhund und nahm sich vor, sich hier gar nicht zu erkennen zu geben. Die arme Unschuld brauchte nicht zu wissen, wie's in der großen Welt zugehe. Hier ist noch das reine Paradies. Aber es ist die alte Erbsünde der Unschuld, daß sie sehr neugierig ist, und der Schäferhund drang in seinen Gastfreund, nachdem er ihn, ohne zu fragen, gespeist und getränkt hatte, nunmehr nach alter Väter Weise über Stand und Reisezweck zu berichten. — „Ich möchte dich nicht gern mit deinem Stande unzufrieden machen," betheuerte der Mops, „und glaub' mir, du hast das schönste Loos auf der Welt; du bist zu beneiden, so Tag und Nacht im freien Feld



zu liegen, mit den lieben frommen Schäfchen zu verkehren, und überall nichts als Liebe und Güte, das muß ein großes Glück sein."

„Ich bin nicht unzufrieden, vor Allem, weil ich meinen Herrn lieb habe. Er spricht mit mir, Alles, was ihm auf dem Herzen liegt. Er ist jetzt leider verliebt und möchte gern heirathen. Wenn er nur hundert Gulden hätte, da wären wir alle glücklich; aber er kann sie nicht ersparen."

„Wenn er mich meinem Herrn zurückbrächte, bekäme er hundert Gulden."

„So? Bist du so viel werth?"

„Ich bin gar nicht zu bezahlen; ich bin einer der letzten meines Geschlechts und habe meine Ahnen bis zu Karl dem Großen hinauf." — Nun mußte der Mops

doch erzählen, wer er war, und der Schäferhund glaubte ihm Alles. Er glaubte ihm, obgleich sein Halsband ihm fehlte und er ganz ohne Dokumente wär. Diese treuherzige Güte und Unschuld that der Seele des Hofmopses gar wohl, und er betheuerte: „Ich freue mich sehr, auf dieser Reise dich gefunden zu haben. Wahrlich! Es gibt noch Unschuld und Tugend auf Erden. In der großen Welt sieht man sie nicht mehr. Ich könnte dir Erfahrungen mittheilen, Erfahrungen — aber ich will dein harmloses Gemüth nicht stören. Gott bewahre!"

Nun wollte der Schäferhund fast vergehen, daß er seinem Herrn nicht mittheilen könne, wie nahe sein Glück sei. Er winselte und jammerte zu seinem Herrn auf und leckte ihm hundertmal die Hand, um anzuzeigen, daß die hundert Gulden leicht bei der Hand seien; aber der Schäfer nahm das nur als Zeichen, daß er bitte, er möge den Mops auch da lassen, und sagte: „Ja, ja, ich hab' nichts dagegen; freut mich, daß du einen Kameraden hast, aber wunderlich genug sieht der Bursch aus."

So blieb nun der Mops beim Schäferhund. Bis gegen Mitternacht freute er sich mit dem Kameraden über den schöngestirnten Himmel, und sie bellten ihren Dank zum Monde hinauf. Nach Mitternacht bedauerte aber der Mops, daß ihm in der kühlen Herbstnacht sein gutes Bett fehle; und — zu seiner Ehre muß es gesagt werden — er bedauerte auch seinen Herrn, der sich nach ihm sehne, und so viel Anhänglichkeit hatte er doch, daß er gegen den Freund den Vorsatz aussprach, zurückzukehren. Er wollte aber seiner gedenken in der Ferne und nie vergessen, daß er eine reine Seele gefunden, wo man's gar nicht ahnte.

Am Morgen war Freund Mops etwas verschnupft. Er behauptete, die vielen Gemüthsbewegungen und das kalte Bad seien schuld daran, daß er gar keinen Appetit habe. In der That aber widerte ihn schon der Geruch dieses Morgenimbisses an. In Hunger und Heimweh verbrachte er nun den Vormittag und spendete dem Freunde sehr viel Lob über die Geschicklichkeit, mit der er die Heerde zusammenhielt. Freund Mops sprach mit sehr huldreichem Gönnerblick und klopfte dabei dem Schäferhund mehrmals auf die Schulter, ja, er gab ihm sogar einen Kuß auf die linke Wange, mit dem ermunternden Zuspruch: „Bleib' nur so und vervollkommne dich noch mehr."

Solch ein Schäferleben ist für eine kurze Weile wohl schön und anziehend, aber nachgerade fand es der Mops doch sehr langweilig und einförmig', immer nur der Heerde nachzugehen und sie beisammen zu halten, und höchst widerwärtig ist's, daß auf den Stoppelfeldern die Mäuse so ohne Scheu aus- und einschlüpfen.

Gegen Mittag kam eine schöne Mädchengestalt, der Schäferhund sprang ihr entgegen voll Jubel und verkündete dann dem Mops: „Das ist der Schatz meines Herrn." Der Schäfer that aber gar nicht zärtlich, er aß ruhig, sprach wenig und gab zum Abschied seinem Schatze nur kurz die Hand.

Am Nachmittag — man weidete an der Landstraße — da kam das Schicksal in eine Uniform gekleidet. Freund Mops war ganz glücklich, als er wieder einen rothen Kragen, einen Tschako, Säbel und Gewehr sah. Er hatte fast ganz vergessen,

daß es solche gebildete Erscheinungen in der Welt gibt; es däuchte ihn fast schon ein Jahr, seit er Hof und Residenz verlassen hatte. Er machte alsbald sein Kunststück, um sich als Mann von Welt zu zeigen. Leider fehlte ihm ja das Halsband, das ihn jeder persönlichen Kundgebung enthoben hätte. Der Landjäger, denn das war der Mann in Uniform, sagte mit Frohlocken: „Ah, da bist du? Komm mit.“ — Freund Mops war das nicht Willens, er sah, das war ein Mann von sehr niederer Rangklasse; er flüchtete zu seinem Freunde, dem Schäferhunde, und dieser stellte sich gegen den Landjäger, und gab dem Herrn ängstlich zu verstehen, er solle den Mops nicht hergeben, es sei ein Glücksmops. Auch der Mops selbst stimmte bei. Vergebens. Der Schäfer willigte sofort ein, als der Landjäger erklärte, daß er eben diesen verlorenen Hund suche.



Der Schäferhund sah dem verhafteten Freunde traurig nach, auch der Mops schaute immer zurück, bis sein Träger mit ihm im Walde verschwand. Jetzt kam wieder böse Zeit über den Mops; er sollte laufen und noch dazu an einem Stricke, den der Landjäger ihm um den Hals gebunden, um den Hals, der sonst nichts kannte als das schöne Halsband. Anfangs wollte der Mops nicht vom Fleck gehen, aber ein paar tüchtige Schläge und zuletzt eine halbe Wurst machten ihn doch wieder frischauf.

„Ich hab' ihn!“ rief der Landjäger frohlockend dem Thorwart zu, als er nach mehrstündigem Gange, aber ohne sich aufzuhalten, vor die Stadt kam. „Er hat ihn! Man hat ihn! Der Mops ist da!“ verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt; und ehe der Landjäger bis vor das Amthaus kam, umgaben ihn Hunderte von Menschen. Besonders die Kinder waren wie toll. Seit gestern Mittag rumorte es in den Schulen: es läuft ein Glück in der Welt herum auf vier Beinen, und wer es fängt, wird Vicekönig. Mehrmals erscholl ein Hoch, es war nur nicht gewiß, galt es dem Landjäger oder dem Mops. Der Landjäger hatte kluger Weise schon weit vor der Stadt den Mops wieder auf den Arm genommen und zeigte ihn jetzt triumphirend dem Amtmann. Der Mops ließ sich ohne

Widerstreben auf den Arm des Amtmanns legen und war glücklich, nun endlich an dem Herzen zu ruhen, zu dem es ihn so unwiderstehlich hingedrängt hatte; er leckte die Hand, die ihn so liebreich streichelte. Der Amtmann eilte mit der glücklichen Eroberung die Treppe hinauf und in die Putzstube. Der Hund witterte in der Putzstube schnell, wer dagewesen war. Er schnüffelte an dem Sopha herum und setzte sich gerade auf den Platz, wo gestern sein Herr gesessen. Der Amtmann lobte den Hund sehr und wiederholte oft: „Und da sagen die Menschen, so ein Thier habe keinen Verstand! Mehr als manche Menschen hat so ein Hund, es fehlt ihm nichts als die Sprache." Freund Mops nieste zum Beweise, daß der Amtmann die Wahrheit gesprochen, und der Amtmann sagte leise: „Zur Gesundheit!"

Die Amtmännin kam herbei und ihre erste Frage war: „Beißt er nicht?"

„Er hat nur stumpfe Zähne," erwiderte der Landjäger, stolz auf seine nähere Bekanntschaft. Aber statt des Dankes ward er barsch angerufen: „Wo ist das Halsband? Das goldene Halsband?"

„Ich habe ihn so gebracht, wie ich ihn gefunden habe," erwiderte der Landjäger, und der Amtmann sagte: „Er kann jetzt gehen, das Uebrige wird sich finden."

Nun war's allerdings zu spät, den Hund nach der Nachbar-Stadt zu bringen; der Fürst war auf einem andern Wege nach der Residenz zurückgekehrt. Der Abend brach herein und der Amtmann schickte vor Allem nach seinem Neffen, der schon seit Jahren sich um eine Notariatsstelle bewarb, sie aber nie erhalten konnte. Er liebte die Tochter des Amtmanns, und nun sollte das Glück der beiden Leute gemacht werden. Natürlich, ganz in aller Stille. Man ist ja sonst dem Spotte der Menschen ausgesetzt. Der Aspirant sollte sich bereit halten, um andern Tages mit dem Amtmann nach der Hauptstadt fahren zu können. Wenn man nur dem Mops hätte sagen können, wie freundlich gesinnt man ihm war. Der aber war sehr unwirsch. Er hörte kaum, wie der Amtmann zu seiner Frau sagte: „Ich bin gestern dem Metzger begegnet, der ein schönes Kalb zur Stadt trieb. Laß frisches Kalbfleisch holen und brate es für das gute Thier, und wenn du das Kalbshirn bekommen kannst, ist's noch besser; das ist eine leichte und nahrhafte Speise." Dem Mops dämmerte es wie durch einen Traumnebel, daß das vielleicht das Kalb sei, dem er gestern im Geleite des groben Gesellen, der ihn gezaust hatte, begegnet war. Der Amtsdiener kam auch in das Putzzimmer und rief triumphirend: „Hab' ich's nicht gesagt, der Hund ist in's Preußische entflohen?"

„Was meint Er, daß man dem guten Thier zu fressen geben soll?" fragte der Amtmann herablassend den Amtsdiener.

„Die selige Frau Obervogtin," erwiderte der Amtsdiener, „hat auch einen Mops gehabt; ich erinnere mich seiner deutlich, ich war damals noch ein kleines Kind, ich hab's aber gesehen, wie sie ihm Zuckerbrod gegeben hat. Sie hat's aber vorher gekaut. Es ist ein Graus gewesen, wie er ihr so den Fraß vom Mund weggefressen hat."

„Auf Eure Verantwortung hin also wage ich's, dem Hunde Zuckerbrod zu geben."

„Ich nehm's nicht auf meine Verantwortung," erwiderte der Amtsdiener und machte sich davon. Der Hund rührte und regte sich nicht und der Amtmann hieß Alles in der Nähe der Putzstube still sein, der Hund wolle schlafen. —

Im ganzen Städtchen regte sich die Neugier, den Lieblingshund des Fürsten, mit dem er sich hatte abmalen lassen, zu sehen. Die Amtmännin benutzte die Gelegenheit, um eine große Gesellschaft, die sie noch schuldig war, dadurch abzulösen.



Man kommt jetzt billiger weg, denn man kann sich nicht so schnell vorbereiten; und man hat etwas zu zeigen, was Niemand Anderes hat.

Wenn's nicht wahr wäre, könnte man's nicht erzählen, aber es ist leider wahr: eine große Gesellschaft fast von dreißig Personen wurde auf den Hund geladen. Man war sehr heiter, aber der Mops nahm keinen Antheil an der allgemeinen Heiterkeit, er lag stumm in seiner Sopha-Ecke, blieb unwirsch und verschmähte Braten und Kalbshirn.

„Wie glücklich,“ rief ein Weiser, „wie glückselig wären viele Menschen, wenn sie die freundlichen Blicke, die guten Worte und Streichelhände des Fürsten und der Fürstin bekämen, die an den Hund verschwendet werden, der das gar nicht zu würdigen versteht. Ich meine“ — rief er plötzlich von einem glücklichen Gedanken gehoben — „ich meine, das Thier langweilt sich; wir sollten ihm Gesellschaft bringen, das wird ihn erheitern.“

Das war ein guter lustiger Vorschlag.

Man brachte schnell aus allen Häusern die kleinen Hunde herbei, aber der verdrießliche Mops würdigte keinen eines Blickes, nur als der weißhaarige Wachtelhund der Pulvermüllerin kam, that er freundlich. Die Pulvermüllerin, die sonst eigentlich nicht ganz zu den Honoratioren gehörte, gewann dadurch an Ansehen, sie war nur zu schüchtern und verzagt, um sich das zu nutze zu machen; sie willigte indeß



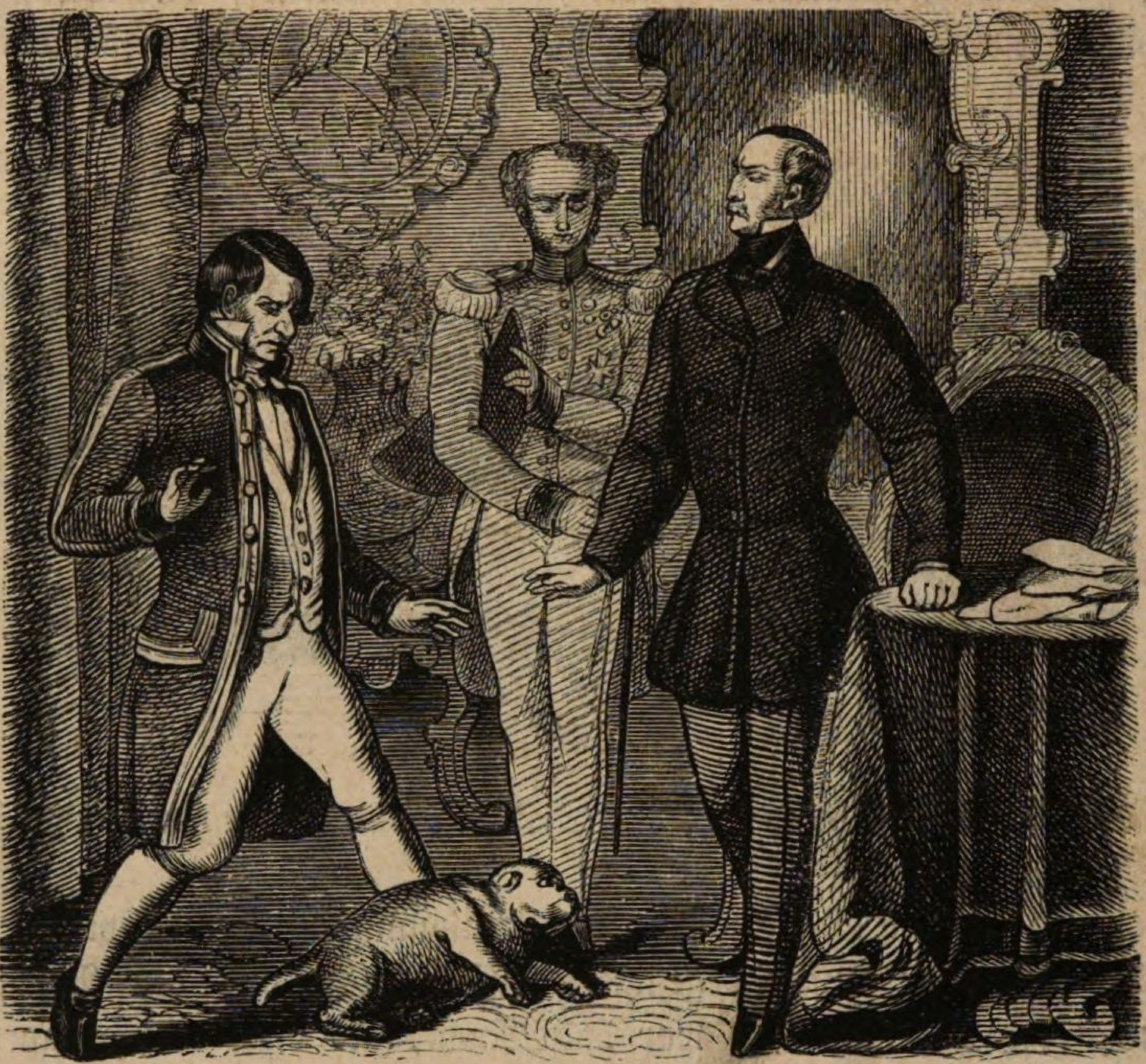
gern ein, daß ihr Wachtelhund zur Unterhaltung des Mopses mit nach der Residenz genommen werde.

Schon am frühen Morgen fuhr der Amtmann mit dem Aspiranten, nachdem sie den Mops behutsam auf ein gesticktes Kissen gelegt und den Wachtelhund ihm zugesellt, nach der Residenz. Es war bald Nacht, als man dort ankam; der Hund gab auf der Reise wenig Lebenszeichen von sich, indeß fraß er doch am Mittag einige Stücke Zuckerbrod. Er wedelte mit dem Schwanze und wickelte ihn in eine Bretzel auf, als ihm der Amtmann sehr freundliche Worte sagte.

Im Schlosse des Fürsten war große Freude, als der Amtmann und der Aspirant den Hund dahin brachten. Der Hofmarschall war indeß sofort unwirsch gegen den Amtmann, weil das Halsband fehlte, und er bekam jetzt denselben Verweis, den er dem Landjäger gegeben, nur etwas höflicher und boshafter zugleich. Der Amtmann wollte aufbrausen, es ist ehrenrührig, sich solche Vorwürfe machen zu lassen; aber im Gedanken, daß er eine Gunst erbitten wolle, hielt er an sich. Der Marschall befahl dem Kammerdiener: „Friedrich, tragen Sie den Michel hinauf zur Durchlaucht.“ — Michel? — Auf dieses Wort richtete der Hund seinen Kopf

auf und sah den altbekannten Diener schläfrig an. Der Amtmann und der Aspirant wurden nicht bei dem Fürsten vorgelassen, und sie konnten dessen froh sein, denn Entsetzlicheres war noch nicht geschehen! Als man den Hund vor dem Fürsten niedersetzte, daß er auf ihn zulaufe, schaute er nur einmal gläsernen Blickes zu seinem Herrn auf, sank um und lag todt auf dem Boden. Er wurde schnell wieder fortgeschafft, der Hofthierarzt herbeigerufen. Zu spät, Michel Mops hatte geendet.

Nun erhielt der Amtmann statt des Dankes Schelten genug, daß man den Hund gewiß halb todtgejagt, um ihn zu fangen, oder daß man ihn mit Essen verdorben habe. Der Hund wurde noch in der Nacht secirt und der Amtmann mochte

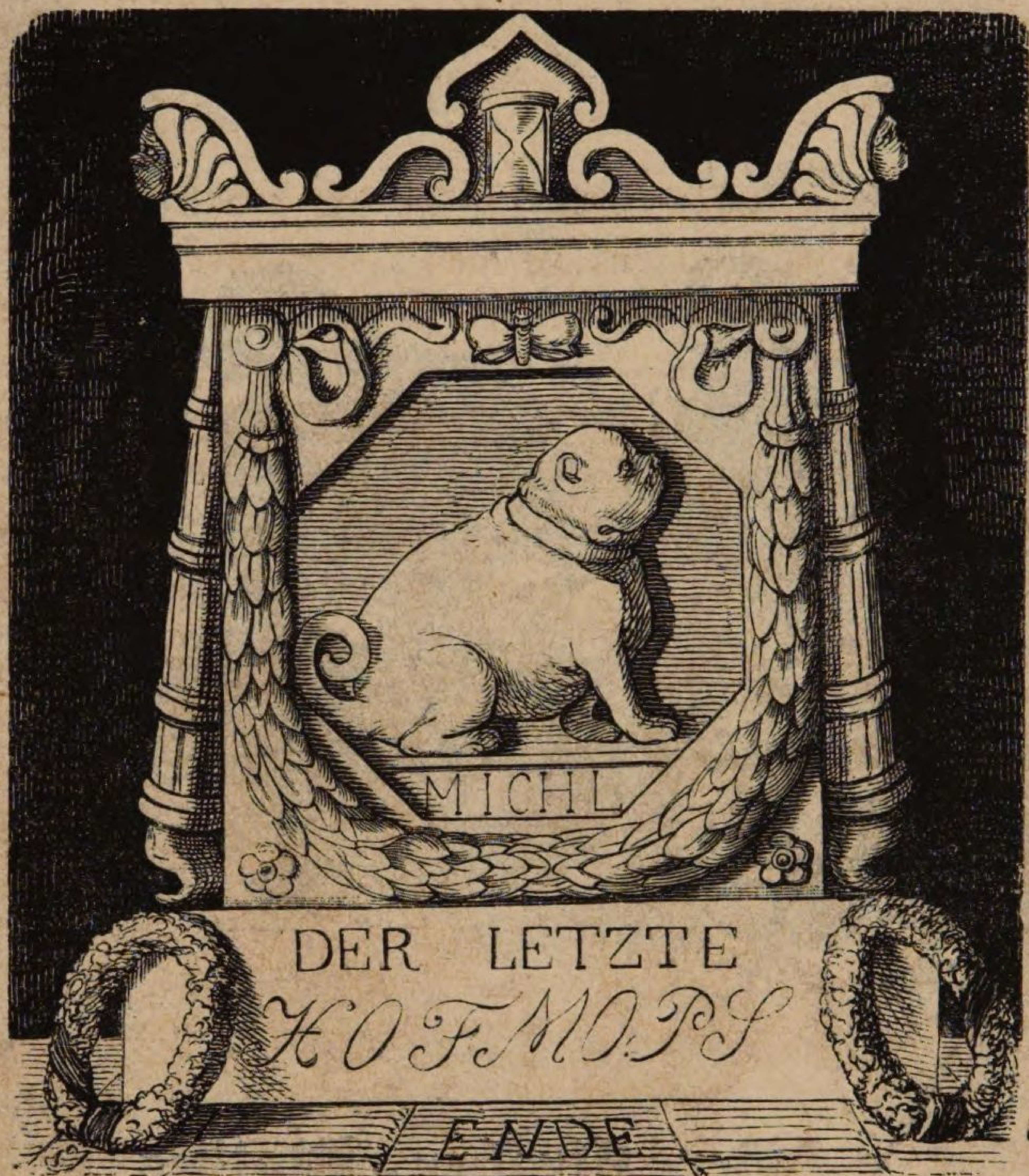


betheuern, wie er wollte, es wurde ihm nicht geglaubt, daß der Mops die schlechten Speise-Reste, die man im Magen fand, nicht im Amthause erhalten habe. Von den mannigfachen Welterfahrungen, die der Mops auf seiner Wanderung sich angeeignet, hat der Hofthierarzt und der Hof nichts gemerkt.

So das Ende des letzten Hofmopses, genannt Michel Mops, annoch ausgestopft zu sehen auf dem fürstlichen Lustschlosse.

Der Amtmann kehrte traurig mit dem Aspiranten in die Stadt zurück. — Die Welt hat nichts von Michel Mops, als diese Geschichte und die Errungenschaft, daß in der Bergstadt mit den hellen Wässerlein eine Druckerei errichtet wurde.

Der Hofmarschall gab sich alle Mühe — und da auch das kleine Land seine Diplomaten hat, sogar auf diplomatischem Wege — dem Fürsten wieder einen Mops zu verschaffen. Vergebens. Die ganze Diplomatie fand keinen Mops mehr.



Wenn aber der wohlgeneigte Leser im Besitze eines Mopses ist, so weiß er jetzt, wo er ihn anzubringen hat.



Der Straßen-Mathes.

„Guten Abend, Mathes! Immer wohlauf?"

„Ja, hab' nichts zu klagen; möcht' nur noch so lang auf der Welt bleiben, bis ich das Steinbänkle da durchgesessen hätt'."

Es mag sich verlohnen zu erzählen, warum sich der Mann so wohlig auf der Steinbank vor seinem Hause an der Bergeshalde fühlt.

I.

Am Saume des Waldes da ist's im Frühling am schönsten; die Obstbäume blühen an der Straße, drin im Walde haben die Tannen hellgrüne Jahresschosse angesetzt und die Birken bewegen ihre frischbelaubten Zweige wie vor innerer Freude,

denn man spürt keinen Wind wehen und Alles ist so still, wie in sich beseligt; nur die Vögel geben laut ihre Freude kund und hier klingt es hell zusammen, da singen die Vögel des Waldes, die sich nur freuen können, wenn sie einen festen Zweig unter den Füßen haben, und da singt die Lerche des Feldes, die keiner Stütze bedarf, sondern sich frei in die Luft aufschwingt in unermüdlichem Jubel.

An einem solchen Frühlingsmorgen ging ein schon betagter Mann am Saume des Waldes hin und her, schnitt bald da, bald dort einen Zweig ab und legte ihn auf eine Schicht am Wege. Der Mann ging so leise hin und her, als wollte er etwas nicht wecken; auf seinem Gesicht stand die schwere Sorge um des Lebens Noth; manchmal aber schien doch etwas aufzuzucken, als ob er auch mitfühlte die Wonne, die jetzt wieder neu über die Welt gekommen war. Und freilich, er hatte auch etwas davon. Jetzt gibt's wieder frische schwanke Reiser und die sind die besten zum Besenbinden, und der Mann war der Besenbinder Mathes. Er vollführte sein Geschäft mit jener Ruhe und Bedachtsamkeit, die sich vor allen Gefahren sicher weiß, denn Mathes war hier in der That nicht auf Raub aus; er bezahlte dem Staate eine für den Geber nicht unbeträchtliche Summe, um ohne Gefahr sich zu jeder Jahreszeit den Bedarf für seine Arbeit zu holen. Der Förster vertraute ihm und er konnte es mit gutem Gewissen, Mathes galt nicht nur als ehrlicher Mensch, er war es auch; man konnte sicher sein, daß er keinen Baum schädigte, sondern ihm nur das Ueberschüssige abnahm und somit förderlich war, daß der Saft vorzugsweise in Stamm und Wipfel schoß.

Mathes hatte heute rechte Freude an den schwanken Reisern, und eine Schwarzamsel schien es zu spüren, wie wohlgesinnt der Mathes war, denn sie blieb ruhig sitzen in der Krone des Baumes und sang fröhlich in den hellen Morgen hinein, während Mathes die untern Zweige abtrennte. Mathes hatte seine Lust an seinem Geschäft, und es ist keines so gering, daß nicht Freude darin liegt, wenn man nur das rechte Herz dafür hat; es blüht überall in den verborgensten Ecken, wenn die rechte Frühlingssonne scheint.

Das Besenbinden will auch verstanden und wohl geübt sein. Soll der Besen aus Fichtenzweigen sich gut in die Breite legen, der aus Birkenreisern sich gut runden, fest zusammenhalten und doch an den freien Enden wieder locker und biegsam sein — das ist auch eine Kunst, und wer's versteht und recht macht, hat eben seine Freude dran. Seit vielen Jahren, seitdem Mathes beim Straßenbau Schaden gelitten — er hatte sich beim Aufhalten eines Fuhrwerks verletzt und die linke Hand fast ganz gelähmt — vermochte er aus diesem unscheinbaren Geschäft für sich und seine Kinder, wenn auch kärgliche, doch immerhin sattsame Nahrung zu gewinnen. Dazu hatte er noch seine Kinder etwas Besseres werden lassen, als er selbst war; darauf war sein ganzes Sinnen gerichtet, und das schönste Glück im Kindersegen liegt eben darin, daß man an seinen Nachkommen das einbringt, was man selber verfehlt hat oder verfehlt zu haben glaubt. Die Kinder, die den Vater allzeit fleißig und hülfreich gesehen hatten, lernten daran von selbst tüchtige und arbeitsame Menschen zu

werden. Der älteste Sohn war zum Militär genommen worden und dabei verblieben; er war jetzt Feldwebel und hatte die feste Aussicht, eine Amtsdienerstelle zu erhalten und sich dann mit einer Schwestertochter des Mathes zu verheirathen. Der zweite Sohn war Geometer. Er war eben jetzt daheim, denn er vermaß für den Ankenbauer dort oben auf dem Göllberg sein großes Gut und hatte ebenfalls eine gute Aussicht; er sollte bei der nunmehr allgemein beabsichtigten Zusammenlegung der Güter verwendet werden. Eine Tochter hatte Mathes noch daheim, die andere diente in der wenige Stunden entfernten Amtsstadt bei dem Oberamtmann. Wenn Mathes mit seinem Schiebkarren nach der Stadt fuhr, klagte er jedesmal über die scharfe Steigung am Igelsitz, und er sagte oft, jetzt wisse er, was die Pferde ausstehen, die da schwerste Lasten hinaufziehen müssen und noch dazu gepeinigt werden. Wenn alle die hartherzigen und übermüthigen Fuhrleute nur Einmal in der Woche selber die Stränge anziehen müßten, sie würden es auch spüren.

So lang die Kinder noch daheim waren, gebrauchte sie Mathes als Vorspann über den Berg, nun aber vertheilte er seine Fuhrlast, trug die Hälfte im Voraus nach der Höhe des Berges und lud erst dort, von wo es eben und meist bergab ging, die ganze Ladung auf.

Der Wochenmarkt wurde in der Stadt vor der Oberamtei abgehalten, und wenn Mathes dort feil hielt, kam seine Tochter oft zu ihm und ermahnte ihn, doch das wenig einträgliche und unansehnliche Geschäft aufzugeben; die Kinder seien ja jetzt groß und es sei nicht mehr als ihre Schuldigkeit, dem Vater, der sich so für sie geplagt hatte, aufzuhelfen. Sie wollte ihren ganzen Lohn dem Vater geben, der Feldwebel könne auch beisteuern und der Geometer müsse es auch können, wenn er sich nicht so hoffärtig hielte. Mathes aber ließ sich von seiner gewohnten Weise nicht abbringen, und daß ihm die Kinder ihren Verdienst geben wollten, erquickte ihn mehr als wenn er den Verdienst selber erhalten hätte. Die Frau Oberamtmännin mußte viel Künste anwenden, um den Mathes dahin zu bringen, daß er in der Küche bei der Tochter eine Suppe aß; sie konnte wehren wie sie wollte, Mathes that es nicht anders, sie mußte einen Besen dafür nehmen; denn er hielt streng darauf, er ließ sich nichts schenken. „Ich nehme nichts geschenkt, sonst bin ich kein Besenbinder mehr, sondern ein Bettler," sagte er beständig. Der Oberamtmann kam auch manchmal in die Küche und unterhielt sich mit Mathes, aber dieser war nach Jahren immer noch so wie am ersten Tag; er wurde nicht vertrauter mit dem Amtmann; es half kein Reden, er setzte sich nicht nieder, so lang der Amtmann da war.

Auf dem Heimweg vom Wochenmarkt war Mathes der gesuchteste Genosse, da gab er weise Lehren im Allgemeinen und gute Anweisung im Besonderen; wer mit dem Mathes ging, fand den Weg nur kurz, und überall hieß es: einen braveren und gescheiteren Mann als den Mathes gibt es nicht; schade, daß er so arm ist und sich so plagen muß.

Mathes war aber froh bei seiner Armuth und seiner Plage; das sah man ihm an, wie er jetzt am Waldrand auf- und abging. Endlich, als er Vorrath genug

hatte, band er die Reiser in ein großes Seil, stieg etwas den Bergabhang hinab, stemmte sich an und mit einem starken Ruck, wobei er aber doch aufseufzte, brachte er sich die Last auf den Rücken und stand aufrecht damit. Jetzt hielt er eine Weile an, um sich zu verschnaufen und die Traglast zurecht zu rücken, dann bückte er sich nochmals, hob einen langen Stock, der größer war als der Mann mit sammt seiner Last, und nun schritt er den steilen Berghang hinab bis zur Landstraße; hier hielt er wieder an, legte die Traglast auf einen hohen Steinhaufen und setzte sich daneben. Eben fuhren schwere Frachtwagen die Straße hinan; sie war übermäßig steil und sechs bis acht Vorspannpferde mußten vorgelegt werden; sie gehörten dem Schwertwirth eine gute halbe Stunde weiter oben, der gegen dreißig Vorspannpferde hielt und eine der besuchtesten Wirthschaften weit und breit hatte. Die Fuhrknechte knallten, daß es im Walde widerhallte; aber jetzt, dort, wo es den bösen Stich hinangeht, da peitschten sie allesammt auf die Pferde los, hetzten, schrieen, fluchten; die Pferde mußten in Hitze gejagt werden, sie durften nicht absetzen; die Sehnen spannten sich an, daß man meinte, sie würden reißen; der Wagen hing, von unten betrachtet, herab, daß man glaubte, er müsse stürzen, aber er kam doch über den schlimmen Stich und oben wurde einen Augenblick angehalten und verschnauft, zwei Vorspannpferde wurden abgenommen und sogleich wieder den Berg hinabgeführt, um alsbald von Neuem über den bösen Weg fortzuhelfen. Der Knecht, der auf einem der Pferde saß und bergab ritt, rief Mathes zu: „Leg' dein Reisbündel da auf meinen ledigen Gaul, ich bringe dir's hinab bis in's Thal."



„Steig' du lieber selbst ab. Du solltest dich schämen, das Pferd jetzt noch so zu plagen."

„Davon verstehst du nichts. Du hast dein Lebtag kein Pferd regiert und bist über nichts Lebiges Herr, als über deine Geis und deine Katze, du armseliger Besenbinder."

Mathes griff in sein Bündel, zog schnell einige Reiser heraus und rief: „Das wäre eine Ruthe für dich! Schade, daß dein Vater sie nicht vor fünfzehn Jahren gehabt hat."

Der Knecht ritt lachend davon. Mathes ging mit seiner Last die Straße hinab.

Viele Jahre lang hatte er als Wegknecht diese Straße in gutem Stand erhalten; damals hatte er nichts davon gemerkt, was da Alles vorgeht, aber jetzt, da er davon abgeschieden war, merkte er's, wie ein schlimmer Weg auch Mensch und Vieh verdirbt. Er schlug sich aber solche Gedanken aus dem Kopf und das war nöthig, denn das ist zu viel, es läßt sich nicht zweierlei tragen, schwere Gedanken im Kopfe und eine schwere Last auf dem Rücken. Drunten vom Thale aus stieg Mathes einen schmalen Fußweg durch die Wiesen hinan nach seinem Häuschen, das hier einsam steht. Jetzt im Frühling ist's ein schönes Wohnen hier.



Mathes war fleißig den ganzen Tag über. Als es Nacht geworden war, lag er unterm Fenster und schaute hinein in die Nacht. Der Mond stand hell über Berg und Thal und Alles war voll stillen Friedens; nur manchmal zwitscherte ein Vogel im Walde wie verschlafen auf, und aus den Hecken am Wasser sang die Nachtigall so glückselig, wie wenn sie sagen wollte: Fröhlichkeit im Herzen ist noch besser, als die Sonne am Himmel. Aber bald hörte man nichts mehr von Vogelsang, denn drüben auf der Bergstraße wurde geflucht und geschrieen und gepeitscht, wie wenn das wilde Heer los wäre. Mathes schüttelte oft den Kopf, als wollte er die Flüche und Scheltworte abwehren, daß sie nicht in ihn eindringen. Aber plötzlich hörte er entsetzliches Poltern und einen Jammerschrei, der durch Mark und Bein drang. Mathes eilte den Wiesenweg hinab, die Straße hinauf, er hörte eine ächzende Männer=

stimme und andere Stimmen schrieen: „Hilf! Da faß! Schneid' die Stränge ab! Leg' Steine unter die Vorderräder! — Stich den Hengst nieder, wenn er nicht Ruhe gibt! Stich zu! Verfluchter Hund!"

Mathes war den Berg hinaufgeeilt. Dort, an dem Steinhaufen, wo er heute Morgen gesessen, dort lag jetzt der Knecht, der ihn gehöhnt, über und über mit Blut bespritzt mit geschlossenen Augen. Aber die Brust athmete noch, sie hob sich. Zwei Fuhrknechte waren um den am Boden Liegenden beschäftigt; sie rissen ihm die Kleider ab, um zu sehen, wo er sich verletzt; Andere mühten sich ab, die Pferde vom Fuhrwerke zu trennen, das den Rain herabgerutscht war. Mathes hielt dem ohnmächtig Daliegenden die Hand auf's Herz. Er schlug die Augen auf.

„Du bist's, Mathes?"

„Jawohl. Wo thut dir's weh?"

„Alles. Ich sterbe."

„Ich verzeihe dir," rief Mathes, „daß du mich heute Morgen verspottet hast; du sollst das nicht mit in jene Welt nehmen. Aber richt' dich auf, vielleicht ist doch noch Hülfe. So, so, ich helf' dir."

„Ich kann nicht. Da, da ist Alles gebrochen. Fluch auf diese Straße! Fluch auf die Welt!" so schrie der Knecht und hauchte seinen letzten Athem aus.

Mathes half den Entseelten auf ein kleines, hinten am Frachtwagen angebrachtes Wägelein legen, darin ein ziemlich wohl eingerichtetes Bett war, damit der Hauptfuhrmann schlafen konnte, während die Vorspannknechte das Fuhrwerk führten. Eben, als Mathes an der Handdeichsel den kleinen Wagen in Bewegung setzen wollte, kam der Geometer vom Ankenhof herab. In dieser schönen Frühlingsmondnacht hatte der junge Mann ganz Anderes im Sinne, und er erschrak in's Herz hinein, als er den Vater mit der Leiche beschäftigt sah. Es wurde ihm schnell erklärt, was da vorgegangen, und die fremden Fuhrleute, die ihn für einen Beamten hielten — der Rock macht viel — gehorchten ihm, daß man den großen Steinhaufen schnell den Rain hinabtrug, um die Hinterräder des Wagens damit aufzuhalten. Den Fuhrleuten war das zuviel, sie wollten lieber zwei junge Bäume knicken, aber sie mußten dem Geometer folgen, der selbst mit angriff. Man brachte nun den kleinen Wagen mit der Leiche hinab in's Thal.

Es war ein schauerlicher Anblick, wie der Mond auf dem Angesichte des Todten glänzte; vom Wald her zwitscherten die aus dem Schlafe geweckten Vögel, nur drunten am Bach sang die Nachtigall ruhig und ungestört fort, so ruhig und unbekümmert, wie der Mond auf die Erde schien.

„Mir thut meine Hand seit Jahren jetzt zum Erstenmal wieder weh," sagte Mathes zu seinem Sohne, „es sticht und schneidet gerad so wie damals, wo ich mir die Hand zerbrochen habe."

„Das ist, weil Ihr jetzt wieder so ganz daran denket," erwiderte der Sohn.

Mathes sah den Sohn nur groß an, dann zog er mit ihm weiter und redete kein Wort mehr bis zur Schmiede.

In der „rothen Schmiede," die zugleich ein Wirthshaus war, ging's noch lustig her; da standen große Wagen hochbeladen und die Pferde fraßen an den fliegenden Krippen. In der Schmiede loderte das Feuer, sprühten die Funken und dröhnte der Hammerschlag. Droben in der Wirthsstube wurde gesungen und gelacht; aber plötzlich verlosch das Feuer in der Schmiede, verstummte Lachen und Gesang in der Wirthsstube, als man die blutige Leiche vor's Haus brachte und der helle Mond so seltsam auf den Todten schien. „Der lustige Friedel ist todt!" hieß es. Eine Weile war Alles stumm, bis der Schmied sagte: „Schade um den Burschen, und mein Schade besonders, der hat die Fuhrleute dazu bringen können, Schoppen über Schoppen kommen zu lassen. Schade! Schade! — Was ist am Fuhrwerk zerbrochen? Wo steht's?"

„Droben am Igelspitz."

Man berichtete nun, wie Alles zerschmettert sei, und der Schmied rief zum Wagner, der mit unter den Zechenden war: „Da gibt's auch Arbeit für dich, das kann ich nicht allein machen."

Alle kehrten bald wieder in's Wirthshaus zurück, und sie hätten fast den Todten vergessen, der kaum vor einer Stunde mit ihnen gezecht und gesungen hatte, denn lustgierige Menschen sind bös auf den Unglücklichen, der sie durch sein Unglück in ihrer Freude stört; aber Mathes und der Geometer erinnerten daran, den Entseelten unter Dach zu bringen. Ein Wagen wurde aus der Scheune herausgeschoben und die Leiche dorthin gebracht.

Mathes und der Geometer ließen sich nicht bereden, mit in die Wirthsstube zu gehen. Sie wanderten mit einander still heimwärts. Mathes wusch sich die Hände im Thau, der auf den Wiesen lag; er redete fast kein Wort, nur als sie nicht weit von ihrem Hause den Igelspitz sahen, sagte er: „Der Weg ist schon lang ein verfluchter, jetzt ist er's erst recht geworden."

„Ich habe Euch was sagen wollen wegen des Ankenbauern," brachte der Geometer leise hervor.

„Sag' mir's morgen. Es wird bis morgen auch Zeit haben. Heute kann ich nichts Anderes mehr hören."

„Ich meine, es wäre gerad' gut, wenn Ihr heute noch was Anderes hörtet und das Schreckliche von da droben vergäßet!"

„Das mag bei Euch jungen Leuten Mode sein, bei mir nicht — Gute Nacht!"

Mathes fertigte seinen Sohn kurz ab und so hielt er's immer. Obgleich seine Kinder etwas mehr in der Welt geworden waren als er selbst, hielt er dennoch die väterliche Gewalt unabänderlich fest und die Kinder beugten sich ihr.

Mitternacht war schon lang vorüber, als Mathes noch unter dem Fenster lag und hinausschaute in den dunkeln Wald, denn der Mond war hinabgegangen und Alles war dunkel. Mathes war voll Unruhe und schüttelte den Kopf. Und noch als er in seinem Bette lag, sagte er: „Es geht nicht, und es muß doch gehen."

Am andern Morgen ging Mathes nicht zur Kirche, die eine gute halbe Stunde entfernt von seinem Hause war. Er wollte nicht hören, wie die Leute über das geschehene Unglück sprechen und sich dabei sicher in ihrer Haut fühlen und Mittags über Feld gehen oder in's Wirthshaus, oder kegeln, und das alte Elend immer sein lassen, wie es eben ist.

Mathes war, als es kaum tagte, mit seinem Sohn, dem Geometer, in Feld und Wald gewandert.

„Wenn du was nutz bist, da mußt du helfen," sagte der Vater.

„Ich habe wegen des Ankenbauern mit Euch reden wollen."

„Zuerst denk' da drüber nach und hilf. Es muß gehen."

„Was denn, Vater? Ich verstehe Euch nicht."

„Ich habe dir's ja schon siebenmal gesagt."

„Ihr habt mir noch gar nichts gesagt."

„Ja, ja, kann sein. Ich sage dir also, deine Sache ist nichts nutz und du bist nichts nutz, wenn du mir nicht einen Plan machen kannst, wie man da eine bessere Straße anlegt. Es muß gehen, daß man dann noch leichter und besser fortkommt, drüben geht's ja wieder bergab; freilich beim Rammenstein, da steh' ich still. Jetzt aber, Du mußt's können."

„Ja, Vater, das habe ich mir schon ganz gut ausgedacht," erklärte der Geometer und legte nun dar, wie das Alles ganz wohl zu machen wäre, wie es nur eine alte Unsitte sei, daß man die Dorf- und Waldwege zu Landstraßen benutzt habe; dadurch müsse man über Berge, wo man dem Thal nach viel besser wegkäme, wenn auch der Weg etwas weiter wäre.

„Was Andere machen, und warum und wie so, das geht mich jetzt nichts an," erwiderte Mathes. „Jetzt komm und zeig mir's genau."

„Es ist nicht nöthig, ich hab' Alles auf dem Papier."

„Aber mir ist's nöthig. Komm."

Vater und Sohn gingen stundenlang unwegsame Steige bergaus und bergein; Mathes konnte sich selbst kaum mehr zurechtfinden, denn er vergaß sich, er fand hier im Verborgenen viel schöneres Besenreis und achtete kaum mehr des Weges und warum man da hin und her streifte. Aber der Geometer hatte seinen Plan in der Hand und fand sich mit dem Geschriebenen sehr gut zurecht. Er führte sogar zuletzt seinen Vater unvermuthet so in die Höhe, daß sie plötzlich oben am Schwertwirthshaus an der Landstraße standen.

„Da wollen wir einen guten Schoppen trinken," sagte der Geometer; Mathes war einverstanden. Ein stattlicheres, wohlhäbigeres Haus konnte man nicht sehen, als das Schwertwirthshaus. Das Haus hatte sich's bequem gemacht, Platz genug war da und Holz und Steine in der Nähe, denn weit und breit war nichts als Wald und Felsen. Fast ein Dutzend hochaufgebaute Frachtfuhren standen auch hier, die Pferde waren ausgeschirrt und hielten Rast. Sie hatten jetzt das Schwerste überwunden. Der Schwertwirth bewillkommte Vater und Sohn sehr freundlich; er

wünschte, sie sollten nochmals das Unglück von vergangener Nacht erzählen; er unterhielt eben gern seine Gäste, die zahlreich an den Tischen saßen, und noch lieber unterhielt er sie durch fremde Beihülfe. Er war darin gar nicht neidisch, hatte es auch gar nicht nöthig, denn wer wohl eine Stunde hin und her keinen Nachbar hat, lernt nicht leicht neidisch sein. Mathes wies indeß den Schwertwirth an einen anwesenden Fuhrknecht, der Alles viel besser erzählen könne; er war nicht gewillt, den Leuten zur Unterhaltung ein Unglück zu berichten, damit sie zwischen hinein desto vergnüglicher essen und trinken können. Er setzte sich mit seinem Sohne einsam an einen Tisch.

„Vater, seid Ihr denn gar nicht müde?"

„Nein, gar nicht. Drunten im Walzwerk haben sie eine Maschine von sieben Pferdekraft; ich habe immer nicht gewußt, was das ist: ‚Pferdekraft'; jetzt spür' ich's; ja, ich meine, ich spüre die Kraft von allen den Pferden in mir, denen ich's leichter machen will auf der Welt. Ich muß mich nur halten, daß ich nicht davon laufe."

So scherzte Mathes und ließ noch einen zweiten Schoppen kommen und zog dabei den Geldbeutel und bezahlte; nicht einmal einen Schoppen ließ er sich von seinem Sohne schenken. Dann sagte er, jetzt wolle er ihn ruhig anhören wegen des Ankenbauern; es sei so jetzt besser, es zwänge ihn, ein wenig auszuruhen, denn er müsse noch weit.

Der Geometer berichtete vom Ankenbauer, wie zäh und stolz der sei und wie lind und gut dessen Tochter. Mathes sah den Sohn groß an, er schien aber doch nicht zu hören, was erzählt wurde, denn er fragte jetzt:

„Also lauter Staatswald ist's, wodurch der neue Weg ginge, und nur ein Stückchen gehört dem Ankenbauer?"

„Ja, Vater, so ist's."

„Das ist gut; mit dem Staat werde ich eher fertig, als mit dem Ankenbauer. O Konrad! So glücklich bin ich noch nie gewesen, in meinem Leben nicht. Ich will gern sterben, ich hab' dann was gethan auf der Welt. Es ist mir immer gewesen, wie wenn ich noch etwas fertig bringen müßte; dann will ich gern sterben."

Der Sohn mußte dem Vater versprechen, nichts über die Sache zu reden, mit Niemand; dafür nahm er ihm nun auch die Geschichte mit dem Ankenbauer ab. — Sie war kurz bei einander: die Tochter des Ankenbauern liebte den Geometer, aber da war keine Aussicht, daß sie einander heirathen durften. Der Sohn des Besenbinders und des Ankenbauern Tochter — es ließ sich gar nichts Widersprechenderes denken.

„Wenn ich meine Sache durchführe, gebe ich das Besenbinden auf, da hast du meine Hand drauf," versprach Mathes. „Ich habe schon so viel erspart, daß ich's kann."

Vater und Sohn gingen, als es Mittag wurde, mit einander nach der Stadt. Unterwegs belehrte Mathes seinen Sohn immer an sichtbaren Beispielen, wie diese

Straße gut gebaut sei, wie für die wilden Wasser und Bergrutschen, für Sommer und Winter Alles vorbedacht worden. „Und so gebaut muß auch meine Straße sein,“ schloß er immer. Alle Vortheile, die er kenne, und auch neue werde er anwenden, wenn nur die Regierung ihm allein die Sache in der Hand lasse. Das war sein einziger Wunsch. Scheinbar um dem Geometer dies und das zu erklären, aber doch auch in der That um auszuruhen — denn er hatte seine Pferdekraft aufgebraucht — setzte sich Mathes mehrmals an den Weg, bis man endlich, just zu rechter Zeit, als der Amtmann vom Tische aufstand, in der Stadt anlangte.

Noch nie war Mathes vor dem Amtmann gesessen, als heute; er befahl daher seinem Sohne, er müsse stehen bleiben, er durfte den angebotenen Stuhl nicht annehmen. Nun erzählte Mathes den Unglücksfall von vergangener Nacht und welch ein Jammer es sei, daß man über eine solche Straße, wie über den „Igelspitz“, Mensch und Vieh zu Grunde richte. Der Amtmann fand dies allerdings auch hart und sagte, daß man schon daran gewesen sei, die Straße zu verlegen, aber die Eisenbahnen nähmen alle Straßen weg und der Bau sei zu kostspielig.

„Ich führe die Straße, wenn ich den Boden im Staatswald frei kriege, von Thal zu Thal um viertausend Gulden.“

„Mathes, so eine Straße bauen ist etwas Anderes, als Besen binden.“

„Ich bin vordem Straßenknecht gewesen und mein Vater ist Straßenknecht gewesen, ich verstehe das.“

„Ueberlegt's Euch wohl.“

„Ich hab' mir's überlegt. Und jetzt red' du,“ befahl Mathes seinem Sohne.

Der Geometer legte Alles ordnungsgemäß dar und der Amtmann sagte: „Ich möchte glauben, daß der Staat Euer Anerbieten annehmen wird, aber seht Euch vor. Könntet Ihr eine Garantie leisten, die der Staat fordern muß?“

„Ja, hundert Kronenthaler, da sind sie,“ erwiderte Mathes, zog ein wohlverknüpftes leinenes Säckchen aus der Tasche und leerte den Inhalt auf den Tisch.

Der Geometer und der Amtmann staunten und dieser sagte: „Kommt nächsten Sonntag wieder, wenn Ihr's Euch überlegt habt; Ihr seid noch frei.“

„Nur um Eines bitte ich noch; kein Mensch außer der Oberregierung darf ein Wort davon erfahren, bis Alles fertig ist.“

„Ich versprech's Euch.“

Soviel hatte Mathes noch nie an einem Sonntag verbraucht als heute. Er ging nochmals in's Wirthshaus und er sagte spöttisch: „Ich muß die Pferde, die ich in mir habe, füttern.“ So lustig wie heute hatte der Geometer seinen Vater noch nie gesehen, und der Bruderssohn des Mathes, der hier im Hause als Knecht diente, mußte sich zu ihm setzen und mit ihm trinken und zuletzt mußte er noch sein Sparkassenbuch zeigen.

„Das gibt Roß und Geschirr,“ frohlockte Mathes, er ließ sich aber nicht herbei, Weiteres zu erklären.

Am andern Tage ging Mathes zum Leichenbegängniß des verunglückten Fuhr=

knechtes, und bei der Heimkehr vom Kirchhofe konnte er sich nicht enthalten, dem Pfarrer zu sagen: „Will's Gott, ist das der Letzte, der beim Igelspitz den Tod gefunden hat, und auch den Pferden soll's besser gehen auf der Welt. Hat der Mensch die Thiere, daß sie für ihn arbeiten, muß er's ihnen auch erleichtern, so viel er kann."

Der Pfarrer ließ nicht ab, bis ihm Mathes Aufklärung gab, und Mathes war froh, daß er doch noch mit einem Menschen über die Sache sprechen konnte und der Pfarrer stand ihm getreulich bei.

Es vergingen Wochen, Mathes war voll Unruhe, die schönste Bauzeit vergeht jetzt ungenützt. Mathes hob oft einen Besen, den er band, in die Höhe, wie zur Drohung gegen die Oberbehörde, die so lange zögerte. Endlich kam der Entscheid. Mathes hielt ihn geheim. Das Besenbinden war vorbei, die Leute aber sagten, Mathes habe sich eine Ruthe auf den Rücken gebunden, denn es wurde ruchbar, daß er vom Ankenbauer den ganzen Wald im „Schwefeltobel" bis hinauf zu den Felsen gekauft habe; freilich hatte er billig gekauft, aber der Wald ist eben auch nichts werth, man muß den größten Theil des Holzbestandes verfaulen lassen, oder höchstens kann man Spaltholz gewinnen, bei dem kaum der Arbeitslohn herauskommt, weil es nicht möglich ist, einen der großen Stämme da wegzuführen, es ist weder Wasser noch eine Straße da. Mathes hatte 300 Gulden baar Drangeld gezahlt und schriftlich gegeben, daß das Drangeld verloren sein solle, wenn er den Wald nicht an sich ziehe.

Auf dem Ankenhof mußte der Geometer sich von dem Ankenbauer sehr bemitleiden lassen, weil sein Vater närrisch geworden und sein einzig Erspartes zum Fenster hinauswerfe. Jetzt ging dem Geometer erst ein Licht auf und am Samstag darauf packte er alle seine Habseligkeiten auf dem Ankenhofe ein, denn er wußte, es war seines Bleibens nicht mehr hier, wenn es ruchbar wurde, wozu Mathes den Wald und die Felsen gekauft hatte. Er war auf dem Weg fast bös auf den Vater, der ihm das angethan; nun war ewige Feindschaft zwischen Mathes und dem Ankenbauer, dem ein großer Vortheil entzogen worden wär. Daheim fand der Geometer den Vater nicht, dafür aber Mutter und Schwester, die klagten, daß der Vater leider nicht mehr ganz bei Verstand sei; er spreche immer davon, daß er den Pferden wohlthun, und daß sie es ihm entgelten würden, sie würden ihn bis an sein Lebensende führen; sie seien auch für ihn da und nicht blos seine Geis oder seine Katze. Der Geometer durfte das Räthsel nicht lösen, und Abends kam der Vater ganz glückselig heim und brachte den schriftlichen Vertrag mit dem Oberamt.

Er erzählte mit großer Selbstbefriedigung, wie er dem Oberbeamten dargelegt habe, daß er viel billiger baue als der Staat je im Stande sei, und das habe man auch eingesehen. Nun aber wurde er sehr abgekühlt, denn der Geometer, der sich für sehr klug hielt, und noch klüger als er wirklich war vor seinem Vater erscheinen wollte, legte im Beisein von Mutter und Schwester dar, daß er leicht mit einem solchen Vertrage zum Bettelmann werden könne; er fand Klauseln

und Haken darin, die Mathes gar nicht gesehen hatte, und natürlich hatte er starken Beistand an Mutter und Schwester, die nicht lange Beweise führten, sondern laut klagten und weinten, daß man jetzt, nachdem man sich so viele Jahre redlich durchgebracht, ohne eines Menschen Hülfe zu bedürfen, nun noch an den Bettelstab komme. Mathes wurde es auch Angst, aber er faßte sich bald wieder und erklärte, er habe sich Alles überlegt, er thue ein gutes Werk, das ihm und Kindern und Kindeskindern zu gute kommen müsse. Er thäte es für die armen Thiere und für seiner Mitmenschen Noth und Gefahr, Gott werde ihn dabei nicht verlassen und ein Einsehen haben, wegen dessen, was er gewollt habe. „Eines ist gut dabei," erklärte der Geometer, „wenn die Sache gelingt, läßt sich im Schwefeltobel ein Bauerngut herstellen, wie stundenweit kein besseres zu sehen ist." Er wußte sehr gut zu beweisen, daß, wenn die Straße fertig sei, man die uralten Stämme zu hohen Preisen verwerthen könne, so daß man Grund und Boden nicht nur umsonst, sondern noch Geld dazu habe. Man kann jeden Quadratschuh mit einem Gulden belegen — so weit dehnte der Geometer seine Berechnungen und Hoffnungen aus, und dieses Wort hielt Mathes fest; er setzte aber immer hinzu: „Und die Hauptsache ist, ich kann mein Herz mit einer guten That belegen, wie es keine bessere gibt." — Dennoch war er in dieser Sonntag Nacht voll Unruhe; es trieb ihn draußen umher, als könnte er nur auf der Straße leben, Tag und Nacht, und nicht mehr unter einem Dach. Als er nach Mitternacht heimkehrte, zündete er nochmals ein Licht an, las den Vertrag aber= und abermals und strich mit der Hand über das Papier weg, als müsse er die Haken spüren, die drin stecken.

Vor Allem galt es nun, Roß und Wagen zu kaufen, damit man nicht mit fremden zu arbeiten habe und der Vortheil dran hangen bleibe. — Mathes ging abermals nach der Stadt und erhob das Geld, das sein Brudersohn und die Oberamtmanns=Magd erspart hatten, und fand einen schicklichen Kauf, daß er zwei Pferde und einen Wagen anschaffte. Dazu dingte er den Sohn seines Bruders als Knecht, und dieser diente ihm gern, denn er liebte die Oberamtmanns=Magd. Der Geometer arbeitete fleißig in Vermessung der Straße, und schon am dritten Montag in der Früh, während die Vögel wieder hell sangen in der Luft und im Wald, that Mathes den ersten Spatenstich und sagte dabei: „Lieber Gott! Ich bitte Dich nur, daß Du mich auch den letzten Spatenstich an dieser Straße thun lässest; dann mach' mit mir, was Du willst."



II.

Feinde ringsum.

Anfangs spotteten die Leute nur über das Unterfangen des Mathes; als es aber ruhig weiter ging, verwandelte sich der Spott in Haß und Zorn. Auf drei Seiten zugleich schlug es aus, und auf allen Seiten von mächtigen Menschen. Der Schmied war der Erste, der zu Mathes kam und ihm Mord und Todtschlag drohte, wenn er nicht von dieser Sache abstehe. Die neue Straße brachte dem Schmied nicht mehr Tag für Tag einträgliche Arbeit; da bricht nichts mehr, da geht ja Alles so ebenen Weges wie auf dem Tisch; die Schmiede steht leer und das Wirthshaus obendrein. In künftigen Tagen werden die Fuhrwerke lustig an seinem Hause vorüberziehen, und er wird nichts haben, als das Nachsehen.

Als Mathes gegen diese Vorwürfe die Achseln zuckte, drang der Schmied darauf, daß er ihm wenigstens Antheil gäbe an dem gesammten Unternehmen; er wolle dafür zwei Doppelgespanne stellen und überhaupt Alles mittragen. Mathes lehnte das Anerbteten ab. Noch viel stärker, aber nicht so offen feindlich, war der Schwertwirth. Er lief zu Amt und strengte einen Prozeß an gegen den Neubau der Straße, den man mindestens in einem öffentlichen Abstreich an den Mindestfordernden hätte vergeben müssen. Er wollte eigentlich dadurch die ganze Sache brach legen; denn die ausgesteckten Stangen zeigen ja an, er werde selbst brach gelegt werden. Der Weg führt künftig gar nicht mehr am Schwert vorüber; das schöne große Schwertwirthshaus wird nichts mehr sein, als eine Einöde an einer leblosen Straße. Und das Alles soll der einfältige Mathes zu Stande bringen? Ja, der einfältige Mathes? Im Gegentheil! Das ist der pfiffigste Schelm, der zu finden ist. Hat er nicht dem Ankenbauer den Wald abgekauft, der, wenn eine Straße dahin führt, das Zwanzigfache werth ist?

Der Ankenbauer war der einzige stille Feind des Mathes. Schämte er sich mehr oder ärgerte er sich mehr, daß ihn der einfältige Besenbinder so hinter's Licht

geführt hatte? Der Ankenbauer zeigte sich nirgends, er ging dem Schmied und dem Schwertwirth aus dem Weg, wenn sie auf den Hof kamen; er wollte ruhig abwarten, still lauern, bis sich Gelegenheit gibt, dem durchtriebenen Schelm, dem Mathes, die Schlinge um den Hals zu werfen. Natürlich kamen Leute genug zu Mathes, die ihm sagten, er solle sich vor den dreifachen Feinden in Acht nehmen. Sie lobten ihn wegen seiner Pfiffigkeit, und Mathes konnte betheuern, so viel er wollte, daß er Anfangs an gar keinen Gewinn gedacht, daß es ihm nur darum zu thun gewesen sei, Mensch und Vieh einen bessern Weg zu geben, daß er aus reiner Barmherzigkeit zu dem Plane gekommen — man glaubte ihm das nicht; man fand das eben doppelt pfiffig, daß er eine Gutmüthigkeit vorschützte, wo er doch zum reichen Mann werden muß. Der Holzertrag im Schwefeltobel und der mastige Boden dort wurden siebenfach hochgeschätzt; wenn das Wasser, das dort überall hervorquelle, gesammelt und abgeleitet sei, gebe das den schönsten Bauernhof, den man noch dazu an die Straße bauen könne, und das einträglichste Wirthshaus obendrein.

Mathes erhielt Lob über seine Klugheit, daß ihm der Kopf wirblicht davon wurde, und nachdem er sich genug gewehrt, schien ihm der Ruhm der Klugheit und Pfiffigkeit ein noch viel besserer, als der der Gutmüthigkeit. Er that selbst sehr ruhmredig von seiner klugen Ueberlegung, er ging stolz umher; aber mit dem Stolze stand Alles still. Es fehlte an Geld zum Bezahlen der Arbeiter und Mathes mußte viel Arbeiter anstellen, denn vertragsmäßig mußte die Hauptarbeit der Straße bis zum Herbst fertig sein. Wohin sich Mathes auch wendete, er erhielt kein Geld. Der Vorschuß, den die Regierung gab, war erschöpft. Jetzt trat der Ankenbauer vor, jetzt war die Zeit, den Mathes zu fangen. Er wollte es ihm auch nachthun und Gutmüthigkeit vorschieben, denn das ist immer ein guter Schild. Er wußte es wie zufällig zu fügen, daß er den Geometer traf; er sagte geradezu, wie er nichts dagegen habe, ihm seine Tochter zu geben, wenn er den Vater dahin bringe, daß er sich die ganze Sache aus der Hand nehmen lasse, die Straßenanlage mit dem Ankaufe des Waldes; er würde dann mit Baargeld schon dreinfahren. Der Geometer legte dem Vater Alles dar, aber dieser lachte pfiffig — er hatte sich bereits ein pfiffiges Lachen angewöhnt — „Ich habe an der Sache gezweifelt; von jetzt an steht sie aber wieder ganz gut. Was der Ankenbauer haben will, das steht gut. Ich verkaufe jetzt vorerst einen guten Theil Stammholz, und wenn wir im Reinen sind, dann wird der Ankenbauer schon kommen und dich bitten, daß du seine Tochter nimmst.“

Zu günstiger Zeit kam Hülfe. Der Pfarrer, der mit vieler Theilnahme die Anlage der Straße verfolgte, hatte einen Bruder, der Holzhändler war; der Pfarrer war der Einzige, der noch daran festhielt, daß Mathes ursprünglich aus Gutherzigkeit den Straßenbau unternommen hatte, und er half ihm jetzt einen guten Theil des Waldes zu hohem Preise verwerthen. Der Pfarrer stutzte, wie klug sich der Mathes dabei benahm; denn trotzdem, daß er in Noth war, wollte er jetzt den Vortheil nicht aus der Hand geben, und fast zweifelte selbst der Pfarrer, ob nicht doch ursprünglich Pfiffigkeit den Mathes zu seinem Vornehmen bewegt hatte.

Mathes, der das wohl merkte, sagte: „Herr Pfarrer, ich habe ein Wort von Ihnen behalten, das geht auf Alles. Sie haben einmal gesagt: die Erdkugel dreht sich um sich selbst, aber auch um die Sonne; und so alle Sterne am Himmel, da dreht sich jeder um sich selbst, aber auch um die andern. Sie haben's gut ausgelegt und haben gesagt: auf seinen Vortheil sehen, ist noch nichts Schlechtes; es kann Keiner anders, er dreht sich um sich; aber wenn es was Rechtes ist, so kommt es auch Anderen zu gut. So ist's. Wenn ich morgen sterbe, so schwöre ich heute, ich habe Anfangs bei dem Plane nichts im Sinn gehabt, als Mensch und Thier Gutes zu thun. Daß auch mir jetzt Gutes daraus wird, das thut mir doppelt gut; und wenn ich morgen sterbe — ich möchte aber nicht morgen sterben, sondern erst wenn die Straße fertig ist — und wenn ich da sterbe, so nehme ich, was ich an zeitlichen Gütern gewinne, nicht mit, aber das, daß ich auf der Welt einen Weg geebnet und gut gemacht habe für Mensch und Vieh, das nehme ich mit, und unser Herrgott wird mir's anrechnen und nicht sagen wie die Menschen: Du hast auch ein Vermögen dabei gewonnen."

Von diesem Tage an war der Pfarrer der hülfreiche Freund des Mathes geworden. Er ließ sich durch kein Gerede mehr abbringen und keinen Zweifel mehr aufkommen, er leistete aus eigenen Mitteln Vorschub so viel er konnte, ja er entlehnte Geld für ihn und versprach, die Straße, wenn sie vollendet sei, feierlich einzuweihen.

Nun war neue Kraft in Mathes gekommen, und der Geometer sagte oft: „Es muß wahr sein, Vater, daß Ihr Pferdekraft in Euch habt, denn solch eine Arbeit hätte ich nie für möglich gehalten, vom Morgen bis zum Abend, jetzt bei der großen Sonnenhitze; Ihr scheint ja gar nicht müde zu werden, und Ihr seid jünger geworden." Ja, Mathes war jünger geworden, und besonders, da er sah, wie der Geometer Alles mit Umsicht anlegte und ordnete.

Der Geometer hatte mit der Eisenbahnverwaltung eine Lieferung von Bahnschwellen abgeschlossen, und der erste Wagen, der kam, um die Schwellen abzuholen, brachte etwas mit, was den Straßenbau sehr förderte. Der Geometer hatte abgängige Schienen von den Eisenbahnen, mit drei dazu gehörigen Wagen gekauft, und nun wurde das Gerölle leicht weggeführt und da aufgeschüttet, wo ein Damm nöthig; es gab fast gar keine quiekſenden Schiebkarren bei dem Bau. Kindisch freute sich Mathes mit seiner „eigenen Eisenbahn". Oft ließ er sich bei der leeren Rückfahrt ein Stück Weges fahren und lachte dabei glückselig in die Welt hinein.

Das gute Stück Arbeit, wo man nur abzugraben und zu dämmen hatte, war um die Mitte Juli vollendet. Jetzt kam zuerst ein schwieriger Brückenbau, auch dieser wurde glücklich zu Stande gebracht, wobei sich vorzüglich der Brudersohn, der eigentlich ein gelernter Maurer war, hervorthat. Er gab das Fuhrwerk dem jüngern Bruder ab und übernahm den Brückenbau ganz allein mit zwei Gehülfen. Nun aber ging's an den bösen Felsen. Hier mußten mühsame Bohrversuche gemacht werden, um die Felsen zu sprengen, und Tag und Nacht lag es Mathes im Sinn: wenn nur

Niemand dabei verunglückt. Er hatte das Sprengpulver im Hause, und oft in der Nacht stand er auf und sah nach, ob es sich nicht von selbst entzünde und ihn sammt Frau und Kindern in die Luft werfe. Er war so voll Unruhe, daß die Frau ihm sagte: „Du bist ja selbst wie Pulver.“

Mathes war froh, als er endlich das Sprengpulver hinausschaffen konnte, es dort eingelassen und die Lunte angezündet wurde, damit in der Nacht, wenn Niemand auf dem Wege sei, die Sprengung vor sich gehe. Mathes lag in dieser Nacht wieder unter seinem Fenster; er hörte jetzt kaum mehr das Fluchen und Schelten auf der steilen Straße, und wie die Pferde mit Stöcken geschlagen wurden. Er horchte nur immer hinaus, ob er nicht bald den Knall aus der Ferne höre. Da fiel ihm ein, daß ja dadurch großes Unglück geschehen könne, wenn die Fuhrleute, die den Berg auf- und abfahren, nichts davon wissen, daß plötzlich ein entsetzlicher Knall losgeht; da können sie mit Pferd und Geschirr verunglücken, und die Straße hat nochmals ein schweres Opfer. Mathes weckte die Frau und die Kinder, sie mußten sich mit ihm oben und unten an der steilen Straße aufstellen und den Herauf- und Herabkommenden sagen, sie möchten die Pferde an die Hand nehmen, denn es könne plötzlich ein Knall losgehen.

Es war eine laue Sommernacht, die Johanniswürmchen spielten in der Luft und die Grille hörte in der ganzen Nacht nicht auf zu zirpen, als Mathes mit seiner Frau unten am Berge stand und der Geometer mit der Schwester oben Wache hielt. Sie warteten stundenlang. Glücklicherweise kam nur ein einziges leichtes Fuhrwerk, das ungefährdet über den Berg kam, bevor man etwas hörte.

Da rannte eine flüchtige Gestalt daher, sie kam auf Mathes zu und rief: „Seid Ihr's, Mathes? O Gottlob, daß ich Euch finde! Ich bin in Eurem Hause gewesen, aber da ist Alles wie ausgestorben.“

„Was willst du?“ fragte Mathes zitternd; in seiner Furcht wußte er nicht mehr, was er zu fürchten hatte; Jeder konnte Unglück verkünden. „Was gibt's? Du bist's? Des Ankenbauern Marie?“

„Ja. O Mathes, ein entsetzliches Unglück! Entsetzlich!“

„Wo? Wer?“

„Bei uns daheim. Der Schmied ist oben bei meinem Vater, und ich hätt's nicht hören sollen, aber ich hab's gehört. Sie wollen heut Nacht Euern Wald anzünden, daß Alles zu Grunde geht. — „Wehe!!“ schrie das Mädchen plötzlich auf, „das ist's!“ Es that einen Knall, daß man meinte, die Erde berste, und bald nachher zwei-, dreimal.

„Gottlob, es ist gelungen! Und Niemand dabei verunglückt!“ rief Mathes und faltete die Hände. „Sei ruhig,“ beschwichtigte er das Mädchen, „das sind Narrenspossen. So etwas kann Niemand thun wollen.“

„O es ist, es ist!“ betheuerte das Mädchen.

„Du sollst, will's Gott, meine Schwiegertochter werden, und du sollst nicht so Böses von den Menschen glauben. Die Menschen reden gern schlecht, aber sie thun's doch nicht gleich.“

„Ich hab' Euch gewarnt," jammerte das Mädchen. „Mein Vater wird mich umbringen, wenn er erfährt, daß ich daher gelaufen bin, und jetzt muß ich schnell heim." —

Sie wollte davon eilen, da kam der Geometer vom obern Berg herunter und sah staunend Marie bei seinen Eltern. Er hörte schnell vom Vater, warum sie gekommen: „Und du bist dem Tod entronnen!" rief er. „Eine Viertelstunde später — und du warst des Todes. Dein Weg geht ja hart an den Felsen vorüber, die gesprengt worden sind. Ich hätte keine Minute mehr leben können, wenn du bei dem Straßenbau verunglückt wärst, du ......"

Er zitterte am ganzen Leibe, und Mathes sagte: „Laß das unnöthige Aussinnen. Das thun nur Weiber. Sei froh, daß es nicht ist, und verliere keinen Gedanken mehr dran. Bring' jetzt die Marie heim, führ' sie den obern Weg über die Engelswiese. Gut' Nacht! Und seid brav!"

Er ging mit den Seinen davon und ließ den Geometer und Marie zurück. Der Geometer mußte sich eine Weile am Wege niedersetzen, so hatte ihn die Angst ermattet. Bald aber richtete er sich auf und ging mit der Geliebten heimwärts durch die laue Mondnacht. Sie gingen lange mit einander Hand in Hand und sprachen kein Wort. Auf der Engelswiese sahen sie hinab in's Thal, wo die Felsen gesprengt waren. „Das sieht schauerlich aus," sagte Marie, „man kennt seine eigene Heimath nicht mehr. O du hast Recht gehabt, wie hat mich Gott behütet! Jetzt könnte ich drunten liegen unter den Felsen, zerschmettert; da geht der Weg, und da bricht er jetzt ab, da bin ich gegangen." Der Geometer umhalste still die Geliebte; und wie nach einem Schreck die Freude in junge Herzen um so leichter einzieht, so gingen sie nun glückselig mit einander. Nicht weit vom Ankenhof standen sie still und sagten einander Lebewohl. Sie sagten oft Lebewohl und ließen sich doch nicht, bis der Hund auf dem Hofe anschlug, da eilte der Geometer thalwärts und Marie ging in ihr Haus.

Es war ein wonniger frischer Morgen, da ging Mathes mit seinem Sohne hinaus nach den gesprengten Felsen. Von einer Anhöhe schauten sie zuerst hinab. Alles war glücklich gelungen, ganz wie man es gewünscht hatte, ja, der größte Theil des Felsens hatte sich dahin entladen, wo man ein Haus hinbauen wollte. Da war nun der beste Baustoff gleich zur Hand. Und nochmals dankte Mathes Gott, daß Niemand Schaden genommen. Plötzlich hörte er jämmerliches Gewimmer; die Haare standen ihm zu Berge.

Der Geometer mußte den Vater beim Arme halten, daß er nicht jählings hinabsprang, sondern auf einem Umwege in das Thal ging. Sie suchten lange umher, die Stimme war verstummt, sie wußten nicht mehr, wo der Klagende zu finden sei. Da — es röchelt wieder — sie kommen näher — da liegt der Schmied — und neben ihm eine erloschene Fackel — todt. —

„Er lebt noch! Er hat ja eben erst gewimmert!" schrie Mathes und rieb ihm die Schläfe mit Thau vom Moose. Der Schmied schlug die Augen auf. „Gottlob,

er lebt!“ rief Mathes. „Gib deine Flasche her, daß ich ihm etwas Wachholdergeist eingieße. So, so. Wie ist dir, Schmied?“

„Gut! — Gut! — Ganz gut!“

„Ich hab' Unrecht gethan, daß ich's nicht in der Gemeinde verkündet hab', daß heute Nacht hier gesprengt wird. Du hättest den Tod davon haben können,“ sagte Mathes.

Der Schmied öffnete den Mund und wollte sprechen, aber Mathes fiel ein: „Red' nichts, gar nichts. — Du hast dich verirrt. — Jetzt komm', ich bring' dich



heim. So, du kannst ja stehen. — Du hast dir keinen Schaden gethan. Gottlob, meine Straße soll Niemand Schaden thun.“

„Aber ich bin ruinirt in meinem Geschäft, du Scheinheiliger.“

„Ich bin nicht heilig und will nicht heilig scheinen. Es geht einmal nicht anders in der Welt: kein Geschäft ist ewig; ich bin Straßenknecht gewesen und Besenbinder geworden und jetzt baue ich wieder eine Straße; du mußt sehen, wie du dir anders helfen kannst. Wenn ich dir helfen kann ......“

„Dich brauch' ich nicht,“ knirschte der Schmied, „und ich will nicht von Euch geführt sein; ich kann schon selbst gehen.“ Der Unversöhnliche ging von dannen. Aber er wagte doch fortan keine Uebelthat mehr gegen Mathes. Ja, noch ehe der Winter kam, verkaufte er sein Anwesen und wanderte aus nach Amerika.

Einen ganzen Winter lang ruhte die Arbeit und noch nie war dem Mathes

ein Winter länger und härter gewesen, als dieser; er fürchtete immer, daß er sterbe, bevor er das Werk vollendet, und er wanderte oft in den Schnee hinaus, um nach seiner Straße zu sehen und beim Anfahren der großen Baumstämme zu helfen. Alles musternd sagte er dann: „Der Winter ist doch eigentlich gut. Da probirt sich Alles aus, es gefriert, und da zeigt sich's, ob's beim Aufthauen Stand hält."

Als es Frühling wurde, bewährte sich's, daß alle Mauern und Böschungen Stand hielten, und Mathes ging mit neuer Freudigkeit an die Arbeit.

Die Straße wurde glücklich zu Ende gebracht und Alle waren froh, als der Pfarrer mit der Schuljugend zuerst hinzog und die Straße, dort beim gesprengten



Felsen, mit einer einfachen kurzen Weiherede begrüßte, und zuletzt noch ein Hoch ausbrachte auf den „Straßen-Mathes". Diesen Namen hat der Mathes bis auf den heutigen Tag. —

Zwei schöne Nachbargüter sind nun im Schwefeltobel errichtet, dort wohnt der Geometer, der zugleich Wirth ist, und des Ankenbauern Marie ist eine muntere Wirthin. Im andern Hause wohnt der Bruderssohn, der des Amtmanns Magd geheirathet und neben seinem Bauerngeschäft viel Frachtfuhrwerk hat. Aus den gesprengten Felsen hat sich Mathes eine Steinbank vor seinem Hause setzen lassen. Er ist jetzt hoch betagt. Er fragt nichts mehr darnach, ob ihn die Welt für gut oder klug hält, oder für was sie ihn überhaupt hält; nur so viel behauptet er stets, daß

Güte und Klugheit Eins sind. Er ist für Jeden aus Näh' und Ferne mit Rath und That bei der Hand, aber die Besenbinderei hat er sammt seiner Kundschaft einer armen Wittwe in der Nähe übergeben, und er hilft ihr und ihren Kindern dabei . . .

So war's, als er damals am Abend vor dem Hause saß und der Erzähler dieser Geschichte vorüber ging.

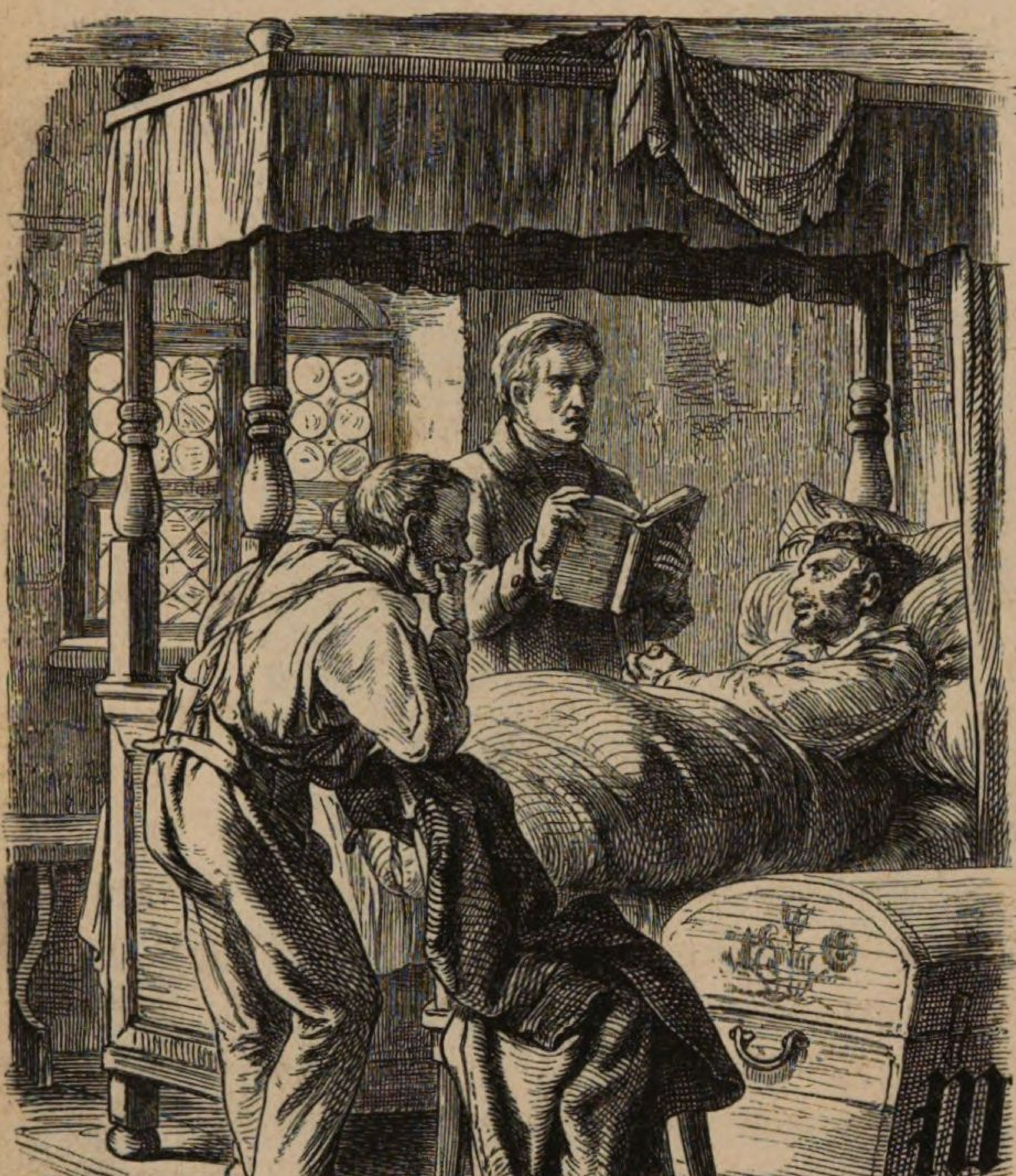
„Guten Abend, Mathes! Immer wohlauf?"

„Ja, hab' nichts zu klagen, möcht' nur noch so lang auf der Welt bleiben, bis ich das Steinbänkle da durchgesessen hätt'."

„Das ist zu viel verlangt, aber Alle, die Euch kennen, gönnen Euch noch viele Jahre, und wünschen nur, daß dann auch wieder so ein braver Mann da sitze."

Lederherz.

(Aus den Erinnerungen des Pfarrers vom Berge.)



Wahre Menschenfreundlichkeit zeigt sich darin, daß wir jedem Mitlebenden, der uns ungekannt und flüchtig begegnet, die gemeinsam gegebenen Augenblicke mit Gutem zu erfüllen trachten. Die wahre Menschenliebe bethätigt sich darin, daß wir den Gedanken der Zusammengehörigkeit festhalten, auch da, wo wir Widerspruch und Gegensatz vor Augen haben. Nur wenn wir uns liebevoll gegen Menschen andern Glaubens, anderer Ueberzeugung bewähren, nur dann haben wir das Recht, uns Bekenner der Religion der Liebe zu nennen. Menschenfreundlichkeit, die sich nur auf Bekannte, Menschenliebe, die sich nur auf Glaubensgenossen beschränkt, verdienen diesen Namen nicht.

Gewiß hat sich hierin Jeder Unterlassungssünden vorzuwerfen. Auch ich. Aber ich erinnere mich gern, daß es mir einmal beschieden war, mit freiem Gemüthe und in ganzer Liebe einem Andersgläubigen hülfreich zu sein.

Die Hausirer und Trödler sterben in unseren Tagen aus. Seitdem wir Eisenbahnen haben, holt sich Jeder, was er bedarf, aus den stehenden großen Magazinen. Ehedem aber war solch ein Hausirer, bei dem Alles zu haben und Alles anzubringen war, eine eigenthümliche Figur im Dorfe. Jedermann kannte ihn und er blieb doch immer ein Fremder.

Als ich in Waldhausen Pfarrer war, hatten wir solch einen Hausirer, der fünf Tage in der Woche im Dorfe daheim war, ohne sich je ansäßig zu machen. Sein Heimathsort war acht Stunden von uns entfernt, und in der Regel war er schon Sonntag in der Frühe bei uns; er wanderte die Nacht hindurch mit seinem schweren Quersack den weiten Weg. Er hatte nichts Zudringliches, und ich erinnerte mich bei ihm gern eines Wortes, das einst bei unsern Landständen ausgesprochen wurde. Es war da viel davon die Rede, wie gefährlich die Hausirer seien, wie sie die Menschen zum Ankauf von Dingen verleiten, deren sie nicht bedürfen, und da sagte ein alter trocken witziger Professor: „Ja wohl, ich kenne die Gefährlichkeit dieser Wegelagerer auch. Ich gehe einmal vom Collegium nach Hause, und da hält mich am hellen Tag auf offener Straße solch ein Wegelagerer von Hausirer an und fragt mich: ‚Nichts zu handeln?‘ Ich sage Nein und . . . da war die Gefahr vorbei.“

Unser Hausirer war ein Jude mit Namen Herz oder Hirz, was eigentlich Hirsch heißt; Jedermann aber kannte ihn unter dem Namen Lederherz. In meinem Dorfe war es nämlich der Brauch, daß die Bauern sich große Spangen Sohlleder kauften, um benöthigten Falls beim Schuster zur frischen Besohlung Stücke aus der Spange ausschneiden zu lassen. Der Lederherz lieferte den Vorrath, und dazu trug er noch sein Schild mit sich herum; denn die Ellenbogen seines Rockes waren mit Lederstücken besetzt, in Herzform ausgeschnitten.

Ich war bald ein Jahr im Dorfe, der Lederherz hatte nie versucht, irgend ein Geschäft mit mir zu machen. Meiner Frau kaufte er indessen die Federn von unseren Gänsen ab, und sie machte auch zuweilen einen Tauschhandel mit ihm, wobei sie oftmals seine Redlichkeit und Klugheit rühmte und mir auch von seinen Lebensverhältnissen erzählte. Er war der älteste von vier Geschwistern und hatte, wie er sagte, „das Heirathen versäumt“; denn er mußte für die Anderen sorgen, denen er aus seinem Erwerbe zur Begründung eines Hausstandes verhalf. Jetzt, sagte er, habe er's leicht, denn er habe nur noch seine alte, bald achtzigjährige Mutter zu ernähren.

Erst im zweiten Winter wurde ich selbst mit ihm bekannt. Er war auf die Bedürfnisse aller Menschen bedacht, und so brachte er mir hohe Pelzstiefel, die ich jetzt noch habe. Er erklärte mir mit klugem und gutherzigem Lächeln, daß ich die Stiefel haben müsse, wenn ich im strengen Winter nach meinem Filial oder nach den entfernten Bauernhöfen zu Krankenbesuchen fahre. Er trank bei uns eine Tasse Kaffee — eine andre Speise nahm er nicht — und ich gewährte es ihm gern, daß er dabei

sein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte. Ich bezahlte ihm den Kaufpreis für die Stiefel sogleich baar; er sagte, das habe ja nicht solche Eile, aber ein eigner Glanz trat in sein großes, dunkles Auge, als ich ihm das Geld darreichte und dabei in hebräischer Sprache den Vers 14 und 15 aus 5. Buch Moses Capitel 24 sprach: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten; er sei von deinen Brüdern oder von den Fremdlingen, die in deinen Thoren sind. An demselben Tage sollst du ihm seinen Lohn geben, und es soll die Sonne nicht darüber untergehen.“

Der Lederherz war eine lange, knochenstarke Gestalt; man sah ihm aber an, daß er sich schlecht nährte. Denn sechs Tage in der Woche lebte er fast nur von Brod, Kaffee und Kartoffeln, nur selten gönnte er sich eine Eier- oder Mehlspeise, die er bei seinem Gastfreunde, dem Schuster Lipp, in eigenem Geschirr selbst bereitete. Mit dem Schuster Lipp lebte er in inniger Freundschaft, die sich aber auch in beständigen Neckereien und Religionsstreitigkeiten kund gab. Der Schuster Lipp war ein Schriftgrübler und suchte seinen Freund zu unserm Glauben zu bekehren; aber der Lederherz hielt ihm tapfer Stand, und seine gewöhnliche Entgegnung war: „Das wenigstens könnt ihr uns nicht vorwerfen, daß wir je einen Andersgläubigen zu bekehren suchen.“

Es war in meinem letzten Winter in Waldhausen, wir hatten fast drei Monate ohne Unterbrechung steife Kälte, der Lederherz kam seit zwei Wochen nicht in's Dorf, man vermißte ihn allgemein, und es hieß, er müsse schwer krank oder gar schon gestorben sein. Lipp sagte, wenn er auch diese Woche nicht käme, so wandre er nach seinem Heimathsdorfe. Am ersten Sonntag nach Neujahr kam aber der Lederherz und schleppte sich mühsam mit seinem Pack bis zum Hause seines Gastfreundes. Keuchend sagte er: „Ich hätte daheim bleiben sollen. Aber Gottlob, daß ich bei dir bin, Lipp.“

Der Lederherz sah noch abgehärmter aus als sonst, und auf der linken Seite war die Watte seines Rockes gewaltsam zerrissen. Lipp wußte, daß das ein Trauerzeichen sei, und Lederherz berichtete, daß seine Mutter gestorben und er deßwegen so lange nicht gekommen sei. „Und jetzt bin ich selber schwer krank,“ klagte er. „Das war mein letzter Gang. Nun denn, in Gottes Namen! Wenn ich draußen sterben soll und nicht daheim, sterbe ich am liebsten bei dir. Ich fürchte, ich höre morgen deinen Hahn nicht mehr krähen. Schick' sogleich einen Boten nach meinem Dorf. Mein Bruder und wer sonst noch will und kann, soll zu mir kommen und bei mir sein, wenn ich sterbe.“ Der Schuster Lipp suchte ihm seine Aengstlichkeit auszureden und scherzte darüber, that aber doch schnell Alles, um es dem Gastfreunde so behaglich als möglich zu machen. Das einzige Bett, das in der Wärme stand, das Himmelbett in der Stube für die Großmutter, wurde ihm eingeräumt, und bald schnatterte Lederherz, vom Fieber geschüttelt. Der Arzt kam glücklicherweise gerade in's Dorf, er besuchte den Kranken, und beim Weggehen, als Lipp kummervoll fragte, zuckte er die Achseln. Lipp wurde leichenblaß; aber zum Kranken zurückgekehrt, that er sorglos und suchte ihn aufzumuntern.

„Ich habe heute noch nicht gebetet,“ klagte der Kranke, „du weißt, wie ich meine Gebetriemen anlege; hilf mir, ich kann mich nicht regen.“ Lipp half dem Kranken die Gebetriemen um die Stirn und den linken Arm legen und sagte endlich lächelnd: „So, jetzt kannst du besser kutschiren.“ Mit schwacher Stimme wehrte der Kranke ab: „Mach’ jetzt keinen Spaß. Thu’ das nicht, du versündigst dich. Ich nehme dir’s aber nicht übel. Da, gieb mir die Hand, und ich bitte dich, verzeih’ mir auch Alles, was ich dir je zu Leid gethan oder geredet, und wenn mich mein Bruder und die Anderen nicht mehr am Leben treffen, sag’ ihnen, daß ich Allen verziehen habe ... wenn sie mir wissentlich oder unwissentlich etwas Böses gethan ... sie sollen auch mir verzeihen —“

Er murmelte leise Gebete vor sich hin, dann rief er, wie irre redend, seinen Bruder: „Gieb das Gebetbuch und sag’ mir das Schemah! Das Schemah will ich hören! Das Schemah!“ Dem Lipp wurde angst und bang, als der Lederherz nun immer heftiger schrie: „Warum sagst du nichts? Sag’ das Schemah! Ist denn keiner, der mir die Liebe anthun will? Seid ihr alle stumm und blind?“

Angstvoll kam der Lipp zu mir in’s Pfarrhaus und erzählte Alles. „Und was will er denn nur mit dem Schemah?“ fragte er zitternd. Ich erklärte ihm, daß das die Verse 4 bis 8 im fünften Buch Moses bedeutet. Diese Worte enthalten das Glaubensbekenntniß der Juden, und mit diesen Worten auf den Lippen hauchen sie gläubig ihren letzten Athem aus.

„Was sollen wir thun?“ fragte Lipp.

„Was wir thun können,“ antwortete ich, nahm meine hebräische Bibel, suchte die Stelle und begleitete Lipp nach Hause. Als ich eintrat, rief der Kranke: „Kommt Ihr? Ich bin breit!“

Ich begann nun die Worte: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft ...“

Als ich dies in hebräischer Sprache laut las, sah mich der Lederherz groß an, mit jenem wunderbar strahlenden Blicke, in dem das Menschenauge nur in der Todesstunde erglänzt.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannte, aber kaum hatte ich die ersten Worte gesprochen, als er einfiel und mit erschütternder Stimme die Worte nachsprach, und wenn ich innehielt, winkte er, daß ich fortfahren solle, und ich wiederholte es fort und fort — — Mit dem Worte „Adonai“ (Gott) hauchte er seinen letzten Athem aus, und ich drückte ihm die Augen zu ...

Ich glaube, daß ich nie getreuer ein Diener am Worte und im Geiste der Liebe gewesen bin, als jetzt, da ich, der christliche Geistliche, einem Juden in der letzten Lebensstunde sein Gebet verrichten half.

Spät in der Nacht kam der Bruder und eine Schwester des Verstorbenen und mit ihnen noch zwei Männer aus seinem Dorfe. Lipp erzählte ihnen, wie der Lederherz gestorben sei, und sie kamen zu mir und dankten mir unter heftigem Weinen. Als sie am Morgen mit der Leiche davon fuhren, gab ich in Gemein=

schaft mit dem Lipp dem Verstorbenen das Geleite bis an die Grenze unserer Gemarkung.

Dies nun ist eine der Erinnerungen, die mir das Herz am tiefsten bewegen. Eine besondere Erhebung ist es mir, daß das ganze Dorf — nicht ein Einziger ausgenommen — es in Wahrheit erkannte, wie ich an Lederherz im Geiste der wahren Religion der Liebe gehandelt. Was ich gethan, wurde damit zum innern Segen für Alle.

Hartes Brod.

Eine Geschichte von Unterwegs.

Sehr gern. Ich erzähle Ihnen gern meine Lebensgeschichte. Ich nehme Ihre Zigarre an; ich habe mir zwar das Rauchen abgewöhnt, aber wenn mir's der Zufall gibt, habe ich auch meine Freude daran. Bis ich diese Zigarre ausgeraucht habe, bin ich mit meiner Erzählung fertig.“

Der Erzähler, ein schlanker gebräunter Mann, der Alles mit der linken Hand that und die Rechte ganz ruhig auf dem Tisch liegen ließ, fuhr, nachdem die Zigarre gut im Zuge war, fort: „Ich bin nicht hier im Voigtland, ich bin im Elbthal, an der Grenze Böhmens, im Meißner Hochlande geboren. Ist es nicht albern, daß man das schöne Land die „sächsische Schweiz“ nennt? Schon diese zusammengestellten Zischlaute sind widerwärtig und mißtönend, und dazu ist ja das Wort Schweiz ein Name, nicht ein Begriff.

„Es rennen und reiten den Sommer über gar Viele über unsere Berge und durch unsere Thäler, klexen ihre Namen auf die geduldigen Felswände und geben dem Echo allerlei Abgeschmacktheiten zu wiederholen. Ich arbeitete mehrere Jahre in einer Felswand, die ein berühmtes Echo hat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was für eine Vorstellung ich mir damals von den vornehmen Menschen machte, die am Werktage spaziren gehen und zu allerlei Uebermüthigkeiten aufgelegt sind. Später lernte ich einsehen, daß diese Menschen auch aufathmen von allerlei schweren Arbeiten und Sorgen, wenn auch ihre Arbeiten und Sorgen andere sind, als die unseren, die wir mit Hammer und Meißel unser Brod verdienen mußten.

„Mein Vater, der ebenfalls Steinbrecher war, hatte seinen besondern Spaß daran, wenn das Echo angerufen wurde, allerlei zu antworten, und noch am Tag bevor ihn der Tod ereilte, war er voll Uebermuth.

„Wir jüngeren Leute mußten immer an die gefährlichsten Punkte. Da mußten wir oft Tage lang in einer den ganzen Körper verkrümmenden Lage hämmern und meißeln, und es hieß immer: wenn ein junger Bursch stirbt, ist das Unglück weniger groß, er hat ja keine Familie, die um ihn trauert.

„Am Mittag — es war am siebenten Juli — schickt mich mein Vater nach dem Dorf, um Bier zu holen. Die anderen Genossen — denn wir arbeiteten immer in Genossenschaften — wollten nicht, daß man mich schicke, es könne ein älterer Mann gehen; aber mein Vater bestand darauf, daß ich gehe. Und wie ich dem Dorf nahe bin, höre ich hinter mir krachen und donnern und dann trabt es den Berg herunter, wie wenn eine Heerde von Unthieren aufstampfte, und dann klatscht es in den Strom. Der Schall ist weit weg, es kann nicht in unserem Bruch sein. Unsere Wand war noch nicht so weit gelockert, daß sie sich ablösen konnte. Ich gehe nun in's Dorf, lasse mir den Krug füllen, aber wie ich auf dem Rückweg bin, begegnen mir schon weinende Frauen. Das Unglück ist geschehen. Unsere Wand hat sich zu früh gelöst. Mein Vater ist verschüttet. Wir arbeiten mit aller Macht, Tag und Nacht. Es kommt Hülfe aus der Nachbarschaft, es ist lebensgefährlich hier zu arbeiten, denn noch droht eine andere Wand hinter uns loszugehen. Wenn Alles am Leben geblieben, wäre das ein großer Arbeitslohn ohne langwierige Anstrengung. Aber jetzt? Was nützt das?

„Meine Mutter sitzt unten am Ufer auf einem Stein und läßt sich nicht zureden, daß sie heimgehe und warte, bis wir Nachricht bringen. Am zweiten Mittag finden wir die drei Verschütteten. Einer war noch am Leben. Mein Vater und mein Ohm waren todt.

„Der Kirchhof liegt von unserem Dorf weit entfernt, es führt kein Fahrweg dahin. Die Leichen meines Vaters und meines Ohms wurden in einem Kahn stromab geführt und das Trauergeleite fuhr in zwei Kähnen hintendrein. Ich werde den Tag nie vergessen, als wir so dahinfuhren, wo der Gesang über das Wasser dahinscholl, und Alles war so hell und frisch, als ob's gar kein Leid auf der Erde geben könnte.

„Meine Mutter war bald ruhig, denn es sind in unserm Dorfe mehr Wittwen als verheirathete Paare. Und gleich am andern Tage nach dem Begräbniß ging meine Mutter in den Wald, Beeren zu sammeln, um etwas daraus zu lösen. Man hat in unserer Lage nicht Zeit, langer Trauer nachzuhängen. — Ich war nun der einzige Versorger der Mutter und hatte guten Verdienst. Leider gibt es bei den Steinbrechern keine Genossenschaften, die der Wittwe ein kleines Jahrgeld zahlen, und noch heutigen Tages sind die Leute nicht dazu zu bringen, eine solche Genossenschaft zu bilden oder in eine Lebensversicherung zu treten, und doch sind sie alltäglich der Todesgefahr ausgesetzt. Ich habe mir, als ich das letzte Mal daheim war, viel Mühe gegeben, eine solche Genossenschaft zu bilden, aber es gelang nicht. Es ist aber jetzt im Werke, daß eine große Actiengesellschaft sämmtliche Steinbrüche erwirbt und dadurch wird sich auch eine Wittwenkasse für die Steinbrecher bilden.

„Ich war als einziger Versorger einer Wittwe militärfrei und ich war noch nicht einundzwanzig Jahre alt, als ich heirathete. Meine Frau ist eine Schifferstochter. Sie werden sie kennen lernen; sie hat immerwährend etwas Frisches und Regsames, und damals war sie noch jung und voll Lustigkeit und hatte noch kein

Leid erfahren. Wir waren glückselig als uns das erste Kind geboren wurde, und meine Mutter pflegte und wartete den Knaben, der den Namen des Vaters trug. Ich kann nicht sagen, daß ich damals viel Gedanken hatte, weder über Glück, noch über Unglück; ich lebte so dahin, ging meiner Arbeit nach, im Sommer tagtäglich in den Steinbruch, und im Winter half ich meinem Schwiegervater Kähne bauen. Ich war vierundzwanzig Jahre alt. Es war uns noch ein Kind geboren, aber es war bald wieder gestorben.

„Ich war draußen im Steinbruch. Es war noch lange zu arbeiten, bis er reif war. Wir arbeiten bis zum Mittag. Die Frau bringt mir das Essen und geht mit dem Kinde wieder heimwärts. Es bricht eben ein Gewitter aus, das immer mächtig knattert, wenn sich's in unserm Thal verfangen hat. Ich habe stets sorglos gearbeitet; man lernt die Gefahr vergessen, wenn man ihr beständig vor Augen steht, aber bei einem Gewitter war mir's immer unheimlich. Ich sage den Genossen, wir wollen Schicht machen; sie lachen mich aus, daß ich, einer der Jüngsten, mich von der Arbeit zurückziehen will. Ich steige nun mit ihnen den Berg hinan, ich gehe an der Seite entlang, denn ich muß einen Umweg machen, um zu meiner Arbeit zu gehen. Da knattert ein Donnerschlag und mit einem Male löst sich die Wand ab — Staubwolken und Funken steigen auf. Alles schreit: ‚Rettet Euch!‘ mitten im Gebrüll des Donners und Gerassel der Steinwände. Ich reiße einen Kameraden, der neben mir steht, bei Seite, und in diesem Augenblick stürzen wir. — Wie ich mich erhebe, liegt der Kamerad neben mir begraben, und mein rechter Arm, mit dem ich ihn gehalten, ist unter einen Block gequetscht. Sonst bin ich frei . . .

„Ich will Ihnen nicht lange erzählen, wie mir zu Muthe war, als ich so dalag. Stundenlang hat es gedauert, und der Donner rollt und die Blitze zucken drein. Ich schreie, was ich kann, man hört mich nicht. Schiffe fahren vorüber, die Mannschaft schaut nicht um; sie hören mein Geschrei nicht. Es fällt ein mächtiger Regen hernieder und jetzt rutscht noch eine Wand nach, glücklicherweise weit von mir entfernt. Ich rufe wieder, ein Schiff hält an. Es kommt Hülfe. Ich werde heimgetragen mit zerschmettertem Arm.

„Da bin ich nun, ein verlorner Mann, ein Krüppel, ärger als todt. Der Arzt erklärt, daß ich zu retten sei, aber den Arm könne ich nicht mehr gebrauchen. Und so liege ich nun wochenlang und kann mich nicht rühren. Die Zeit des Fiebers war noch die beste, da wußte ich nichts von mir; wie nun aber die Heilung beginnt, da erst bin ich traurig geworden, gar entsetzlich, und statt daß ich meiner Frau und der Mutter zurede, müssen sie mich trösten. Ich kann endlich wieder im Dorf herumgehen, mich am Ufer auf Bauhölzer setzen, aber ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll, die Zeit wird mir entsetzlich lang.

„Der Arzt bringt es durch gute Leute zusammen, daß ich in's Bad nach Töplitz reisen kann. Es sei doch möglich, daß mein Arm wieder lebendig werde, denn wie ein Stück Holz hing er jetzt an mir.

„Ich bin im Bad, es thut mir in der ersten Zeit gut; ich kann einen Stock

in die rechte Hand nehmen, aber heben und bewegen kann ich ihn nicht, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer mir's war, den ganzen Tag nichts zu thun, als mich zu pflegen, und derweil sind die Meinen in Hunger und Noth. — Manche Badegäste, die mich so dasitzen sehen, fragen nach meinem Elend, und ich erzähl's ihnen. Damals zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mir was schenken lassen.

„Ich habe mir vorgenommen, mich gar nicht vor den Leuten zu zeigen, denn ich habe mich geschämt, was geschenkt zu nehmen, und kann es doch nicht abweisen, wenn sie mir was geben wollen. Es thut mir weh, aber ich denke auch wieder: du hast kein Recht, dich da stolz zu zeigen; du mußt es für die Deinen annehmen.

„Und jetzt, als ich bereit war, Geschenke anzunehmen, hat mir Niemand mehr etwas geschenkt, und darum zu bitten — lieber hätte ich mir die Zunge gebissen.

„Ich bin wieder heimkommen und bleibe ein Krüppel mein Lebenlang. Und jetzt ist das Unglück im Unglück über mich gekommen. Wissen Sie, was das ist?"

„Nein."

„Ich hab's auch nicht gewußt, bis ich's an mir selbst erfahren. Ich habe dagesessen stundenlang und tagelang und in mich hineingedacht, und da habe ich mit Gott gehadert: warum hat er mir das gethan, daß ich in der Arbeit . . . in redlicher Arbeit so zerschmettert wurde? . . . Wenn mich ein Felsen an den Kopf getroffen hätte, es könnte nicht weher thun, als mir diese Gedanken gethan.

„Ich gehe am Tage wie verlassen umher und kann in der Nacht nicht schlafen, und je mehr ich grüble, um so heftiger klopfen die Pulse in meinem Arm, wie wenn der Arm auch mit empört wäre. Am liebsten wäre ich gestorben und am liebsten hätte ich mich in's Wasser geworfen. Ja, ich habe einmal in der Nacht am Strom gestanden und habe mich ertränken wollen. Da höre ich von einem am Ufer liegenden Schiffe das Lied singen: ‚Der Kukuk auf dem Zaune saß,' und wie ich das höre, war ich wie aufgewacht, und in mir hat's auch geheißen: Es wird schon wieder lustig sein, wenn der Regen vorüber ist. Und als ich heimkam und Frau und Kind schlafen sah, da sagte ich zu mir: Nie mehr soll ein solcher Gedanke über mich kommen. Seitdem ich das gedacht habe, war ich nicht mehr so traurig. Es war mir, als wenn plötzlich etwas kommen müßte, was mich erlöst, mich wieder heilt. Es ist eben der gute Gedanke, der gute Entschluß gewesen, der mich befreit. Aber noch habe ich ihn nicht recht erkannt. Da endlich, ich weiß noch die Minute, wie es war: ich sitze im Garten, die Hühner gackern und auf der Steinmauer liegt die Katze und streckt behaglich alle Viere von sich, und ich sehe eine Schnecke kriechen, an der Gartenmauer hinauf. Wie mühsam geht das, und doch, sie kommt vorwärts, und wie ich so immer mehr dem Thier zusehe, wird mir's ganz deutlich: Was noch die Kraft hat zum Leben, hat auch noch die Pflicht zum Leben; es kommt nur darauf an, daß man das Unglück nicht als Unglück gelten läßt. Du findest auch etwas, es gibt ja viele Menschen, die von Geburt aus noch viel

schlimmer dran sind als du. Und wie ich so dasitze, geht ein Schulkamerad, der in der Stadt wohnt, am Garten vorüber. Er ist Lithograph, hat guten Verdienst und hält sich sauber. Ich muß nun wieder mein Unglück erzählen und er gibt mir an, daß er ein Geschäft für mich wisse, es sei geringer Verdienst dabei, aber doch noch immer besser als nichts. Ich sage, daß ich jedes annehme, und er verspricht, mir Bilder zu verschaffen, die ich mit Farben anstreichen soll. Am Sonntag kommt er und bringt einen großen Pack und lehrt mich, wie man das macht. Ich bin ungeschickt mit der linken Hand, und doch habe ich Hunderte und Hunderte von Bildern einen ganzen Winter lang angemalt. Hauptsächlich die Geschichte von der Genovefa. Zuerst nimmt man grüne Farbe und macht auf einem Blatte nach dem andern den Wald, dann braune Farbe, die kriegt das Reh und die Block-Hütte, und dann Fleischfarbe für den Schmerzenreich und die Mutter.

„Am widerwärtigsten war mir immer die gelbe Farbe für den Mantel des Golo, aber ich habe doch auch Freude an alledem gehabt. Nun kommt aber ein anderes Unglück: ich kann das Sitzen nicht vertragen. — Es wird die Eisenbahn durch unser Thal gebaut. Der Arzt gibt mir den Rath, ich soll mich um eine Bahnwärterstelle bewerben. Ich gehe auch von Haus zu Haus hin und her und habe gute Fürsprache, zuletzt aber heißt es doch, daß Soldaten bevorzugt werden. Ich fange wieder an, den grünen Wald und das braune Reh und den gelben Mantel des Golo zu malen, habe aber keine Geduld mehr dabei und verderbe viele Blätter und muß mir von meinem Lohn abziehen lassen, der ohnedies gering war. Nun haben wir eine Stunde von unserem Ort einen grundbraven Menschen, das ist der Floßmeister; der war immer gut zu mir. Es gibt im Märchen Menschen, die allen Zauber lösen können; es kann aber auch Einer gebannt sein, weil er das Wort nicht findet. Er war zweimal beim Examen an der forstwissenschaftlichen Schule durchgefallen; er hatte seine Sache gelernt, aber sobald er vor den Examinator kommt, kann er kein Wort mehr herausbringen, und so ist er nun sein Lebenlang zu einer niedern Bedienstung verdammt; er trägt es geduldig, lebt für sich, studirt viel, aber er weiß ganz gewiß, wenn er sich zum Examen meldet, fällt er wieder durch. Sich selber kann er nicht helfen, aber mir hat er geholfen. Er hat schöne Bücher und hat mir oftmals eins geliehen. Und wie ich ihm wieder eins bringe, sagt er: ‚Erhard, du solltest Schulmeister werden.‘ — Wenn man mich gerade in die Luft gehoben hätte, daß ich hätte fliegen können, so ist mir's gewesen. Das ist's! Das kannst du werden, hab' ich gedacht. Freilich ist mir gleich wieder die Angst gekommen, ich habe in der Schule eigentlich nichts Rechtes gelernt, und was ich gewußt, hab' ich wieder vergessen. Und wer weiß, ob ich den Kopf dazu habe? . . . und wenn auch, woher nehme ich das Geld zum Studiren? und wie soll's mit Frau und Kind werden? Ich habe das dem Floßmeister vorgestellt; er bleibt aber dabei, es werde schon gehen, wenn ich nur fest wolle. Ich komme heim und erzähle es meiner Frau, und die sagt: ‚Das ist das Rechte, das Einzige; du hast den Kopf dazu. Und weißt du, wie wir's machen? Die Mutter behält unser Kind und ich gehe wieder in die Stadt in Dienst; was ich verdiene, davon kannst du leben, und

ich kann gut kochen; will dir schon immer was zukommen lassen, daß du nicht Noth leidest.‘

„Das hat mich aufgerichtet. Ich gehe nun täglich in die Schule zum Lehrer. Ich habe von vorn angefangen Rechnen und Rechtschreiben. Anfangs habe ich mich geschämt, vor den Kindern zu zeigen, daß ich noch lerne wie sie; ich verwinde das aber bald. So geht's den ganzen Winter durch. Im Frühjahr kommt meine Frau aus der Stadt und sagt, daß sie einen guten Dienst bekommen. Und nun gehe ich hin und melde mich. Es hat viel Mühe gekostet, bis ich aufgenommen wurde, aber ich ließ nicht mehr ab. Ich muß sagen, ich bin von meinen Kameraden und von den Lehrern gut behandelt worden. Meine Frau habe ich wieder ganz neu lieb bekommen, wie wenn wir erst Liebesleute wären. Am Sonntag sind wir mit einander spaziren gegangen, und ihre Herrschaft hat mir auch viel Gutes gethan.

„Die Jahre gehen herum.

„Jetzt habe ich eine geringe Stelle und bin glücklich dabei. Freilich ist die Schulmeisterei auch ein hartes Brod, aber doch nicht so hart, wie das Steinbrechen.“

Ein gutes Buch in der Noth.



Des Tages gedenke ich, da ich auf einer Gebirgsreise eingeregnet in einem abgelegenen Dorfe aushalten mußte. Die Holz-Fuhrleute kartelten und würfelten in der großen Wirthsstube, es war Gedräng und Gelärm wie auf einem nassen Marktplatz, und auf dem Zimmer, wo das Bett stand, war's so eng und dumpf. Ich arbeitete mich unter stürzendem Regen die Dorfgasse hinauf und fand endlich das Schulhaus. Der Schulmeister war über Land, und doch dürstete ich wahrhaft nach einer Menschenseele, mit der sich ein gut Wörtlein reden ließe. Ich bat die Frau Schulmeisterin um ein Buch. Sie führte mich in das Zimmer ihres Mannes. Es waren nur Schul- und Religionsbücher da. Doch da — quer übergelegt auf den Büchern, mit vielfach zerlesener Decke liegt eins, und wie ich es aufschlage, ist mir als schaute ich in das Antlitz eines Freundes, ja, mehr als das, in das Antlitz eines verehrten hohen Geistes. Das Dorf war nicht mehr fremd und öde, der Regen draußen galt nur noch als Wohlthat für die Felder, und ich ging mit dem Buche wie mit einer glücklich eroberten Beute wieder in's Wirthshaus, lag da stundenlang auf dem Bett und las das Bekannte und las es doch wie zum Erstenmal. Es war trübe in der Luft, und als ich das Buch las, war mir's doch, als schaute ich vom Rigi herab in die hellerleuchtete wundersame Alpenwelt mit ihren Bergen und Seen. Das Buch hieß: Wilhelm Tell von Schiller.

Ich möchte Jedem die Freude gönnen, an einem verstörten, verdüsterten Tage so von der Sonne des Geistes die Welt erhellt zu sehen. Es gibt nur wenig Menschen und nur wenig Werke, die da sind wie die Sonnen, dir jetzt Licht und Wärme gebend und den Geschlechtern nach dir. Und so hell auch die Sonne am Himmel jetzt herniederscheint — es ist ein trüber, banger Tag über Deutschland gekommen, und Niemand weiß, wie lang er währt. Da thut es denn gut, sich zu erfrischen an den Geisteswerken unserer Nationalhelden, und daraus die Zuversicht zu schöpfen, daß eine Nation, deren Geist vorahnend gute und große Menschen schuf, solche auch thatkräftig aus sich erstehen lassen wird.

Es ist nicht Flucht aus den Kämpfen und Drangsalen der Gegenwart, wenn wir Seele und Sinn an die Gebilde dichterischer Schöpfung hingeben. Wir vergessen dann wol eine Stunde, einen Tag die unmittelbare Bedrängniß, aber wir kommen frisch gekräftigt mit dem Glauben an Verwirklichung des Edelsten und mit dem Muthe, diesen Glauben zu bethätigen, wieder in's gewohnte Dasein zurück.

Welch ein Segen ist das Wort des Dichters und die Buchdruckerkunst, die es hinausschickt in die entlegensten Hütten!

Bald wird Schiller und werden alle längst dahingegangenen und doch in Ewigkeit lebenden Geister in Wahrheit Nationaleigenthum des deutschen Volkes werden. Dann wird es — trotz der preußischen Regulative — kein deutsches Dorf mehr geben, ein Schulhaus gewiß nicht, in dem nicht Schiller's Tell und Wallenstein, Goethe's Hermann und Dorothea, Lessing's Nathan zu finden sind, und der Wandersmann, der zur Sommerfrische hinauszieht auf die Berge und in die Thäler des Vaterlandes, weiß, daß er überall seine besten Freunde findet, und aus der unsichtbaren Kirche tönt ein Glockenton durch die Lüfte, so weit sich der Himmel über die deutsche Erde wölbt, und unser Vaterland ist eine Geistesheimath wie keine andere außer ihr . . .

Damals in jenem Bergdorfe dachte ich viel darüber, ob es möglich wäre, daß die Hervorbringungen unserer klassischen Geister so ohne alles Weitere, ohne eine Vorschule des Verständnisses in das gesammte Volk eindringen können. Ich glaube, daß es möglich ist. Freilich sind es nur einzelne Werke, von den besten Männern nur einzelne, denen die Majestät der Natureinfachheit inne wohnt.

Es wird aber doch auch gut sein, wenn man zum näheren Verständniß derselben die verborgenen Linien des Aufbaues nachzeichnet. Auch die Gebildeten können ohne Schaden, ja vielleicht mit Nutzen daran theilnehmen. Es sei mir gestattet, ihnen dabei eine Geschichte zu erzählen, die — ich weiß nicht mehr von wem — dargestellt ist.

Der stolze Don Ranudo de Collobrades hungert mit seiner Donna gar entsetzlich, aber er bewahrt dabei streng seine Adelshaltung. Nun sieht er eines Tages, während er mit leerem Magen umhergeht, durch das Fenster, wie der Holzhauer vor dem Hause sich Brod und Käse aus einem Tuch herauswickelt und auch da tüchtig einhaut. „Donna Ranuda," sagt der Edelherr, „glauben Sie nicht auch, daß es angemessen wäre, wenn wir einmal erforschten, von was das Volk sich nährt?" —

„Wohlgesprochen!“ erwidert Donna Ranuda. Man ruft den Holzhauer herein, kostet von seiner Speise und findet sie sehr schmackhaft, kostet mit Gönner-Miene immer mehr und mehr, bis man ganz satt ist.

Geht es nicht auch vielen Gebildeten so mit dem Lesen dessen, was man für das Volk schreibt? Versucht es nur, es schmeckt nahrhaft . . .

Ich will nun, in Erinnerung an den oben bezeichneten Tag und zu Dank und Preis des herrlichen Werkes, einige Bemerkungen zu Schiller's „Wilhelm Tell“ anfügen:

Ein Sohn des Nachbarlandes — nicht ein eingeborner Schweizer — ein Schwabe erweckt dichterisch die Geschichte des Wilhelm Tell, und das erst nach vielen Jahrhunderten, da bereits der Duft der Sage über Gestalten und Thatsachen sich breitet. Die Ferne ist es, geographisch und geschichtlich, die dem freien Schaffen des Dichters wohl zu Statten kommt. Es wiederholt sich da gewissermaßen, was von der Schöpfung gesagt wird, „da Nebel über dem All lag“ und das schöpferische „Es werde“ ihn lichtet und feste Gebilde sich daraus entwickeln heißt. Und noch Eins. Zwei der tiefsten Thatsachen des deutschen Geistes — private und allgemeine — schließen sich an die Schöpfung des Tell. Nicht Schiller selbst hat den Stoff für sich gefunden; Goethe, sein großer Freund, war davon angezogen auf seinen Schweizer-Wanderungen und wollte die Geschichte des Tell als erzählendes Gedicht behandeln. Aus dem Schweizer Urgebirge hat Goethe manch gutes Stück zu seiner wissenschaftlichen Erkenntniß losgeschlagen; das Beste gab er seinem Freunde, und dieser konnte es nehmen und konnte die markigen Gestalten daraus bilden. Nur einer der höchsten Menschen kann so nehmen, und nur einer der höchsten Menschen kann so geben. Das ist Leben und Schaffen in einer erhabenen Region, wo es kein Mein und Dein mehr gibt. Tief verborgen, in jenen unwägbaren Wirkungen, die kein Scheidekünstler ausheben kann, hat Goethe bei diesem Werke mitgeholfen. Schiller hat die Schweiz nie mit leiblichen Augen gesehen, Goethe hatte sie für ihn gesehen — und dieses Werk ist das Denkmal einer Freundschaft ohne Gleichen in der ganzen Geschichte der Menschheit.

Von jenem über Staatenbildungen erhabenen Standpunkt aus aber steht dies Werk für ewige Zeiten als Denkmal da, daß die deutschen Schweizer dem deutschen Gesammtgeiste angehören. Der Besten einer aus dem deutschen Reiche hat ihnen die allzeit zur Freiheit erweckliche Heldensage künstlerisch groß und rein wiedergegeben. Es ist in diesem Werke ein Klang von jenem Alp-Horn, von dem es im deutschen Liede heißt, daß bei dessen Ertönen von Heimaths-Sehnsucht ergriffen der Hörer durch den Strom schwamm nach dem Heimathsufer. Schiller's Tell zieht als wettertrotzender Fährmann hinüber und herüber und macht im Geiste Eins.

Eine Meßpredigt zur Leipziger Messe.

Kommt, ihr Herren, hört mir zu! Ich habe eine verteufelt lustige Geschichte zu erzählen.

Es war an einem schönen Extrasonntage im Juli; auf allen Bahnhöfen pfiffen die Extrazüge, muntere Gesellschaften riefen einander an, um die Kameradschaft nicht zu verlieren, und die zukünftige Freude machte sie schon jetzt überaus lustig.

Ich kam in einen Wagen, worin bereits sechs junge Leute in sehr gewählten neuen Sommertrachten Platz genommen hatten. Es schienen theils Söhne von Kaufleuten, theils besser gestellte Commis zu sein. Sie sahen meinen Eintritt sehr ungern; als ich aber Platz genommen hatte, waren sie manierlich. — Jede Gesellschaft hat ihren Matador, ihren Naturpräsidenten und anekdotenreichen Schwerenöther. Ein junger, sehr beleibter Mann von noch nicht 25 Jahren, der von Kopf bis Fuß in helles Grau gekleidet war und sehr angenehm lachte, so recht von Herzensgrund, schien hier erster Wortführer. Er schenkte aber einem andern jungen Manne mit feinem bartlosem Gesichte, der eine Brille trug, offenbar viel Aufmerksamkeit. Auch die Anderen ehrten den mit der Brille besonders, und Jeder wollte ihm eine von seinen Zigarren geben.

Ich habe zu erzählen vergessen, daß die Fahrt von Frankfurt nach Heidelberg ging, der schönen Bergstraße entlang.

Kaum waren wir über der Mainbrücke, als der Wohlbeleibte ausrief: „Seht, da habe ich etwas Interessantes!“ Er hatte einen schönen Stock, händigte ihn seinem Nachbar ein und sagte: „Sieh nur durch die Oese, da wo man sonst die Stockschnur einsetzte.“

„Ah!“ sagte der Erste, und gab den Stock weiter, und so wiederholten sich die Ausrufe durch alle Vokale, bis der Stock an den Schmalen mit der Brille kam. Er hatte kaum einen Blick auf die seltsame Einschau gerichtet, als er mit einem: „Pfui, schämt euch!“ den Stock zurückgab.

„Wollen Sie nicht vielleicht durchschauen?“ sagte der Dicke und wendete sich an mich.

„Schäme dich!“ nahm der Schmale wieder auf. „Du hast kein Recht, von einem anständigen Manne zu erwarten, daß er an solchen Unzüchtigkeiten Geschmack finde.“

Ich begriff nicht, was ihn so aufbrachte, und er erklärte mir, daß die schöne Erfindung mit Vergrößerungsgläsern dazu benutzt werde, um für verlebte, sittenlose Menschen in Gegenstände, wo man es gar nicht erwarte, unzüchtige Bilder einzufügen.

Der Schlanke mit der Brille sprang plötzlich auf und rief: „Gib den Stock her! Er muß zerbrochen und zerstört werden. Ich kann nicht in deiner Gesellschaft auf einen Berg gehen und hinein schauen in Gottes freie Natur, während du dich auf einen Stock stützest, der mit Pariser Sittenverderbniß ausstaffirt ist!“

Es bildeten sich zwei Parteien in der Gesellschaft. Die Einen fanden die Anforderung philisterhaft, die Anderen gerecht.

Ich mußte in Zwingenberg aussteigen, und weiß nun nicht, wie der Kampf entschieden wurde ....

Kommt, ihr Herren, hört mir zu, ich will euch eine verteufelt lustige Geschichte erzählen!

Diese erste hat nun freilich kein Ende; die andere aber hat und bekommt wol noch eins. Es war im September; ich fuhr von Stettin aus nach der Insel Wollin. An den Ufern, welch reiches Leben! Wie ist Alles voll Arbeit und Regsamkeit, und wenn man so binnen Kurzem in den saftigen Süden und in den arbeitsstraffen Norden hineinsieht, da empfindet man auf's Neue, wie groß und herrlich unser deutsches Vaterland ist! Während im Süden unseres Vaterlandes der Menschenschlag mehr untersetzt und gedrungen ist, sieht man hier große sehnige Gestalten, mit hellen, länglichen Gesichtern; während dort mehr die Heiterkeit sich kundgibt, ruht hier ein stiller Ernst auf den Mienen.

Ein ansehnlicher Kaufmann aus Swinemünde gab mir viele Aufschlüsse über Gewerbfleiß und Schifffahrtsverkehr der umgrenzenden Lande. Ein junger Gutsbesitzer hatte sich zu uns gesellt, und als der Kaufmann vergebens nach seinem Messer suchte, um sich eine Zigarre abzuschneiden, bot ihm der Gutsbesitzer ein mit Elfenbein fein ausgelegtes und sagte dabei: „Sehen Sie einmal hier durch!“ Der Kaufmann schaute hinein und rief: „Jammervoll! So ist diese Sittenlosigkeit nun überall eingedrungen? Ich habe einmal in Humboldt's ‚Ansichten der Natur‘ gelesen, daß die glänzende Haut des Regenwurms aus Thierchen besteht, daß in der Lunge der Klapperschlange und in der Flüssigkeit der Fischaugen Thiere leben. Die Menschen ahmen diese Erhabenheit der Natur in Sittenlosigkeit nach. Nichts ist mehr so unscheinbar, das nicht der Verderbniß dienen muß, und besonders die neumodischen

Uhrbammeln in allen Formen, ja selbst Ringe sind die Herbergen dieser Lasterbilder. Wie kann ein Mensch, der solche Unzucht mit sich schleppt, eine anständige Empfindung haben, einem achtbaren Manne, einer ehrbaren Frau oder Jungfrau nahe treten!"

„Sie haben Recht!" rief der Gutsbesitzer und warf das Messer in das Haff, in das wir eben einfuhren.

„Hier meine Hand!" rief der Kaufmann. „Sie sind ein braver Mann; Sie sind der Bekehrung fähig. Ich wüßte ein Mittel, wie der Verderbniß abzuhelfen wäre. Wenn nur die Männer alle, zu denen ich reden möchte, eben so der Bekehrung offen stünden. Und doch sind es meist ehrenwerthe Männer, und es gibt einen Ort, von wo aus dieses Laster mit Einem Male vernichtet werden könnte."

„Wo und zu wem möchten Sie reden?"

„Auf der Leipziger Messe zu den Kaufleuten. Es ist gut, möchte ich ihnen zurufen, und wir Alle haben daran gearbeitet, daß nicht mehr eine äußere Polizei alles Leben und allen Verkehr überwache. Darum eben muß es jetzt eine innere Sittenpolizei geben. Seht, Ihr Männer, Ihr seid anständige Bürger, brave Ehemänner, sorgsame Väter! Wer Euch zumuthen würde, aus geheimem Handel mit Gift euren Gewinn zu ziehen, den würdet Ihr tief verachten. Und nun Ihr, die Ihr derartiges in alle Welt vertreibt, was thut Ihr? Freilich, sagt Ihr, wir bringen zu Markte, was eben viele Abnehmer findet; wir haben diese Fabrikate nicht gemacht, ja nicht einmal bestellt. Wir bekommen sie von Frankreich herüber, von da und da; und wenn Ich mir den Gewinn entgehen lasse, macht mein Concurrent eine um so bessere Messe. Ich bin nicht zum Sittenrichter da!

Wie? Hast du vergessen, daß jede Thätigkeit unter dem Gebot der Sittlichkeit steht? Und frage dich: wie stehst du deinem Sohne gegenüber, deinen Gehülfen, deinen Lehrlingen, die mit dir im Geschäfte arbeiten? Müssen sie dich nicht verachten, weil du mit Unzucht handelst?

Du lächelst und meinst, ich übertreibe; die Sache sei bei Weitem nicht so wichtig, und es sei vielleicht gar nicht gut, daß ich so offen darauf hinweise und sie an's Tageslicht ziehe; die Nachfrage werde jetzt um so größer sein, und ich hätte damit das Uebel eher vergrößert als ausgerottet.

O du Klügling! Du ziehst dich vor deinem Gewissen in einen dunkeln Winkel zurück! Komm nur heraus!

In alten Zeiten waren diese Messen angeschlossen an einen Gottesdienst. Ihr Katholiken, Protestanten, Juden, Griechen und Türken! Es kann Euch keine Kirche mehr versammeln; aber eins gibt es doch, das Euch Allen gemeinsam sein muß. Ihr seid Väter, seid Brüder! Ihr wollt, daß Eure Frauen treu, Eure Söhne, Eure Töchter, Eure Schwestern rein und tugendsam seien, und Ihr bietet die Hand dazu, daß es nichts mehr gibt, wo sich nicht das Laster einnistet? Mit einem einzigen Blick auf solch ein Produkt kann die lange sorgsam behütete Seele eines Jünglings und Mädchens wie mit einem Gifthauch versehrt und verwandelt werden.

Frage nicht, was dein Nachbar thut; überlaß ihn der Schande vor sich

selbst, wenn er sich nicht bekehren läßt. Thue du, was du für recht und sittlich hältst. Kein Mann von Ehre befasse sich ferner mit solchem Unzuchtshandel, kein deutscher Markt lagere mehr solches Produkt. Laßt die Wüstlinge und ihre Helfershelfer auf geheimen Wegen ihren Lastern nachgehen, die Strafe wird sie ereilen. Faßt Euch in's Herz, und erwerbet nicht einen Gewinn um den Preis der Selbstverachtung. Thue Jeder seine Pflicht und weise von sich Alles, was die Sitten verderbt, und verachte den als Ehrlosen, der sich damit abgibt!

„So möchte ich ausrufen," sprach der Kaufmann, „und ich hoffe zu Gott, daß es besser würde; aber ich weiß nicht, wo ich die Männer alle versammeln kann."

* * *

„Ich werde Ihre Mahnung drucken lassen," versprach ich ihm.

Ich habe mein Wort gehalten. Möge es nicht nutzlos sein zu Ehren der deutschen Sittlichkeit!

Neue Stücklein vom Gevattersmann.



Er macht ein Haus.

(Bruchstück aus einer großen Zeitlage.)

Er macht ein Haus — das ist ein Ausdruck, der erst in unsern Tagen zum Sprachgebrauch geworden, und die Sache hat ihr Schlimmes. Vor Zeiten, wenn ein junger Mann und ein Mädchen den Ehebund schlossen und einen Hausstand gründeten, hatten sie ein eigen Haus oder suchten es so bald als möglich zu erwerben; Familie und Haus waren verwandte Begriffe. Heutigen Tags, zumal in den Städten, wo die meisten Familien zur Miethe wohnen, ist das nicht mehr der Fall. Bei mäßigem Wohlstand und Erwerb wird bald eine Führung eingerichtet, in welcher Gesellschaften gegeben werden, aber keine Geselligkeit mehr heimisch ist; man ordnet Gastereien an und hat doch keine Gastlichkeit, kein unvorbereitetes Bewirthen dieses und jenes Befreundeten. Da gibt's Tage und namentlich Abende, wo das Haus einen ganz fremden Charakter annimmt. Köche, Bedienten sind auf einen Tag gemiethet, ja sogar oft Möbel und Eßgeschirr, und wenn die geladenen Gäste das Haus verlassen, halten sie sehr häufig böse Nachrede, und der zurückgebliebene Mann und dessen Frau sind fremd in ihrer eigenen Häuslichkeit, wenn die vielen Lichter gelöscht werden.

Leicht kommt dann der Mann, der ein Haus machen will oder vielleicht auch glaubt machen zu müssen, zu Uebergriffen und gewagten Unternehmungen, und verfällt er in Unehre, so sprechen die, welche bei ihm gegessen, getrunken und getanzt, gelacht und gespielt: Warum hat er solch ein Haus gemacht!

Es wäre gewiß gut, wenn die Menschen daran dächten, statt ei Haus zu machen, eine Häuslichkeit zu sein, die keiner gewaltsamen und gefährlichen Anstrengung bedürfte.

Kartätschen in die Klaviere.

A. Wo waren Sie?

B. In einer Vorlesung über Frauenarbeit.

A. Und was hörten Sie?

B. Viel Klares und fein Bemerktes.

A. Aber das Wesentliche?

B. Der Redner zeigte, daß in der uns zunächst vorangegangenen Zeit, bei der patriarchalischen Hauswirthschaft aus dem Vollen und Angesessenen, unsere Mütter gar Vielerlei zu thun hatten in Garten, Küche, Keller und auf dem Boden. Da wurde in's Haus geschlachtet und eingeheimst für den Winter, und es galt, die Vorräthe gut zu verwahren und zu verwerthen. Da wurde gebuttert, gesponnen, gewaschen, gebacken, Seife gekocht, Lichter gezogen; Alles im Hause. Jetzt, in unserer zur Miethe wohnenden Zeit, haben wir in den großen Städten weder Keller noch Garten, noch Vorrathsboden; Alles wird von heut auf morgen gekauft, und nicht umsonst ist auch nach dieser Seite hin die Fleisch-Nahrung die bevorzugte, denn hier ist der Nahrungsstoff leichter herbeizuschaffen und nimmt weniger Umfang ein, als die Gemüse-Nahrung. Gesponnen und gebacken wird im Hause gar nicht mehr. Bei Petroleum und Gaslicht ist das Lichterziehen vorbei und wir kaufen die Seife billiger und besser, als wenn wir sie selbst bereiten. Ja sogar die Kinder werden großentheils außer dem Hause erzogen. Die Anstrengung der Männer ist im persönlichen Beruf und im Wirken für das Allgemeine viel ermüdender beansprucht, als bei unseren Vätern der Fall war. So hat sich nun, vornehmlich in der Thätigkeit der Frauen, da viele ihrer früheren Arbeiten ausfallen, eine Lücke herausgestellt und daneben der Aufwand für eine Häuslichkeit sich gesteigert. Die Frauen haben nicht mehr vollauf zu thun, das Erwerbniß zu erhalten und bestmöglichst zu verwerthen. Sie sind darauf hingewiesen, auch mit zu erwerben, und hier fragt es sich nun, welche Erwerbsthätigkeit sich ihnen naturgemäß darbietet; besonders aber den unverheiratheten überflüssigen Tanten, die sich meist nur schmerzlich geduldet und, wie gesagt, überflüssig fühlen.

A. Und hat der Redner dafür etwas Bestimmtes angegeben?

B. Nein. Er konnte nur darauf hinweisen, daß freie Concurrenz erstes Erforderniß und in ihr sich Jeder eine Arbeit zur Bethätigung seiner Kraft selbst suchen muß.

A. Ich wüßte auch ein Radikal=Mittel für die Frauen.

B. Das wäre ein Glück! Wir sind jetzt auf demselben Punkte wie die neue Medicin: wir kennen die Krankheit, wissen aber kein Heilmittel. Sprich, was hast Du?

A. Was ich habe, ist auch nur etwas Negatives, das den Frauen zum Bewußtsein bringen soll, daß eine Lücke in ihrem Dasein ist, die sie mit etwas Rechtem. Schönem und Nützlichem auszufüllen haben.

B. Und das wäre?

A. Ich wünsche, daß eine Barrikade aus einer Million Klaviere gemacht und mit Kartätschen dreingeschossen werde. Jedes Mädchen gebildeter Stände verliert seine halbe Jugend mit Klavierspielen. Wer einen Hausstand einrichtet, muß ein Klavier einthun, dessen Aufstellung und Fortschaffung beim Wohnungswechsel immer ein besonderes Kunststück ist. Drum fort mit der Musik=Krinoline, mit der sich unser Jahrhundert nichtig und hohl aufbauscht.



B. Du bist ein Barbar, Du meinst es wol nicht im Ernst?

A. Im bitteren Ernst. „Rosettchen, Lisettchen, Karolinchen — Du hast heute noch nicht geübt“ — diese mütterliche Mahnung muß aus der Sprache heraus. Ich glaube, daß unter zehntausend Frauen Eine ist, die mit Verständniß und Geschmack ein Musikstück richtig vortragen kann; aber ist das ein Erträgniß für so viel tausend Stunden, und ist das ein gerechter Aufwand, daß darum 9999 sich für Etwas abmühen, wofür sie schlechterdings weder Talent noch Beruf haben?

B. Sie lernen aber dadurch alle das Concert eines Meisters besser verstehen.

A. Glaub's. Aber fragen darfst Du nicht, was Verstehen heißt. In nichts in der Welt wird mehr gelogen, als im sogenannten Musik=Verständniß. Weil sich da nichts Festes abfragen läßt, und die entzückten Redensarten — worunter „göttlich“ und „himmlisch“ noch die bescheidensten — sind nichts als gesprochene Spielmarken.

B. Du magst in Manchem Recht haben.

A. In Manchem? Ich behaupte, daß die Frauen für die Musik gar nicht begabt sind.

B. Es scheint, man darf Dir nicht Recht geben, denn Du wirfst Dich dann sofort auf neue übergreifende Behauptungen. Gut, daß ich sie allein höre.

A. Möchte sie die ganze Welt hören! Ich sehe der Verketzerung mit Gleichmuth entgegen. Betrachte Dir einmal die Geschichte der Musik: Der größte Theil der gebildeten Frauen hat Musik gelernt und keine hat darin etwas Namhaftes hervorgebracht. Ist das nicht ein Beweis?

B. Der Beweis, daß Du sehr ungalant bist.

A. Wahrheit ist Wahrheit und nicht Galanterie. Der Menschheit ganzer salonisirter Jammer faßt mich an, wenn ich diese Lieder ohne Worte, diesen Chopin'schen polnischen Salat von Zerrissenheit und gewaltsamer Aufregung oder nun gar ein in Variationenwurst zerhacktes edles Thema eines Meisters höre.

B. Du wüthest gegen eines unserer schönsten deutschen Besitzthümer, gegen die Hausmusik. Ein Hausstand, in dem nicht bisweilen ein gutes Tonwerk gehört wird, hat etwas Trockenes, Dürres und Kahles.

A. Was Du Hausmusik nennst, ist kaum mehr da. Und wär's auch. Der Aufwand dafür an Lebenskraft ist ganz unverhältnißmäßig. Wir haben in Haus und Welt Anderes zu thun, als diesen Luxus zu pflegen.

B. Hättest Du je einmal Jahre lang unter fremden Nationen gelebt, Du wüßtest, wie unsere deutsche Musik unser schönster Stolz ist vor den Fremden. Unsere Dichter und Denker gehören in ihrer besten Eigenthümlichkeit doch nur uns an. — Unsere Beethoven, Haydn, Gluck, Händel, Bach, Mozart, Weber gelten auch da, wo unsere Sprache nicht daheim ist; sie sind unsere Helden, von deren Glorie Etwas auf uns fällt, und mit ihren Tonschöpfungen gewinnen wir die Welt.

A. Was wäre es einer Nation, wenn sie die ganze Welt gewänne und litte Schaden an ihrer eigenen Seele? Wir leiden Schaden und haben Schaden gelitten durch die musikalische Verschwemmung des strengen und geraden Empfindens. Und unsere Frauen vor Allem leiden durch das Spielzeug, das sie mit einem beschäftigten Müßiggang täuscht; das Klavierklimpern gehört nicht in die Arbeitszeit.

B. Du stürzest Dich in einen Abgrund von Verfeindungen mit Deinen Ketzereien.

A. Immerhin! Ich sage wie Cato: „Uebrigens bin ich der Meinung, daß eine Million Klaviere mit Kartätschen zertrümmert werden muß." Dann werden die Frauen ihre Nervosität los und werden einsehen, wie viel nichtsthuerisches Gethue ihnen anhaftete. Was sie an dessen Statt beginnen sollen, wird sich finden.

B. Du bist ein Fanatiker.

A. Hast Du noch je gesehen, daß ein Uebel geheilt und ein gesunder Bestand geschaffen wurde ohne Fanatismus? Ich weiß, daß ich naß werde, aber ich will auch den Pelz waschen. Mein Ruf bleibt: Kartätschen in die Klaviere!



Die Abholungsstunde.

(Aus dem Briefe eines Ballvaters.)

Du hast früher einmal eine Betrachtung über den so falschen wie unnöthigen Aufwand derer gebracht, die, wie man es nennt, ein Haus machen. Ich kann Dir sagen, daß Deine Betrachtung sehr wenig beachtet wurde; Du magst Dich damit zufrieden geben, eine Verwahrung zu Protokoll der Zeit niedergelegt zu haben.

Ich möchte Dir nun einige Erfahrungen mittheilen, die ich als junger oder eigentlich als erstmaliger Ballvater im vergangenen Winter gemacht.

Vorerst ist die Unsitte eingerissen, daß in den Gesellschaften von der Raufe gegessen wird. Nur so kann ich diese Art nennen, wie man eine Anrichte, ein sogenanntes Büffet aufstellt, wo in einer Tanzpause die schön aufgestellten Speisen kriegsmäßig, wie von Soldaten nach der Schlacht erobert werden.

Es ist jammerschade um die schönen Gottesgaben, daß sie so ungemüthlich auf den Raub verschlungen werden. Ich weiß recht wohl, man ladet zu viel Gäste ein, man kann sie nicht mehr setzen; aber die schönste Heiterkeit thut sich doch bei Speise und Trank auf, wenn man um einen Tisch sitzt.

Es ist eine närrische Welt, die sich da um die aufgestellte Raufe drängt und das noch für gar fein und vornehm hält.

Noch widerwärtiger aber ist das Zweite oder eigentlich das Erste. Du kommst der Einladung zufolge, die auf halb acht Uhr gestellt ist, natürlich — denn die Damen sind nicht früher fertig, und es soll ja auch nicht vornehm sein, pünktlich zu kommen — wenn's gut geht, schon um neun Uhr am Hause des Gastfreundes an, der Dich geladen. Du kommst natürlich in einem Miethwagen, denn man kann heutigen Tages, oder vielmehr heutiger Nacht nicht mehr im Ballstaate über die

Straße gehen. Kannst froh sein, wenn Du Dich nicht in eine Ecke drücken mußt, um den weiten Umfang des Ballkleides nicht zu zerknittern. Du steigst aus. „Auf wann sind die Wagen bestellt?“ fragst Du den Diener.

„Auf Ein Uhr,“ lautet die Antwort.

Schrecklich! Aber was will man machen? Dafür ist man Ballvater, und dafür hast Du Whist gelernt.

Die Abspeisung an der Raufe ist vorbei, da glaubt der Bewirthende etwas besonders Freundliches zu thun, wenn er den sogenannten Cotillon — den fünften Akt des Balldrama's — erst um Ein Uhr oder gar noch später beginnen läßt. Du willst kein Störenfried sein und gibst nach, und weißt doch nicht, wie Du Dich wach halten sollst; was aus der Arbeit am andern Tage werden soll, daran darfst Du kaum denken, noch weniger aber, wie draußen in der Kälte, im Schnee und Regen die Diener warten müssen.

Sag doch einmal den Menschen geradezu — Du hast Dich ja mit den Klavierkartätschen auch mancher Verunglimpfung nicht gescheut, — sage ihnen doch, daß dies Hinausschieben der Gesellschaftsstunde eine Barbarei, oder wenn's besser klingt, eine Abgeschmacktheit, oder wenn das noch zu hart ist, eine Verkehrtheit ist. Nichts auf der Welt ist schön und ebenmäßig, was nicht seine natürliche Grenze, seine feste Zeitbestimmung hat, und gerade, daß man zur gesetzten Zeit aufhört, macht die Freude um so schöner. Meine Mutter hat das Sprüchwort gehabt: Man kann den Kornsack besser zubinden, wenn er nicht ganz voll ist.

Nachschrift. Ich schreibe Dir diese Zeilen, nachdem ich in vergangener Nacht bis drei ein halb Uhr mich in einer Gesellschaft herumdrücken und mich noch habe bedanken müssen.

Die neuen Steuern.

Ein Preußenfreund, das heißt ein Mann, der die Zuversicht festhält, daß durch Preußen allein ein festes und einiges Deutschland geschaffen werden kann, darum aber keineswegs alle Maßnahmen der preußischen Regierung billigt, sagte einem Manne, der über die allgemeine Wehrpflicht und über Erhöhung der Steuern Klage führte: Ich will dir ein Gleichniß erzählen, wie es bisher war und nun geworden ist und ferner wird.

Da war ein Mann, nenne ihn Preuß, der hatte ein bedrohtes feuergefährliches Magazin zu bewachen; er strengte sich an, hielt einen Nachtwächter, der eine nam-

hafte Summe kostete und sich den Schlaf brechen mußte, um das Magazin zu bewachen. Nun hatte sein Nachbar ein ganz ähnliches Magazin, aber er hielt sich keinen Wächter; denn — sagte er sich — mein Nachbar strengt sich an und hält Wache, damit bewacht er auch zugleich, ohne daß es mich etwas kostet, mein Eigenthum, denn jede Gefahr, die dem meinigen droht, droht auch dem seinigen. Und so war er klug und guter Dinge und ließ den Andern sorgen und sich übermäßig anstrengen . . .

Da änderten sich nun die Zeiten, und der einen Wächter haltende Nachbar zwang den andern, daß er auch mit beisteuere. Das ist nun allgemeine Wehrpflicht und erhöhte Steuern.

Der Schoppen ist Wahrheit.

Der freundliche Leser, der nicht das Glück hat, am Rheine zu wohnen, weiß noch nicht, darum soll er es jetzt erfahren, daß am Rhein der Brauch ist, vor Tisch, zur sogenannten Elfuhr-Messe, seinen Früh-Schoppen zu trinken und manchmal auch etwas mehr. In der Regel geht's friedlich dabei her, man hänselt einander nur vertraulich.

Nun gab's aber auch einmal Händel und zwar arge Raufhändel.

Die Sache kam vor Gericht. Viele Zeugen, fast ein Dutzend an der Zahl, mußten zum Verhör.

Ein Zeuge tritt vor und sagt: „Ei," — der Mittelrheiner fängt gern mit Ei an — „ei, ich komme zum Fritz Brodt und trinke meinen halben Schoppen, und da war's so und so." So der Zweite, Dritte und Vierte und Alle zusammen. Endlich kommt ein breiter Schiffer an die Reihe, und er beginnt: „Ei, Herr Präsident, ich komme da zum Fritz Brodt und trinke meinen Schoppen —"

„Halt!" ruft der Präsident, „Ihnen vor Allen glaube ich, der Schoppen ist Wahrheit."

Drei heilsame Kugeln.



Wohlgemuth saßen wir bei Tische. Die Hausfrau hat ihre gediegene Bildung auch dahin ausgedehnt, daß sie sich für verantwortlich hält, was für Speise auf den Tisch kommt. Sie bereitet gern ein gutes Gericht und freut sich, wenn der Gast ihm gerechte Ehre anthut durch einen gesunden Hunger; und der Hausherr — ja, Pater Jakobus ist ein viel gereister, die Weltbeziehungen klar durchschauender Mann, und ebenso klar und echt ist der Wein in seinem Keller.

Da saßen wir nun, es war am Sonntag den 24. Februar 1867 in der Stunde, als in Berlin das erste deutsche Parlament, oder eigentlich nicht das erste, sondern das zweite, oder wenn man genau rechnet, auch das dritte, eröffnet wurde.

Ein geborner Süddeutscher, der von Kopf ein Preuße geworden, im Herzen aber ein Süddeutscher bleibt, hoffte, daß die Thronrede ein gutes Wort enthalten werde, das über die Mainlinie hinüber frohe Botschaft wäre.

Das Gespräch ging weiter über den wundersamen Ausfall der Wahlen, über Unberechenbarkeit des allgemeinen, directen und geheimen Wahlrechts, und ja — wer kann sagen, wie ein Tischgespräch sich wendet? Ein gescheiter Advokat, der an der Grenze Frankreichs wohnt, gab näheren Bescheid über den Zeitungsbericht, der nach Angabe des französischen Unterrichtsministers feststellt, daß zwei Drittheile der französischen Mädchen, sage zwei Drittheile, in Klosterschulen unterrichtet würden. Als genauer Kenner Frankreichs zeigte er uns, wie hierdurch das ganze Leben Frankreichs wesentlich bestimmt würde.

Das Gespräch wendete sich wieder, es wurde ergiebig und heiter, aber es läßt sich nichts Bestimmtes mehr davon berichten. Von solch einer Mittagstafel bringt man denen daheim, die fragen: wie war's? kaum etwas mehr mit als ein Gutchen (Bonbon) vom Nachtisch. Und so hab ich noch ein Gutchen, das Euch viel=

leicht erlustigt. Meine Tischnachbarin, eine ausgezeichnete Sängerin, wurde über ihre Ansicht von der sogenannten Zukunftsmusik gefragt. Sie erwiderte: „Ich kenne die Zukunft nicht, ich glaube indeß, daß man in Zukunft kein anderes Gehör haben wird als jetzt.“

„Ja,“ sagte der Advokat, „Zukunftsmusik und Homöopathie, das sind zwei Dinge, die einen wahren Fanatismus erzeugen. Mit wissenschaftlichen Gründen, mit Kunstgesetzen, mit Vernunft läßt sich gegen einen mit Fanatismus erfaßten Glauben nicht ankämpfen.“

„In der That,“ rief Jakobus, „von der Homöopathie kann ich mitreden; sie hat mir einst eine Ohrfeige von einer der geistvollsten und liebenswürdigsten Frauen eingetragen.“

„Eine homöopathische Ohrfeige?“

„Nein, aber sie that von der liebenswürdigen Frau doch mehr wohl als weh. Die Sache war nämlich so: Eines Tages kam ich zu ihr, und sie, die fast immer Anmuthiges und Belebendes zu berichten wußte, hatte jetzt nichts als von Homöopathie zu reden.“

„Ich kenne auch ein wunderbares Beispiel von der Heilkraft der Homöopathie,“ erwiderte ich.

„Sie? Erzählen Sie.“

„Ich kannte in Wien einen Mann, der sich durch Studium und Nervenaufregung eine hartnäckige Schlaflosigkeit zugezogen hatte. Der Mann war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein reicher Mann. Nun ließ er kein Mittel unversucht. Man rieth ihm Veränderung des Klima's; er that es. Aber immer wieder war es nicht das rechte für ihn; die Aerzte wiesen ihn bald da, bald dort hin, bald in ein feuchtes, bald in ein trockenes Klima: er war in Italien, — Aegypten war damals noch nicht Mode, — er war in der Schweiz, in England, in Schweden, in Rußland, es half nichts; er kehrte nach Wien zurück.

„Es war die Zeit, da die Homöopathie im Schwunge war, und da er Alles versucht hatte, wendete er sich nun zu diesem Heilverfahren. Er läßt den berühmtesten homöopathischen Arzt rufen. Der Mann kommt, fühlt ihm den Puls, läßt sich die Zunge zeigen, fragt nach Appetit, und all sein Fragen und der ganze Ton seiner Rede, die Art seines Benehmens erwecken das zuversichtlichste Vertrauen. Endlich sagt er: ‚Ich freue mich, daß ich hier einen Fall vor mir habe, den ich nicht nur vollkommen verstehe, sondern den ich auch mit unbedingter Gewißheit heilen kann.‘ Er verordnete nun dem Kranken drei Kügelchen, die er mittelst eines angefeuchteten beinernen Schäufelchens einnehmen solle. Dies geschah, und der Gelehrte schläft bald ein und schläft so gut wie ein Kind.

„Am Morgen, als er frisch gestärkt erwacht, ruft er seinen Diener und schickt ihn sofort mit einer bedeutenden Summe als Dank zu dem Arzt.

„Wer war glücklicher als der reiche Gelehrte? Die ganze Welt und alle seine Bücher sahen ihn wieder fröhlich an. Am Abend — ach, wie freut er sich auf die heilsame Medicin und auf den guten Schlaf — — nimmt er das Schäufelchen vor

und will es anfeuchten, und sieh' da, da sind die drei Kügelchen noch auf dem Schäufelchen . . . . .

„So weit, meine lieben Gastfreunde, hatte ich erzählt, und kaum bin ich so weit, da bekomme ich eine Ohrfeige von der schönen Hand. Ich wünsche, daß es Euch nicht so geht, wenn Ihr die Geschichte einmal weiter erzählt. Denn auch von einer lieben Hand ist eine Ohrfeige doch immer keine angenehme Erwiderung."



Der Besuch ohne Umstände.

Kommt ein gut ausgewachsener Neffe zu seiner eben so wohlhäbigen als karg lebenden Tante in Schwaben.

„Soll ich Dir nicht einen frischen Kaffee machen und magst ein Butterbrod dazu? Ich hab gerad heut frischen Butter." Beiläufig bemerkt, wird überall, wo Butter ungesalzen ist, der Butter gesagt.

„Ja, Tante, ist recht. Ich mache keine Umstände."

Der Tante wäre es vielleicht lieber gewesen, der Neffe hätte mit dem Anerbieten vorlieb genommen und etwas Umstände gemacht. Sie bereitet indeß schnell einen extrastarken Kaffee, stellt dazu ein frisch Bällele Butter und die bis oben gefüllte Zuckerdose auf den Tisch. Der Neffe, der sich eines gesunden Appetits erfreute, langt ohne Umstände zu, haut mit dem Messer ein schön Stück Butter ab und schmiert es sich auf's Brod. Der Tante geht ein Grausen an und sie sagt: „Der Butter kostet 36 Kreuzer das Pfund."

„Ist's auch redlich werth," erwidert der Neffe und holt sich noch ein erklecklich Stück als neue Ladung.

Nun greift er in die Dose — er legt die Zuckerzange daneben, denn er haßt das unbequeme Instrument, das schwer zu handhaben ist — und thut einen Haufen Stücke in seine Tasse. Die Tante sieht das mit Schrecken: sie zittert aber, da sie sieht, daß er noch einmal nachhelfen will.

„Nimm Dir die Bröſele“ (Broſamen), ſagt ſie, in Verzweiflung lächelnd: „die Bröſele ſüßen gar gut.“

„Ich trink' den Kaffee nicht gern ſo ſüß,“ ſagt der Neffe und holt noch ein paar tüchtige Brocken und thut ſie in ſeine Taſſe.



Ueberraſchendes Glück.

Frau A: Ach! wenn ich ſolch ſchönes Haar hätte wie Sie, da wäre ich glücklich.

Frau B (die Garnitur abneſtelnd): Hier haben Sie es, ſeien Sie glücklich!

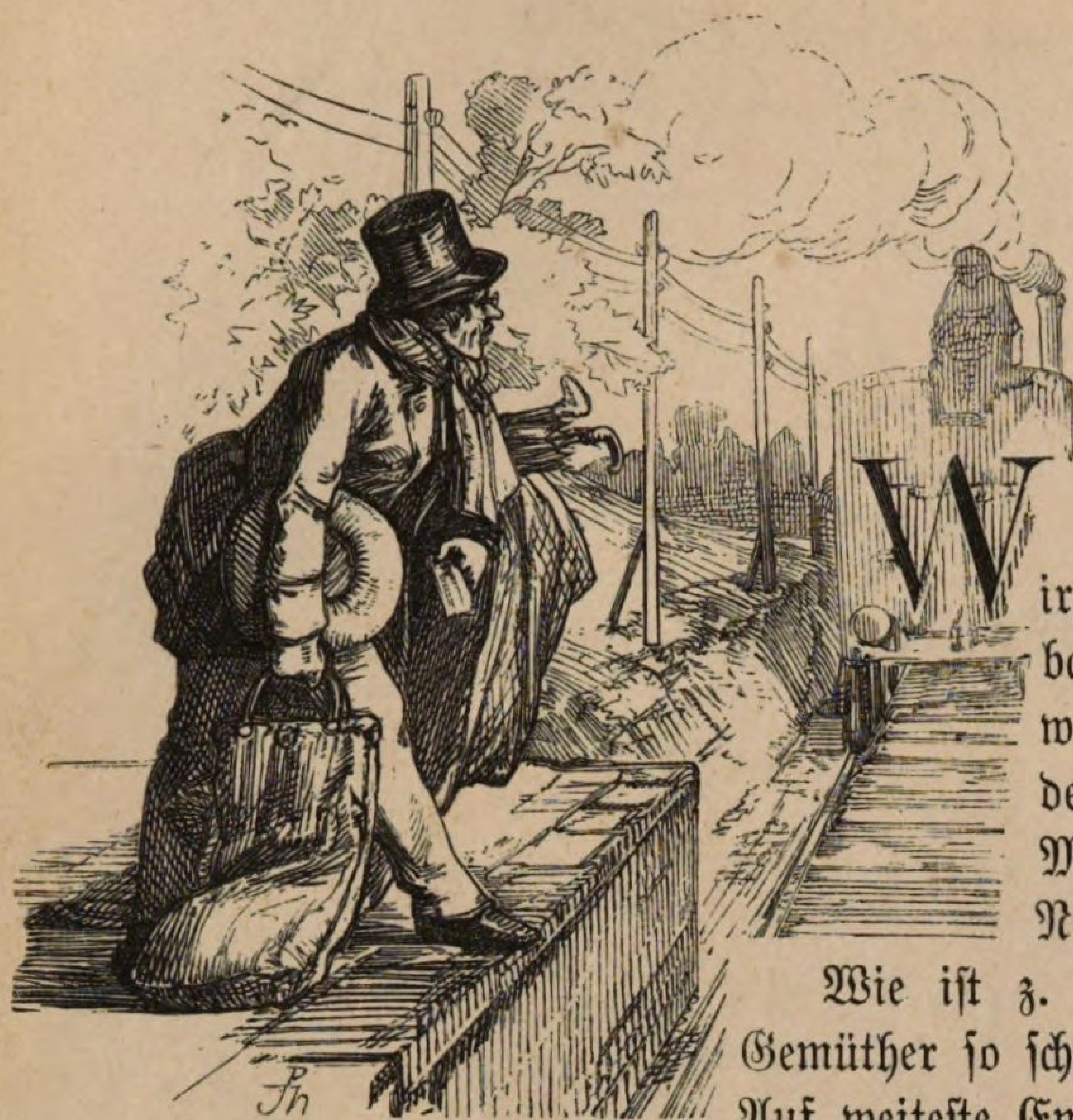
Ganze Arbeit.



Künstlich angelegter Volks-Jubel, wie kommt man dahinter?

Hier ein kleines Beispiel.

Ein deutscher Fürst — weil er landlos ist und jetzt genannt werden dürfte, soll er nun ungenannt bleiben — kehrte einstmals in seine Residenz zurück, und da war übermächtiger Jubel. Niemand wußte eigentlich recht warum. Man spannte die Pferde aus und zog den Wagen, darin der Fürst saß, mit Menschenkraft bis vor's Schloß. Der Fürst stieg aus und dankte. Da stand nun der leere Wagen, und einer der bestellten Jubelzieher fragte unvorsichtiger Weise: „Herr Oberhofmarschall! Sollen wir auch den Wagen in die Remise schaffen?“



Neue Provinzen im Seelenleben.

Wir, die wir noch vor der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen geboren sind, wir wissen, daß seitdem auch Vieles in der Menschenseele sich geändert hat; Manches wurde ausgelöscht und ganz Neues that sich auf.

Wie ist z. B. das Heimweh, das vordem die Gemüther so schwer belastete, fast ganz verschwunden. Auf weiteste Entfernung hin kann man in kürzester Zeit Nachricht geben und empfangen; freilich ist noch Geld dazu nöthig, aber immerhin, die Schwermuth kann nicht so in der Seele Wurzel fassen wie vor Zeiten.

Die seltsamsten Widerspiele in der Seele hat aber doch die Eisenbahn hervorgebracht, und am lächerlichsten, ja unbarmherzig mitleidslos betrachtet, erscheint ein Mensch, der den Bahnzug versäumt hat. Da braust der Zug hin, du starrst ihm nach; jetzt ist er dort und dort, da könntest du auch sein, wenn, — ja, wenn du nicht eine Minute zu spät gekommen wärest. Und gar traurig und zögernd ist dein Schritt auf dem Wege, den du vor wenigen Minuten so athemlos dahingeeilt. Du schaust nicht auf, du sprichst Niemand an, du willst nicht belächelt und bemitleidet sein; aber daheim mußt du doch hören: Bist du schon wieder da? und du kannst froh sein, wenn du in deinem Aerger nicht noch geneckt, sondern getröstet wirst. Und du kommst dir so überflüssig vor in deinem Haus; eine ganze Kette von Mißempfindungen umschlingt dich.

Ja, es gibt kein anderes Mittel, als das: Sei ein andermal besser bei der Hand! Lerne das große Gesetz der neuen Zeit: auf Tag und Stunde achten; dann bedarfst du kein Mitleid von Anderen und ersparst dir den Aerger über dich selbst.



Der Genesende.

Nichts gleicht dem Wonnegefühl, das der Genesende empfindet, der von einer schweren Krankheit befreit zum ersten Mal wieder athmen darf die frische Luft und sich sonnen im freien Licht. Und hat der Genesende gar eine treue mitempfindende Seele, die seine Schmerzen mit ihm trug und sie zu lindern trachtete, die seinen Schlaf bewachte und um ihn bangte, wenn er fiebernd von der Welt Nichts mehr wußte, — und die treue Seele steht nun neben ihm und sie sieht das neuerstrahlende Auge, hört den nun nicht mehr ängstlichen Athem. . . . Es gibt vielleicht doch noch etwas Höheres, als das Wonnegefühl des Genesenden; es ist das der treu Zugehörigen, die ihr eigen Leben hingab, um den Hülflosen zu stützen.

Was ist nun noch zu wünschen? Halte du fest und haltet mit einander fest, welch' ein Glück es ist zu leben, frei zu athmen die frische Luft und zu schauen das helle Sonnenlicht! Vergesset Das nicht, wenn Sorgen und Trübungen aller Art wieder über euch kommen.

Der Blitzschlosser von Wittenberg.



I.

Der Nagelschmied, der die Nägel fertigte, womit der Doktor Luther seine 95 Sätze an die Thür der Schloßkirche da drüben annagelte . . . der Nagelschmied, der die Nägel fertigte, hat nicht gewußt und nicht geahnt, wozu sie dienen sollten. Der Handwerker weiß oft nicht, wozu und für wen er seine Arbeit vollführt. Was da in Werkstätten und Fabriken fertig wird, hat das Gleiche wie das Wachsthum des Feldes. Das Getreide wächst, es wird Brod daraus für Gerechte und Ungerechte, für Betrüger und Betrogene.

„Wie wir hier beisammen sind, sind wir Bürger von Wittenberg, und wer in der Fremde gewesen, besonders in Süddeutschland und auch in Schweden und Holland, weiß davon zu erzählen, wie Einem das zu gut kommt.

„Ah! heißt es da, Sie sind von Wittenberg! Muß eine schöne Stadt sein, und eine freisinnige, tapfere Bürgerschaft haben. — In katholischen Ländern haben sie gar geglaubt, man wallfahrte hieher.

„Wir Handwerksleute haben eigentlich zu dem, was von hier ausging, wenig beigetragen. — Ich möchte euch aber doch etwas erzählen, worin sich zeigt, daß auch der Handwerker das Seinige thun kann, um die verfolgten und gehaßten Anstalten der Freiheit auszuführen."

So erzählte der Schlossermeister Friedrich Benjamin Knolle, ein Mann auf-

geweckten Geistes, der sich viel in der Welt umgesehen hat. Seine Erzählungsweise ist absonderlich. — Wie man nämlich bei seinen Schlössern immer zweimal umdrehen muß, bis sie aufgehen, so hat er's auch bei seinen Geschichten.

Er beginnt also von Neuem:

„Ich verzage nie, und wenn ich sehe, daß eine ehrliche Einrichtung, die dem alten Aberglauben den Garaus macht, nur schwer durchdringt, — ich verzage nie. Zuletzt bleibt die Freiheit doch oben auf, und man will später gar nicht mehr glauben, daß es einmal so viel Mühe gekostet hat.

Wißt ihr, warum man meinen Meister den Blitzschlosser geheißen hat? Es ist ein Ehrenname, besser als ein Adelstitel, und der Meister hat mehr dafür eingesetzt, als Mancher in der Schlacht. Das war nämlich so:

Es war im Jahr 1769 — gerade damals, als man die Schloßkirche wieder aufgebaut hat, die im siebenjährigen Krieg, bei dem Bombardement durch die Reichsarmee, abgebrannt war — damals muß allerlei in der Luft gelegen haben, was nachher in der Revolution, in Napoleon und den Freiheitskriegen ausgekocht wurde, und das heutigen Tages noch nicht gar ist. Zu damaliger Zeit hatte ein Amerikaner, — wer ihn noch nicht kennt, soll keinen Tag versäumen, ihn kennen zu lernen, — also Benjamin Franklin hat die Entdeckung gemacht, daß man den Blitz fangen kann wie einen Fisch an der Angelhake. In jetziger Zeit ist solcherlei kein Wunder mehr. Wir haben ganz Anderes erlebt. Da draußen vor dem Elsterthor neben der Eiche, wo einstmals Doktor Luther die Bannbulle des Papstes verbrannte, da rennt und keucht jetzt der Dampfwagen und zieht so viel Menschen als in einer kleinen Stadt wohnen hinter sich drein, und jetzt haben wir ja den Blitz so gefangen, daß er für uns reden muß über Länder und durch Meere. Zu jener Zeit aber hat die ganze Welt über die Entdeckung des Benjamin Franklin gelacht, heißt das, nicht die ganze Welt, nur der größte Theil, oder was ebensoviel ist — der dümmste Theil.

Dazumal haben wir hier noch eine Universität gehabt; sie war dort neben dem Hause Melanchthons, wo jetzt die große Kaserne ist, in die der Blitz schon zweimal eingeschlagen hat; da war die Universität. Ein Professor mit Namen Titius, der auch die Naturkunde vorgetragen, hat sich über die Entdeckung des Franklin gefreut und hat sie bei uns heimisch gemacht. Wohlverstanden, nicht er selber, denn die Professoren können nicht Alles allein. Ohne meinen Meister hätte der Professor Titius, — er soll eigentlich Tietz geheißen haben, aber die Professoren haben ihre Namen in's Lateinische übersetzt, — also der Professor Tietz oder Titius hätte ohne meinen Meister den Blitzableiter nicht auf sein Haus bringen können, und fast hätte die Geschichte meinem Meister das Leben gekostet.

Ich erinnere mich des Professors noch ganz gut. Er war ein schöner Mann mit einem Löwenkopf, so hat er ausgesehen in der Perrücke, und sein Meerrohr mit dem goldenen Knopf ist als Erbstück meinem Meister verblieben, und der hat es seinem Sohn vermacht, der jetzt auch Professor ist. Er verkauft den Stock eben so wenig als der König den Krückstock vom alten Fritz. Der Professor Titius ist

lang vor meinem Meister gestorben, er war gut und gern doppelt so alt als mein Meister, aber sie waren doch die besten Freunde, fast wie Brüder, und sie sind auch Brüder geworden, aber anders als wie Kinder Einer Mutter.

Das kam daher:

Damals ist in unserer Stadt viel neugebaut worden, nicht wie in jetzigen Tagen, wo man fast nie ein neues Haus bauen sieht. Der Weltverkehr bleibt eben nicht an Einem Ort haften, er sucht sich immer wieder andere Plätze und andere Geschlechter. In der Collegienstraße, neben dem Bürgermeister Giese, dem die Stadt die schönsten Baumpflanzungen verdankt, baut sich also der Professor ein neues Haus. Er soll in den Grundstein allerlei seltsame Sachen hineingelegt haben, die Niemand hat sehen dürfen, und soll dabei ein Schurzfell mit wunderlichen Zeichen getragen haben. Denn der Professor war ein Freimaurer. Ihr könnt kaum glauben, was man sich vor Zeiten Alles gedacht hat, was die Freimaurer im Geheimen treiben. Man hat sich das Vehmgericht und allerlei heimliches Zeug vorgestellt. Jetzt weiß man besser, was das ist. Ihr wißt, ich bin selber Freimaurer, und kann euch sagen: es ist eine Genossenschaft der besten Menschen, die nichts als das Rechtschaffene und Gute wollen, und Jedem zu helfen trachten, ohne Ansehen der Person, des Standes und der Religion. Freilich haben sich auch Eigennützige und Nichtsnutzige eingeschlichen. Aber die Mehrzahl ist und bleibt doch der Grundstock von Denen, die das Gute wollen, und allem Pfaffenthum Widerpart leisten.

Aber halt! Ich komme ab von Dem, was ich erzählen will. Also der Professor baut sich ein neues Haus. Mein Meister, der vor Kurzem erst von der Wanderschaft heimgekehrt, sich hier gesetzt hat, bekommt alle Schlosserarbeit. Das war ein guter Anfang, und der Bäcker Stenz, der bei zwei Innungen war, als Müller und als Bäcker, hat es nicht ungern gesehen, daß mein Meister ein Auge auf seine Tochter hat, und sie auf ihn. Mein Meister muß in seiner Jugend ein Prachtmensch gewesen sein, etwas gestreckt, aber dabei stark in den Knochen, und noch mit 76 Jahren hat er ein volles Haar gehabt. Ihr müßt euch ja noch erinnern, wie er ausgesehen hat. Fremde, die ihm auf der Straße begegnet sind, haben den Hut vor ihm abgezogen, so ehrfurchtgebietend hat er ausgesehen; und die Meisterin — ich freue mich, daß die Alten immer sagen, meine Tochter sähe ihr ähnlich; so groß in der Statur ist sie aber doch nicht. —

Der Professor muß ein feiner Menschenkenner gewesen sein, er muß es dem Meister angemerkt haben, daß er sich nicht umsonst in der Welt umgesehen hat, und daß er auch einen hellen Kopf hat. Eines Tages kommt er zu ihm in die Werkstatt und sagt: „Meister Lukas," — denn damals hat man Meister gesagt und nicht Herr, — „Meister Lukas," sagt er, „habt Ihr Curasche?"

„So viel ich bis jetzt nöthig gehabt, hat mir noch nie gefehlt, und wenn weiter Noth an Mann geht, werde ich auch bei der Hand sein." So gibt ihm der Meister zur Antwort. „Recht so," sagt der Professor, „ich will's kurz machen. Habt Ihr schon gehört, daß man jetzt den Blitz fangen kann?" —

„Wenn man ihm Salz auf den Schwanz streut," — sagt der Meister. Er

meint, es wäre ein Spaß. Der Professor erklärt ihm die Sache ganz ernsthaft und zeigt ihm, auf ein Blatt gezeichnet, wie das Alles zu machen ist.

Der Meister hat mir tausendmal erzählt, es zuckte ihm im Kopf, als wäre ein Blitz drein gefahren, alle Haare sind ihm zu Berg gestanden über dem, was sich die Menschen unterfangen.

Der Professor merkt, was mit ihm vorgeht, und sagt: „Kommet Sonntag nach der Kirche zu mir in mein Studirzimmer. Ich will Euch Alles zeigen, Ihr braucht es zwar nicht, um mir das Eisen mit der vergoldeten Spitze zu machen, aber Ihr scheint mir ein dankbarerer Schüler als Mancher, der Latein und Griechisch im Kopf hat. Also Sonntag Morgen nach der Kirche!“

Der Professor geht fort, der Meister schaut ihm nach, wie wenn das ein Zauberer und Verführer wäre, der ihn mit der schwarzen Kunst behexen will. Aber er geht doch Sonntags gegen Mittag zum Professor.

Habt ihr euch schon einmal elektrisiren lassen? — Hui, wie fährt das durch den ganzen Körper! Und was ist's denn? Man kann's nicht wägen und nicht messen, nicht sehen und nicht riechen. Ja, es gibt eben Dinge, die sich nicht so rump und stump packen lassen. Und jetzt erklärt der Professor meinem Meister, daß er ihn dazu ausersehen habe, den ersten Blitzableiter hier in Wittenberg zu machen. Wittenberg, das einen so guten Namen hat in der Welt, dürfe nicht zurückbleiben, wo es darauf ankommt, einen Aberglauben auszutreiben und ein Stück Freiheit in die Welt zu bringen. Der Meister, dem das Herz im Leib zittert, sagt: „Herr Professor, ich meine, das kommt eher älteren Meistern zu.“ Der Professor gesteht, daß er bereits bei drei anderen gewesen, daß aber alle aus Furcht und Aberglauben sich weigern. „Die Finsterlinge,“ — sagt er, — „die Finsterlinge mit und ohne Kutte, verdammen Den in die unterste Hölle, der die Hand dazu bietet, — wie sie es nennen, — in Gottes Allmacht einzugreifen. Sie bedenken nicht, daß man dann ja auch keine Medizin nehmen dürfte; man müßte Alles gehen lassen, wie es eben geht, denn die Aerzte sind doch auch fast eine Art Blitzableiter. — Und eigentlich kann ich's von Euch verlangen, Meister Lukas; Ihr habt die Schlosserarbeit an meinem Hause, und der Blitzableiter ist nichts als ein Riegel, den man dem Mordbrenner Blitz vorschiebt. Ich hab's Euch nicht auferlegen wollen, weil Ihr der jüngste Meister seid. Jetzt aber kehrt sich's um: eben weil Ihr der jüngste seid, müßt Ihr auch der Aufgeklärteste sein.“

Dem Meister ist es, wie er das hört, wieder, als ob der leibhaftige Teufel vor ihm stände. Er hat immer gewünscht, wenn er nur erst wieder draußen wär' aus der Stube, und da stand in der Ecke das Gerippe eines Menschen, und es war auf Einmal, wie wenn der Kopf, der hohle, kahle, dreimal nickte. Ausgestopfte Vögel stehen auf den Schränken, und es ist, wie wenn sie auf Einmal alle zu schreien anfangen, und es wird finster, als ob's Nacht würde, und auf Einmal knattert draußen der Donner und zucken die Blitze, als wollte das jüngste Gericht hereinbrechen.

„Ihr werdet ja ganz blaß,“ sagte der Professor. „Glaubt Ihr wohl gar, unser

Herrgott habe jetzt weiter nichts zu thun, als mit Blitz und Donner drein zu fahren, um einen Professor und einen Schlosser in einer kleinen Stube in einer kleinen Stadt sich heraus zu holen, weil sie etwas vorhaben zum Schutze gegen“ .... Das letzte Wort wurde ihm vom Mund weggerissen, denn es knatterte wieder drein, daß die Mauern zittern und die Fenster klirren.

Der Professor breitet schnell ein seidenes Tuch über die Elektrisirmaschine, dann öffnet er das Fenster und sagt: „Nächsten Sonnabend könnt Ihr mir Ant=



wort sagen. Wenn der grüne Maien abgenommen wird, soll die Stange mit ver= goldeter Spitze auf den gestaffelten Giebel. Ueberlegt's Euch im Herzen, Meister Lukas. Ihr müßt auch das Eurige thun gegen den Aberglauben. Wir Gelehrten sind die Offiziere, wir müssen den Schlachtplan entwerfen, Euch anführen; aber Ihr, die große Zahl, mit Euren starken Händen, müßt das Werk vollführen. Also auf Wiedersehen.“

Doppelt frei athmete der Meister die frische Luft, wie er von der Univer= sität herunter kam. Er stand so verloren da, daß er erst erwachte, als ihn eine

Stimme anrief: „Was schaust denn so drein, als wenn du vom Himmel gefallen wärst? —“

Das war eine gute Stimme, denn es war die von der Tochter des Bäcker Stenz, und tausend Mal haben später Meister und Meisterin darüber gelacht, daß er ihr zur Antwort gegeben hat: „Das ist gut, das ist schön, daß du auch noch auf der Welt bist.“

Es lebten damals — Geschwister hat er nie gehabt — keine Blutsverwandten mehr vom Meister, als nur noch ein einziger Onkel, und der Meister war nicht wenig stolz darauf, daß der Onkel Senator war. Damals, in chursächsischen Zeiten, hat sich der Senat, so was man jetzt Stadtrath heißt, aus sich selbst ergänzt, und zum Senat gehörten nur die vornehmsten Familien. Mein Meister gehörte in die Familie des berühmten Malers Cranach, von dem das Bild mit den Zehn Geboten in unserm Rathhaus ist.

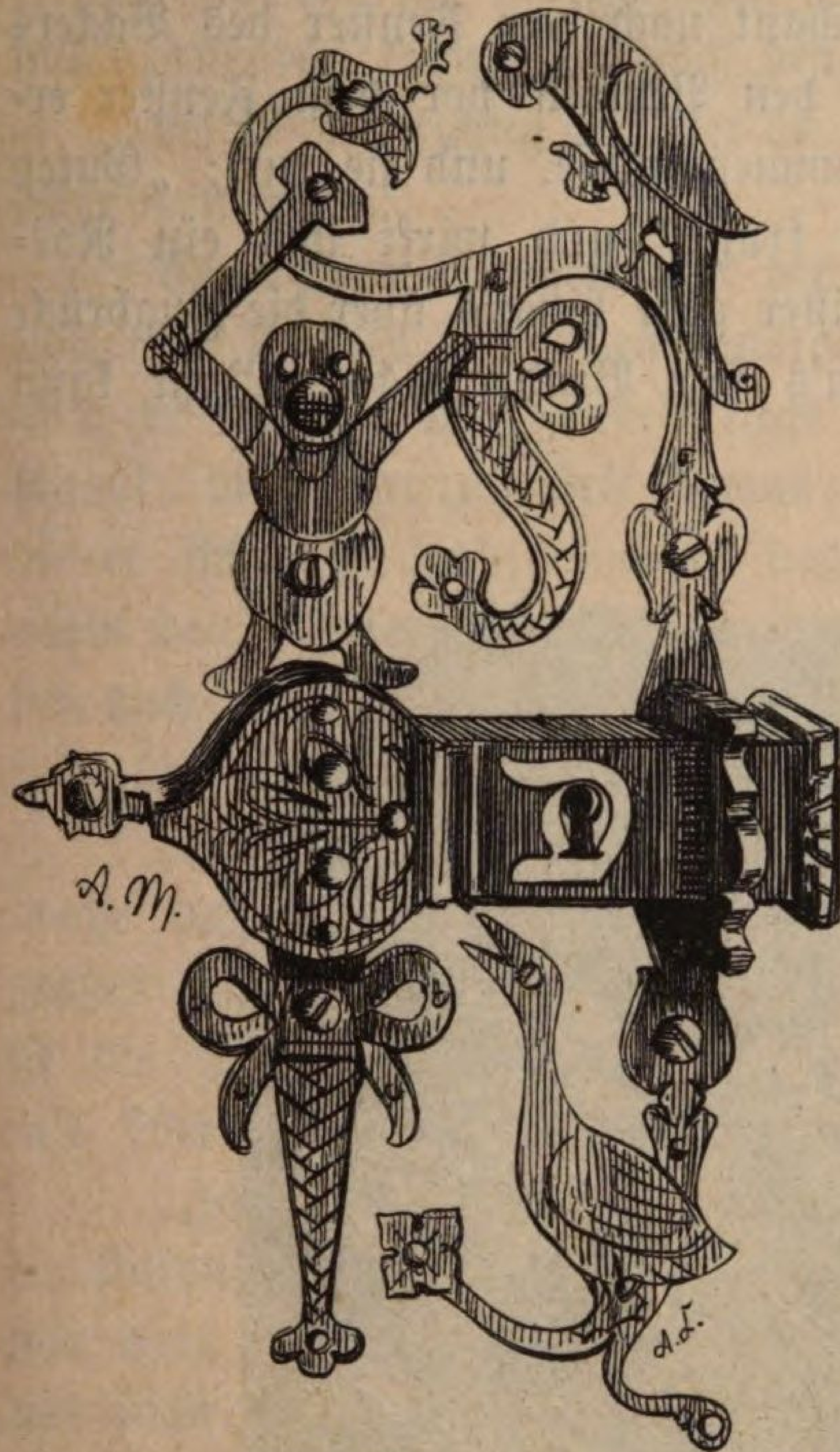
Wie nun der Meister und die Bäckerstochter so bei einander stehen — der Himmel



ist wieder hell und die Sonne scheint vergnügt auf die erfrischte Erde — da sehen die beiden sich an wie Kinder, die aus dem Schlaf erwachen. Man hatte zu Wetter geläutet, denn damals glaubte man noch, daß der Glockenton das Wetter breche. Die große Glocke auf der Stadtkirche klingt eben aus — es ist doch ein wunderschöner Ton, ich habe nie in meinem Leben einen schöneren gehört; das brummt so fort, bis wieder ein anderer Ton einfällt, und es soll noch viel schöner gewesen sein, als auch die Schloßkirche noch ihre Glocken hatte, und von dort die Glocken, die mit der Susanne auf der Stadtkirche zusammengestimmt waren, einfielen. — Ja, was hab ich denn sagen wollen? ... Ja wohl, jetzt hab ich's — also wie die beiden so zusammenstehen, und der Meister hat die Hand des Mädchens gefaßt, da sagt er: „Hörst du? jetzt ist die Susanne dort oben still. — Willst jetzt nicht du, liebe Susanne, — die Meisterin hat auch so geheißen wie die Glocke, — mir ein gut Wort sagen? oder besser, sagst du Ja zu Allem, was ich denke und im Herzen habe?“

„Wenn's was Gutes ist, — und ich will dir nur sagen —"

Sie konnte nicht ausreden, denn eben geht der Onkel Senator vorüber und sagt: „Recht so, Glück zu, ihr jungen Leute —!" Aber er hält sich nicht auf und geht vorüber, denn er bleibt nicht leicht bei Einem auf der Straße stehen, und er muß ja jetzt zum regierenden Bürgermeister zum Mittagessen. Er geht, behutsam auf seine Schnallenschuhe achtend, weiter, und die beiden jungen Leute lachen unversehens mit einander wie aus Einem Halse. Der Senator schaut sich unwillig um, und die beiden jungen Leute rennen in ein offen stehendes Haus und flüchten sich hinter die Thür, und was sie da mit einander geredet haben? Ja, lieben Freunde, just Alles weiß ich nicht und ist auch nicht nöthig.



II.

er Erzähler zündete seine Pfeife frisch an und fuhr dann fort:

„Es hat Vieles in einem Menschenherzen neben einander Platz, und nicht umsonst ist das Herz ein Pumpwerk, wo immer aus= und eingeschöpft wird. Der nächste Sonntag ist der wichtigste Tag im Leben des Meisters, denn früh vor der Kirche will er zum Bäckermeister Stenz gehen und um seine Tochter freien. Es wäre schön und stolz gewesen, wenn der Senator mitgegangen wäre, aber das darf man von einem so hohen Herrn nicht verlangen, und wer weiß, ob er nicht gar am Ende bös ist vom letzten Sonntag her.

Anders als am Sonntag ließ sich die Freiwerbung nicht anbringen, denn dazumal hat man noch auf strengen Brauch gehalten.

Ein junger Zeugschmied — es leben noch Verwandte von ihm, ich will seinen Namen nicht nennen — warb auch um Susanne, und ihre Mutter, die eine weitläufige Verwandte von ihm war, schien ihn zu begünstigen. Bis in's Herz hinein erschrak der Meister jedes Mal, wenn ihm der Zeugschmied begegnete. — Wenn der ihm zuvor käme!

Aber nein, Susanne wird den schon gehörig heimschicken. Noch mehr aber als über den Zeugschmied erschrak der Meister über eine andere schwarze Gestalt, und der konnte man nirgends ausweichen. Bei der Arbeit, im Schlafen und im Wachen, verfolgte ihn der Gedanke, was er denn dem Professor antworten solle. Es war doch entsetzlich, daß gerade Er zu dem Werke, das Niemand unternehmen wollte, ausersehen war. Und der Gedanke an den Blitzableiter nahm eine Gestalt an, im Traume sah er bald aus wie der Zeugschmied, bald hatte er nur dessen Leib, der Kopf aber war der des Professors Titius, und seltsam nahm sich das gepuderte Lockenhaupt auf dem schwarzen Rumpfe aus. Wenn der Meister bei der Arbeit am

Tage singen wollte, da kam plötzlich der Blitzgedanke und schnitt ihm den Ton von den Lippen weg.

Es war am Sonnabend Abend. Der Meister schloß die Werkstatt und ging hinaus in's Freie, zum Elbthor hinaus. Er schaut nach dem Fenster des Bäckers Stenz, der in der Elbgasse wohnt, und hinter den Blumen vor dem Fenster erschien sie, wie wenn sie gewußt hätte, daß er kommen müsse, und sie ruft: „Guten Abend, Lukas, und guten Morgen auf morgen früh!" und wirft ihm ein Rosmarinzweiglein hinab. Damit ist's gut. Der Meister geht hinaus über die Zugbrücke und grüßt den Wachposten am Thor, wie wenn's sein Bruder wäre. Jetzt kann



er singen, die Lerchen in der Luft können's nicht besser. Fliegen kann er freilich nicht, dafür aber schwimmen. Ihr müßt nicht vergessen: damals hat's noch wenig Menschen gegeben, die im fließenden Wasser gebadet haben. Man hat viel lieber geschröpft und zur Ader gelassen. Die Scheu vor dem kalten Wasser war auch so ein alter Aberglaube. Man glaubt jetzt kaum mehr, daß er je bestanden hat. Der Meister hat aber schon im Rhein und in den Schweizer Seen gebadet, und jetzt daheim in der Elbe ist ihm gar wohl und froh; wie ein Fisch schwimmt er. Da ist's ihm auf Einmal, wie wenn er ertrinken müßte; er ist sonst ein guter Schwimmer, aber die Elbe hat Untiefen und Strudel, die man nicht kennt, und es ist ja immer so, wenn man ein großes Glück erwartet, da kommt's Einem

vor, man müßte sterben, man könne den Augenblick gar nicht erleben, wann es wirklich sein wird. Mitten im Wasser ruft der Meister auf Einmal laut: „Und den Blitzableiter mache ich auch, wenn ich wieder glücklich an's Ufer komme.“ Der Meister hat vor sich hin gedacht: Wir müssen schwimmen lernen, daß uns das Wasser nichts anhaben kann, und auch den Blitz können wir regieren.

Er kommt richtig am Ufer an, und es war ihm, wie wenn er neu auf die Welt gekommen wäre.

Am andern Morgen steht der Meister am Fenster und ruft vor sich hin: „Gott Lob, der Tag ist da! Wenn morgen der Tag wieder kommt, ist eine andere Welt!“ Wie er nun so im Fenster liegt und in den Morgen hineindenkt, zum Himmel hinauf, in die ganze Welt hinaus, zu den Eltern zurück, die im Grabe liegen, und die er sich jetzt herbeiwünscht, daß sie ihn begleiten, damit er nicht so mutterseelen allein den schweren glückseligen Weg gehen soll — da grüßt ihn der Professor, der sich auch schon früh heraus gemacht hatte. „Nun, wie ist's, Meister Lukas? Ich habe bis heute gewartet. Seid Ihr entschlossen?“

„Ja,“ sagt der Meister und reicht ihm die Hand zum Fenster hinaus, „ich mache den Blitzableiter, so gut ich's eben kann. Ich bekomme, will's Gott, ein großes Glück, und will mir's verdienen. Und ich habe mir's recht überlegt: das ist die schönste Ehre des Handwerkers, daß er mit helfe die guten Einrichtungen in's Werk zu setzen, die die Kopfarbeiter ausdenken.“

„Ich habe Euch was mitgebracht,“ sagte der Professor und gab dem Meister ein Bildniß. „Seht, ich bin auch nur Einer, der ausführt, was dieser wollte, und wer weiß, wie der Werkmeister heißt, dem dieser seine Arbeit ausführt? Seht, ist das nicht ein ehrliches Gesicht?“

„Ja wohl.“

„Und das ist Benjamin Franklin.“

Der Professor ging fort und der Meister hielt das Bild in der Hand.

Da lebt ein Mensch in weiter Ferne, drüben über dem Meer, und jetzt sieht er dich an, und es ist, wie wenn er dir zunickte, und er kann auch zu dir reden, ja er hat redliche Worte gesetzt, der Professor muß mir Alles geben, was der Mann mit den getreuen Augen und dem klugen Mund still bei sich und für Andere gedacht hat. „Guten Morgen, Meister Franklin, ich will als guter Gesell bei Euch arbeiten.“

Ich kann's Euch nicht so gut wiedergeben, wie mein Meister das Alles erzählt hat, was ihm das Herz hoch hebt, und er hat das Bild — es war nur ganz klein, ich hab's noch — in sein Wanderbuch gelegt. Der Sohn des Meisters hat auch das Wanderbuch noch, es ist ihm lieber als seine ganze große Bibliothek.

Von der Art, wie der Meister die Meisterin gefreit hat, hat er mir nichts erzählt, das brauche ich auch nicht zu wissen; das Beste ist, daß er sie gekriegt hat, und zu allen Zeiten werden rechtschaffene Brautleute im Herzen glückselig sein, ob die Kleider, die sie anhaben, nach der alten oder nach der neuen Mode sind.

Beim Bäcker Stenz hat's der Meister bald gemerkt, daß der Professor für ihn

vorgeworben hat, denn Stenz hat fast mehr vom Professor gesprochen, als davon, daß der Onkel Senator war.

Am Montag früh — ich weiß nicht, ob's euch auch so geht, mir ist der Montag Morgen immer, als wär's der Morgen der ganzen Woche. Ich habe das von meinem Meister, dem ist's auch so gewesen. In den besten Stunden sehe ich ihn vor mir, wie er am Montag Morgen ausgesehen hat, da hat er ein Gesicht gehabt



wie der helle Tag, wie der blaue Montag, der war aber bei uns immer der beste Arbeitstag.

An jenem Montag nach der Verlobung geht der Meister dran, den Blitzableiter herzurichten. Das ist ein schwer Stück Arbeit, und oftmals hat es ihm wieder ganz wirr zu Sinn werden wollen. Er hätte am liebsten sein Wort wieder zurückgenommen. Aber hundert Mal hat er mir's gesagt: „Was man in klarer Stunde ruhig und deutlich sich vorgesetzt hat, das muß man ausführen wie ein Gebot, wie einen Befehl, über den man nicht Herr ist.“ Als gegen Abend der Professor zu ihm kommt, sagt der Meister: „Ich bitt' Euch, saget Niemand in der

Stadt etwas von Dem, was wir mit einander machen wollen. Ist's fertig, mögen die Leute reden!"

„Ja, Meister Lukas," antwortet der Professor, „ich glaube im Gegentheil, alle Menschen sollen's wissen, daß Ihr den Aberglauben besiegen helfen wollt."

„Das kann ich eben so gut, wenn die Sache fertig ist. Wenn die Welt von meiner Arbeit weiß, und absonderlich von einer so neuen, da ist es, als ob Alle, die davon wissen, Einem Hammer und Feile aus der Hand ziehen. Nicht umsonst sagt man im Sprüchwort: man darf Einem nicht zusehen, wenn man Feuer schlägt; die Zuschauer machen Einen ungeschickt und unbeholfen und nachher sagen sie, sie hätten's prophezeit."

„Lieber Meister, unser Streiten nützt nichts mehr; ich hab's schon überall gesagt, daß Ihr der echte, rechte Mann seid, der mir mein Werk vollführen hilft. Ich weiß, Ihr laßt Euch durch keinerlei Gerede abspänstig machen. Denkt nur immer: Die reden, wie sie's verstehen, aber ich verstehe es besser und weiß, was ich zu thun habe."

Der Meister hatte nicht lange darauf zu warten, was er zu hören bekommen sollte. Als er am Feierabend zur Braut ging, traf er diese nicht in der Stube, und der Großvater sagte: „Guten Abend, Blitzschlosser." Damals hat der Meister den Unnamen zum ersten Mal gehört; es ist aber kein Unname, im Gegentheil.

„Meint Ihr mich?" fragt der Meister.

„Ja, dich! Hast dich von dem Freimaurer verführen lassen, ihm zu helfen, daß er ein gottloses, freches Werk auf sein Haus setzt, zu Schimpf und Spott für die ganze Stadt, wenn's, was Gott verhüte, dazu kommen sollte. Das weiß ich wenigstens gewiß, daß mein Schwiegersohn das nicht macht."

„Es ist nichts Gottloses, es ist ein unschuldiger Blitzableiter, ein Riegel, den man dem Blitz vorschiebt."

„Gut, geh Sonntags in die Kirche, da kannst du hören, wie man dich aufbietet, aber ohne meine Susanne. Sie ist keine Blitzhexe."

„Was? Was soll denn das in der Kirche? Wie kommt denn das dahin?"

„Ja wohl, das Teufelswerk gehört nicht dahin. Kurz und gut, der Stadtpfarrer ist bei mir gewesen und hat gesagt, daß er es nur meinetwegen nicht thun will, ohne es mir vorher angekündigt zu haben. Zu dir will er nicht gehen, von dir will er nichts wissen, und er hat mir versprochen, es noch hinzuhalten, bis du dich öffentlich von dem Professor lossagst. Du willst dem Blitz einen Riegel vorschieben? Wer bist denn Du mit sammt deinem Professor? Am nächsten Sonntag wird Euch Beiden der Pfarrer das Höllenthor sperrangelweit aufriegeln, Ihr könnt hineinspaziren, wenn's Euch gelüstet; aber mein Kind nehmt Ihr nicht mit. Willst du widerrufen?"

„Nein! Ich habe mein Wort gegeben, und Ihr habt mir auch Euer Wort gegeben."

„Einem Freigeist braucht man das Wort nicht zu halten. Jetzt keine lange Rede mehr. — Willst du widerrufen?"

„Nein."

„Ich kann dich nicht hinauswerfen, ich könnt' es wohl, ich will's nur nicht. Aber ich gehe jetzt fort und komme nicht heim, bis du aus dem Hause bist."

Er faßte nach Hut und Stock, aber nun kamen Frau und Tochter herbei, und beschworen die Männer und weinten und klagten, daß man doch Friede halte. Als die Tochter sagte, es sei ja noch nicht ausgemacht, daß der Blitzableiter ein



Teufelswerk sei, es sei vielleicht eher gottlos, an Teufelskünste zu glauben — da hob der Vater den Stock auf. Der Bräutigam fiel ihm noch glücklich in den Arm. Es schien dem Bäcker recht, daß er in seinem Jähzorn aufgehalten wurde, denn er hörte jetzt geduldig an, wie der Meister klärlich auseinander setzte, daß es die schönste Ehre des Handwerks sei, mitzuhelfen, den Aberglauben aus der Welt zu schaffen. Die Bäckerin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: da sähe man ja

schon deutlich, daß der Freigeist den Menschen bis in den Grund hinein verdorben habe; das gehe jetzt so weiter, und er verderbe ihre Tochter. Sie bejammerte die Kinder, die aus solcher Ehe geboren werden, aus einer Ehe, die mit Gottlosigkeit anfange. Sie rief die verstorbenen Eltern des Meisters an und beschwor sie, ihren Sohn bekehren zu helfen.

Jetzt fing Vater Stenz auf's Neue an zu wettern und zu fluchen, er warte nicht auf den Beistand von Todten, er sei noch Manns genug, auseinander zu reißen. Er zerbrach ein Brod und rief: „So wenig das wieder zusammen kommt, so wenig . . .“ Die Bäckerin ließ ihn aber nicht ausreden; so weit sollte es nicht kommen — Nur nicht schwören! Der Bäcker machte sich nun Luft in grausigen Verwünschungen gegen den Meister. Die Braut stellte sich zwischen ihn und den Meister und winkte immer abwehrend mit der Hand, als finge sie die bösen Worte auf und schleuderte sie weg vom Haupte dessen, auf den sie niedergeworfen wurden.

„Ich hab dich gar nicht so gekannt“ — das war das einzige Wort, das sie dem Bräutigam zuraunte, und der Großvater glaubte, sie rede ihm zu, und hieß sie sammt der Mutter in die Kammer gehen. Sie mußten gehorchen.

Der Meister verließ das Haus und stand eine Weile vor demselben; das Herz im Leibe zitterte ihm, er glaubte, daß er nie mehr die Schwelle dieses Hauses betreten würde. Auch das hatte noch sein Gutes. Der Meister war so ohne alle Hindernisse zu seinem Glück gekommen, es ist noch viel schöner geworden, weil er es aus Kampf und Noth herausholen mußte.

Es ist mehr Freude in der Seele um ein wiedergewonnenes Glück, als um ein solches, das nie gewankt. Freilich, damals hat der Meister nicht geglaubt, daß sich sein Glück noch herausholen lasse. Wenn ihm nur der Hexen-Professor hätte einen Schlaftrunk geben können, daß er diese Nacht zur Ruhe gekommen wäre. Aber er hat mir erzählt, daß er auf dem Heimweg die Menschen gegrüßt habe, wie Einer, der aus dem Zuchthaus kommt, wie ein Verlorner, wie ein Verbrecher; und die Leute dankten ihm kaum, und Manche thaten, als ob sie seinen Gruß nicht hörten. Wie glücklich war er gestern noch diesen Weg gegangen, und wie ganz anders ist das heute! Wo Zwei mit einander gingen und lachten, und wo ein Mädchen am Brunnen mit einer Andern plauderte, da war er gewiß, daß sie von nichts redeten, als von seiner Unthat und seinem Unglück. Niemand grüßte ihn, als der Zeugschmied, der auch um Susanne geworben hatte, und er grüßte ihn heute so herausfordernd, so triumphirend. Und spät in der Nacht sah der Meister zu den Sternen hinauf und rief: „Du da oben, Du willst nicht, daß wir ruhig zusehen, wie Uebel und Wetter über uns herrschen; Du hast uns Verstand gegeben, sie abzuwehren. Hilf mir, daß ich fest bleibe, halte mich mit Deiner Hand, wenn ich da oben stehe. Es will mir schwindeln, wenn ich jetzt nur dran denke.“

Der Meister ist ein frommer Mann nach dem Herzen Gottes gewesen, und wenn man ihn auch einen Freidenker geheißen hat, und wenn er das auch war, es hat keine frommere Seele gelebt als er.

Währenddem als der Meister drunten zu den Sternen hinaufsah und Gott

anrief und alle guten Gedanken in sich erweckte, saß ein andrer Mensch zur selben Zeit auf einer Dachkammer und richtete eine Flinte her, schaute rasch zur Dachluke hinaus, sagte vor sich hin: da trifft's ihn — und versteckte schnell die geladene Flinte hinter einem Dachbalken.

Den Meister unten, der zu den Sternen aufschaut, fröstelt es. Wer weiß, ob es ihm nicht geahnt hat, daß etwas gegen ihn vorbereitet wird, irgendwo. Er hat natürlich weiter nichts gedacht, als: die Menschen sind bös auf dich. Und sie waren auch Alle geladen wie die Flinte.

Der Meister zündet sich Licht an, er hat ein Verlangen, den Franklin zu sehen, und dieser schaut ihn jetzt so freundlich an, wie wenn er sagen wollte: „Sieh einmal mich, wie ruhig ich bin, und sie haben gegen mich noch viel mehr gewettert."

Am Morgen, als der Meister in der Werkstätte war, kam ein vornehmer Besuch, es war der Onkel Senator. Er dankte kaum dem Gruße, stützte das Kinn auf den Stock — es war nöthig, denn der Mund hatte gar schwere Worte zu sprechen: „Ich wollte dir eigentlich zu deiner Verlobung Glück wünschen; ist aber nicht mehr nöthig," sagt er. „Ich komme nur, um dich daran zu erinnern, daß du ein weitläufiger Verwandter von mir bist und mir keine Unehre machen darfst. Verstanden?"

„Ich thu nichts Unehrliches." —

„Ich glaub's. Ich bin nicht so abergläubisch wie die gedankenlosen Menschen hier; ich bin aufgeklärter als du nur begreifen kannst. Aber das mit dem Professor ist ein Spaß, den er sich mit dir macht, und dazu ist unsere Familie zu gut. Wenn es auch wahr wäre mit den Blitzableitern; wir brauchen hier keine, hier in der Ebene. In hundert Jahren hat man hier nichts von Wetterschaden gehört. Also kurz und grad heraus, du sagst ihm die Arbeit auf."

„Das thu ich nicht."

„Es ist nicht wahr, daß du mir so widersprichst. Du sagst auf. Verstanden? Adjes."

Der Senator ging in stolzer Haltung, seines Sieges gewiß, davon.

Der Meister hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen, denn bald wurde er auf die Zunftstube gerufen, und da saßen die Zunftältesten, das versammelte Gewerk. Damals galt ein Zunftmeister noch große Stücke. — Man heißt mich jetzt auch Zunftmeister, aber was bin ich? Nicht viel mehr als ein Almosenvater, und mit allen Zünften ist es aus und vorbei. Seitdem man sich auf der Eisenbahn holen kann, was man will und wo man will, ist's mit dem Zunftwesen vorbei. Gehört eine Dampfmaschine in's Schlosser= oder Schmied= oder Sattler=Handwerk? Der Zunftmeister, der jetzt gilt, heißt Dampf, und gegen den ist nicht mehr aufzukommen. Damals aber, ja, da war es noch anders. Der Zunftmeister sagt also: „Wir haben da von einem dummen Spaß gehört, den sich der Professor mit dir machen will. Das geht uns so weit nichts an, du darfst dich zum Narren haben lassen. Das aber sollst du wissen: Ein Blitzableiter ist keine zunftmäßige Arbeit. Du darfst ihn nicht machen, oder du bist deines Meisterrechts verlustig. Punktum."

„Und wenn ich auswandern muß," ruft der Meister, „und wenn ich keine Ruhe mehr habe da, wo ich geboren bin, ich führe es aus!"

Der Meister war der Mann, der wirklich lieber ausgewandert wäre, und doch hat's keinen bravern Bürger gegeben, er war dreißig Jahr lang Viertelsmeister, so was man jetzt Stadtverordneter nennt.

Die Zunftältesten schimpften nun auf ihn los. Dem Meister ist's eng um den Hals geworden, wie er sich so muß anreden lassen, aber er faßt sich und sagt: „Wohlehrsame Meister und Genossen! Bei mir ist eine Arbeit bestellt, ehrlich und grad, und sticht die Spitze, die ich zu machen habe, einem alten Aberglauben in's Auge, so mag er davon bleiben."

Könnt euch denken, wie da auf den Meister hineingeschimpft wurde, und wer weiß, wie es noch gekommen wäre — da geht plötzlich die Thür auf, und der Professor kommt herein, ungefragt und ungemeldet, und der hat ein gutes Mundstück; er sagt's der Zunft, wie sie sich hinter's Licht führen lasse, und dann nimmt er den Meister mit und geht mit ihm Arm in Arm heim bis in seine Werkstatt. Die Leute, die's gesehen, haben lachen wollen, aber sie haben doch gemerkt, was es zu bedeuten hat.

Nun hat's aber eine andere geschickte Wendung gegeben, um die Sache zu hintertreiben. Die Schmiedezunft klagt beim Bürgermeister, daß der Meister in ihr Handwerk pfusche; solche Arbeit mit gestrecktem Eisen gehöre der Schmiedezunft. Ich darf nicht verschweigen, daß der Großvater mit schuld an dieser neuen Aufhetzerei war; er hat den Meister doch gern zum Schwiegersohn gehabt, und die Tochter muß ihm viel vorgeweint haben; sie hätten ihn also gern auf gute Manier davon gebracht, daß er die Sache gar nicht machen darf. Denn das haben sie gewußt, auf anderm Weg läßt er nicht ab.

Ein Mann ein Wort, hat bei ihm gegolten, und wie er gestorben ist, hat ihm das der Pfarrer in's Grab nachgerufen.

Die Sache mit der Schmiedezunft hat der Professor zum Austrag übernommen, und er soll fein ausgeführt haben, wie aberwitzig es ist, eine neue Entdeckung in eine Zunft hineinbannen zu wollen. Die Sache hat geruht, aber der Zeugschmied war grimmzornig über den Teufelsspott und eifersüchtig dazu, und er hat öffentlich gesagt, er schieße den Meister vom Dach herunter wie einen Sperling, wenn er es wage, den Blitzableiter aufzusetzen. Es hat natürlich Leute genug gegeben, die das dem Meister zugetragen haben. Vor der Werkstatt des Meisters haben sich die Schulknaben versammelt, und haben allerlei Spott und Schimpf auf den Blitzschlosser gerufen und gesungen. Mein Meister hat oftmals den Strohwisch in's Schwarzwasser getaucht und die lärmende Schaar damit bespritzt, und da liefen sie davon, sind aber doch wieder gekommen. Ein besonders kecker Bursch hat einmal gerufen: „Der Blitzschlosser hat sich dem Teufel verschrieben, und jetzt will er uns alle schwarz taufen, wie der Teufel thut." Der Professor hat da besonders darüber gelacht, denn der war jetzt Schlossergeselle oder Goldschmied, wie man will. Das war nämlich so. Die vergoldete kupferne Kapsel, die man oben aufsetzt, hat der

Meister nicht machen können, aber der Professor hat's verstanden; er hat nur keine Feuerstätte dafür. Und so hat er nun hemdärmlig beim Meister in der Werkstatt gearbeitet und das hat Beiden gut gethan, sie sind wirklich Kameraden und Brüder geworden.



Der Blitzableiter war fertig, Leitungsstangen und Leitungsstützen und das Ende, das in die Erde kommt, mit fünf Figuren dran, wie eine Geierkralle; Alles wie es im Buch steht, war fertig. Aber jetzt heißt es: Aufrichten vor aller Welt.

III.



s war ein wahrer Leidensgang, wie der Meister den Blitzableiter durch die Stadt getragen hat. Der Tag war hell, keine Wolke am Himmel. Der Professor hat den Meister abgeholt in die Stadt hinein, und vor dem Hause stehen zwei Stadtsoldaten. Mein Meister erschrickt, aber der Professor sagt: „Die habe ich bestellt zu unserem Schutz; seid nur nicht verzagt.“

„Seht, wie er aussieht,“ sagt eine alte Frau zu den Umstehenden, „er hat keinen Blutstropfen im Gesicht.“ Aber bald ist dem Meister alles Blut in's Gesicht geschossen, denn jetzt kommt die Braut auf ihn zu und sagt: „Lukas, ich bitte dich bei Allem, was dir lieb und heilig ist, laß sein. Schau, ich habe dieser Tage auch viel überdenken müssen, was du machst; kann sein, du magst Recht haben, es ist nichts Gottloses dabei, im Gegentheil; aber warum willst du dich mit der ganzen Welt verfeinden? Du bist ein Schlosser. Du brauchst die Welt nicht zu bekehren. Laß das dem Professor und den studirten Leuten.“

Da hat mein Meister gesagt: „Nein! Ich muß ihm helfen. Jetzt red' nicht mehr viel und gib mir eine Hand.“

„Ich darf nicht, es sind so viele Leute da.“

„So nehme ich mir sie.“

„O lieber Gott, deine Hand ist ja wie eine Todtenhand so kalt!“ klagt die Braut leise. „Ich bitte dich, du bist nicht gewöhnt, so oben zu sitzen, wo's dir schwindeln wird. Du hast gethan, was deines Handwerks ist; laß jetzt genug daran sein. Das Aufsetzen laß Anderen.“

„Dann verzögert sich die Sache wieder und ist verloren. Nein, ich führ's ihm aus. Behüt' dich Gott.“

„Und dich auch tausend Mal.“ Das gab dem Meister doch wieder Trost und machte ihn fröhlich, und wie er die Treppe hinauf ging, sagte er oft: „Und dich auch tausend Mal!“ Ja, ja, so ein guter Zuspruch ist ein gutes Geleite; man hat noch Den bei sich, von dem man eben fortgegangen ist. Der Meister tritt auf's Dach, Alles schwimmt ihm vor den Augen, wie wenn die ganze Welt um ihn herschaukelte. Er zieht die Mütze ab und betet still ein Vaterunser, und tausend Mal hat er mir's gesagt, in seinem ganzen Leben nicht hat er wieder so gespürt, was da drin liegt, und er hat den schweren Blitzableiter leicht auf die

Schulter genommen und ist damit an dem Sparrenwerk hinauf, an dem eine Leiter festgebunden war. Der Professor ruft ihm noch zu: „Schaut Euch gar nicht um, Meister Lukas. Schaut nur auf Eure Arbeit, weiter nichts.“



Der Meister sitzt also rittlings auf dem Sparrenwerk und fügt Alles fest, und bald bekommt er den Muth, sich umzuschauen. Ja, da oben sieht man weit. Er sieht über den Wald den Wörlitzer Thurm und den Petersberg bei Halle, und drunten in der Stadt, wie klein sind die Menschen, und das Fuhrwerk, das durch

die Straßen rollt, ist wie Spielzeug. Jetzt beginnt die Susanne zu läuten, es klingt noch viel schöner hier oben, und unter Glockengeläute nietet der Meister sein Werk fest. Wie er den letzten Hammerschlag gethan, steht er aufrecht neben der Auffangstange, und kein Mensch auf Erden hat es gehört, was er da sagt, aber mir hat er's gesagt, und mir oft geschworen, daß er jene Minute nicht für ein ganzes Leben hingibt; denn er hat's gespürt, daß er dem Himmel nahe ist, so nahe, wie wenn er nur da anzuklopfen brauchte, um eingelassen zu werden.

Ein Volk Tauben kommt daher geflogen, sie fliegen gerade über ihn weg, und wie sie ihm zu Häupten sind, paff! da knallt ein Schuß, und eine Taube stürzt herunter und fällt ihm gerade in's Gesicht und bespritzt ihn mit Blut, und er läßt die Stange los und stürzt selber nach, vom Dache jählings hinab auf die Straße.

Nicht wahr, es zuckt Euch auch durch's Herz, wie wenn ihr plötzlich geworfen würdet? So zwischen Himmel und Erde schweben, zwischen Tod und Leben?

Ich sehe den Meister vor mir, wie er die Hand auf's Herz legt, wenn er das berichtet.

„Du kannst dir's nicht vorstellen," sagt er, „und ich selber kaum mehr, wenn ich dran denke. In solchem Augenblick, da gibt's keine Minuten mehr, da war's wie ein Stück aus der Ewigkeit. Hunderterlei, was sich gar nicht so schnell denken läßt, war da zusammengedrängt. Solltest du glauben, daß ich nach dem ersten Schreck beinahe gelacht habe? Es ist mir gewesen, wie wenn's nicht wahr wäre; es ist nicht wahr, daß ich fliege, ich träume es nur, und doch habe ich's schnell wieder gewußt, und eine Sünde aus meiner Kindheit — daß ich einmal meine verstorbene Schwester hart geschlagen habe, daß sie in Ohnmacht gefallen — ist mir plötzlich durch den Sinn gefahren, so schnell, schneller als sich nur denken läßt, und wie ich Schreien von unten höre, entsetzlich, jammervoll, da spüre ich erst, was mit mir vorgeht, und, heiliger Gott! Mir ist durch den Sinn gefahren: Wehe! Wenn du in den Tod sinkst, dann hat der Aberglaube gesiegt! Ich leid's nicht. Spring auf die Zehen, du mußt, du mußt dich retten. Hilf mir, heiliger Gott! Das hat man mich schreien hören, und ehe ich's weiß, stehe ich unten auf dem Boden, knicke zusammen und richte mich wieder auf . . ."

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Mir benimmt's den Athem, wenn ich daran denke, wie der Meister durch die Luft fliegt, daß Alles zugeschaut und geschrieen, geweint und gebetet hat, was da auf dem Markt stand; das ist ja ein Wunder, was da geschehen ist — und Alle, die nicht auf dem Marktplatz waren, haben es bereut, daß sie das Wunder nicht auch mit angesehen. Und wahr ist's, die Menschen lassen sich durch ein Wunder, oder etwas, das so aussieht, lieber bekehren, als durch klare grade Vernunftgründe.

Könnt euch denken, oder könnt's euch eigentlich nicht denken, wie es den Brautleuten war, als sie wieder einander in den Armen hielten.

„Du bist mir vom Himmel geschenkt, und jetzt laß ich dich nimmermehr los,“ sagte die Braut; und ich muß sagen, der Meister hat sein Leben lang, man kann es nicht Stolz nennen, aber eine gewisse besondere Zuversicht behalten, weil er einmal fast wie durch ein Wunder vom Tod errettet wurde.

Er hat später das Glück gehabt, ein Kind aus dem Wasser zu retten; er hat die Ehrenmedaille dafür bekommen, hat sie aber nie getragen; hundertmal hat er gesagt, daß er ein Glückskind sei, weil ihm das zu Theil geworden. Und



tausend Mal hat er mit Dank betheuert: „Ich habe mit Gottes Hülfe auch mich selber gerettet. Ein Wunder war's nicht, es war gar nichts Uebernatürliches dabei.“

Wer den Schuß gethan? Ob er den Tauben, ob dem Meister gegolten? — fragt ihr. Der Schuß war aus einem Dachgiebel gekommen. Der Zeugschmied war von dem Tag an aus der Stadt verschwunden. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. — Natürlich, daß jetzt Alle thaten, als ob sie ihr Leben lang kein Wort gegen das Aufrichten eines Blitzableiters gesagt hätten. Der Bäcker Stenz

war natürlich auch bekehrt, aber einen Aerger hat er doch von der Geschichte behalten.

Den Tag nach der Rettung des Meisters kommt der Bruder des Stenz, der Schiffmann gewesen ist, aus Hamburg zurück und erzählt, daß man dort vor wenig Tagen auf dem Jakobi-Thurm einen Blitzableiter aufgerichtet hat, und das ist der erste in Deutschland. Hätte man dem Meister nicht so viel Hindernisse in den Weg



gelegt, hätte Wittenberg den Ruhm des ersten Blitzableiters in Deutschland. Der Bäcker vergaß das der Schlosserzunft und dem Stadtpfarrer nicht.

Noch im Herbst ist auf unsere Schloßkirche ein Blitzableiter gesetzt worden, und wer hat ihn gemacht? Mein Meister. In der ganzen Umgegend hat Alles nur von ihm Blitzableiter haben wollen, und er hat den Namen Blitzschlosser sein Leben lang behalten. Auf der Hochzeit, da soll's lustig hergegangen sein, wie noch nie. Der Professor hat dem Meister ein großes eingerahmtes Bild zum Hochzeitsgeschenk gemacht, und den Spruch drunter gesetzt, der aus dem Lateinischen

übersetzt sein soll und Franklin ehrte, der sich auch um die Freiheit in Amerika so sehr verdient gemacht hat. Der Spruch heißt:

Des Himmels Blitz wußt' er zu bannen,
Das Schwert entriß er den Tyrannen.

Franklin ist unser Hausheiliger geworden. Versteht mich recht! Er war ein Mensch wie wir, aber gescheit wie der Tag, und grad und einfach wie ein Erzvater, und wenn der Meister besonders gut gegen mich gewesen ist, hat er mich Benjamin geheißen."

Aus dem Gedenkbuch

des

Pfarrers vom Berge.

1. Der Nächste soll leben.

Jch war Vicar in der Stadt und zugleich Lehrer an der Armenschule; unter meinen Confirmanden war ein Knabe von besonders anmuthendem Wesen; er war allzeit aufgeweckt, dienstwillig, und hatte dabei eine seltene rasche und persönliche Auffassungsweise. Seine Eltern waren arme, ehrsame Leute; der Vater ernährte die Familie nur dürftig durch sein Handwerk, denn er war Drechsler nach der alten Weise, konnte sich weder die neuen Maschinen anschaffen, noch hätte er wol damit hanthiren können. Beim Confirmandenunterricht lernte ich den braunäugigen Wilhelm — er war auch wohlgestaltet und hatte etwas anziehend Verschämtes in seinem Wesen — noch näher kennen. Seine besondere Begabung wurde immer deutlicher, er schien mir zum Gelehrten bestimmt zu sein, war dabei aber auch so willfährig, daß er ohne Widerrede und wie es schien ohne innern Widerstand sich drein fügen wollte, beim Vater dessen Handwerk zu erlernen. Vater und Sohn erklärten sich indeß geneigt, wenn sich ein anderer Lebensberuf aufthue, diesen zu ergreifen. Jch konnte lange nicht mit mir in's Reine kommen, ob ich geschehen lassen solle, was nun einmal beschlossen war, oder ob ich hier bestimmend eingreifen dürfe. — Jch finde in meinen Papieren von damals eine kleine Abhandlung über das Kastenwesen der Aegypter, worin ich nachzuweisen suchte, daß bei aller offenbaren Härte und Grausamkeit darin wieder eine Ausgleichung liegt, daß das Familienleben sich dabei stetiger und inniger erhält. Tritt der Sohn nicht in einen andern Lebensberuf, in dem er eine ganz andere Lebensweise verfolgt, ganz andere Anliegen hat, so bleibt er eigentlich mehr Sohn.

Es entstehen nie jene Entfremdungen oder gar jene Zerwürfnisse, welche die natürlichen Bande so oft zerreißen. Ich muß aber doch bald von diesen Ansichten zurückgekommen sein, denn ich finde unter diese Aufzeichnungen mit großen Buchstaben geschrieben: „Lauter Aberwitz!" Und in der That: das ist das höhere fortgeschrittene Leben, das, trotz äußerlicher Unterschiede in den Berufsthätigkeiten, den natürlichen Zusammenhang neu aufbaut. Die Geschichte der Menschheit lehrt uns, daß die höchsten Förderer des Lebens immer aus niedrigen Verhältnissen sich herausgearbeitet haben; damit allein ist eine stetige Ausgleichung und Fortentwickelung alles Daseins gegeben.

Ich stieg von meinen allgemeinen weltgeschichtlichen Betrachtungen wieder herab und faßte das Nächste in's Auge: Kannst du es verantworten, in das Lebensschicksal dieses Knaben einzugreifen? Er geht seinen natürlichen Weg, wenn du ihn der einmal gegebenen Bestimmung überlässest, und findet er später, daß er zu Besserem befähigt sei, so kann er dies in jedem Beruf anwenden, indem er ihn vervollkommnet. Und doch ist vielleicht dieser Rückzug nur eine Beschönigung deiner Trägheit! Du willst die Verantwortung von dir abladen. Zum Nichtsthun hat man immer leicht allerlei Beweggründe, oder man sollte eigentlich sagen: Laßgründe.

Ich kannte einen vortrefflichen Vorsteher einer Erziehungs-Anstalt in der Stadt. Ich stellte ihm das Wesen des Knaben und legte ihm einige seiner besten Schularbeiten vor, und der Erzieher sagte: „Sie fassen die Sache allerdings noch etwas schwärmerisch an; solche Anzeichen geben noch keine Gewähr, daß sich da etwas Besonderes entwickeln wird. Wir Erfahrenen haben schon hundertmal gesehen, daß schließlich ein ganz gewöhnliches Menschenkind sich daraus entwickelt, dem es besser wäre, es hätte irgend ein ehrliches Handwerk. Dennoch muß ich sagen, daß das sich eben nicht bestimmen läßt. Sehen Sie hier den Blüthenbaum! Tausend und abertausend Blüthen fallen ab und können nicht Früchte werden; aber ich darf doch keine davon abbrechen, weil Sie nicht und ich nicht und überhaupt kein Mensch zu bestimmen vermag, welche Blüthe Frucht wird. Bringen Sie den Knaben, ich will ihn prüfen und kennen lernen, und wenn er mir gefällt, wollen wir's mit ihm versuchen."

Ich brachte Wilhelm. Auch der tapfere, vielerfahrene Pädagog hatte seine offene Freude an ihm.

Ich will es kurz machen, denn es wird mir noch heute schwer zu Muthe, wenn ich daran denke.

Noch war kein Jahr vorüber, Wilhelm hatte gute Fortschritte gemacht, ohne gerade einen besonders bevorzugten Geist zu zeigen; da wurde er aus der Schule gestoßen wegen fortgesetzter Veruntreuungen, die er mit einem wahrhaft ausgelernten Schelmensinn verübt hatte. Ich will nichts davon erzählen, wie mir's war, da ich den Knaben zurechtweisen und in eine andere Berufsart bringen mußte — er ist seitdem in's Militär getreten und wird von seinen Vorgesetzten als ordnungsmäßiger Feldwebel geachtet. Mir war's am schwersten, wie der edle Pädagog, der gleich mir und noch weit mehr als ich Vertrauen und Wohlthat schnöd vergolten sah, dies aufnehmen würde. Ich ging zu ihm, und als ich sagte, wie mich, abgesehen

von allem Andern, besonders das tief schmerze, daß die Kinder vornehmer Eltern, die mit Wilhelm in der Schule gewesen, daraus eine Geringschätzung der Armen entnehmen könnten, die sie nun immer von vorn herein als zum Verbrechen geneigt und geschickt erachten würden, und wie das nun verderbend auf die jungen, eindrucksfähigen Gemüther wirke; da lächelte der Pädagog und sagte: „Ich hoffe, daß es in meiner Schule anders ist, als daß ein solcher Geist aufkommen könnte, und überhaupt machen solche Ereignisse keinen so tiefen Eindruck, als Sie meinen.“

„Auch bei Ihnen nicht?“ fragte ich.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich fürchte, daß die Uebelthat des Knaben fortwirkend nicht nur ihm zum Unglück gereicht, sondern vielleicht auch Anderen. Sie werden abgeschreckt sein. Wenn nun wieder einmal solch ein armer, besonders begabter Knabe zu Ihnen kommt, werden Sie ihn in Erinnerung an das Vorgefallene —“

„Unbefangen betrachten und behalten,“ unterbrach mich der Pädagog und faßte lächelnd meine Hand. „Da stünde unser Wohlwollen auf schwachen Füßen, wenn es so schnell umgestoßen werden könnte. Sie wissen ja noch, auf der Universität heißt es beim Rundgesang: vivat sequens (es lebe der Nächste). Bringen Sie mir nur wieder einen frischen Burschen. Es lebe der Nächste!“

* * *

Es thut mir leid, daß ich den Namen des edlen Mannes nicht hierher setzen darf, aber er liest's doch jetzt, und wenn es ihn auch verdrießen mag, daß ich seine Gutthat in alle Welt hinaus erzähle, so mag er daran denken, daß eben dadurch ein Anderer nach seinem Beispiel so denken und handeln werde, und daß es dann noch in andrer Art heißt:

Es lebe der Nächste!

---

2. Der Bettelknabe von der Kornecke.

Das war in der glückseligsten Zeit meines Lebens, erzählte ein junger Gelehrter — er ist aber jetzt schon grau geworden — das war damals, als ich in einem ununterbrochenen Wonnegefühl lebte; ich hatte die Geliebte meines Herzens errungen und durfte sie vor aller Welt mein nennen. Ich ging über die Straße und konnte gar nicht fassen, daß ich noch einen Augenblick allein sei: Dort in dem Giebelhause, dort schlug ein liebreiches Herz und lebte nur für mich. Und wenn ich dann mit ihr ging, sie hängt an meinem Arm, es ist ein reines, klares, von allem Edeln erfülltes Menschenkind, und mein, mein ganz und gar ... Die ganze Welt war so hell, jedes Antlitz strahlte von Freude. Sie freuten sich Alle, wenn sie uns so mit einander gehen sahen.

Wir machten die Brautbesuche, und ich beneidete die Menschen, die sie gekannt hatten, da sie noch Kind war, die mir Dies und Jenes von ihr erzählen konnten, bevor unser Leben ein einiges geworden. Warum war mir nur ein Augenblick ihres Lebens entgangen? — Und so wandelten wir durch die Straßen, stiegen Treppen auf und ab, und saßen bei den Menschen, die sich mit unserm Glück freuten; Alle waren so gut und so glückselig.

Wir gingen zu einem alten Lehrer meiner Braut. Da spricht mich ein Bettelknabe an und klagt mit jämmerlicher Stimme, daß er daheim kein Brod habe. Mir war's kaum faßlich, daß es noch Unglück und Noth in der Welt geben soll. Ich nahm den Knaben mit bis zum nächsten Bäcker und kaufte ihm einen großen Laib Brod. Er sah mich zuerst verwundert an über das, was ich that, da ich ihm nicht Geld gab; aber jetzt rannte er mit Freude davon. Wir gingen weiter und an der Kornecke sprach mich abermals ein bleicher, schon fast zum Jüngling erwachsener Knabe um Brod an; es war mir zu viel, nochmals zum Bäcker zurückzukehren, und, ehrlich gestanden, ich scheute mich auch; denn ich befürchtete, daß mein Thun Aufsehen errege; wurde ja mein erster Einkauf bereits mit Verwunderung betrachtet. Ich gab nun dem Knaben ein großes Geldstück — ich weiß nicht mehr, wie viel — und sagte ihm: „Da, geh zum Bäcker, kaufe dir einen Laib Brod und das übrige Geld bringst du zurück. Wir machen hier im Hause einen Besuch, warte dann bis wir wieder herabkommen."

Meine Braut sah mich zuerst lächelnd an, dann sagte sie mit jenem Blicke, der alles Edle in jedem Menschen erwecken mußte, und mit holder, inniger Stimme: „Ja, Kind, du bist ehrlich und brav, du bringst das Geld wieder."

Der Knabe schaute mit großen Augen zu ihr auf, und ohne ein Wort zu erwidern, ging er davon.

Indem wir die Treppe hinaufgingen, sagte ich: „Es ist doch wol Unrecht, daß ich den Knaben so in Versuchung bringe. Wer weiß, ob wir nicht getäuscht werden."

„Und wenn wir auch getäuscht würden," erwiderte sie, „wollen wir uns das Vertrauen in die Menschen nicht rauben lassen; aber ich glaube fest, daß der Knabe ehrlich ist und auf uns wartet."

Wir hielten uns bei diesem Besuche länger als gewöhnlich auf, denn der Lehrer that sich mit Recht was darauf zu gut, diese gediegene Seele gebildet zu haben.

Wir verabschiedeten uns endlich. Als wir vor das Haus kamen, stand der bleiche Knabe da, hielt unter dem einen Arm einen großen Laib Brod, mit der andern Hand streckte er mir das überzählige Geld entgegen. Ich nahm es und sagte nur leise zu meiner Braut: „Gottlob, du hast Recht gehabt. Aber ich meine, ich verderbe den Knaben, wenn ich ihm jetzt dieses Geld schenke; ich löse damit auf, was er gethan, und spiele nur mit seiner Tugend."

„Ja wohl," erwiderte sie und fragte, zu dem Knaben gewendet: „Wo wohnst du, guter Junge?"

Er gab seine Wohnung in einem entlegenen Armenviertel an.

„Besuchst du noch die Schule?"

„Nein, ich bin schon entlassen."

Wir gingen glückselig weiter, und ich nahm mir vor, den Knaben aufzusuchen und nach Kräften für ihn bedacht zu sein; aber im Jubel des so hoch geschwellten Lebens vergaß ich es doch, und als ich in meinem entfernten Wohnorte daran dachte und mich darüber grämte, sagte meine Frau: „Beruhige dich! Der Knabe hat meinen Glauben nicht getäuscht und ich habe ihm Gleiches mit Gleichem vergolten. Während deiner Abwesenheit kurz vor der Hochzeit suchte ich ihn in Begleitung meines Bruders auf, und als ich eintrat, rief der Knabe: ‚Siehst du, Mutter? Hab' ich nicht immer gesagt, sie kommen, und wenn Er nicht kommt, Sie kommt ganz gewiß?' — Ich habe für ihn gethan, was ich konnte. Mein Vater hat den Knaben bei einem rechtschaffenen Tischler in Breslau in die Lehre gegeben."

---

3. Was ist die Taxe?

Das ist eine Frage, die in unsrer Zeit allgemein bräuchlich ist, wie nie zuvor. Sonst mußte man mit einem Hauderer über den Fahrpreis übereinkommen, und war's endlich soweit, hieß es zuletzt noch: „Und auf ein Trinkgeld und auf einen Schoppen, wo man Mittag macht, wird's dem Herrn auch nicht ankommen." — Heutzutage ist das vorbei. Sogar die Stellwagen, die wie kleine Bäche von allen Ecken und Enden daher rennen und in den Strom der Eisenbahn ausmünden, selbst diese haben ihren festen Satz, auch Taxe genannt. Ja, es gibt mehrere deutsche Länder, wo in allen Wirthshäusern unter Glas und Rahmen ein Speisezettel ꝛc. aushängt, mit dem amtlichen Siegel der Orts- oder Kreisbehörde versehen, und da ist gerichtlich bestimmt, nicht nur was ein Glas Bier kostet, sondern auch was für eine Tasse Kaffee, für Suppe, Braten, Salat ꝛc. gefordert werden darf. Freilich, Güte und Bereitung des Dargereichten kann die Behörde nicht bestimmen, das muß der Wirth auf Rechnung seines Rufes nehmen. Der Gepäckträger und Fiaker, Alles hat seine Taxe, und in manchen Wirthshäusern hat man sogar die letzte unregelmäßige Frohne abgelöst; das sogenannte Trinkgeld wird jetzt auf die Rechnung gesetzt. Es ist fast so, daß Keiner mehr Dank zu sagen hat; man gibt, was gesetzt ist, und damit — abgemacht. Hört nun mit diesen Einrichtungen die alte Gemüthlichkeit auf? Ist dadurch ein frostiges und fremdes, ungefälliges Wesen zwischen den Menschen aufgestellt? Freilich ist mancherlei kratzfüßige Unterwürfigkeit abgethan, und das hat sein Wohlthätiges. Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth, und die Bettelhaftigkeit, die in manchen Dienstleistenden gäng und gäbe war, verwandelt sich zu einer sichern, in sich geehrten und unabhängigen Haltung. Das persönliche Vertrauen wird zu einer öffentlichen Gewähr, die Menschen stehen in gegenseitigen Leistungen unter der Herrschaft eines Gesetzes, und die

Bedeutung der Frage: was ist die Taxe? gehört mit in die große gesetzmäßige Ordnung des neuen Weltverkehrs, die eine öffentliche Moral herzustellen berufen ist, die in innerer Hoheit keiner früheren nachstehen wird.

---

4. Säen und Ernten.

Säen ist nicht so beschwerlich als ernten! Das hat einer der weisesten Meister des deutschen Volkes, Wolfgang Goethe, gesagt. Der Hans hinter dem Ofen, der das hört, denkt bei sich: ei, da bin ich auch einer der Weisesten, denn das weiß ich auch. Eine Hand voll Samen ausstreuen ist freilich leichter, als nachher die Halme schneiden, binden, laden und dreschen . . .

Gut, ist brav von dir, wackerer Hans, daß du nun mit dem Goethe zu Acker fährst. Denk' aber noch ein bischen weiter nach, daß der Spruch auch ein Gleichniß, und daß damit gemeint ist: es ist leichter, Lehren ertheilen, Anschläge machen, als das, was daraus folgt, gehörig auszunutzen. Sei einmal dein eigener Pfarrer und predige dir selber über diesen Text, er ist ausgiebig.

Eines aber will ich dir noch sagen: rede dir nicht ein, du verstehest nicht, was die klaren Geister in ihren Büchern ausgesprochen haben. Woher haben sie denn ihre Weisheit, als aus dem Leben, das Jeder vor sich hat? Der einzige Unterschied ist nur, daß sie nie schläfrig, sondern allzeit wach dreinschauten. Alle Weisheit der Bücher ist aus Beobachtung des Lebens entnommen; alle Heilmittel in den Apotheken bestehen aus Dingen, die draußen in der freien Natur gewachsen sind — aber freilich, man muß ihre Kennzeichen und Eigenschaften scharf beobachten, und mit verdämmerten Augen findet man sie nicht.

---

5. Eine Stunde der Versuchung.

Der Tischler Stuber, der in diesen Tagen gestorben ist, erzählte mir auf seinem Sterbebett ein Ereigniß aus seinem Leben, dessen Erinnerung ihm ein Labsal war.

Ich weiß wohl, sagte er, ich hab' viel Sünden begangen und vieles Gute unterlassen, was ich hätte thun können. Wenn ich aber denke, wie ich die Versuchung bestanden, da kühlt mir's das heiße Kissen und ich athme leichter. —

Und doch, begann er dann wieder, wenn man's genau besieht, ist eigentlich nichts dran; ich war nur nicht schlecht, aber ich war in großer, schwerer Versuchung, und ich hätte mich nicht mein Lebenlang so zu plagen gehabt und könnte meinen Kindern jetzt ein schönes Erbe hinterlassen. Schauen Sie, Herr Pfarrer, es ist

jetzt Winter und ist Nacht, und ich liege da und kann mich nicht rühren; aber wenn ich mich jener Stunde erinnere, ist Sommer, ist heller schöner Abend, und ich stehe noch in den besten Jahren und höre ganz deutlich den Kupferschmied neben dem Hause des Stotz einen Kessel klopfen .... Es war ein paar Tage nach dem Tod des Holzhändlers Stotz. Er war ein kluger Kopf, er hat nicht blos Stämme nach Holland geschickt, er hat zwei Sägmühlen angelegt, den größten Theil der Stämme versägen lassen und damit viel an Arbeitslohn verdient. Er war ein harter Mann, und Sie wissen ja, wie er gestorben ist; von einem Baum am Rockertsberg im Gewitter erschlagen. Ich gehe also nach seinem Hause und trete in die Schreibstube, gleich rechter Hand, wenn man zur Thür herein kommt. Wie ich eintrete, steht der Buchhalter — ich nenne keinen Namen, und bitte, forschen Sie auch nicht nach — der Buchhalter steht also an dem eichenen Pult, hat beide Ellbogen auf das Pult aufgelegt und hält den Kopf mit den Händen. Er schaut auf, wie ich eintrete, und sagt „Ei! Herr Stuber, Sie erwartete ich schon."

„Ich will eigentlich zur Wittwe des Stotz," erwidere ich, „aber ich kann doch nicht da vorbeigehen, und will zuerst mit Ihnen reden. Sie wissen, ich bin dem Verstorbenen Geld schuldig."

„1187 Gulden 30 Kreuzer," sagt der Buchhalter und greift nach einem Papier, „hier ist Ihr Schuldschein, ich habe ihn bei Seite gelegt; er ist noch nicht in's Buch eingetragen."

„Ja, ja! und da wollt' ich eben der Wittwe sagen ..."

„Sie weiß nichts davon, und sonst Niemand als wir."

„Ich will nur gleich hinaufgehen, ich komme bald wieder."

„Bleiben Sie doch eine Weile. Reden wir doch zuerst ein wenig allein mit einander," sagt der Buchhalter, gegen die Wand gekehrt, ohne mich anzusehen. Auch ich kann nicht aufschauen, und es ist mir, als ob mich ein Schuß in's Herz getroffen hätte.

Der Buchhalter ist gar wohlgemuth, er hält den zusammengefalteten Schuldschein vor den Mund und pfeift darauf ein lustig Lied, ein ganz lustiges, und es ist, wie wenn zwei Menschen pfeifen würden, so zerschneidet das Papier den Ton.

Mir wirbelt's im Kopf, ich weiß nicht mehr, wo ich bin, und was ich mein Lebtag nicht gewagt hätte, thu' ich doch, ich setze mich rittlings auf den lederbesetzten, hohen dreibeinigen Stuhl, der vor dem Pult des Stotz steht; da hat er immer gesessen und hat markten können, daß er Einem das Blut unter den Nägeln herausgedrückt. Jetzt ist der Stuhl leer und auf dem Pult liegt kein Papier und wartet auf die Unterschrift. Darf man nicht von dem Blutgeld wieder holen, was man kriegen kann?

So geht mir's durch den Kopf, aber ich kann kein Wort reden.

Der Buchhalter wendet sich auf seinem Drehstuhl um und reicht mir die Hand. Diese Handreichung sagt viel. Niemand weiß von dem Guthaben, als er und ich. Der Buchhalter thut mit, er thut gern mit, wenn ich ihm einen Theil gebe, und die Sache ist aus. Ich bin plötzlich bei Vermögen, und warum soll ich nicht? Der

Stoß hat großen Verdienst an mir gehabt und er ist reich, sehr reich, und ich — wenn ich jetzt zur Thür hinausgeh', bin ich plötzlich ein Mann von Vermögen, aber was noch außerdem? Pah! Tausende von Menschen würden an deiner Stelle zugreifen und vergnügt weiter leben. Wie Viele haben gewiß schon so mit dem Buchhalter abgemacht, warum willst du allein der ehrliche Narr sein? Friß, derweil du an der Krippe stehst. Wie lang mußt du arbeiten, bis du so viel nur verdienst, viel weniger, daß du es erübrigen kannst. — Ich stehe auf, ich will einen Schritt gehen, aber ich kann nicht vom Fleck, und ich stampfe auf und sage Nein fast laut, aber Etwas in mir hat doch Ja gesagt und fast noch lauter, und ich denke, wie mich jeder Mensch auslachen wird, dem ich erzähle, daß ich ein ehrlicher Narr gewesen bin.

Ich gestehe, die Versuchung war stark. Der Buchhalter schaut mich an, lächelt und nickt, und dann kritzelt er wieder Etwas auf's Papier.

Ich kann drauf schwören, daß ich's zuerst gedacht habe, bevor er was gesagt hat. Mir war's als sitze ich drüben im Bräuhaus am runden Tisch in dem Erker, und vor mir sitzt der Buchhalter und wir stoßen fröhlich mit einander an. Und wie ich das so denke, sagt der Buchhalter — ich nenne keinen Namen — „Wollen wir hinüber in's Bräuhaus? Es wird eben frisch angestochen."

Es muß sein, daß es Minuten gibt, wo Einer dem Andern in's tiefste Herz hineinschaut. Und ich sag': „Da haben wir Einen Gedanken gehabt, aber ich trinke jetzt nicht," und mir wird plötzlich angst und bang, mir ist, als wäre ich mitten im Walde von Räubern angefallen, und doch red' ich vom Wetter und von Allerlei.

Der Buchhalter macht das Buch zu, dreht den Schlüssel am Kasten ab, zieht einen andern Rock an, greift nach seinem Hut und steckt meinen Schuldschein in die Tasche.

Ich bekomme eine Höllenangst vor dem Buchhalter, und plötzlich reiß' ich mich los und fasse die Thür und renne und stolpere, daß ich fast zu Boden falle, zum Haus hinaus, aber ich wende mich um, und jetzt renne ich dem Buchhalter grade auf die Brust, ich wende mich wieder ab und springe die Treppe hinauf, und „1187 Gulden 30 Kreuzer bin ich schuldig!" schreie ich der Wittwe zu, die oben an der Treppe steht.

Ich habe der Wittwe bei Heller und Pfennig meine Schuld bezahlt. Das tröstet mich jetzt und das nehme ich mit in's Grab.

---

6. Die Pfundhand.

Nur das Gesetz, das unabänderliche, von Willkür und persönlichem Druck unabhängige, nur dieses Gesetz darf gelten und herrschen. Legt man das Gesetz in die Hand eines Menschen, so geht's eben wie bei jener Frau, die an einen Trödler

ein Pfund Federn verkaufen wollte. „Ach," klagt die Frau, „ich habe keinen Pfundstein."

„Da ist leicht geholfen," sagt der Trödler, „hier meine rechte Hand, die wiegt gerade genau ein Pfund."

Er legt die rechte Hand in die Wagschale, und die Frau mußte alle ihre Gänse rupfen und brachte es doch nicht zu einem Pfund.

Verstanden?

---

7. Der ehrliche Finder — gegen gute Belohnung.

Wie oft stehen in öffentlichen Ankündigungen von verlorenen Gegenständen die beiden oben bezeichneten Redensarten hart neben einander; und doch haben sie etwas Unverträgliches.

Ich hatte auf der Reise meine Wäsche übergeben und Alles genau bezeichnet; wie verzeichnet, so wurde auch Alles zurückgeliefert. Eine Stunde darauf kam ein Knabe und brachte noch ein Taschentuch, mit dem Bemerken: dies schicke seine Mutter, es sei nicht aufgeschrieben gewesen. Natürlich war ich erfreut von dieser einfachen Redlichkeit. — Ich glaube, man irrt, wenn man die Freude über solche Erscheinungen als Zeichen betrachtet, daß eben die Redlichkeit nicht häufig zu finden sei in der Welt; ich möchte vielmehr ganz im Gegentheil sagen, daß man sich darüber freut, wie über eine gesetzmäßige Naturerscheinung, wie über eine Blume im Gebiete der Sittlichkeit; auch die Blume im Garten wächst natürlich, und wir freuen uns ihrer Entfaltung, so häufig und stetig sie auch ist. Ich habe solcher und anderweitiger Redlichkeit schon viel in der Welt gesehen. Vor Jahren z. B. einen ähnlichen Fall. Ich kam an einem heißen Mittag in Schaffhausen an. Unter der Thür des Gasthofs zum Schiff bezahlte ich den Kofferträger und ungeschickter Weise fiel mir dabei all mein Geld, darunter auch mehrere Goldstücke, auf den Hausflur. Mit Hülfe des Hausknechts las ich es wieder zusammen und ging auf mein Zimmer. Nach einer Weile kam der Hausknecht und brachte mir nachträglich ein Goldstück, das er noch gefunden hatte. Ich war so freudig überrascht von dieser einfachen Handlungsweise und schämte mich eigentlich, sie durch Geld zu belohnen, daß ich dem Hausknecht nur die Hand drückte. Ich weiß nicht mehr, sagte er's oder sah ich's ihm nur an, daß ihm diese Art, wie ich meinen Dank kundgab, lieber war als ein Geldgeschenk. Dennoch machte ich mir nachher Vorwürfe und dachte: er kann dir diese Nichtbelohnung doch als Geiz auslegen und wird in einem andern Fall nicht mehr so redlich sein gegen einen Fremden, den er nur Einmal sieht und nie wieder. Du hast ihn vielleicht für alle Zeit damit verdorben.

Ich nahm mir vor, ihm das zu erklären. Wie das aber auf der Reise und im Wechsel der Eindrücke geschieht, ich kam nicht dazu, und es peinigte mich noch oft auf der Reise, daß ich es verabsäumt. Als nun jetzt der Knabe mit dem über=

zähligen Taschentuch so vor mir stand, fiel mir jenes Ereigniß wieder ein und ich sagte dem Knaben: „Das ist rechtschaffen von dir und deiner Mutter, und Rechtschaffenheit belohnt sich im Herzen, und es wird dir gut gehen, wenn du so bleibst. Hier dieses gebe ich dir. Ich gebe dir's nicht als Belohnung, weil du brav warst, sondern als Andenken; nimm das Geld als Denkmünze und sei allezeit tapfer in der Ehrlichkeit."

Und wieder drängt sich mir die Frage auf: ist diese Belohnung der Tugend nicht ein Herabsetzen und Verkehren derselben? Ist die Art, wie man in allgemeiner und besonderer Weise Belohnung und Entgelt verheißt, nicht eine Auflösung des einfach Natürlichen?

Ich gebe es zu bedenken.

8. Taumeltugend.

Es war am letzten Pfingstmontag Abend. Der Sonntag war verregnet und vielen Menschen dadurch die langersehnte Lust zerstört worden: das Prangen der Natur mit festlichem Gemüth zu empfangen, frei und ledig sich im Schweifen über Berg und Thal des offenen Daseins zu erfreuen. Nun aber, an diesem zweiten hellen Festtage, war Alles frisch und lustig.

Zwei Freunde gingen am Neckar mit einander und freuten sich der eigenen Freude und der um sie her, denn von allen Seiten jauchzte und jubelte es. Die Vögel in der Luft und auf den Bäumen sangen aus heller Kehle, und Musik und Liedersang der Menschen schallte drein. Der eine der Freunde, ein Gelehrter, sagte: „Mir ist immer, als wäre der Pfingstmontag ein zum ganzen Tag verlängerter Sonntag-Nachmittag. Der Gottesdienst ist vorüber, und die Lustbarkeit ist unabhängig für sich da."

„Wer weiß, ob das gut ist," erwiderte der andere Freund, ein lebenskräftiger, markiger Landwirth, „wer weiß, ob diese Trennung von Freude und Andacht nicht vom Uebel. Nach meiner Ueberzeugung liegt das beste Kennzeichen, ob das Leben einer Nation und einer Zeit gesund ist, darin, wie Sonn- und Festtag gefeiert wird: daß man die Lustbarkeit, die Fröhlichkeit nicht jenseits der Sittlichkeit verweise, daß man die Welt nicht in zwei Hälften theile und die eine der Andacht, die andere dem Genuß als besonderes Reich anweise. Wenn die Menschen wieder wahrhaft gesund und glücklich werden sollen, müssen Andacht und Freude gleichmäßig und friedlich bei einander wohnen. Freilich, wie man jetzt die Zucht versteht, ist das noch lange nicht zu hoffen."

Sie förderten ihre Schritte und aus einem Wirthshaus tönten ihnen Lieder und helles Jauchzen entgegen. Als der Gelehrte seine Freude darüber ausdrückte, daß die grausam strenge Zucht, die gegen Alles, was nicht aus Büchern stammt, zu

Felde zieht, doch noch nicht alle Lieder aus dem Munde des Volkes verscheucht habe, erwiderte der Landwirth lächelnd:

„Und man sollte es auch nicht so schwer als Sünde anrechnen, wenn ein Mann aus dem Volk an einem lustigen Tag auch ein Glas über den Durst trinkt. Dieses Loslösen der gewohnten Bande ist oft belebend für das ganze Sein, und ich habe bemerkt, daß es oft die besten, pflichtgetreuesten Arbeiter sind, die auch einmal über die Schnur hauen."

Die beiden Freunde gingen still dahin und in ihren Herzen war etwas von jener Andacht, die das helle Leben feiert; oder ist es nicht eine fromme Regung, die mit Freuden hineinschaut und hineinhört in die Lust des Daseins und sich erquickt an der Fröhlichkeit der Mitmenschen?

Sie gingen still den Berg hinan, drauf die Sonne eben in voller Gluth ihr Abendroth ausbreitete, und vom Dorfe herauf tönten Clarinette und Trompete, dort wo lustige Paare sich im Tanze drehten. Hinter ihnen kam ein Trupp junger Bursche, in weinseliger Laune jodelnd und singend, die Freunde nickten ihnen zu und sie jauchzten zur Antwort. Da kam eine Frau, die einen kranken Mann auf dem Schiebkarren führte, den Berg herab; sie fuhr ruhig dahin und bettelte nicht. Die beiden Freunde griffen zu gleicher Zeit in die Tasche und reichten ihr eine Gabe; sie hielt an, trocknete mit der einen Hand den Schweiß von der Stirn und mit der andern empfing sie die Gabe. Der Kranke auf dem Schiebkarren murmelte unverständliche Worte. Nun kamen auch die Angetrunkenen herbei und ihr Singen und Jodeln war plötzlich verstummt. Sie hielten an, wie auf ein Commando griff Jeder in seine Tasche und öffnete mit unsicherer Hand den Beutel und reichte der Armen eine Gabe. Jetzt dankt sie: „Vergelt's Gott, tausend und tausendmal."

Der Eine der Angetrunkenen begann zu singen:

„Ich hab' einen Schatz in Ewigkeit,
Von elfe bis man zwölfe läut't."

Die Anderen aber unterbrachen ihn und geboten Ruhe, und sie zogen still mit ihm davon.

Die beiden Freunde blieben stehen und schauten nach, dorthin, wo die Frau mit dem Kranken den Berg hinabfuhr, und dorthin, wo die Weinseligen jetzt lautlos, wie innerlich betroffen, Arm in Arm dahinwanderten.

Die beiden Freunde standen still, bis endlich der Gelehrte sagte: „Könnte man dies nicht als Sinnbild unserer Zeit betrachten? Unsere im Taumel des Genußlebens berauschte Zeit fühlt sich doch manchmal angehalten durch den Anblick des Elends, und mitten im Taumel erwacht Etwas wie ein Gewissen und sie erleichtert sich das Herz durch Wohlthätigkeit. Sie will sich damit freikaufen."

„Ich hätte nicht geglaubt," erwiderte der Landwirth, „daß auch du ein Strafprediger unserer Gegenwart sein willst. Ja, Strafprediger. Warum gibt es nicht auch das Gegentheil davon? Immer und immer predigt das in die Welt hinaus: die Menschheit steht an einem Abgrund, sie rennt unausbleiblich hinein. Es

ist nichts erbärmlicher, als immerdar seine eigene Zeit beschimpfen und dafür eine andere erheben. Freilich ist das leicht, weil wir unsere Zeit am besten kennen und somit auch ihre Fehler; aber es ist gewiß besser gethan, daß wir uns unserer Zeit freuen, das erkräftigt viel mehr, und ich bin auch der vollen Ueberzeugung, daß die Sonne, wie sie jetzt in wunderbarer Pracht verglüht, noch nie über ein besseres Menschengeschlecht geschienen als das unsrige, als das gegenwärtige. Allerdings sind Laster und Untugend auch in unserer Zeit schwer und häufig genug, aber an Wohlthätigkeit, an thätigem Drange, für Andere zu denken und zu sorgen, steht unsere Zeit gewiß keiner früheren nach. Kein Spruch hat mich je mehr gefreut als der des König Salomo: ‚Wer vergangene Zeiten lobt, ist nicht weise.‘ Und selbst diese Angetrunkenen —“

„In ihrer Taumeltugend,“ unterbrach ihn der Gelehrte, und der Landwirth fuhr fort:

„Nenne es Taumeltugend, das nimmt der Sache nichts. Es ist wahr, daß das Trinken das Gemüth flüssiger macht. Das aber, daß vielleicht mitten in der Unbewußtheit ihre Hände in die Taschen griffen und die unsteten Finger ein Stück Geld der Armen in die Hand legten, das ist Tugend im ganzen Vollwerthe ohne Rabatt. Sie brauchen's nicht klar zu wissen, aber sie fühlten es und folgten dem Gefühl, daß sie nicht lustig sein dürfen im Angesicht des Elends, und sie thaten, was sie konnten, zu dessen Linderung; die Erquickung, die sie durch dieß Stück Geld bekommen, ist der beste Schoppen, den sie heute getrunken. Sie spüren's, wenn sie auch nicht wissen warum. Ich könnte dir, wenn ich wollte, die meisten Tugenden in Taumeltugenden verwandeln. Die Tugend der Tapferkeit in der Schlacht, der Aufopferung und Hingebung in tausend Fällen des Lebens; wie selten sind wir die wirklichen freien, bewußten Thäter. Im Augenblick der Ausführung ist man oft nichts als Werkzeug der Stimmung, die allerdings aus ruhiger Erkenntniß und edler Gewohnheit hervorgehen mag und soll. Ich gehe noch weiter und behaupte: in dem Moment, da diese Angetrunkenen ihre Beutel öffneten und das Geld hingaben, waren sie ihres reinen Thuns sich völlig bewußt, wenn auch einen Moment vorher und einen nachher die Wellen des Rausches über ihrem Geiste zusammenschlugen.“

„An dir geschieht ja das Pfingstwunder,“ sagte der Gelehrte, „du wirst ja auf einmal fast zum Prediger; aber du hast Recht, mich hat das Wort Taumeltugend mehr gereizt als ich verantworten kann. Es gibt Worte und Aussprüche, die, namentlich wenn sie einen Witz enthalten, uns hinausreißen über das, was wir eigentlich dachten und sagen wollten. Ich freue mich unserer angetrunkenen Wohlthäter, du kannst heute mit dem Bewußtsein einschlafen, ein Stück von mir bekehrt zu haben.“

Die Nacht war eingebrochen, die Bäume an der Straße warfen dunkle Schatten, Liebende mit verschlungenen Armen begegneten den Freunden und im Wald sang die Nachtigall. Die beiden Freunde gingen dahin, in tiefster Seele gesättigt und getränkt. Und als sie in der Ferne ein Trinklied hörten, das lustige Kameraden

noch auf der Straße sangen, stimmten sie leise mit ein, bis sie einander die Hand reichten zur: Guten Nacht. Das Lied aber lautete:

„Herr Bruder, ich bring' ihm ein Glas mit Wein,
Das will von ihm getrunken sein.
Frisch einmal herum.
Rum und um und wieder herum,
Dem Hahnen stehn die Federn krumm;
Frisch einmal herum."

---

9. Casernenbescherung.

Eine lange Reihe von Staatswagen vor dem Rathhause, Hunderte von Menschen drängen sich am Thor. Was ist das?

Da oben ist große Weihnachtsbescherung für die armen Kinder; man kann gegen Eintrittsgeld zusehen.

Ich ging hinauf. Von einer Tribüne herab spielt ein volles Orchester. Zuerst einen Choral, und die Versammelten singen ihn mit, dann wird ein lustiger Marsch gespielt, und wohlgeordnet, von Schullehrern und Ehrendamen geleitet, zieht die lange Reihe der Kinder durch den Saal. Die hohen und höchsten Herrschaften sind versammelt. Ich weiß nicht, ob man vorher eine Probevorstellung machte, es ist wohl möglich, denn es geht Alles wie eingeübt. Die Kinder werden an Tische geführt und dort ist für jedes Einzelne mit seinem Namen die Weihnachtsbescherung bezeichnet: Kleider, Bücher, auch Spielzeug. Es wird eine erbauliche Rede gehalten und wieder erschallt ein Marsch, die Zuschauer und Veranstalter verlassen den Saal und nach ihnen die Kinder mit den Gaben.

Mir bebt die Hand, da ich diese Einrichtung angreifen soll, vielleicht störe ich damit eine in ihren Beweggründen noch immer gute That; aber ich muß, denn ich glaube, daß eben die Ausführung fast Alles wieder aufhebt, was Gutes daran zu finden, und ich glaube, daß es nur zum Bewußtsein gebracht zu werden braucht, um den an sich guten und echten Zug nach Wohlthätigkeit in die rechte Bahn zu leiten.

Denkt euch einmal hinein in die Seelen dieser Kinder, die zu einer gewiß nicht beabsichtigten Schaustellung der Wohlthätigkeit herangezogen werden. Die heiligste Empfindung eines Kindes ist die Freude, jenes selige, die ganze Welt vergessende Jauchzen im Empfinden einer Lust; und in diese Lust hereingreifen, sie herauszerren zur Schaustellung, das ist ein jammervoller Mißbrauch.

Es ist aber ein weises Naturgesetz, daß eben diese Stimme der Lust sich nicht mißbrauchen läßt. Gleichwie viele verschiedene Singvögel, in Einen Käfig gesperrt, nicht mehr singen, sondern nur noch zwitschern, so ist es auch bei diesen Hunderten von Kindern, denen hier gemeinsam beschert wird. Jedes für sich würde jauchzen,

nun aber ist die Freude gedämpft und gedrückt; Lust und Angst kämpfen mit einander und die Angst wird Herr. Und dann beobachtet nur zwei Blicke des öffentlich beschertten Kindes! Kaum hat es das ihm Zukommende erschaut, so blickt es neben hinaus nach dem, was das andere erhalten, und Neid, Mißgunst oder Schadenfreude steigt in der jungen Seele auf. Folgt dann einem andern Blicke, der suchend umherschweift: dort abseits unter der Gallerie stehen die Eltern; sie sind nicht darnach angethan, um zu dem Festesschmuck zu passen, sie sind abgeschieden von den Kindern, wenn ihnen überhaupt die Gunst gewährt wird, mit in den Saal zu treten. Wenn nicht noch Schlimmeres in der Seele des Kindes aufsteigt — daß es sich herausgehoben, bevorzugt fühlt — so ist doch gewiß seine Lust eine gebrochene, weil es nicht alsbald den Eltern zeigen kann: seht, das und das ist mir geworden!

Denkt euch dann die Tage, die Stunden vor und nach der Bescherung. Da wird ein Glanzleben aufgethan, das die Dunkelheit des engen, verkümmerten Seins noch schwärzer und enger erscheinen lassen muß.

Das Beste an aller Wohlthätigkeit ist der Blick des Gebers und der Blick des Empfängers; aber wo begegnen sie sich hier?

Freilich hat die Vergrößerung der Städte eine solche Schwierigkeit der Ueberschau, eine solche Trennung der Stände herbeigeführt, die nicht leicht zu besiegen sind; und doch müssen sie besiegt werden, wenn nicht oben und unten eine entsetzliche Verwahrlosung immer mehr überhand nehmen soll.

Da sind die Wohlthätigkeits-Comité's, sie wandern mit ihren Subscriptionsbogen von Haus zu Haus, du zeichnest gern ein, denn dein Herz ist gut, du fühlst, daß es dir wohlergeht und du verpflichtet bist, auch für das Wohlergehen Anderer zu sorgen; aber — verzeihe den Ausdruck, ich kann dir ihn nicht ersparen — diese subscribirte Wohlthätigkeit ist doch nichts als eine Zwangswohlthätigkeit. Du berührst den Armen nicht, du siehst, du hörst ihn nicht. Das Comité ist die Zange, durch welche du dich mit ihm in Verbindung setzest, nein, nicht dich, sondern dein Geld; du bist gar nicht da, und du hältst dich für vollkommen befriedigt, wenn du heut Abend dieser oder jener Einladung entsagst und der allgemeinen Bescherung beiwohnst. Ist diese Jacke dort von deinem Geld? Ist der Knabe, das Mädchen dort von dir beschenkt? Du weißt es nicht, ja du bist vielleicht so weise, daß du sagst: „Diese Wohlthätigkeit ist die bessere, der Arme hat nur im Allgemeinen den Besitzenden zu danken, keinem Einzelnen. Die Wohlthat ist wie Regen und Thau, die von unsichtbarer Höhe niederfallen.“ — Aber alle Achtung vor den opfervollen, edlen Ausschußmitgliedern, sie können doch nicht anders, sie müssen Vorsehung für dich spielen, und kannst du es verantworten, daß du im Besten, was du hast, in der Tugend der Wohlthätigkeit, Andere für dich bestimmen lässest? Frag' dich einmal ehrlich, ob du in einer andern Sache, in die du den Werth deines Daseins, die eigentliche Selbstachtung setzest, Andere für dich bestimmen lässest?

Es gibt bekanntlich zweierlei Arten von Tugend: active und passive, oder deutsch gesagt: thätige und leidende. Es läßt sich leicht bestimmen, welche von beiden den ersten Rang einnimmt, obgleich man heutigen Tages von vielen Seiten bemüht

ist, die leidenden Tugenden als die höheren, ja als die alleinigen herauszuheben. Liegt es aber nicht schon in dem Wort Wohlthätigkeit, daß diese Tugend eine thätige sein muß? Heißt es nicht ihr innerstes Wesen verkehren, indem man sie, wenn auch nicht zur leidenden, doch zur nichtsthuerischen macht?

Wir haben in Belgien den von den edelsten Kräften geleiteten Kampf gegen das sogenannte Wohlthätigkeitsgesetz und dessen unwiderstehliche Verwerfung erlebt. Ich weiß nicht, ob es dabei ausdrücklich ausgesprochen wurde, gewiß aber wirkte die Empfindung mit: daß man die Wohlthätigkeit nicht durch Bevormundung zu einer passiven Tugend werden lassen wollte.

Die Casernenbescherungen gehören auch in dieser Beziehung zu jenen Veranstaltungen, die die innere sittliche That aufheben und Alles bloß zu einem äußerlichen Geschehen herabsetzen.

Suchet, so werdet ihr finden! Suche dir nur eine arme Familie, oder wenn du kannst, mehrere, und du wirst sehen, wie ganz anders dein Wohlthun Früchte tragen wird, für dich und die Armen. Es wird kein Orchester dabei spielen, große Trommel und Trompete; aber es gibt eine Musik still im Herzen, horch auf, wie die klingt!

---

10. Arbeiter-Orden.

Als ich bei einer Diöcesan-Conferenz in der Stadt war und Nachmittags allein nach dem Garten der Bahnhof-Restauration ging, um dort nochmals mit den Amtsgenossen zusammen zu sein, begegnete mir nicht weit vom Thor ein wohlgekleideter junger Mann; er hatte Schnurrbart und Knebelbart und trug ein Ehrenzeichen auf der Brust. Er blieb stehen, grüßte mich und nickte dabei. Ich kannte ihn nicht, und auf meine Frage erhielt ich die Antwort, daß er der Sohn des alten Straßenknechts, der Steinmetz Moriz war, der schon viele Jahre in der Fremde wanderte.

„Seid Ihr im Kriege gewesen?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete er lächelnd.

„Ist das eine Lebensrettungs-Medaille?“

„Auch nicht. Ich bin noch einmal heimgekommen,“ sagte er, „um meine Papiere zu holen; ich bin schon seit sieben Jahren in Paris und will mich nun dort ansäßig machen. Ja, sehen Sie, Herr Pfarrer, dieses Ehrenzeichen habe ich bekommen, weil ich fleißig und getreu auf meinem Handwerk gearbeitet habe. Ich war mit unter Denen, die den Louvre ausgebaut haben. O, Herr Pfarrer, das ist ein schöner Bau; wenn Sie nur einmal nach Paris kämen, daß ich Sie dahin führen könnte.“

Ich entsinne mich, gelesen zu haben, wie der dermalige Beherrscher Frankreichs

bei Vollendung des Baues eine Rede hielt, in der er den Gedanken in Anspruch nahm, daß das Leben eines Volkes und sein Thun und Wollen ein in sich selbst geschlossener Zusammenhang sei, wie das eines einzelnen Menschen, aber noch weit mehr als dieses. Ich erinnerte mich auch, daß er nicht nur die Künstler und Bau-Unternehmer, sondern auch die einfachen Arbeiter mit Ehrenzeichen geschmückt habe. Ich hatte schon damals viel darüber nachdenken müssen, welch eine Wirkung dies haben könne; jetzt stand nun solch ein Decorirter vor mir, und ich sah in seiner ganzen Haltung ein gehobenes Bewußtsein, einen sichern Ehrenstolz, der zu neuen Betrachtungen anregen mußte.

Der Steinmetz reichte mir beim Abschied die Hand und ging stolzirend weiter.

Ich will nicht davon reden, wer diese Ehrenauszeichnung gab, ich sehe hinweg über die vergängliche Persönlichkeit, und der Gedanke allein: ist solch eine Ehrenauszeichnung für einfache Arbeit am Ort und wie muß sie wirken? Das allein beschäftigte mich. Es ist keine Frage: bei vielfachem Mangel an Hingebung und Aufopferung für das Allgemeine, durch die sich andere Zeiten der unsrigen gegenüber auszeichnen, bei Genußsucht und Charakterlosigkeit, die immer mehr um sich greifen, hat unsere Zeit doch noch Eins, was sie nicht versinken läßt, worin wir vielmehr eine neue, in dieser Art bisher nicht gekannte sittliche Triebkraft erkennen müssen; es ist die Arbeit, ihre Werthschätzung und Hochhaltung. Wie der Ruhm nicht mehr soldatischer Tapferkeit, Kunst und Wissenschaft allein gehört, so ist auch die Ehre zu einem Gemeingut geworden, die von keiner Berufsart mehr ausgeschlossen. Ist es aber darum nöthig und nützlich, zur Gradauszeichnung in der Arbeit zu greifen?

Ich konnte nicht umhin, bei den versammelten Amtsbrüdern das Gespräch darauf zu bringen. Es war ein Mißgeschick, daß zwei Decorirte dabei waren, und ich kann nicht verhehlen, daß es mir immer als innerer Widerspruch erscheint, wenn auch Geistliche äußerliche Ehrenauszeichnungen erhalten. Ich kenne eine Bibel-Ausgabe mit Bildern, zu der ein Prälat die Vorrede geschrieben, und sie schließt: „N. N., Ritter des N. N.-Ordens, — Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ heißt es gleich darauf.

Das Gespräch wurde hier bald abgebrochen, aber an einem andern Tisch, wo lauter Niederbedienstete waren, setzte es sich um so eifriger fort. Ich kann die Einzelheiten nicht wiedergeben, aber ein Nachklang des allgemeinen Eindrucks scheint mir der Aufzeichnung werth.

„Es ist ein großer Gedanke,“ sagte Einer, „daß man Invaliden der Arbeit erkennen will. Die zum Schutz der Gesammtheit mit den Waffen in der Hand und die in der Erhaltung der Gesammtheit mit den Werkzeugen in der Hand arbeitsunfähig geworden: es ist ein nothwendiger Fortschritt, den die Menschheit machen muß, sie gleiche Anerkennung finden zu lassen. Die stetige Thätigkeit ist nicht mehr einer vorübergehenden, erhebungsvollen hintangesetzt, und erkennt man Invaliden der Arbeit an, so muß es auch eine Auszeichnung für die Tapferkeit in der Arbeit geben.“

„Das ist aber viel schwieriger,“ entgegnete ein Anderer. „Der Staat kann nur

belohnen und auszeichnen, was wiederum für den Staat geschah. Der Soldat steht unmittelbar für den Staat ein, der Arbeiter nicht, auch nicht der an einem Residenzschloß und dergleichen arbeitet. Auch der Einsatz ist sehr ungleich, darum muß auch der Gewinn ein anderer sein. Und wie will der Staat die fleißigen und pflichtgetreuen Arbeiter herausfinden? Es ließe sich vielleicht dadurch ermitteln, daß er die Arbeiter selber wählen und bestimmen ließe, wer die Auszeichnung verdient."

„Ich glaube," rief ein Dritter, „es soll mit diesen Arbeiter-Orden nur jetzt ein gehorsames Contingent unter den Arbeitern geworben werden, und das ist klug ausgedacht, denn der decorirte Handwerksbursch ist auf der Herberge der Anwalt des Bestehenden."

„Die deutschen Grundrechte," sagte ein Vierter, „haben alle Orden abgeschafft und in einem echten, von wirklicher Bürgertugend erfüllten Staat sollte es auch keine geben."

„Allerdings," rief ein Fünfter, „aber wir haben nun einmal die Welt zu nehmen wie sie ist; und gibt es Orden für Civil- und Militärdienst und für industrielle Unternehmer, so ist nur natürlich, daß auch der vierte Stand seine Orden hat. Soll das Bewußtsein, die innere Tugend allein belohnen, so mag sie es in allen Ständen. Nun aber ist es gut, wenn auf dem Tanzboden und in der Schänke und auf Spazirgängen der einfache Arbeiter sich in seiner Ehrenauszeichnung wohlgefällt. In Zeiten des festen Innungsverbandes war der Handwerker stolz auf seine Thätigkeit; er wollte in der Welt als nichts Anderes erscheinen und gelten. — Unsere Zeit, die den Innungsverband auflöste und auflösen mußte, wo eine gleichmachende Kleidung keinen einzelnen Beruf mehr erkennen läßt; unsere Zeit hat doch wiederum natürlich nach Auszeichnungen greifen müssen, und es kann eine gute Wirkung haben, wenn der Arbeiter dadurch sich wieder vor aller Welt im Stolz seines Berufes zeigt. Die Turniere der Industrie-Ausstellungen haben Manchen zum Ritter geschlagen, der weder Hand noch Fuß regte; so laßt nun den Arbeitern auch ihre Orden. Wenn einmal in der Welt lauter Decorirte herumlaufen werden, dann hat's mit den Orden ein Ende."

„Ja wohl!" rief zuletzt ein bekannter Spaßvogel, „das wird die messianische Zeit der Orden sein, wenn dereinst alle maulaufsperrenden hungrigen Knopflöcher gestopft und gesättigt sein werden."

Das Gespräch nahm nun eine spaßhafte, übermüthige Wendung, bis der Bahnzug es plötzlich durchschnitt. Viele Amtsgenossen eilten davon, ich begleitete sie bis zur Abfahrt.

Es gibt mir noch immer viel zu denken, wenn ich so plötzlich diese zusammengewehte Menschenmenge im Eisenbahnzug durch's Land rollen sehe. Welche verschiedenen Schicksalswege sind hier zusammengedrängt! Woher? Wohin?

Ich sah auch hier viele Männer mit Orden, besonders mit hellrothen; manchem unzufrieden dreinschauenden Gesicht glaubte ich den gestrengen Herrn anzusehen, den es verdrießt, daß er so durch's Land reisen muß, als Mensch für sich, und Niemand sieht ihm an, daß er Pferd und Wagen, Bediente und Güter und einen feuerfesten

Geldschrank noch obendrein daheim hat. Viele Menschen wollen gleich auf der Reise eine besondere Geltung haben, und dazu ist ein Orden allerdings sehr dienlich.

Ich kehrte in den Wirthsgarten zurück. Nach dem Vorüberrauschen eines Bahnzuges hat der Haltpunkt immer etwas besonders Oedes. Ich machte mich bald auf den Heimweg, eben da die Sonne das warme Thal und die luftigen Berge noch mit dem Abendroth überglühte. Ich stieg meinen einsamen Berg hinan und mußte noch viel denken über das, was ich gehört und was mir begegnet. Welch ein seltsames Spiel treiben die Menschen mit einander, und wer am meisten mit ihnen spielt, gilt am meisten . . .

Ich rathe aber Jedem, beim Bergsteigen nicht so viel zu denken, es ist auch eine Last, und man kommt schwer erhitzt und ermüdet oben an. Ich habe dies heute erfahren. Jetzt aber freue ich mich hier oben meines still verborgenen Daseins. Ich muß die Menschen drunten in der bewegten Welt wirthschaften und allerlei Kennzeichen bilden lassen. Wer weiß, welche Gedanken die Weltgeschichte damit schreibt!

11. Einem Grübler zum Gedenken.

A. Sie sprechen zu viel.
B. Wann?
A. Immer.
B. Mit wem denn?
A. Mit sich selber.

12. Der Feldzug der deutschen Soldaten im Jahr 1857.

Die Soldaten ziehen in's Feld! hieß es, und ich sah manches Auge flammen in dem Gedanken, daß dem Elend unserer schleswig-holsteinischen Brüder ein Ende gemacht werden sollte.

Es war anders gemeint. Noch schauen wir zagend und fragend nach Norden.

Es war anders gemeint. Ich will aber das kleine Gute nicht verkennen, derweil das große fehlt.

Die Soldaten ziehen in's Feld! so hieß es, und keine Mutter weinte, kein Vater zürnte, kein Mädchen trauerte. Sie kommen! Sie sind da! hieß es am Abend. Kein Schuß knallte, helles Singen erscholl vom Felde herein, und Frauen und Kinder liefen ihnen entgegen. Der Mann aber blieb auf dem Block vor dem Hause sitzen und dengelte die Sense, das klang wie festliches Einläuten des morgenden Arbeitstages, und es war ein Fest, denn man arbeitete mit frischer Kraft.

Die Soldaten aus der Garnison waren zur Ernte-Arbeit beurlaubt.

Ich sah einen Vater, meinen Nachbar Hartmann, vor ihm stand sein heimgekehrter Sohn; er nickte ihm zu und reichte ihm über die Sense hinüber, die er eben dengelte, die Hand; das war ein schöner, sinnbildlich geweihter Willkomm. Der Vater sagte: „Freut mich, daß du da bist, und freut mich besonders, daß die Regierung auch einmal so gescheit geworden ist, daß sie daran denkt: jetzt, da jede Hand auf dem Dorf sich rastlos regen muß, jetzt ist's nicht Zeit, so viele junge Hände müßig in die Kasernen zu schließen, oder euch was zu thun zu geben, womit nichts gethan ist. Weiß wohl, es muß Soldaten geben. Weil der Nachbar Soldaten hat, müssen wir auch haben; aber ihr könnt eure Manöver ja doch nur auf dem Stoppelfeld halten, drum ist's gut, daß man dich heimgelassen hat. Freue dich, daß du da bist und mir helfen mußt. Das kommt mir vor, wie damals, als ich krank gewesen; wie ich wieder gesund worden bin — ich habe doch jetzt weiter nichts als was ich früher gehabt habe: aber ich war doch so dankbar und glücklich. Ja, ja, es ist schön und gut, daß du da bist und die Regierung —"

„Laßt ihn jetzt essen, er wird Hunger haben," sagte die Mutter, die bald nach dem Willkomm in's Haus gegangen war. „Geh hinein, Martin, es steht was auf dem Tisch."

Der Sohn ging hinein, der Vater aber dengelte weiter; wer weiß, welche Gedanken er da in die Sense hineindengelte, denn er ist ein kluger Mann, mit offenem, wenn auch eigensinnig hartem Wesen, der eigentlich bei allem Guten, was er empfängt, lieber zuerst schilt und tadelt, als daß er lobt und dankt. —

Es war eine Freude mit anzusehen, wie nun durch die Soldaten die Ernte so schnell und so gut unter Dach gebracht wurde. Es gibt nichts, was mehr in's Herz schneidet, als wenn das Ergebniß einer Arbeit verkümmert und verdorben wird, und es war zu fürchten, daß, wenn Regenwetter einträte, wir um einen guten Theil der Ernte kommen würden, denn es fehlt an Arbeitskräften.

Es fehlt an Arbeitskräften! Das ist ein Wort, das man nie vordem kannte, jedenfalls nicht in solcher Weise bei der ländlichen Arbeit. Die Auswanderung in die neue Welt, die immer mehr sich ausbreitende Fabrik-Industrie, und dazu der massenhafte Verbrauch von Arbeitskräften zu Eisenbahnbauten, Alles das hat den Betrieb der Landwirthschaft gerade jetzt in der Ernte, wo in engem Zeitraum das Meiste gethan werden muß, erschwert.

Mich freut es besonders, daß die landwirthschaftlichen Vereine sich bewähren; daß sie nicht bloß zu leeren Schaustellungen und künstlichen Versuchen, höchstens zu Verbesserung der Viehzucht und einiger Ackerwerkzeuge da sind; sondern daß sich vielmehr jetzt zeigt, wie sie auch eine genossenschaftliche Bedeutung haben und immer mehr gewinnen werden, die sich nicht berechnen läßt. Gerade in den landwirthschaftlichen Vereinen sehe ich ein Vorbild der neuen Genossenschaft, wie sie keine frühere Zeit kannte. Da ist nichts vom Zwang der alten Zünfte und Gilden, und doch zeigen sich hier Erfolge, die nur die freie Vereinigung erzielen kann.

Freilich sind die landwirthschaftlichen Vereine dadurch leichter in ihrem sittlichen

Zusammenhalt und Ausdruck, weil der Landbau auch darum zu den edelsten Thätigkeiten gehört, daß dabei alles Vorwegnehmen des Vortheils durch die Concurrenz wegfällt. Wenn dein Nachbar seinen Acker ebensogut nach vernunftmäßig anerkannten Naturgesetzen und den neuesten Erfahrungen bebaut als du, so bringt dir das keinen Nachtheil; die Sonne, der Regen, die Bodenkraft sind keine Kunden, die dir entgehen, wenn sie auch deinem Nachbar Vortheil bringen. Im großen Ganzen genommen wird sich das gewiß auch noch bei anderen Thätigkeiten herausstellen, so daß auch im Gewerbfleiß die Vortheile und Geschicklichkeiten des Einen ohne Nachtheil einem Jeden zukommen können. Ja, selbst die freie Mitbewerbung auf dem Markt schadet dem Ackerbau nicht. Ich habe gelesen, daß seit der freien Getreideeinfuhr in England sich die Landwirthschaft ganz ohne Vergleich gegen ehedem gehoben hat.

Dadurch, daß die landwirthschaftlichen Vereine die Frage über den Mangel an ländlichen Arbeitskräften wiederholt zur Erinnerung brachten, und daß sie jetzt gemeinsame Schritte thaten, um die Soldaten aus der Garnison zu gewinnen, scheint mir eine unberechenbare wirkungsreiche Thatsache in unser Leben getreten.

Ich kenne einen Club in der Stadt, wo ehrliche alte Schnurrbärte, und auch junge blonde und braune, wettern und fluchen werden über diese Thatsache. Sie sehen gewiß darin ein schwer zu verwindendes Unterbrechen der soldatischen Uebungen, ja vielleicht sogar ein Auflösen aller Disciplin und ein Degradiren der Soldatenehre. Es ist ihnen solcher Widerstreit nicht zu verdenken. Ihnen muß sich die Welt als verkehrt darstellen, daß man, statt die Mannschaft von Pflug und Sichel weg zu Flinte und Säbel zu nehmen, jetzt umgekehrt verfährt; aber was einmal nothwendig im Gang der Weltgeschichte liegt, das wird durch kein „Reglement" und durch keine Rangliste aufgehalten.

Solcherlei Gedanken gingen mir jetzt die ganze Woche durch den Sinn, und ich war nie öfter draußen im Feld als diesmal; die Hitze, die mich sonst so sehr ermattet, hatte diesmal gar keine Macht über mich, denn es ist so: wenn ein erhebender Gedanke in uns lebt, läßt er uns alles Aeußerliche leicht verwinden und vergessen. Es ist ein machtvoller Ausspruch Homers: „Der Speer zieht den Mann nach." Ich möchte das aber auch auf die Sichel, die Sense und alle Werkzeuge friedlicher Art übertragen. Inmitten der Arbeit geht der Arbeiter auf in seinem Thun; auch hier thut sich eine Tapferkeit auf, die den Mann mit sich fortreißt.

Es sind nicht nur die Söhne der Ortsangehörigen im Dorf: der Haldenbauer, der draußen auf meinem Filial wohnt und das größte Gut besitzt, hat sechs Mann Soldaten als Ernte-Arbeiter. Er war Anfangs ängstlich, daß er vielleicht zu viel Umstände mit ihnen machen müßte in der Beköstigung und in der Behandlung überhaupt, aber das hat sich schon am zweiten Tag gegeben; und es ist eine wahre Freude, die taktfeste Ordnung, die in Allem herrscht, mit anzusehen. Es hat mir wohlgethan, als er mir sagte: „Da heißt es immer: die Welt wird schlechter und verdorbener. Hat's nicht Zeiten gegeben, wo man Soldaten requiriren mußte zur

Unterdrückung von allerlei Unruhe, und sie sind im Quartier gelegen und haben Einen ausgesogen, und jetzt haben wir auch Soldaten, aber wozu?"

Am Sonntag darauf — ein guter Theil der Ernte war geschnitten — da trat mein Nachbar mit noch zwei Gemeinderäthen bei mir ein, und sie erklärten, daß ein böses, böses Wetter im Anzug sei, ich solle daher gestatten, daß man heute binde und einfahre.

„Wenn ich nun aber, wie mein benachbarter Amtsbruder, der die Heu-Ernte am Sonntag erlaubte, einen Verweis bekomme?"

Der schelmische Bauer reichte mir auf diese Frage seine offene Dose und sagte: „Da, Herr Pfarrer, nehmen Sie einstweilen eine Prise für die Nase, die Sie bekommen werden."

Ich gewährte natürlich den Wunsch der Bauern, und ich glaube, daß wir gerade jetzt, wo wir keinen Natural-Zehnten mehr bekommen — um allen Schein des Eigennutzes zu vermeiden — doppelt verpflichtet sind, der besten Einbringung der Ernte in nichts in den Weg zu treten.

Bald fuhren die Wagen rasselnd dahin, und besonders die beurlaubten Soldaten hatten, wie ich am Abend hörte, sich heute vortrefflich bewährt; sie verloren inmitten der Bedrängniß die nöthige Ruhe nicht. Man brachte viel unter Dach, es war jetzt geschützt, und man ließ die letzten Wagen geladen in den Scheunen stehen, um sie morgen abzuladen, man wollte heute nicht mehr Arbeit thun als unumgänglich nöthig war; auch wollte man von der Ruhe des sonntäglichen Abendtrunkes nicht gern etwas verlieren. Und als nun bald ein mächtiger Regen herabfloß, saß Alles dichtgedrängt im Wirthshaus.

Ich bin sonst nicht gern bei meinen Bauern im Wirthshaus, versteht sich, nicht aus Hochmuth, sondern weil ich weiß, daß dieß die Ungezwungenheit ihrer Lustbarkeit vielfach stört; die Leute sind glücklicher, wenn sie unter sich sind. Mein Nachbar Hartmann, der mich oft fragt, warum ich nicht auch in's Wirthshaus käme, hat meine Antwort schnell weiter getragen, denn ich sagte ihm: „Ich will euch nicht stören, daß ihr auch über mich nach Wohlgefallen losziehen könnt."

Meine Freunde sagen, es läge doch etwas Stolz darin, daß ich mich so von meinen Bauern zurückziehe; ich glaube aber, daß ich ihnen auch andrerseits einen Gefallen thue, wenn ich ihnen nicht so alltäglich werde; habe ich dann bei feierlichen Gelegenheiten zu ihnen zu sprechen, macht es, wie ich glaube, mehr Eindruck. Heute drängte es mich indeß zu meinen Bauern, und ich weiß nicht, wie ich dazu kam — plötzlich hielt ich eine Tischrede, indem ich darzulegen suchte, welch eine Wandlung jetzt in der Welt vorgehe. Man kann den von Schwarmgeistern und Schelmen verkündeten Aberwitz der Gleichmacherei und Staatsfürsorge für Alles völlig verwerfen, und doch läßt sich nicht läugnen, daß durch Aufwerfen dieser Fragen und Forderungen eine Aenderung in der ganzen Welt eintritt. Gesetzmachen und Handhaben ist nicht mehr allein Aufgabe des Staats- und gesellschaftlichen Lebens; die Fürsorge für die Wohlfahrt tritt jetzt in erste Reihe, und dieses Hinaussenden der Soldaten zur Ernte-Arbeit, das ist ein großes freudenreiches Zeichen. Sind wir

auch noch weit entfernt von jener erhabenen Verheißung des Propheten Jesaias, daß sich die Schwerter in Pflugscharen verwandeln, diese Thatsache ist ein Stück daraus, und wer weiß, was immer mehr erfolgen kann.

Solcherlei Gedanken führte ich aus, und meine Bauern stießen mit mir an auf den ewigen Frieden, und der Hartmann setzte hinzu: „Ja, der Herr Pfarrer, der denkt immer das Beste und legt Alles zum Besten aus.“ Es lag viel Schelmerei in diesem Lobe, denn der Hartmann hat's gern, wenn andere Leute Gutes denken, es freut ihn so zu sagen, daß das auch noch in der Welt ist; er selber aber will nichts davon zu seinem Hausgebrauch. Dennoch fühlte ich mich tief erquickt von dieser unmittelbaren Verständigung mit den Meinen. Als wir das Wirthshaus verließen — der Regen hatte aufgehört und wonnige Frische wogte in der Luft — da sagten wir uns Alle mit doppelter Freudc Gute Nacht.

Ich habe mir die Stelle im Jesaias aufgesucht, wo der ewige Friede verheißen wird. Welch ein gewaltiger kühner Schwung erhob diesen Geist und machte ihn zum göttlichen Seher; eine Feuerseele athmet aus ihm, die Jeden entzündet. Hier sitze ich und lese die Worte, die vor tausend und abertausend Jahren gesprochen wurden, und sie leben neu auf, und der Glaube lebt, daß die Menschheit zu Friede, Liebe und Gottseligkeit bestimmt ist.

Und eben jetzt, da ich dieses schreibe, zieht ein labender Luftstrom durch das offene Fenster zu mir, und unwillkürlich sprechen sich mir die Worte:

Zur Arbeit! heißt das Losungswort,
Das unsre Zeit geschaffen;
Es kämpfe Volk mit Volk hinfort,
Nur mit der Arbeit der Waffen.

Friedrich der Große von Schwaben.

Eine hundertjährige Erinnerung.

(Zu 1859.)

I.

Freitag den 9. November 1759, bevor es tagte, war geschäftiges Treiben im Hause des Bäckermeisters Kodweiß am Marktplatz zu Marbach. Die Stube im Erdgeschoß war voll von Weißbrod aller Art, Laugenbretzeln (Fastenbretzeln), Mütschele (Buttergebäck) und Wecken. In der dunkeln, nur durch das Schiebfensterchen erleuchteten Einfahrt standen Männer und Frauen mit leeren Körben und redeten hin und her. Eines nach dem Andern wurde in die Stube gerufen und Jedem verschiedene Sorten Backwerk vorgezählt und in den Korb gethan, soviel als hineinging. Es waren zwei Frauen, die das Geschäft der Vertheilung versahen. Die Aeltere zählte die verschiedenen Stücke vor, und die Jüngere, die vor einer Ampel an dem großen Tisch saß und einen Bogen Papier vor sich hatte, schrieb einem Jeden das Empfangene auf. Heute war ein großer Tag für Alles, was unterhalb der Weinsteig in Schwaben lebte, denn es war der letzte Tag des großen Herbst-Manövers, das bei Kornwestheim in der Nähe von Ludwigsburg gehalten wurde, oder eigentlich der Tag der letzten Heerschau. Die Leute, die das Brod hier in Empfang genommen hatten, trugen es eben hinaus in das Lager, wo sie es an die Soldaten, noch mehr aber an die zahlreich versammelten Zuschauer aus allen Gegenden des Herzogthums verkaufen wollten. Sie erhielten von jedem Gulden des Erlöses drei Kreuzer für sich. Die letzte Frau, die den Korb gefüllt erhalten hatte und ihn eben auf den Kopf hob, sagte zu der am großen Tisch Sitzenden:

„Wie, Frau Hauptmännin? Soll ich nichts ausrichten an den Herrn Hauptmann, wenn ich ihn sehe?“

„Ja wohl, Frau Schöllkopfin,“ erwiderte die Frau, und es lag ein Ausdruck in ihrem Ton, der etwas Anheimelndes hatte; „ja wohl. Saget ihm, daß ich Gott sei Dank gesund sei, frisch auf, aber ich könne nicht, wie ich versprochen, zu ihm kommen. Ich darf's nicht wagen . . .“

„Da habt Ihr Recht; es wäre nicht brav, wenn Ihr in den Lärm und in die Gaukelfuhr hineinginget; da ist man ja seines Lebens allein nicht sicher, und wenn man nun gar noch ein anderes Leben unter dem Herzen trägt. Ja, ja, in der ganzen Stadt hört man nicht anders sagen, als: So eine brave, getreue Biederfrau wie die Frau Hauptmännin, so eine gibt's nicht mehr, und sie ist noch jetzt, wo sie doch stolz sein könnt', gerade so wie damals, da sie des Bäckers Lisabeth geheißen hat, und man hat's ihr immer angesehen, daß aus ihr einmal was Besonderes wird, sie hat immer so was apart Feines gehabt.“



„Ihr müßt mich nicht so viel in's Gesicht hinein loben,“ wehrte die jüngere Frau ab.

„Warum nicht?“ fuhr die Redselige fort, zu der älteren Frau gewendet. „Man findet nicht so leicht noch Eine, die so als rechtschaffenes Eheweib tragen wird, was sie zu tragen hat. Da geht der Mann in den Krieg und läßt die Frau daheim, und in's Winterquartier kommt der Mann, und im Sommer kommt ein Kind.“

Streng erwiderte die jüngere Frau: „Frau Schöllkopfin, die Anderen sind alle schon weit voraus, Ihr müßt eilen, wenn Ihr ihnen nicht das Beste vom Markt lassen wollt.“ Sie stand auf und brach das Gespräch kurz ab.

„Ja, ja. Ich will machen, daß ich fort komme,“ schloß Frau Schöllkopfin im Fortgehen; „aber ich gehe ohnedies nicht mit den Anderen, die gehen über den Berg, Ludwigsburg zu, und ich gehe lieber auf der Landstraße. Man findet leichter ein Fuhrwerk, wo man aufladen kann, oder man verkauft auch schon unterwegs ein gut Theil. Ihr könnt Euch drauf verlassen: an den Herrn Hauptmann werde ich Alles ordentlich ausrichten. Behüt's Gott beisammen.“

Es war jetzt nach dem vorübergegangenen Lärm um so stiller in der Stube, und auch von der Straße hörte man nichts, als bisweilen an den Nachbarhäusern einen Fensterladen öffnen und an den Riegel legen. Die Mutter — denn das war die Bäckersfrau — sagte nach einer Weile zu der jüngeren Frau: „Geh' hinauf und leg' dich noch ein paar Stunden schlafen. Es ist nicht recht von dir gewesen, daß du dir den Schlaf gebrochen; der Vater ist ein alter Bäcker, der hätt' den Schlaf am hellen Tag zu jeder Stunde, wann er will, nachholen können; aber du, du bist

ja von den Neumodischen, die immer so Allerlei im Kopf haben, daß sie am Tag gar nicht schlafen können. Lösch' das Licht aus, es brennt ein Loch in den Tag hinein. Geh' hinauf, mach' die Laden zu und schlaf' noch ein paar Stunden."

„Mutter, wenn ich wach bleibe und Etwas arbeite für die Meinigen derweil sie schlafen, das thut mir besonders wohl: da schläft mein Kind, mein Mann, mein Vater, sie wissen nichts von sich und nichts von mir, und ich thue derweil Etwas für sie. Ich bin in einer andern Welt als die Meinigen jetzt, und bin doch bei ihnen und jede Minute können wir uns haben. O Mutter, mir ist als wär' ich beständig getragen und gar nicht auf der Erde, und mir lacht immer das Herz, als käme in der nächsten Minute eine Freude, wie sie noch nicht auf der Welt war."

„Halt' dich nur ruhig," sagte die Mutter, „du brauchst Ruhe. Und ich sag' dir's gern, so lange wir noch Gottlob gesund und in Ruhe bei einander sind. Ich prophezeie dir's: du wirst große Freude an deinen Kindern erleben. Wer so wie du an seinen Eltern Gutes thut, dem wird's von den eigenen Kindern vergolten. Brauchst nicht abzuwehren. Laß dir's ruhig sagen. Es thut mir wohler als dir, daß ich's sagen kann. Geh' aber jetzt hinauf in deine Stube, und wenn du Kaffee willst, ruf's nur durch den Boden herunter, aber bück' dich nicht dabei. Ja, was ich dir noch hab' sagen wollen? Aber nein, geh' nur."

Die Mutter drängte immer mehr zum Gehen, und konnte doch des Redens nicht satt werden; denn wie die Kinder am Abend, so sind alte Leute gern des Morgens gesprächsam.

Die junge Frau ging und die Mutter nickte noch mehrmals hinter ihr drein, als die Thür bereits in's Schloß gefallen war. Und wie sie jetzt sinnend vor sich hin starrte, dachte sie wohl: „Seltsame Welt! Der Mann draußen unter Waffen, jede Stunde bereit, Leib und Leben dem Tode zu stellen, und derweil kann ihm stündlich daheim ein Kind geboren werden . . ."

Die einzige Tochter des Bäckermeisters Kodweiß hatte einen aus dem Remsthal gebürtigen Wundarzt geheirathet, und die Beiden vereinte nicht nur innige Liebe, sondern auch Streben nach edlerer Erfassung des Lebens. Sie suchten sich jene Freuden des Geistes anzueignen, die allverbreitet sind wie das Sonnenlicht, und nicht erst durch Reichthum oder besondere gesellschaftliche Stellung sich erwerben lassen. Beide Ehegatten kamen sich verkümmert in ihrer Geistesentwicklung vor; die Frau trug dies leichter als der Mann, denn in häuslicher Begrenzung wurde sie minder an die Mangelhaftigkeit ihres Wissens erinnert als der Mann draußen in seinem Beruf und im Streben nach Erreichung höheren Ranges. Des Bäckermeisters Lisabeth galt schon frühe bei ihren Gespielen als ein Mädchen von besonderer Begabung, aber man hielt sie auch für eine Schwärmerin; sie las nicht nur mit Eifer die Dichtungen von Uz, Gellert und Klopstock, sie spielte auch die Harfe und sang dazu allerlei ungewohnte Lieder. Was man indeß ehedem des Bäckers Lisabeth verdacht hatte, wurde jetzt für die Frau Hauptmännin als wohl anstehend betrachtet.

Die Festigkeit, mit der sie sich im Leben bewährte, zeigte auch, daß sie nicht nur von mächtigen Empfindungen ergriffen werden konnte, sondern auch mit starker Seele an allem Echten festhielt. Ihr Harfenspiel und ihre Bücher schienen sie nicht zu hindern, ja es ihr zu erleichtern, auch in Haus und Feld emsig mit Hand anzulegen. Sie hatte immer etwas Gewecktes, sie kam zu jeder Arbeit, wie wenn sie eben erst frische Kraft gesammelt hätte.

Der junge Mann, der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahr als Feldscher im österreichischen Erbfolgekrieg bei einem bayrischen Husaren-Regiment in den Niederlanden gedient hatte, fand den Beruf des Wundarztes in der kleinen Stadt nicht genügend, und beim Beginn des siebenjährigen Krieges hatte er sich wiederum anwerben lassen. Er wurde Fähnrich und Adjutant in dem württembergischen Regiment Prinz Louis, das gegen Friedrich II. von Preußen zu Felde zog, und stieg nachmals zum Hauptmann.

Selbst als der Mann aus dem Krieg zurückkehrte, zog die Frau nicht mit ihm nach der Garnisonsstadt.

Es ging zur damaligen Zeit eine Empörung durch die Gemüther, die als verhaltener Groll nur eine Schutzwehr gegen die Entsittlichung war. Die wahnwitzige Verschwendungssucht der kleinen Höfe, Bestechung und Stellenhandel, die ganz offen betrieben wurden, und das Hinwegsetzen über die gewohnten Schranken der Sitte hatte eine Auflösung zur Folge, die den engbürgerlichen Kreisen sich noch am schärfsten dadurch darstellte, daß in die Städte und Dörfer, die solcher Hofhaltung angrenzten, allerlei abgesetzte Gestalten ausgeworfen wurden.

Auch in dem kleinen Städtchen Marbach lebten solche Persönlichkeiten, die ehedem in der kleingroßen Residenz Ludwigsburg eine kurze Zeit geglänzt hatten, und von den rauschenden Balleten und Opern, die da drüben aufgeführt wurden, sahen die umgrenzenden Städte und Dörfer nur andern Tags die übernächtigen Gesichter und die abgerissenen Fetzen von all der Herrlichkeit.

Da droben auf der Festung Hohenasperg saß die ehemals gefeierte Sängerin Marianne Pirker, eine geborene Württembergerin, gefangen. Sie hatte der Herzogin, die vor drei Jahren ihrem Mann entflohen war, allerlei Nachrichten gegeben, und nun saß sie im dunkeln Kerker auf der Streu, und man erzählte, daß sie im Wahnsinn sich Kränze aus Stroh flechte und auf's Haupt setze.

Erst im Juli dieses Jahres war der edle Moser auf die Festung Hohentwiel gefangen gesetzt worden, und der rücksichts- und gewissenlose Montmartin beherrschte das ausgesogene Land und die italienische Sängerin Gardela den jugendlich schönen Herzog.

Gegen all dies Treiben hatte sich im gesammten Volk und vor Allem in der Frauenwelt eine stille, aber um so entschiedenere Verwerfung festgesetzt.

Darum wollte auch die Hauptmännin hier nichts von Uebersiedelung nach der neuen Trutz-Residenz wissen, und nach kurzer Auseinandersetzung mußte ihr der Mann Recht geben, da es vorerst auch nicht nöthig schien, und man keinen Tag sicher war, daß er nicht mit seinem Regiment aufbrechen mußte. Dennoch

lag etwas Entfremdetes in der Art, wie die Frau allein lebte. Aber sie konnte sich nicht bemeistern, daß sie täglich das zügellose Leben mit ansehen und dazu still sein sollte.

Sie blieb bei ihren Eltern, und diese Heimkehr als verheirathete Tochter in's elterliche Haus, die sonst manche Unzuträglichkeit mit sich führen konnte, wurde durch die eigenthümliche Hoheit ihres Wesens zu einer besonderen Ehrenstellung.

In der Art, wie jetzt eben die Mutter die Tochter behandelte, sprach sich eine Hochhaltung aus, die über das Gewöhnliche hinausging, und in der That hatte die junge Frau bei aller herzhaften Rührigkeit etwas so ergreifend Mildes, daß man ihr



für Alles doppelt danken mußte, da es schien, als gehörte die rauhe Arbeit gar nicht zu ihr und sie übernähme sie nur als freien Liebesdienst. Und doch war sie immer bereit und war ihr nichts zu gering; die Eltern hatten nur zu wehren, daß sie nicht Alles allein vollführte.

Die Frau Hauptmännin hatte die Stube verlassen und stand eine Weile unter dem offenen Hofthor und schaute hinaus auf den Marktplatz in den erwachenden Tag. Der Färber im Hause gegenüber hängte in langwallenden Fahnen das blau-gefärbte Zeug aus. Auf dem Dach flatterten die Tauben auf und nieder, jetzt kamen einige herunter und stellten sich auf den Rand des großen Marktbrunnens,

der aus drei Röhren helles Wasser sprudelte. Nun aber knallte es von der innern Stadt herauf. Der Vaihinger Bote kam mit seinem Einspänner auf seiner regelmäßigen Fahrt nach der Hauptstadt, die Tauben flogen vom Brunnenrand auf, setzten sich gleich wieder, aber nicht lange, denn jetzt trieb der Nachbar, der Schmied Daiber, seine beiden Kühe zur Tränke an den Brunnen, und ein Kälbchen, das hinterdrein kam und verwundert und zaghaft blökend in der Ferne stehen blieb, machte plötzlich übermüthig lustige Sprünge. Nun kamen auch Mädchen zum Brunnen, sie trugen große, mit Kupferreifen beschlagene Kübel und stellten sich plaudernd zusammen bis die Kübel voll waren, und eben als der Schäfer mit seiner blökenden Heerde herankam, rief eine Stimme aus dem Innern des Hauses:

„Lisabeth, was stehst du noch so da?“

Es war die Stimme des Vaters, der an der Thür der Backstube stand. Die Frau erwachte wie aus einem Traum, sie hatte all dem Treiben des Morgens zugesehen, als wäre sie eben jetzt neu auf die Welt gekommen. So traumverloren dreinstarren, Alles sehen, an Alles anknüpfen, und doch von nichts wissen — das war seltsam! Jetzt erwachte sie und sagte:

„Guten Morgen, Vater. Es gibt heute einen schönen hellen Tag.“

„Ist mir lieb, ich muß Holz verladen.“

Die Frau ging hinauf in die obere Stube, hier schlief noch ihr zweijähriges Töchterchen. Sie sah nach dem Kinde, deckte es zu und setzte sich dann an das Fenster; aus der untern Backstube herauf zog durch eine im Fußboden angebrachte Oeffnung angenehme Wärme. Die Fenster trieften, die Frau machte die Scheiben hell, dann setzte sie sich still nieder, aber es schien ihr einsam, ihr Herz war zu voll, sie mußte Jemand haben, der mit ihr sprach, und — da ist ja ein freundlicher Zuspruch, der ist allzeit bereit und wartet still bis man ihn ruft. Sie nahm ein Buch auf, es war sehr zerlesen, denn es waren die Lieder und Oden von Gellert. Sie las darin, aber nur ein einziges Lied, dann schloß sie das Buch, und wieder saß sie lange still. Es war ihr so voll und genügend zu Muthe, daß sie nicht wußte, ist es Abend, ist es Morgen, ob sie Speise zu sich genommen hatte, ob sie je deren bedurft habe oder noch bedürfe, und doch nährte sie ein zweites Leben in sich und ihre Seele schien die Sonne zu fragen, die jetzt ihre ersten Strahlen auf den Ritter am Marktbrunnen warf: „Du Sonne! Wie wirst du uns sehen, wenn du morgen wieder scheinst?“

Da rief das Kind aus dem Bett, mit halb deutlichen, aber der Mutter vollkommen verständlichen Worten:

„Der Vater soll kommen!“

Die Mutter erschrak fast über diesen Ausruf. Das Kind gedachte des Abwesenden sonst nie. Aber so ist's: Kinder vergessen leicht einen Entfernten und haben in Anschauung des Gegenwärtigen tagüber nicht Veranlassung nach Abwesenden zu fragen, am Morgen aber aus dem Schlafe heraus kommt plötzlich ein Erinnern über sie.

„Der Vater wird kommen,“ sagte die Mutter und nahm das Kind aus dem

Bett; seine Wangen waren so warm und roth. Nun hatte sie doch ein wirkliches Leben zu herzen und verlor sich nicht in's Unendliche.

Jetzt, indem sie dem Kinde vom Frühstück sprach, wurde sie inne, daß sie selbst hungerte; sie setzte das Kind auf den Boden und sagte ihm die Worte vor, die es der Großmutter durch die Oeffnung in die untere Stube hinabrief. Die Großmutter kam bald. Sie hatte viel zu berichten: „Weißt, wer heut Nacht angekommen ist und drüben im Hirsch wohnt? Er ist schon da gewesen und hat dich sprechen wollen, aber ich hab' gesagt, du schläfst."

„Ja, wer ist's denn?"

„Der Vetter von deinem Mann, der das Schloß zur Examens-Thür nicht aufmachen kann, der eingefrorene Student, oder wie er sich selber lieber heißt: der ewige Studiosus."



„Was will er denn hier?"

„Denk' nur! Hat man dem berichtet, du seist schon niedergekommen mit einem Buben (Knaben), und er ist nun da, um Gevatter zu stehen. Was nur die Leute haben, daß sie sich so Märchen ausdenken? Du gehst doch noch herum, und da berichten die Leute schon ...."

„Ja, immer heißt es von einem Buben, und auch mein Mann will von nichts Anderem hören. Ich mein', es wäre Versündigung."

„Jetzt wein' nicht, ist gar nicht nöthig. Du hast dich doch sonst nicht so viel darum gekümmert, was die Leute reden. Du hast gewußt, was aus deinem Mann wird, bevor sich's vor aller Welt gezeigt hat. Ja, und ich sag's jetzt selber, er ist ein feiner und herzlicher Mensch."

Die Mutter wußte, daß sie ihre Tochter nicht besser erheitern konnte, als wenn sie deren Mann lobte.

Die Großmutter nahm ihr Enkelchen auf den Schooß und gab ihm aus einem mit zwei Henkeln versehenen Schüsselchen Milch zu trinken und brockte ihm Weißbrod

ein. Das Kind wollte immer das Schüsselchen selbst in die Hand nehmen, aber die Großmutter willfahrte nicht und sagte:

„Ich hab' dir schon oft und oft erzählt, das Schüsselchen ist ein Erbstück, wie's keins mehr gibt. Aus diesem Schüsselchen hat deine Mutter von ihrem ersten Jahr an bis zu ihrer Verheirathung tagtäglich ihr Frühstück genossen und es ist noch ganz. Schau, es hat keinen Bruch und keinen Stoß; kannst was daran lernen, daß du auch so ordentlich wirst und auch Alles so ordentlich hältst. Heute hast du zum



letztenmal Milch daraus bekommen, bis du selber bei Verstand bist und darauf Acht gibst. Ich schließ' es von heute an weg."

Die Hauptmännin lächelte. Es war, als ob sie frohe Kinder=Erinnerungen mit hinabschluckte und neu genoß, indem sie jetzt mit großem Appetit zwei ganze Wecken verzehrte. Man muß daran erinnern, daß sie zur damaligen Zeit fast doppelt so groß waren als heutigen Tages.

„Dein Bub hat gottlob Hunger," sagte die Mutter, zufrieden nickend, denn sie konnte sich auch nicht erwehren, immer an einen Enkelsohn zu denken. „Iß nur recht viel, so oft du Lust hast; wenn deine Stunde kommt, kriegst du ohnedies lange

nichts mehr und mußt mit Wassersuppe vorlieb nehmen. Soll ich dir noch ein Mütschele holen?"

Sie hatte das noch nicht gesagt, als sie schon das Kind vom Schooß absetzte, hinab in die Stube eilte und mit einer Schürze voll Brod und Bretzeln herauf kam.

„Das soll ich doch nicht Alles essen?" fragte die Hauptmännin lächelnd.

„Nein, du sollst auch was zum Aufwarten haben, wenn der eingefrorne Student kommt. Kirschwasser hast du ja noch im Schränkchen."

Der Student ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein Mann schon gegen Ende der Zwanziger Jahre, der aber noch immer ein frohgemuther Jüngling war, und er sagte bald nach dem Willkomm:

„Ich bin eben zu früh dran. Ich glaube immer, die Zukunft sei da, und sie läßt noch auf sich warten. Da will ich Gevatter sein, und es fehlt an einer Nebensache, an einem Kind dazu; und wenn's nun gar eine virgo wäre? Frau Base, den Schimpf würde ich Ihnen mein Lebenlang nicht vergessen. Ich bleib' jetzt da als Gevattersmann-Einquartirung; ich hab' jetzt einmal Ferien gemacht, und weil ich noch nichts bin in der Welt, will ich doch wenigstens Gevatter sein."

Er ließ sich die Aufwartung wohl schmecken, vertilgte ein Gläschen nach dem andern und knapperte wol ein Dutzend Bretzeln dazu. Endlich erhob er sich und sagte: „Ich will doch einmal hinausgehen, Benningen zu, und mir den Ort betrachten, wo man hier römische Alterthümer ausgegraben hat. Es ist doch brav von dem Städtchen Marbach, daß es einem Gelehrten wenigstens einige Merkwürdigkeiten aus der Römerzeit bietet. Ihren Sohn, liebe Frau Hauptmännin, wollen wir Romanus taufen, er soll ein Römer werden, eine freie große Seele, erhaben über den Gamaschendienst unseres Jahrhunderts. Zu Mittag bin ich wieder da, Frau Gevatterin, und sagen Sie Vater Kodweiß, ich will erproben, ob sein Marbacher Heuriger das Lob verdient, das er ihm spendet."

Es war wiederum still in der Stube und seltsam still auf Marktplatz und Straße. Auf dem ganzen Städtchen schien Etwas zu liegen wie verhaltene Sehnsucht nach dem nahen glänzenden Feste. Das ganze Städtchen schien still lauschend den Athem anzuhalten, und Jedes rechnete sich's als Verdienst an, daß es der so verzeihlichen Lockung nicht nachgab, zu dem nahen Feste zu eilen. Man hörte jetzt am hellen Tag den Brunnen am Marktplatz rauschen, wie sonst nur in stiller Nacht. Beim Schuster gegenüber, von wo man sonst allzeit Lederklopfen und Liedersingen hörte, war's heute still; Meister und Gesellen hatten sich einen außergewöhnlichen blauen Montag gemacht, und der Klempner drüben am Marktplatz, dessen gellende Schläge weithin drangen, schien auch zu feiern, und die Gießkanne an eiserner Stange, die blinkend im Sonnenschein vor seiner Werkstätte hing, blinzelte wie lustbegierig nach Ludwigsburg hinüber.

Der Färber schaute zum Fenster heraus, und der Schlosser Weigle, der sonntäglich geputzt daher kam, fragte ihn:

„Gehst nicht auch mit hinüber nach Ludwigsburg?“ Und er antwortete: „Nach dem Mittagessen. Zum Feuerwerk komm' ich schon noch zeitig genug, und das ist doch die Hauptsache.“

Und wieder war Alles still. Die Hauptmännin dachte sich auch hinüber und wäre auch gern zu ihrem Mann. Aber wie? Wenn sie dem Herzog und seiner Umgebung begegnete, wenn sie von ihnen angesprochen würde! Sie hatte so viel gegen sie in Gedanken, hatte so oft gegen sie gesprochen; es schien unmöglich, daß sie ihre Zunge halten und Alles das nicht plötzlich den Leichtfertigen in's Gesicht hinein werfe, daß sie vor Scham in den Boden sinken müssen. „Nein, nein, du mußt zu Hause bleiben!“ sagte sie laut. Und doch konnte auch sie eine Unruhe nicht los werden. Jetzt noch, nach zehnjähriger Ehe, sehnte sie sich nach ihrem Mann wie nach dem Bräutigam, ja noch mehr, sie wußte, wie wohlig sich's in gelassener, friedsamer Gemeinschaft lebt, und es schien ihr unfaßlich, daß Eines fern vom Andern und nicht im stündlichen Beisammen das Dasein erfülle. Sie belohnte sich für ihr Daheimbleiben nun dadurch, daß sie sich jetzt, mitten in der Woche, ihre liebste Freude gönnte. In der Ecke der wohlgeordneten Stube stand eine Harfe, die Hauptmännin ergriff sie und erging sich in allerlei Tonverbindungen. Sie konnte in dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen kein Lied finden, das in Worten ihr innerstes Empfinden ausdrückte. Jetzt erglänzte plötzlich ihr Antlitz und sie spielte mit einer von Innen quellenden Begeisterung und Leidenschaft, denn sie dachte, wie sie selbst zum letzten Neujahr in melodisch gefügten Worten dem Gatten ihr liebend Herz erschlossen; sie sah noch, wie er sie betrachtete und dann in die Arme schloß. Er war damals erst vor wenigen Tagen aus dem Feldzug heimgekehrt, und die Empfindung dieses Wiedersehens nach banger Trennung hatte die Frau in bräutlicher Glückseligkeit erfaßt und im Worte festgehalten. Und jetzt sang sie zu einer alten Melodie das von ihr selbst gedichtete Lied:



O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit dir die Freuden und den Schmerz!

II.



Die Besuche schienen indeß heute, wie man sagt, einander die Thür in die Hand zu geben. Gegen Mittag kam ein Bernerwägelein angefahren, hielt vor dem Hause still, und ein Bäcker, am grauen Kleide kenntlich, stieg ab. Er nestelte den einen Strang des Pferdes los, grüßte die alte Frau Kodweiß, die zum Schiebfensterchen im Erdgeschoß heraussah, und fragte:

„Ist der Bruder nicht zu Haus?"

„Ei, Ihr seid's, Herr Schultheiß?" rief Frau Kodweiß und kam auch alsbald auf die Straße, dann sagte sie: „Nein, er ist beim Manöver, es ist ja heute der letzte Tag; Ihr müsset bleiben bis er kommt. Wie wird Der sich freuen! Er ist gar anhänglich an die Seinen und besonders an den Bruder Schultheiß."

„Thut mir leid, kann nicht bleiben, muß spätestens morgen Früh daheim in Bittenfeld sein. Wie geht's der Frau Schwägerin? Ist sie noch wohlauf oder komme ich recht zur Kindtaufe?"

„Grüß Gott, Schwager!" grüßte die Hauptmännin zum Fenster des oberen Stockes heraus, „kommet doch herauf."

„Ja, ja, komm' gleich."

Der Schultheiß warf zuerst seinem Pferd ein Bund Heu vor, dann ging er mit der Mutter hinauf in die obere Stube, schüttelte der Schwägerin wacker die Hand und sagte scherzhaft: „Da ist noch Alles gut bei einander und sie sieht prächtig aus; aber jetzt nur diesmal einen Prinzen, Frau Schwägerin, dann soll ein Tag werden, an dem sich ganz Bittenfeld freut, denn bei mir daheim ist doch eigentlich der Urstamm."

In ihrer Verlegenheit bat die Hauptmännin, man möge nach dem Vater schicken.

„Wo ist er?"

„Draußen am Neckar beim Holzverladen."

„Wie geht's mit dem Holzhandel?" fragte der Schultheiß, der sich nicht lange bei sogenannten Gemüthlichkeiten aufhielt, „wie ich höre, soll's gut gehen, aber es ist doch ein gefährlicher Handel," fuhr er sogleich fort.

„Ja, ja," ergänzte die Mutter, „mein Mann ist leider Gottes so eigensinnig. Er hat sich da eine Holzniederlage errichtet, sie ist geschickt, aber alle Leute sagen, und ich meine es auch, sie sei gefährlich. Wenn einmal ein rechtes Wasser kommt, kann es — Gott bewahre uns davor — in Einer Nacht unser Hab und Gut mit fortschwemmen. Und es ist doch keine Kleinigkeit, wenn man denken muß: jetzt regnet's schon lang, oder, jetzt kommt der Eisgang und nimmt Einem den Boden unter den Füßen weg. Helfet nur, Herr Schultheiß, daß er vorsorglicher wird, Ihr geltet viel."

„Da kann ich nichts machen," sagte der Schultheiß. Er mischte sich nicht gern in fremde Händel; er blieb für sich und ließ Andere auch für sich.

Als die Hauptmännin ihm jetzt ein Glas Kirschwasser einschenken wollte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Student bereits Alles vertilgt hatte. Die Hauptmännin wollte es verbergen, Frau Kodweiß aber merkte es und sagte: „Der Vetter Student ist heute dagewesen, und wo der eingekehrt ist, da ist hinter ihm der Garaus. Ja, wenn man die Wissenschaften auch so trinken könnte, wie Bier und Wein und Kirschwasser, wäre der der Gelehrteste so weit man schreibt."

Die Hauptmännin suchte den Studenten zu vertheidigen. Sie erkannte, daß das hochtrabende Gebahren des Studenten auch aus einer gewissen höheren Natur, die ihm innewohnte, hervorging, und sie sagte: „Es ist etwas Reines und Gutes in dem Vetter Student, das eben noch keine rechte Heimath in der Welt hat."

„Ja, ja," sagte die Mutter halb scheltend, „du siehst in einem Jeden was Besonderes." Hocherröthend erklärte die Hauptmännin, daß sie dafür auch glücklich sei in der Welt, und daß sie sich's nicht nehmen lasse, daß überall, wohin man schaue, wenn man nur auf den Grund gehe, sich Herrlichkeiten aufthun, die die Welt zum Paradies machen."

„Die Frau Hauptmännin hat etwas von unserer Mutter selig," sagte der Schultheiß, „die hat auch immer nur Gutes von allen Menschen geredet, an das Gute in jedem Menschen geglaubt, und hat auch tausendmal gesagt: Glaubet nur dran und ihr werdet sehen, es kommt heraus! Schade, daß Ihr, Frau Schwägerin, und unsere Mutter selig einander nicht gekannt haben. Ihr hättet rechtschaffen Freud' an einander gehabt."

Das Antlitz der Hauptmännin strahlte, denn es gibt für ein reines Gemüth nichts Beglückenderes, als eine Genossenschaft für seine Zuversicht kennen zu lernen, und hier war es noch die eigene Schwiegermutter, die aus der Ewigkeit heraus ihr zugesellt wurde.

Frau Kodweiß, die keine Bewirthung mit Worten gelten ließ, rief in die untere Stube, man möge Etwas zum Imbiß heraufbringen, worauf der Schultheiß entschieden sagte, daß er nichts nähme; er wolle warten bis zu Mittag, er müsse dann gleich fort und fahre hinüber in's Lager.

Die Hauptmännin, ihr kleines Töchterchen an der Hand führend, geleitete den Schwager hinaus an den Neckar zum Vater.

Auf dem Heimweg hielt man sich noch kurz bei der Pathin des Töchterchens auf; denn in der alten Zeit der Gastlichkeit gehörte ein Verwandtenbesuch auch alsbald den Freunden, ja fast dem ganzen Städtchen. Die Frau Collaboratorin — sie war die Wittwe des Collaborators Ehrenmann — gehörte zu den nächsten Freundinnen der Hauptmännin; sie geleitete dieselbe mit ihrem Besuche bis zum elterlichen Hause. Von allen Seiten wurden sie freundlich begrüßt, und Viele sagten, daß es schön sei, daß der Herr Schultheiß auch zum Manöver komme. Die Collaboratorin, die viel einsam denken mochte, bemerkte darauf: „Die Menschen bleiben doch ewig Kinder, Jedes denkt nur an sein neues Spielzeug und meint, wer aus



der Ferne kommt, muß auch davon wissen und wegen nichts Anderem daher gekommen sein."

Der Schultheiß sah die Collaboratorin betroffen an. Wo ist denn Die daheim, daß sie so von oben herunter redet? mochte er denken. Er gab sich indeß keine Mühe, das zu erklären.

Das Essen war fertig, es läutete elf Uhr von der Alexanderkirche, und der alte Kodweiß befahl, daß man anrichte, obgleich der Student noch nicht da war: „Der kommt zum jüngsten Gericht zu spät," sagte er, „auf den kann man nicht warten."

Man saß bereits bei Tisch, als der Student ankam, mit zwei Männern, die einen großen Stein auf einer Bahre trugen und in der Einfahrt abluden; in der Stube verkündete der Student sogleich laut, daß er einen Stein gefunden habe, der offenbar Ueberbleibsel des römischen Castrums in der Gegend sei, es sei nichts mehr

und nichts weniger als ein Altar des Vulkan, dessen Erklärung ihn berühmt machen werde in der ganzen Welt, und der Junge, der jetzt geboren werde, den setze er gleich auf den Altar.

„Der Stein könnte doch ein bischen zu kalt sein für das junge Kind," entgegnete der alte Kodweiß, „und setzt Euch, Herr Student, sonst fliegen die Leberspatzen da alle davon in unsern Magen. Aber jetzt ist's gut, Ihr kommt von einem Lager in's andere. Ihr seid draußen im Römerlager gewesen und jetzt fahrt Ihr heute mit in's Württemberger Lager hinüber. Ja Alle, die wir da sind, fahren wir nach Tisch hinüber nach Ludwigsburg. Der Hauptmann wird schauen, wenn er auf Einmal Revue über seine ganze Familie halten kann."

„Ich kann nicht mit," sagte Frau Kodweiß. „Und es muß doch Eines das Haus hüten."

„Und ich möchte auch daheim bleiben," setzte die Hauptmännin hinzu, „ich hab's wohl meinem Mann versprochen, daß ich zu ihm komme, aber ich mein', es wäre nicht recht, wenn ich's thäte."



„Du mußt mit," sagte der alte Kodweiß, und der Schwager und der Student baten ebenfalls, und selbst das kleine Töchterchen rief: „Ja, Mutter, wir wollen zum Vater und zu seinen vielen Soldaten."

Während sich der Student Leberspatzen und Sauerkraut und dazu den Marbacher Heurigen wohl munden ließ, führte er mit guter Laune den lustigen Vergleich aus, was man im Gegensatz zu einem römischen Lager von einem heutigen Lager in künftigen Tagen ausgraben werde: da werde man finden eine zerbrochene Flasche, eine Puderbüchse, einen Frisirmantel und einen abgerissenen Zopf, eine Weste ohne Hintertheil und eine kunstreiche Wade von Watte — und über diese Herrlichkeiten werden sich die Alterthumsforscher künftiger Jahrhunderte die Köpfe zerbrechen.

Alles rüstete sich zur Abfahrt und der Student hatte schließlich keine weiteren Zuhörer mehr als den Schultheiß von Bittenfeld. Aber es war ihm gleich, wem er seine erhabenen Gedanken mittheilte, wurde er ja doch von Niemand verstanden in der ganzen weiten Welt, und es war ihm nur darum zu thun, sich mit den gehörigen Kraftausdrücken kund zu geben inmitten dieser erbärmlichen Welt, die einen Geist wie den seinen nicht fassen und keinen Raum für ihn haben konnte.

Der Schultheiß nahm dem Student Alles, was er sagte, geduldig ab, denn er rauchte dabei behaglich eine Pfeife; und es läßt sich gar nicht sagen, was man Alles anhören kann, wenn man dabei raucht.

III.

Der alte Kodweiß hatte zwei Pferde von einer Holzfuhre genommen und an das doppelsitzige Bernerwägelein gespannt; er saß mit dem Enkelchen auf dem Vordersitz und versprach der Mutter, die es bei sich haben wollte, gut auf dasselbe Acht zu haben. Der Student und die Hauptmännin nahmen den zweiten Sitz ein. Der Schultheiß mit seinem Einspänner hielt hinter ihnen. Die Nachbarn standen umher und schauten zu. Diejenigen, die auch in das Lager wollten, schauten fragend auf, ob sie der Bäcker nicht aufsitzen heiße, und die daheim bleiben mußten, betrachteten mit einem wehmüthigen Tugendgefühle die Wegfahrenden: sie harrten pflichtgetreu aus, sonst wäre ja das ganze Städtchen wie ausgestorben; nein, sie ließen sich nicht verleiten, auch der Lustbarkeit nachzurennen, obgleich ihnen von allen denen, die jetzt ruhig dahinziehen können, Niemand dafür Dank wußte, und gewiß Niemand daran denkt, ihnen für ihr Wächteramt auch nur eine Kleinigkeit mitzubringen. —

Die Hauptmännin befahl noch der Magd, daß sie zwei Bündel Stroh hinten in den Wagen lege.

„Zu was soll das?“ fragte der Vater rückwärts gewendet.

„Ich kenn' Euch ja, Vater,“ sagte die Hauptmännin, „Ihr lasset doch bei der Heimfahrt Manchen, dem der Weg zu viel ist, mit aufsitzen, und da sollen sie wenigstens gut sitzen können und nicht auf der harten Wagenleiter hocken.“

„Unsere Frau Hauptmännin ist eine große Seele,“ rief der Student, „wohlthätig für die Nachkommenden, für die Zukunft. Das will ich dem Sohn, der geboren wird, berichten, daß er dessen würdig sei.“

„Wartet bis dahin, und ich bitte jetzt um ein wenig Ruhe; ich meine, ich sollte doch zu Hause bleiben,“ entgegnete die Hauptmännin.

„Nein, nein, jetzt wird nicht mehr abgestiegen!“ rief der alte Kodweiß. „Hü! in Gottes Namen,“ und fort rollten die beiden Gefährte.

Man war kaum eine halbe Stunde gefahren, als die Hauptmännin anzuhalten bat, aber jetzt im Gehen wurde es ihr wieder wohler. Der Student war mit ihr abgestiegen und war überaus zart und aufmerksam gegen sie, und die Hauptmännin sagte, es sei ihr so wohl zu Muthe, sie könne es gar nicht aussprechen, und überhaupt fühle sie sich jetzt gar nicht beschwert, vielmehr als ob sie immer nur schwebe.

Der Student erklärte, daß, wenn ein großer Gedanke uns bewege und in uns lebe, wir nichts von unserem Körper fühlen, es ist, als ob der Gedanke uns banne und hochhielte, wie viel höher muß es danach sein, wo ein wirkliches zweites Leben sich in Einem regt, das muß tragen und heben. Er erzählte die Legende von Maria, die über den Berg ging und so ruhig athmete, als ob sie still sitze, denn das Kind unter ihrem Herzen trug die Mutter.

„Sie haben doch auch viel Schönes im Kopf," sagte die Hauptmännin; dann sprachen Beide lange nichts mehr, bis man in der Ferne Signale hörte und Staubwolken aufwirbeln sah. Jetzt rief der Vater, die Hauptmännin solle aufsitzen, er fahre nur noch im Schritt. Sie mußte willfahren, und der Vater stieg selber ab und führte die Pferde an der Hand, damit sie nicht von dem Trommeln, Schießen, Blasen und Pfeifen wild würden.



Man war endlich am Lagerplatz angekommen. Unabsehbar weit reihte sich Zelt an Zelt; wo sonst nur das Korn wogte, waren jetzt Tausende von flüchtigen Menschenwohnungen, und in großen und festen Reihen zogen die Soldaten auf unter klingendem Spiel, und dort hielt der Herzog mit seinem Generalstab. Die Reihen salutirten und riefen Hurrah. Der Herzog grüßte wieder.

Man hatte die Pferde an einen Baum gebunden, und Vater und Tochter und Enkelchen standen auf dem Wagen und schauten zu; der Student hatte sich alsbald unter die Menge verloren.

„Jetzt kommt das Regiment, bei dem dein Vater ist," rief die Hauptmännin und hielt ihr Kind fester an sich und schaute erhabenen Blickes aus. Ihr Blick hatte etwas Allmäliges, nicht rasch, nicht blitzend, aber man sah's, er erfaßte und durchdrang das Angeschaute. Und es gibt einen Blick des Auges, der gleich dem Sonnenstrahl die Dinge erwärmt, die er bescheint. Sie war eine schöne Gestalt, hoch aufgewachsen, mit schlankem Hals, mit weißem Antlitz, das die Sommersprossen nicht entstellten, sondern eher dessen Glanz milderten; sie hatte röthlich blonde gelockte Haare, und Alles an ihr bekundete die Mutterhoffnung. Jetzt erglänzte ihr hellblaues Auge noch heller, denn sie sah ihren Mann an der Spitze seiner Schaar daherkommen, gemessenen Schrittes, und Alles klang und sang, und jetzt vor dem Herzog riefen sie Alle Hurrah, und der

Vater schwenkte den Degen und er blitzte im Sonnenschein, jetzt schwenkte er ihn nochmals, und sie hatte gewiß nicht unrecht gesehen, er hatte sie bemerkt, der Gruß galt ihr. Er konnte nicht aus der Reihe treten, ihr nicht zurufen, nicht die Hand reichen. Er grüßte zum dritten Mal deutlich und nickte dabei, er sah freudig aus jetzt an der Spitze seiner Schaar, denn sonst war der eben erst 36 Jahre alte Mann oft verdrossen und hatte viel zu klagen, daß er eigentlich nicht zu dem käme, was er im Leben sein könnte. Er fühlte einen Trieb nach Wissenschaft, nach großer Bethätigung in sich. Nun aber, in dieser Stunde, sah er doch so



freudig aus, so froh gespannt, und als müßte er's hören, als müßte er's fühlen, was sie sprach und empfand, sagte sie in die weite Luft hinaus: „Gottlob! Gottlob, daß du so glücklich bist." Sie wußte sich nicht zu helfen, sie hob ihr Kind auf und küßte es inbrünstig.

Der Vater war wieder verschwunden, nicht mehr zu erkennen in der großen Masse derer, die gleich ihm bekleidet waren, und die Frau setzte sich nieder und hielt die Hand vor die Augen. Sie wollte nichts mehr sehen, alles Andere kümmerte sie nicht, und in ihr regte sich's wunderbar.

IV.



„Neubackene Mütschele, Bretzeln, Wecken kauft! Sind die brävsten, sind vom Bäcker Kodweiß von Marbach! Kaufet! Kaufet!“ so wurde die Hauptmännin angerufen. Sie schaute auf, und Frau Schöllkopfin, der sie zuletzt noch den Auftrag gegeben, stand vor ihr; sie war aber durchaus nicht freundlich, denn sie rief laut:

„Was? Was ist denn das? Sag' ich vor einer Stunde dem Herrn Hauptmann, daß die Frau Liebste nicht kommen kann; und jetzt ist sie da und macht mich zur Lügnerin? Das nächste Mal gebt Euren Auftrag einem Andern, aber nicht mir. Und man soll's nicht wünschen, aber Spaß wär's doch, wenn das Kind da mitten in dem Durcheinander auf die Welt käme. Hui! das wäre lustig! Und dort geht der Herzog und die Haupt-Italienerin mit der Anderen, sie haben blaue Schuhe an, das ist ihre Uniform, die kämen gleich daher und thäten Gevatter stehen!“

Die Hauptmännin wehrte ab und beruhigte endlich Frau Schöllkopf, indem sie ihr versprach, daß sie auch mit heimfahren dürfe.

„Und das bleibt fest!“ rief Frau Schöllkopfin. „Ich bin müd wie ein Jagdhund. Ich kann mich nicht dazu bringen, wie die Anderen, still auf einem Fleck zu sitzen, ich muß mit meinem Kram herumlaufen; und seht, es ist auch besser so, ich bin bald beim Kehraus. Aber ich hab' im Gedräng einen falschen Sechser für gut eingenommen, den müsset Ihr mir für voll einrechnen, und nicht wahr, Ihr thut's?“

„Ja, ja,“ versprach die Hauptmännin, und Frau Schöllkopf ging, ihre Waare anpreisend, weiter.

Jetzt endlich kam der Hauptmann; er sah schmuck und stattlich aus, wie er sich den Tressenhut vom Kopf nahm und den Schweiß von der Stirn trocknete. Er war von kleiner gedrungener Gestalt und seine Stirn war hochgewölbt. Dabei hatte er nicht nur heute, sondern immer eine soldatisch straffe Haltung. Er küßte das Kind und hob es von dem Wagen herab, der Frau aber reichte er hier vor den Augen Aller nur die Hand. Er ließ durch einen Soldaten einen Stuhl aus dem nahen Schenkzelte holen und half der Frau absteigen, was nur mühsam geschah. Als sie auf dem Boden stand, sagte sie: „Zürne nicht, lieber Mann, daß ich es gewagt

habe, jetzt zu dir herauszukommen; ich mache mir schon selber Vorwürfe genug, aber dein Bruder und der Vetter Student haben mir keine Ruhe gelassen."

„Du bist ein stark Soldatenweib," erwiderte der Mann; „und was wir noch bekommen sollen, mit Gottes Hülfe soll's auch stark werden und nicht verweichlicht."

Nun reichte der Hauptmann dem Bruder beide Hände und schüttelte sie ihm wacker, dann führte er Bruder, Schwiegervater, Frau und Kind nach seinem Zelte.



„Du siehst wohl aus!" sagte der Bruder, „das Soldatenleben scheint dir doch jetzt mehr Freude zu machen."

„Ja, ja, an solchen Tagen macht's lebendig. Aber Bruder, du hast das bessere Theil erwählt, bist daheim geblieben im elterlichen Haus, baust deinen Acker, bäckst dein Brod und hast nach Niemand in der Welt was zu fragen, und brauchst nicht zu warten, bis man dir deine Ehre gibt. Wenn man sich von dem täglichen

Leben mit seinen Geschwistern lossagt, sollte man die ganze Welt dafür gewinnen. Wenn man nicht was Rechtes, Großes wird in der Welt, ist's am besten, man bleibt daheim in den alten beschränkten Verhältnissen. Ich spür's, ich hätte was Ganzes werden können in der Welt, aber ich werde es nie. Meine Jugend ist verpfuscht worden. Und als verheiratheter Mann erst einen Beruf suchen und sich darin zu was Rechtem machen wollen, das heißt noch selber wachsen wollen, während man schon Kinder hat. Jetzt gehört das Wachsen den Kindern, und der Vater bleibt wie er ist. Ich lasse aber doch nicht ab, bis ich Etwas finde, woran ich sehe, warum ich da bin. Mir wäre jetzt das liebste, wenn ich nichts als Bäume pflanzen könnte auf der Welt."

Etwas verdrossen sagte der Schultheiß: „Du weißt ja, man hat an dir gethan, was in unserm Stand eben erschwinglich war."

Und der Hauptmann erwiderte: „Ich mache Keinem einen Vorwurf, es hat dabei Niemand anders gekonnt, aber daß ich eben Chirurg, Barbier war, das geht mir mein Lebenlang nach. In mir wollt' ich's schon verwinden, aber meine Kameraden vergessen's nicht, sie spötteln noch immer gern darüber, und es ist nicht gescheit von mir gewesen, daß ich daheim in Kriegsdienst gegangen bin. Sind Sie nicht ein Vetter von dem und dem? Das ist die erste Frage, die man in unserm Schwabenländle immer hört. Ich hab' mich meiner Verwandtschaft Gottlob nicht zu schämen, aber die Leute möchten mit den Fragen doch Einem immer gern den Rock ausziehen und einen andern anthun. In einem andern Land hätte ich's weiter gebracht. Aber genug! Jetzt bin ich froh, daß ich dich bei mir hab', und ich hab' das Beste auf der Welt: ich hab' eine rechtschaffene Frau. Brauchst die Augen nicht niederzuschlagen, Elisabeth! Vor meinem Bruder darf ich mich doch meines Glückes rühmen. Jetzt bleibst du aber auch ordentlich bei uns, Johann. Ich kann mich erst recht freuen, wenn ich weiß, wie lange ich eine Freude habe."

„Ich muß noch heute Abend heimezu. Ich habe Leute nach Waiblingen bestellt und die warten auf mich."

„Nun gut, so wollen wir die paar Stunden lustig sein. Hast du nicht gesagt, Frau, daß der Vetter Student auch da sei?"

„Ja, aber er ist verschwunden, wie wir angekommen sind."

Der Hauptmann wollte seinen Burschen nach Speise und Trank schicken, aber der alte Kodweiß sagte: „Heut' kriegt man nichts Ordentliches hier, darum habe ich von unserm guten rothen Schalksteiner mitgebracht, und da ist auch ein gut Essen."

Man saß wohlgemuth beisammen, die Brüder erzählten einander von ihrem Leben, und der Hauptmann konnte nicht genug rühmen, wie tapfer sich seine Frau benähme, sie habe ihn, trotzdem sie nichts auf der Welt mehr liebe als ihn, schon zweimal ohne Widerrede in den Krieg ziehen lassen, nur damit er es höher bringe, denn die Ausübung der Wundarzneikunde hatte ihn in Marbach nicht genährt und auch seinem Streben nicht genügt, und er hatte nichts mehr zu wünschen in

der Welt, als daß ihm die Vorsehung einen Sohn schenke, dem er das einbringen wolle, was an ihm verfehlt worden sei.

„Ja, ja," sagte der Bruder Schultheiß, „du hast dein Lebenlang immer Plane gehabt; du lebst in der Minute nur gut davon, wenn du dir ausdenkst, wie's immer weiter wird, immer schöner, immer größer." Er erzählte nun der Frau, wie der Bruder Kaspar in dem kleinen Dorfe Bittenfeld bei Waiblingen, als der Vater schon früh gestorben war, sich allerlei Abenteuerliches ausdachte, was man in der Welt ausführen könne.

Die Wiedererweckung vergangenen Jugendlebens that dem Hauptmann und seiner Frau gleich wohl, und der alte Kodweiß drückte sein Behagen nur damit aus, daß er einem Jeden mit den Augen winkte, auszutrinken, und dann wieder frisch einschenkte.

Endlich kam der Student und rief mit vollem Lachen: „Mir geschehen die besten Abenteuer."

Er konnte vor Lachen kaum anfangen, bis er endlich berichtete: „Wie wir ankommen, denke ich: ich muß mich doch unter das Getümmel mischen, und suche nach einem Platz, um Alles gut zu überschauen. Da sehe ich ein paar Ludwigsburger Neu-Residenzler, sie kommen heran, wohl versehen mit Speis' und Trank, und haben eine Leiter und steigen damit an einem Baume in der Allee hinauf. Kaum hat aber der Letzte den Ast erfaßt und will die Leiter nach sich ziehen, ja, prosit Mahlzeit! Da ziehe ich ihm die Leiter weg, lege sie an einen andern Baum an und steige auch hinauf. Die Spießbürger schimpfen was sie können, aber das kümmert mich nicht, das erlustigt mich nur. Aber hinter mir drein steigen auch noch Andere auf meine geraubte Leiter, ich muß nur machen, daß ich auf den Baum komme; und richtig, noch eine dritte Partie macht es mir nach und stiehlt uns die Leiter, sie legen die Leiter an einen dritten Baum und ihnen gelingt es, dieselbe nachzuziehen. Jetzt hättet ihr das Schimpfen hören sollen von einem Baum zum andern, und unwillkürlich stellte sich ein Stück Griechenthum, ein Stück olympisches Fest mitten in eine durchlauchtigste herzoglich württembergische Zopfparade hinein: Drunten der griechische Chor der Volksmenge, der die Empfindungen der auf der Höhe des Daseins Hangenden und ihre Wechselreden mit klassischen Betrachtungen ausdeutete; sie klatschten und pfiffen, je nachdem die antiken drei Schauspieler auf den Bäumen einander gut heimbezahlten. Wir spielten auf einer wahrhaft hohen Bühne ohne Wechsel der Decorationen. Eine Weile wurde es still, so lange die Heerschau an uns vorüberzog, die Musik ertönte und salutirt wurde; auch wir von den Bäumen schrieen Hurrah! und Hoch! Und die Spießbürger auf dem ersten Baume schwenkten ihre Flaschen. Als aber die Heerschau vorüber war, da ging der dreifache Chorus aus den Bäumen von Neuem los."

Der Student ahmte das Schimpfen, Schelten und Schreien der verschiedenen Gruppen und dabei die vielfachen Zurufe des Volkes aus der Tiefe so glücklich nach und wußte namentlich die Stimme eines Kropfigen so lächerlich geschickt wiederzugeben, daß die Frau Hauptmännin rief:

„Um Gotteswillen, haltet ein, ich halt' es nicht aus vor Lachen."

Nun erzählte der Student rasch zu Ende, wie dann alle drei Gruppen mit Hülfe der Polizei, die allen Zauber löst, von ihrem Banne auf den Bäumen befreit wurden, und wie die große Menge sie mit Jubel begrüßte und noch lange verfolgte.

Die Erzählung dieses Zwischenfalles brachte neue Heiterkeit in das Zelt und der Hauptmann fragte den Studenten, ob er noch immer sein Examen nicht gemacht habe.

„Ich glaube, ich werde unexaminirt sterben und von den vier Fakultäten im Jenseits auf Einmal zum Doctor gemacht. Aber ich bleibe auch nicht in dem kurzbeinigen, gestauchten Schwaben-Ländle, wo hinter jeder Pfarrscheuer ein eingebildetes Genie hockt, das da glaubt, die ganze übrige Welt mit Geringschätzung über die Achsel ansehen zu können."

Die Hauptmännin, die sich eine „gute Schwäbin" nannte, vertheidigte indeß das schöne Heimathland mit seiner unverwüstlichen Bürgertugend und seinen tiefen Quellen inniger Gemüthserquickung. Sie nannte es undankbar, wenn man, weiteren Zielen zustrebend, das geringschätze und vergesse, was die Heimath uns in's Herz gepflanzt. Ihre Wangen glühten, da sie dies sprach, und nicht ohne Geschick wußte sie dabei nach Frauenart auch zugleich die früheren Unmuths-Aeußerungen ihres Mannes zu widerlegen. Er fühlte das und faßte nur still nach ihrer Hand.

Der Hauptmann war indeß auf seinen Lieblingsgedanken gekommen, und das war, daß ihm keine Mühe, kein Opfer zu schwer wäre, um sein mangelhaftes Wissen zu ergänzen. Er erzählte, daß er da, wo er bei dem Chirurg in der Lehre war, eine Lebensbeschreibung Alexanders von Macedonien gefunden habe, an der die letzten Bogen fehlten, und wie ihn das gequält habe; und fast so sei sein Leben und Wissen auch: es fehlten die letzten Blätter und sie wären nicht mehr zu ergänzen. Der Student gab ihm in spöttischer Weise Recht. Er konnte das Streben des Mannes nicht recht begreifen. Denn wer den regelmäßigen Gang durchlaufen, wer die niederen und dann die höheren Schulen besuchte und methodisch geleitet wurde, der versteht nur schwer den Heißhunger nach Wissen, wie er sich in Dem ausbildet, der sich allein und aus der Hand des Zufalls Wissenschaft und Erkenntniß erobern muß: wie da ein Buch, das ihm plötzlich zukommt, zu einem alleinigen und doch fremdartigen Führer wird, es fehlt der Zusammenhang, in dem es im Reiche des Wissens steht, und der einsam Arbeitende und Denkende knüpft an das Vorliegende die abenteuerlichsten Erlebnisse und glaubt sich wunder wie groß in seinem Besitzthum; erst später erkennt er, welch einen dürftigen Ausschnitt aus dem großen Reiche des Wissens er übersah und durchforschte.

Der Schalksteiner kam der Laune des Studenten wohl zu Hülfe und er gefiel sich wiederum darin, einen Vergleich des Zeltlebens vor Troja mit dem jetzigen zu machen. Der Hauptmann und seine Frau nickten lächelnd, als er ihnen die Rollen von Hektor und Andromache zutheilte; sie mochten fühlen, daß es in jeder Lebenslage und in jedem Zeitgewande gegeben ist, die echte in sich gediegene menschliche Kraft zu bewähren.

Der Bruder Schultheiß verabschiedete sich und auch der alte Kodweiß drängte zur Heimfahrt. Er wollte nicht beim Feuerwerk bleiben. Als die Hauptmännin sich zum Fortgehen anschicken wollte, fiel sie ihrem Mann um den Hals, verbarg ihr Antlitz an seiner Brust und sagte: „Um Gotteswillen, Mann, ich fürchte, ich fürchte, ich kann nicht mehr heim; ich fühle mich Mutter werden.“

Der Hauptmann erblaßte, er hieß alle Anderen hinausgehen, da hörte man plötzlich vor dem Zelte die Stimme der Frau Schöllkopfin, sie rief:

„Meister Kodweiß, das Geschirr ist leer, es gibt morgen schön Wetter! Euer Brod steckt in hundert Magen und Eure Tochter hat mir versprochen, daß ich mit Euch heimfahren kann. Geht's denn nicht bald fort?“

„Ruf' mir die Frau herein,“ sagte die Hauptmännin drin im Zelt. Der Hauptmann ging hinaus, er stand eine Weile erbebend bei dem Vater und dem Vetter. Bald kam Frau Schöllkopfin wieder aus dem Zelt und sagte:

„Schnell anspannen! Es kann noch gut werden. Aber es ist höchste Zeit! O! Ihr Männer! Ihr Männer! Was thun nicht die Weiber um Euch. Geht die gute Frau in solchen Umständen noch daher, um ihren Mann zu sehen, und er, er lauft, wenn die Trommel gerührt wird, wie's ihm einfällt, nach den Niederlanden und nach Böhmen in den Krieg. Was steht Ihr da, wie die Kuh vor dem neuen Thor? Machet, daß der Wagen herkommt, sonst hat das arme Kind nicht einmal einen Ort, in dem es geboren und heimathberechtigt ist.“

„Ein im Feldlager geborener Sohn, das wäre herrlich!“ rief der Student; aber Niemand hörte auf ihn. Der alte Kodweiß eilte nach dem Wagen, und der Hauptmann, der das Töchterchen dem Vetter übergab, zu seinem Oberst. Der Oberst Friedrich von der Gablenz ertheilte dem Hauptmann gern den Urlaub, da andern Tages nur noch die Entlassung der zu den Herbstmanövern Einberufenen zu bewerkstelligen war. Ja, der Oberst versprach, als Taufpathe zu erscheinen, wenn das Neugeborne ein Knabe sei.

V



Es war ein milder November-Abend, wie er in den schwäbischen Reblanden sich auch manchmal noch im Spätherbst einfindet. Die Nacht war schnell hereingebrochen. Unter dem Schutze des Dunkels wurde die Hauptmännin ohne Aufsehen auf den Wagen gebracht. Das Stroh, das sie für Andere vorsichtig mitzunehmen befohlen, kam ihr jetzt zu statten. Die Zeltdecke wurde darüber gebreitet und sie mit einer andern Decke zugedeckt, so daß sie fast wie in einem Bett lag. Eine Hauptsorge war, das Töchterchen zu beschwichtigen, das immer weinte und schrie, da es mit der Mutter so fremd hantieren sah.

Bis man das Gelärme hinter sich hatte, gingen die drei Männer neben dem Wagen, um Neugierige und Störende abzuhalten. Frau Schöllkopfin saß neben der Hauptmännin. Als das Toben und Lärmen nur noch von ferne erscholl, that es der alte Kodweiß nicht anders, die Herren — der Hauptmann und der Student — mußten auch auf den Wagen sitzen. Er selber führte die Pferde an der Hand, denn dort vom Lager her prasselte und knatterte es und manchmal stiegen Raketengarben, feurige Bienenkörbe und buntfarbige Leuchtkugeln zum Sternenhimmel hinauf.

„Mit dem, was dieses Feuerwerk kostet, könnten Tausende sich diesen Winter erwärmen," sagte der Student, „aber das dumme Volk gafft zu und denkt nicht daran, daß man ihm seine warme Stube in die Luft schmeißt. Doch nein, ich habe Unrecht, ich habe heute ein Lied gehört, das in vier Zeilen die ganze Last zusammenbündelt, die auf unserem Volke lastet:

O lieber Tod von Basel,
Was haben wir denn than,
Daß du uns arme Schwaben
Willst nimmer leben lan?"

Der Hauptmann bat dringend und streng um Stille. Er beugte sich hinüber zu seiner Frau und fragte, wie es ihr ergehe.

„Gut!" erwiderte sie leise; „sei nur nicht so ängstlich, sei nur ruhig, und jetzt dank' auch der Vorsehung, daß du das geworden bist, worüber dich deine Kameraden, wie du glaubst, scheel ansehen; das gibt mir jetzt besondere Beruhigung, und sieh, von dem Tag an laß dich's nicht mehr verdrießen, und was auch wahr oder nicht wahr

daraus kommt, denke nur: daß ich jetzt deßwegen auch ruhig bin, das ist ein Segen, dem nichts gleichkommt. Gelt, Kaspar, du bist nie mehr betrübt darüber? Sag' mir das jetzt und ich bin glücklich!"

Er faßte schnell ihre Hand, küßte sie, und sie fuhr fort: „Wie ich vorhin ein wenig eingeschlafen bin, da war mir's, als sähe ich dich, wie du im vorigen Jahr in Böhmen warst; und einmal habe ich dich gesehen als Lieutenant und einmal als Feldarzt und einmal als Feldgeistlicher. Du bist ja auch Alles auf Einmal gewesen,



wie sie dir Alle nachrühmen. Danke der Vorsehung für die vielen Gaben, die du hast, und laß uns still beten, daß sie solche auch unserm Kinde schenke."

„Red' jetzt nicht so viel," sagte der Hauptmann. „Ich weiß Alles, ich kenne deine innersten Gedanken. Halte dich nur recht ruhig."

Er setzte sich wieder still auf den Vordersitz und ein Glücksgefühl ohne Gleichen kam über ihn. Er sah, was er an seiner Frau hatte, und sein einziger Wunsch war, daß ihn Gott das noch lange sehen und erkennen lassen möge. Der ganze

Himmel glitzerte und flimmerte in Sternenpracht, und der Hauptmann schaute still hinauf; da sagte der Student, der neben ihm saß:

„Der Bursch wäre zu beneiden, wenn er heute, am Vorabend des Luthertages, wie Luther selbst unter freiem Himmel geboren würde.“

Der Hauptmann antwortete nichts und hielt dem Vetter nur die Hand auf den Mund, daß er doch fortan schweigen möge.

Singend und jauchzend zogen Manche vorüber, die aus den Lustzelten von der Heerschau heimkehrten. Der Hauptmann hätte gern, wie dem Studenten, so allen Menschen den Mund zugehalten, daß sie seine Frau nicht aufwecken und beunruhigen möchten; sie fühlte das, was der vor ihr Sitzende dachte, denn sie sagte leise zu Frau Schöllkopfin: „Saget meinem Mann, daß das Singen und Schreien mich gar nicht stört; ich bin wohl und wach, nur darf ich mich nicht rühren.“

Der Hauptmann küßte still den Trauring an seiner Hand, als ihm Frau Schöllkopfin diese Worte berichtete.

Man fuhr still dahin. Die Frau, die mit offenen Augen in dem Wagen lag, schaute hinein in das zahllose Heer der Sterne, und sie fühlte sich hineingehoben in das All und wußte nicht mehr, wer sie war, woher sie kam und wohin sie strebte. Die ganze Welt war Eins, ein Mutterherz pochte im All.

Mutterseelenallein! Wenn du das Wort hörst, wenn du es empfindest, berührt es dich wie Glockenklang den tief im Walde Verborgenen; Wehmuth und Genügen, Verlangen und gestillte Sehnsucht begegnen einander in diesem Wort, und die Welt ist in dir und du in der Welt, es gibt keine Trennung mehr, und doch bist du allein, aber das All ist im Einen.

Der Student auf dem Vordersitz sagte jetzt leise zu dem Hauptmann: „Der griechische Philosph Plato behauptet in seinem Phädon: all unser Lernen sei nur Erinnern, und die Thatsache, daß wir im Leben oft Dinge wahrnehmen, betrachten und inne werden, die wir schon einmal gesehen, erlebt und geträumt zu haben glauben — komme daher, weil sich die Seele eines Vorlebens erinnere, das diesem unserem jetzigen Dasein vorausgegangen sei. Ich möchte aber sagen, daß es nichts ist als das Erwachen der Gedanken, Träume und Phantasien, die die Mutter hatte, derweil sie das Kind unter dem Herzen trug. Es läßt sich nicht fassen, wie das einwirken mußte auf das ganze Dasein des Kindes, und auch das Samenkorn still in der Erde entwickelt und entfaltet sich unsern Blicken ungesehen. Wir wissen nur das, was außerhalb im Licht erscheint. Und jetzt, wie geht die Unendlichkeit vor uns auf, die Unendlichkeit der Welt und des Menschenlebens! Da ist die Erde, da droben das zahllose Heer der Sterne, die große unendliche Welt. Alles das wartet auf ein Menschenkind, das morgen aufschaue und alle diese Herrlichkeit und Größe in sich aufnehme, und hier eine Mutter, und in dem Worte Mutter ist die Unendlichkeit der Menschheit“ . . .

Der Student wurde in seinen gehobenen Betrachtungen unterbrochen, denn:

„Gott Lob und Dank! Schau dort, da sind die Lichter von daheim,“ rief der alte Kodweiß, der bisher kein Wort gesprochen hatte, jetzt laut und froh aus

erleichterter Brust. Die Hauptmännin richtete sich auf und athmete tief, sie sah die Lichter aus der Heimathstadt flimmern. Wie weit, weit war sie gewesen, wohin war ihre Seele getragen worden — sie fand sich wieder in der wirklichen begrenzten Welt. Unter der Decke faltete sie im Dankgebet die Hände, daß sie wohlbehalten heimkäme.

Den Hauptmann verdroß die Härte jedes Steines, als man über das Pflaster fuhr; er fühlte doppelt und dreifach, wie wehe das seiner Frau thue.

Als man zum Marktplatz kam, sah man just über dem Giebel des Hauses ein flimmerndes Doppelgestirn, und der Student rief mit lauter Begeisterung:

„Schaut dort, wie auf den Giebel gesetzt, das Brüdergestirn Castor und Pollux, die Unzertrennlichen. Im Hausflur mein Altar des Vulkan und über dem Giebel das Sternenpaar! Sei gegrüßt, du neuer Weltbürger."

Der Hauptmann konnte nicht anders, er umarmte still den Studenten.

Man brachte die Hauptmännin glücklich in das Haus, und jetzt im Elternhaus war sie plötzlich wieder munter, sie öffnete alle Schränke und gab der Mutter an, wo man Alles finde. Ueber die Harfe in der Stube breitete sie die Decke, sie wußte, daß sie sie lange nicht mehr berühren werde. Die herbeigerufene Wehmutter erklärte, daß man noch ruhig sein könne. Die Hauptmännin schlief bald ein. Die Collaboratorin war aus dem Bett geholt worden, sie wachte nun bei der Freundin. Man trennte sich still, bereit, dem ersten Rufe zu folgen.

VI.

Am Morgen — vom Färberhause gegenüber flatterten heute lustige rothe Fahnen im hellen Sonnenschein — da war unruhiges Leben im Hause des Bäckers Kodweiß. Die Frau Collaboratorin hatte eine große, mit Brustlatz versehene Bäckerschürze angethan und ging ordnend im Hause hin und her. Nachbarn und Verwandte gingen fragend und dienstanbietend aus und ein; auf dem Tische stand immer wieder frischer Kaffee und Butter und Brod, ungefragt griff Jedes zu, und der alte Kodweiß und dessen Frau nickten freundlich dabei, denn wenn die Freude in ein Haus einzieht, so ist es, als ob eine Blume aufbreche und ihren Duft, den sie bisher in sich gehalten, ausströme zur Erquickung Aller.

Die Männer waren in die untere Stube gebannt und sprachen allerlei fremde Sachen, als wollten sie durch Aussprechen von Fremdem und Anklammern an Fernabliegendes nur um so ungestörter im Innern an das bebende Ereigniß selber denken.

Der Student zwang den Hauptmann, ihm von dem letzten Feldzug in Böhmen zu erzählen, wie er mit dem österreichischen Heere gegen Friedrich II. gestritten, und wie sie jämmerlich zerschlagen und zerstreut und von Seuchen heimgesucht wurden.

Der ganze Widerstreit von Erhebung des Gemüths, und namentlich von der Zwiespältigkeit der Empfindung, die in denjenigen deutschen Ländern waltete, die weder unter das österreichische noch unter das preußische Scepter gehörten, alles das that sich hier in der kleinen Bäckerstube am Marktplatz zu Marbach auf. Es war noch dazu gefährlich, über Friedrich II. zu sprechen, denn noch erinnerte man sich, wie vor wenigen Jahren die zum Dienste gepreßten Soldaten unter dem Rufe: „Wir ziehen nicht gegen die Preußen!" revoltirt hatten, die Kaserne anzündeten und auseinanderstoben; und wie sie dann später nochmals am Eingang des Eybachthales bei Geißlingen revoltirten und siebzehn auf der Stelle füsilirt wurden.

Der Student hatte eben so viel Hohn dafür, daß Friedrich II. eben in diesem Jahr schlechtes Geld hatte prägen lassen, als daß die kleinen deutschen Fürsten, die ihre Truppen für das deutsche Reich in's Feld stellten, von Frankreich große Geld=

unterstützungen bezogen, um damit ihre aberwitzige Hofhaltung auszustaffiren. Er war indeß noch rücksichtsvoll genug gegen die Uniform des Hauptmanns, um nicht kurzweg nach Ludwigsburg zu deuten.

Der Hauptmann hatte nur leichthin erwähnt, daß auch der englische Minister Pitt im vorigen Jahr ganz offen im englischen Parlament Friedrich II. den Helden des Protestantismus genannt hatte, und fast willenlos sprach er seine Begeisterung für den Preußenkönig aus. Der Student wollte nicht viel davon wissen; er behauptete: Friedrich II. sei wohl ein Held, aber er sei es auch hauptsächlich dadurch, daß Die, die gegen ihn kämpfen, nicht mit voller Seele gegen ihn streiten. Er machte es gar spassig, wie er erklärte, daß die Gegner Friedrichs schon halb besiegt in die Schlacht gehen; er kämpfe daher mit lauter Ein-Armen, denn der Mißmuth binde jedem Soldaten den Einen Arm auf den Rücken. Der Student, der schon sonst immer einen gewaltsamen Uebermuth hatte, überbot sich jetzt noch und gab sich selber zum Besten, um den Anderen über das Bangen dieser Stunde wegzuhelfen.

Der Hauptmann nickte, er sprach und hörte wie im Halbtraum, denn er horchte immer wieder hinaus, ob noch nichts verkündet würde. Er behauptete, daß Friedrich II. durch die verlorene Schlacht bei Kunersdorf noch nicht vernichtet sei, er behauptete das stark und fest und wußte doch kaum, daß er es that. Er sprach das, was er sagte, wie aus der Erinnerung, wie etwas Auswendiggelerntes, und jetzt deklamirte der Student eines der Kriegslieder von Gleim, die damals als fliegende Blätter durch alle Lande flogen und mit neuem ungewohnt hellem Klang überall ertönten. Er verwahrte sich indeß dagegen, daß er, wie der Hauptmann und so viele Andere, von Friedrich II. eine Erneuerung deutscher Kraft und Reichshoheit erwarte.

„Wir Schwaben,“ rief er mit gewaltiger Stimme, „können uns nicht daran gewöhnen, daß von der Burg Hohenzollern bei Hechingen da droben die deutsche Reichshoheit wieder ausgehen soll!“

„Die Burg der Habsburger am Vierwaldstäter See ist nicht größer,“ erwiderte der Hauptmann und wußte kaum, daß er es sagte.

Plötzlich rief eine unsichtbare Stimme von der Decke herab: „Ein Sohn! Ein Sohn!“ Und von der Treppe, von der Hausflur, in der Küche, überall rief es: „Ein Sohn! Ein Sohn!“

Der Hauptmann eilte die Treppe hinauf, aber auch hier noch mußte er eine Weile warten. Endlich durfte er eintreten. Auch das Schwesterchen, das ganz verscheucht in der Küche gehalten war, trat jetzt mit dem Großvater ein und stand verwundert und furchtsam an der Wiege und schaute auf das Brüderchen, von dem so oft die Rede gewesen war; die Großmutter legte dem Vater das Kind in die Arme, er faßte es behutsam, küßte es leise auf die Stirn, es schlug die blauen Augen auf. Er gab das Kind der Großmutter zurück und nun kniete er am Bett der Mutter nieder und sagte: „Danken wir der Vorsehung, daß unser höchster Wunsch erfüllt ist. Und dir verspreche ich: ich will nicht ablassen und

Alles dafür hingeben, damit ich aus dem Kriegshandwerk heraus und zu dem komme, was mein Herz begehrt: große Baumpflanzungen machen und die Welt verschönern und nähren helfen. Ich will dich und unsern Sohn pflegen, daß er Wohlgefallen finde vor Gott und den Menschen."

„Das nehme ich an, aber das Erste nicht," erwiderte die Frau, indem sie die Hand auf die Stirne des Vaters legte. „In solcher Stunde darf man kein anderes Versprechen geben und keines annehmen. Du sollst dich in nichts übereilen."



„Jetzt wird nichts gemeint und nicht viel gesprochen," sagte die Großmutter, und der Hauptmann mußte die Stube verlassen. Noch im Fortgehen nickten Mann und Frau einander fröhlich zu, denn von der Straße herauf hörte man heimziehende beurlaubte Soldaten singen:

„Mein Vater hat's g'sagt,
Und mein' Mutter hat's denkt,
Ich gäb ein'n Soldat
Zum Leib-Regiment."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Hoffentlich nicht.“ Die Mutter nickte ihm zu und ergänzte: „Es ist doch schön, unser Sohn hört gleich singen.“

Als der Hauptmann in den untern Hausflur kam, sah er den Studenten auf dem von ihm sobenannten Altar des Vulkans sitzen, und der Student hielt eine große Anrede an den Neugebornen über ihm und hieß ihn Götterwaffen schmieden.

Der Hauptmann lächelte und sagte: „Alles auf der Welt kann man sich ausdenken, aber das nicht, das ist ganz anders, ganz anders, wenn es da ist. So dastehen und seinen Sohn lebendig in den Armen halten, sein eigen Leben, sich selbst und doch ein anderes. Und das schaut mich an mit den Augen der Mutter ....“

„Hat er auch Sommersprossen und gelockte röthliche Haare wie die Mutter?“ fragte der Student, und der glückliche Vater fuhr ohne auf die Unterbrechung zu achten fort: „Solch einen Augenblick erlebt zu haben, solch einen Blick der Augen gesehen zu haben, das heißt ewig gelebt!!“

Der Student erwiderte:

„Der Junge bringt ein Stück Heidenthum mit auf die Welt. Nicht umsonst habe ich gestern den Altar des Vulkan gefunden und in's Haus gebracht. Sieh, Vetter, die Mutter mit dem Kinde — es ist das Bild der ewigen, unauflöslichen Liebe im Heiligthum der Natur und des Menschenherzens. Die Griechen haben aber auch den Vaterblick zu einer Göttererscheinung geschaffen. Es ist die hehre Gestalt des Silen, des derben lustigen Pädagogen, der den neugebornen Bacchus auf den Armen hält und ihn als eigen und doch gegeben begrüßt. Dein Junge ist erkoren, beide Elemente zu vereinigen. Wenn der Bursch nur schon so weit wäre, daß ich ihn unterrichten dürfte.“

„Ja, wenn du noch in der Gegend bist, mußt du mir helfen, ihn erziehen. Das ist jetzt meine höchste Lust, mein schönstes Glück, daß ich denken kann, so Gott will, an meinem Sohne einzubringen, was an mir versäumt worden ist. Ich habe schon, da ich noch nicht voll zehn Jahr alt war, meinen Vater verloren, und ich mußte mich durchschlagen mit aller Noth in der Welt. Ich kann nicht mehr das werden, was ich meine, daß ich hätte werden können. Aber ich weiß doch so viel, daß ich's an meinem Sohn einbringen kann, und jetzt ist Alles versöhnt und gut; er soll mein Leben fortsetzen, besser als ich's kann.“

„Immer weiter hinaus!“ entgegnete der Student lachend. „Hast auch du den alten Philistertrotz, den Transport der Lebensrechnung auf Conto des Sohnes zu übertragen? Es geht nicht! Jeder kriegt ein frisches Folio und Jeder muß von vorn anfangen zu buchstabiren.“

Der Hauptmann antwortete nichts, er fühlte, daß ihn ein Gedanke belebte, den er nicht im Widerspruch mit einem Andern zurechtsetzen konnte, er riß sich los von Allen, die ihm Glück wünschten und ihn bestürmten. Er konnte jetzt Niemand mehr sprechen, er schickte Boten nach Vaihingen zu dem Bürgermeister Hübler, der Gevatter stehen sollte, und nach Ludwigsburg zu seinem Oberst, und ihm selbst war's, als müßte er in's Weite, in's Ungemessene, um sein übervolles Herz auszuströmen

und die ganze Welt mit Glückseligkeit zu erfüllen. Aber trotz aller Bewegtheit des Gemüthes war der Soldat in ihm so stark, daß er sich zunächst ganz ordonnanzmäßig kleidete, und das geschah fast willenlos. Untadelig, als ginge es zur großen Parade, verließ er das Haus, und ihm selber war es jetzt beim ersten Ausgang nach der Geburt seines Sohnes, als wäre auch er jetzt neu geboren; er grüßte die gewohnte Welt wie eine neue.

Er ging hinaus vor die Stadt, den Neckar entlang, rasch, lange, als strebte er einem Ziele zu, und wußte doch nicht wohin, nicht wonach.

Er sehnte sich, jetzt in dieser hohen Glückseligkeit etwas fest gründen, etwas thun zu können, das dem Kinde für seine ganze Lebenszeit zugut käme, eine That, die zur nie versiegenden Quelle werde.

O, wer die Kraft hätte, die ein Ausfluß jener göttlichen Macht ist, die durch das Werde die Welt schuf! Wer in Einem Worte fassen und geben könnte den Pulsschlag des Herzens, daß es fortlebt in einem Andern, zu seinem Heile! Du kannst es nicht! Du bist ein lallendes Kind, dem die Sprache gebricht, in dir regt sich's dunkel, aber die Macht des Geistes fehlt dir . . .

Das Gute, das du vermöchtest, läßt sich in seiner ganzen Ausbreitung nicht in einem Augenblick gründen, es muß gepflanzt und gepflegt werden in fortgesetztem Thun. Und willst du deinem Sohn einen Segen geben, der ihm sicher ist, so mache dich selber immer mehr zum rechtschaffenen Menschen — in dir selbst liegt sein Quell zum Guten. Wolle fortan nichts mehr für dich, wolle es nur, um Andere damit zu beglücken; laß gestillt sein all dein Sehnen, du hast nichts mehr für dich zu bitten, ihm, ihm sei Alles.

Er stand plötzlich still, faltete die Hände auf der hochklopfenden Brust und rief: „Du Wesen aller Wesen, zu Dir bete ich, daß Du meinem Sohne an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.“ Und als hätte er eine Antwort erhalten vom unendlichen Geiste, so still beschwichtigt und befriedigt ging er dahin. Er sah den Strom, die Berge, den Himmel mit neuen Augen, denn seinem Sohne gehörte das auch, und er hätte ihm gern ein Zeichen, einen Gruß gebracht aus der freien Natur, ihm gern eine Blume in die Wiege gelegt; aber es blühte jetzt keine mehr ringsum. Und das eben ist ein Wahrzeichen der neuen Welt, daß sie sich an dem unmittelbaren Gedanken allein genügen muß, und es ist immer mehr die Aufgabe der Menschheit, den Gedanken des Ewigen, ohne Bild und Zeichen rein und klar zu erkennen und auszubreiten. Im Herzen des Vaters stieg der Vorsatz auf, daß, wenn sein Sohn mit Geistesgaben begnadet würde, er Geistlicher werden sollte. Er sprach das nicht aus, aber im Herzen beruhigte es ihn wie eine stille That. Er hatte heute die tiefste Erlösung gefunden, er wollte nichts mehr für sich; was er im Leben noch wünschte und erstrebte, wollte er nur um seines Sohnes willen. —

Aus der Stadt kamen Bursche und sangen mit heller Stimme:

„Der rechte Kukuk, der bin ich ja schon!
Kukuk!
Bin ich meines Vaters sein einziger Sohn!
Kukuk!“

Der Hauptmann staunte und erschrak fast, als die Singenden, mit weißen Bündeln auf dem Rücken, jetzt näher kommend, stehen blieben und ihn militärisch begrüßten. Er wußte kaum mehr, daß er noch etwas Anderes war als Vater eines



Sohnes, und das hier waren heimziehende Soldaten und er war ihr Hauptmann. Die Soldaten aber kannten das Wesen des Hauptmanns heute auch kaum mehr. Er, der sonst immer so straff militärisch, kurz und knapp im Worte war, reichte einem Jeden die Hand und segnete sie, daß sie das Glück hätten, ein Jeder dem Vater jetzt wieder die volle Sohnesfreude heim zu bringen.

Sie sahen ihn staunend an und marschirten weiter, und aus der Ferne sangen sie:

„Wilhelm bin ich der Telle,
Von Heldenmuth und Blut,
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich die Freiheit gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei,
Einen festen Bund geschworen
Haben unsre Gesellen Drei."

Der Hauptmann schaute ihnen lange nach, und jetzt gewahrte er, wie weit er stromauf gegangen war. Er sah hier vor sich den Fluß seines Heimaththales, die Rems, sich in den Neckar ergießen. Er stand lange betrachtend, dann kehrte er um, heim zu seinem Sohne. Der tiefste Herzenswunsch des Vaters hatte auf diesem Gange einen Ausspruch gefunden. Nun konnten alle Leute wieder reden, was sie wollten, er hörte ihnen geduldig zu.

Er wurde in der Stadt oft angehalten und beglückwünscht, er dankte herzlich.

Als er heimkam, sagte ihm der Schwiegervater, daß die Frau, aus einem guten Schlaf erwacht, nach ihm verlangt habe. Er ging hinauf. Freudestrahlend erglänzte jetzt das Auge der Mutter, und sie sagte zu dem Nähertretenden: „O guter Mann, du bist gewiß weit draußen gewesen. Du bringst so frische Feldluft mit. Geh zu dem Kinde, laß es sie einathmen."

* * *

Sonntag den 11., am Tage nach seiner Geburt, wurde der Knabe getauft und erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich. Der Vetter Student, der sich als Gevatters-Einquartirung tapfer bewährt hatte, erhielt natürlich eine Pathenstelle, nicht minder „Frau Sophia Ehrenmännin, verwittibte Collaboratorin von hier," aber neben dem Bürgermeister von Vaihingen und dem aus dem Städtchen selber, stand auch ein Mann mit vielen Orden, denn der Oberst von der Gablenz war von Ludwigsburg herübergekommen in voller Uniform, und hielt den jungen Täufling.

Beim Taufschmaus in der untern Stube ging's hoch her. Der Student verkündete wiederholt in den höchsten Ausdrücken, daß der Täufling ein Welt-Genie werden müsse, denn der Nährstand — „und nicht wahr, der Bäckerstand ist doch wirklich der Nährstand?" schaltete er lachend gegen Kodweiß ein — „also der Nährstand in Euch, der Lehrstand als in mir, und der Wehrstand hier in dem Herrn Oberst haben an seiner Wiege gestanden!" Da sagte der alte Kodweiß:

„Ich weiß nicht, was Ihr von dem Buben wollt. Warum muß er gerade was Besonderes werden? Sein Großvater väterlicherseits und mütterlicherseits waren Bäcker; daß der Herr Sohn Hauptmann geworden, das geht nicht so fort; es ist recht und billig, daß der Enkel wieder Bäcker wird."

„Und der Mensch lebt nicht vom Brod allein," schaltete der Student dazwischen. Es wurde kaum gehört, denn der Oberst von Gablenz ergriff das Glas, stieß mit Kodweiß zuerst an und rief dann laut: „Hoch lebe der neugebackene Bäckermeister!"

Alles stimmte fröhlich mit ein.

Der Student aber ließ sich das Wort nicht nehmen: „Vetter Hauptmann,“ fragte er, „dein Sohn hat so viele Namen, wie wirst du ihn denn rufen?“

Der Hauptmann sah betroffen drein, sein Auge glänzte, er wagte aber vor seinem Oberst, — obgleich dieser in der Neigung für Friedrich II. vielfach mit ihm übereinstimmte, — doch nicht im Beisein Anderer seiner Verehrung Worte zu geben. Ohne daher zu sagen, an wen er dabei gedenke, antwortete er nur mit freudiger Stimme: „Friedrich!“

„Sei's denn!“ rief der Student. „Und mein Spruch heißt: Hoch lebe Friedrich der Große von Schwaben!“

* * *

Sein Name aber ist:



Im Spielwaaren-Laden.

Ein Gespräch um die Weihnachtszeit.

A. Noch zu keiner Zeit war die Vorsorge der Erwachsenen für die Kinder so groß, als heutigen Tages. Welch eine beständige Bedachtsamkeit, ihnen möglichst leicht und viel Wissen beizubringen! Und hier dieser Reichthum an Spielzeug! — Könnte ein Zaubermärchen Glänzenderes auslegen? Wie viel tausend Hände regen sich, um den Kindern Vergnügen zu bereiten!

B. Die Kinder bedürfen keines Vergnügens. Jung, gesund und sorglos sein, ist Vergnügen genug, und gerade dies Bestreben der Eltern, den Kindern Unterhaltung zu bereiten, verwirrt den Kindessinn und lenkt ihn schon früh auf Zerstreuung, Amüsiren — wie man's nennt. Ich kenne Häuser, wo die Kinder am Sonntag fragen: was fangen wir heute an? Das ist der Weg zur Verlebtheit, zum frühen, genußstumpfen Greisenthum.

A. Sie sind zu streng. Denken Sie wie Goethe erzählt, welche glückselige Stunden er mit seinem Puppenspiel hatte, wie er sich die Figuren zusammenstoppelte und ihnen Reden erfand; und Goethe blieb bis in sein Greisenalter ein starker, für alle Empfindung offener Mensch.

B. Sie haben Ihr Beispiel übel gewählt. Die Freude des Knaben Goethe bestand eben darin, daß er sich Alles das selbst schaffen, heimlich ausspintisiren und erraffen mußte. Die innere Rührigkeit der Seele, All das aus sich zu holen und die Wahrnehmung der Gelegenheit, zu diesem und jenem einen Flicken Seide oder Sammet zu erhaschen, das war seine Hauptfreude, und das ist die Hauptfreude des Kindes, des kleinen wie des großen.

A. Da unsere Kinder aber keine Goethe's sind, so geben wir ihnen sorgfältig Bereitetes, um sich damit zu vergnügen. Die Mechanik unserer Zeit und der Kunstsinn, der überall durchdringt, — sehen Sie nur diese Pferde, diese Kühe und Schafe — bringt immer Schöneres und Naturwahreres hervor, so daß wir Alten selbst unsere Freude daran haben.

B. Zum Anschauen! Aber das ist nicht die Kindesfreude. Das ganz kleine Kind führt Alles, was es in die Hand bekommen kann, in den Mund; das ist seine Art, sich Alles anzueignen. Es kann noch nicht überlegen, ob der Sand, in dem es spielt, eßbar ist oder nicht. Die Freude in vorgeschrittenen Jahren, oder vielmehr die Aneignung, besteht beim Kinde darin, daß es Etwas aus dem Gegebenen

macht, und dies eben ist das Hauptgebrechen dieser Spielzeuge, daß das Kind Nichts damit machen kann. Soldaten, Schafe, Hirsche, die Bäume und den Jäger aufstellen und dann anschauen — das ist kein Spiel, das den lebendigen Sinn vergnügt. Die ganze aufgestellte Arche Noah mit sammt den nachsündfluthlichen steifen Soldaten in Einem Ruck über den Haufen werfen — das ist der eigentliche Hauptspaß des Kindes; denn es hat Etwas damit bewirkt, sieht die Folge seines Willens und seiner Kraft.

A. Das Kind, vornehmlich aber das Stadtkind, hat auch seine besondere Freude daran, diejenigen Dinge so nahe zu sehen und damit wirthschaften zu können, die ihm sonst nicht leicht vor die Augen kommen.

B. Und ich sehe darin gerade ein Uebel. Freilich muß man den Stadtkindern die natürliche Welt in's Haus bringen, da sie nicht zur natürlichen Welt hinaus kommen. Ich kenne Knaben, die ihren Cornelius Nepos lesen, und Mädchen, die französische Gedichte deklamiren und Clavier spielen, und sie haben noch nie gesehen, wie man eine Kuh melkt und woher die Milch kommt, die sie jeden Tag genießen. Das ist ein Elend, das mit Vergrößerung der Städte immer größer wird. Lernen dann diese Kinder die wirkliche Welt kennen, so ist sie bei weitem nicht so sauber und zahm als die Spielwelt war, und sie finden sich nicht darein.

A. Sie sind im Dorfe geboren?

B. Allerdings. Ich hatte in meiner Kindheit kein Spielzeug, gar nichts als eben eine Peitsche. Den biegsamen Wachholderstock hat mir unser Knecht im Walde abschneiden helfen und Schmitze und Schnur dazu habe ich mir selbst von den Hanfbreiten auf den Wiesen — allerdings nicht mit voller Eigenthumsberechtigung — geholt, ausgezasert und zusammengedreht. Weil das Dorfkind dem Leben von Feld und Wald nahe steht, weil es selber mit helfen kann in den erforderlichen Thätigkeiten, darum bedarf es keines Spielzeugs. Und sehen Sie hier diese blinkenden Helme, diese Harnische! Knaben, die eine Düte auf den Kopf stülpen und sich selber ein Schwert schnitzen, wenn sie sich dabei auch manchmal in die Finger schneiden, sind glücklicher als die, denen diese glänzenden Geschenke zu Theil werden.

A. Sie beweisen selbst, daß ein Dorfkind solche Geschenke entbehren kann, aber ein Stadtkind in der Clausur der Stube nicht. Das Hauptübel ist nur, daß die Kinder so bald eines mit Jubel begrüßten Spielzeugs überdrüssig werden.

B. Darum muß man vor Allem darauf denken, Derartiges zu geben, wobei das Kind Etwas zu thun bekommt.

A. Da sind die Baukasten.

B. Sie sind ein gutes Mittel, reichen aber nicht aus. Das Material ist schon zu sehr fertig, und — gestehen wir es nur offen — wir machen den Kindern weit mehr Geschenke, um sie los zu werden, um nicht in der Verpflichtung zu sein, uns viel mit ihnen zu beschäftigen.

A. Unsere heutigen politischen und socialen Verpflichtungen geben das nicht

mehr zu; außerdem ist jeder Beruf heutigen Tages doppelt mühselig als früher, und der Bedarf des Haushaltes vielleicht der dreifache gegen den unserer Väter.

B. Wohl, aber diese Spielzeuge sind ein gefährliches Beschwichtigungs- und Loskaufungsmittel. Es muß auf Mittel gesonnen werden, den Kindern die Freude der Thätigkeit zu geben. Ich möchte meinen Knaben eine Werkstatt einrichten, wo sie drechseln und tischlern könnten; aber da steht wieder das Uebel unsrer Zeit entgegen, daß wir kein eigen Haus haben und jeder Raum in der Miethwohnung streng bemessen ist. Mit dem immer wieder neu herzugebrachten, von fremder Hand bereiteten Spielzeug, das dann vergessen und in den Winkel geworfen wird, tödtet man die Pietät in den Kindern, die sich schon im Kleinen und Unscheinbaren bethätigen muß.

A. Sie malen den Zustand und die Zukunft unsrer Kinder in erschreckender Weise!

B. Es hat bei alledem keine Noth. In der Sage heißt es, ein Schutzgeist behüte die Kinder, daß sie in ihrer hülflosen Jugend beim Fallen sich nicht schädigen. Wir können das auch in's Geistige übersetzen. Der gesunde Sinn der Jugend springt zuletzt über all den kunterbunten Spielkram hinweg und wird wieder stark in sich. Nur sollen wir immer im Auge behalten: die besten Freuden, die wir uns und den Unsrigen bereiten können, bestehen nicht in dem, was man mit Geld kaufen kann und wozu man fremder Mitwirkung bedarf; vielmehr ist das, was wir selbst bereiten und bereiten helfen, das Beste. Mir ist es immer einer der freudigsten Tage, wenn ich meinen Jungen draußen vor dem Thore aus Weiden- und Lindenzweigen Pfeifen schneiden und sie das lehren kann. — Und so laßt uns denn sehen, was wir selbst auch im Hause bereiten können, das sich nicht im Spielwaaren-Laden kaufen läßt.

Der Bierbrauer von Kulmbach.

Eine Erzählung.[1]



Einen Gast bei Tische zu haben, dem man etwas Schmackhaftes bieten kann und dem es wohl mundet, das gehört zu den schönsten Freuden; ähnlich ist das Wohlgefühl, einem von fernher gekommenen Freunde den Heimathsort und die Schönheit seiner Umgebungen zu zeigen.

In solcher Empfindung ging an einem klaren Sommerabend der tapfere Tribun — es ist das sein Spitzname von der Universität her, und er hat in seiner strengen, festen Art in der That etwas von einem römischen Volkstribun — vor dem Thore einer mitteldeutschen Residenzstadt in Gemeinschaft mit einem alten Studiengenossen aus Bayern, der nach langjähriger Trennung ihn endlich einmal besucht hatte. Der Tribun fuchtelte mit seinem Spazirstock wie vor Zeiten als Student, denn er schlug damals eine gute Klinge, und die Quarten und Terzen, die er jetzt in die Luft schlug, waren eigentlich nur unwillkürliche äußere Zeichen auftauchender Jugend-Erinnerungen. Wie noch sein dreifarbiges Burschenband über dem eingerahmten Bilde der unvergeßlichen Stadt Heidelberg hängt, so bewahrt er in treuer Seele alle Erinnerungen der Vergangenheit.

Es bezeichnet den Kernpunkt seines ganzen Geschickes, wenn man die einfachen Thatsachen seines Lebens erwähnt. Er hat seine erste Liebe geheirathet, hat in seinem Geburtsort eine hohe Stellung erreicht und hat nie einen am Leben gebliebenen Freund verloren. —

Die beiden Freunde standen auf einer Anhöhe, von wo man rückwärts gewendet die Stadt, den Strom und die in weiten Bogen sie umschließenden Berge überschauen konnte. Der Tribun weidete sich am erquicklichen Ausblick in die Landschaft und am Anblick seines Freundes, der seine silberne Brille mit der linken Hand fester an's Auge drückte und mit stillem Lächeln dreinschaute.

Während der Tribun schmächtig und straff geblieben war, wie in seiner Jugend, und nur die schlichten braunen Haare sich gelichtet hatten, hatte der Bayer, groß gebaut und stark, einen mächtigen Umfang gewonnen und seine Haltung war bequem, ja man konnte ihm fast ansehen, daß er an die Equipage gewöhnt war, zu der ihm sein Beruf — er war Medicinalrath — verholfen hatte. Indem er jetzt den Hut lüftete und sich den Schweiß von der Stirn trocknete, zeigte sich ein etwas starr aufstehendes volles schwarzes Haar über der großen weit gewölbten Stirn. Aus seinem Antlitz sprach feste Ruhe und sichere Güte, die sein Erscheinen am Krankenbett schon an sich zum Heilmittel macht, denn es geht eine Zuversicht davon aus, die unmittelbar kräftigt. Jetzt sagte er — auch seine Stimme hat etwas Wohlthuendes —: „Ich hätte mir deine Heimath doch nicht so schön gedacht.“

„Erinnerst du dich noch,“ sagte der Tribun, „unseres Abschieds auf dem Schwalbenneste bei Neckarsteinach? Wir tauschten im letzten Augenblick die Mützen; ich hatte die deinige noch lange, bis meine Mutter sie während meiner Gerichtsstudien in Paris einem jungen Handwerker schenkte.“

Lautlos gingen die beiden Freunde mit einander über die Hochebene, aber in ihrem Innern tönte helle Freude. Denn wenn zwei Freunde nach langer Trennung beisammen sind, sich in der Gegenwart haben und die Vergangenheit aus dem Schlummer erwecken, da ist über der gewohnten Welt eine zweite Welt; es ist als wäre die Luft von der Erde bis zum Himmel hinauf voll heiter lächelnder Kindergesichter, Kopf an Kopf . . .

Könnten wir diese heitern Gesichter, die Erinnerungen des Guten und Glücklichen, was uns schon geworden, nur allzeit recht sehen; wir lebten in glückseliger Erhebung und die zeitliche Betrübniß hätte nur geringe Macht.

„Dort ist unser Ziel,“ sagte der Tribun, den Gastfreund an den Vorsprung des Berges führend.

„Ein anmuthiges Thal und das so nahe der Stadt!“ rief der Gastfreund. „Was ist das dort für eine Burg, und wem gehört sie?“

„Ja wohl ist's eine Burg und sie gehört dem Ritter von viel Furcht und viel Tadel, und doch ist er der Held unserer Zeit: in seinen dunkeln Verließen schmachten übermüthige gewaltige Gefangene und Schaaren ziehen aus, sie zu erlösen, und unter klingendem Spiel, unter Pauken= und Trompetenschall werden sie begrüßt. Freue dich, du bist zu Hause! Das ist unsere Bayrisch=Bierburg, und der Ritter, der hier haust, hat den Schildspruch: actiis unitis (mit vereinten Actien).“

„Also auch hier!“ lächelte der Gastfreund. „Und der Widerhall des stromdurchrauschten Thales wird gequält von allerlei Operngedudel?“

„Drum habe ich dich hergeführt, weil heute der einzig stille Tag hier ist, wo man noch beim frischen Trunk ein gutes Wort mit einander reden kann.“

„Wie lieblich muß dieses Thal gewesen sein, bevor die Locomotive es mit schrillem Pfiff durchbrauste und bevor die große Trompete hier an diesem schönen grünen Fleck den Kukuk verscheuchte.“

„Ja wohl geht Vieles zum Kukuk in unserer Zeit, aber ich lasse mir den Glauben nicht nehmen, daß eine andre Welt mit neuer Schönheit auch in unsrer Zeit sich vorbereitet und theilweise schon sich aufthut.“



Und wo zwei denkende Freunde heutigen Tages beisammen sind und eine Stunde froher Einigung feiern, da drängt die Seele alsbald hinaus nach den Wünschen, Fragen und Hoffnungen für das Vaterland und die höheren Anliegen der Menschheit. In dem Freudenfeste, wo Einer sich am Denken des Andern erlabt, gilt der erste nicht befohlene Trinkspruch der großen Gemeinschaft.

Während die Freunde den Berg hinabstiegen, standen sie oft still und sprachen zu einander von den zerstörten Hoffnungen für das Vaterland und die glückliche Erhebung der Menschheit. Das Wiedersehen war erst jetzt ein volles, da sie sich nicht nur in leiblicher Erscheinung wieder erkannten, sondern da auch ihr Geistesblick

sich begegnete im Ausschauen nach demselben Ziele für das Vaterland und die Menschheit.

Man war im Wirthsgarten angekommen; der Tribun schlug mit seinem Stock auf einen unbesetzten Tisch nahe dem Bache und befahl dem Kellner zwei Glas Lagerbier zu bringen. Dann, als der Tribun den ersten Trunk gekostet hatte, setzte er das Glas nieder und sagte: „Das ist noch ein geschichtlicher Ueberrest von einem gestern angezapften Faß. Das ist welk. Man muß frisch anstechen.“ Er rief abermals den Kellner und sagte ihm, er möge den Braumeister herschicken.

„Er kann nicht kommen.“

„Ist er zu Haus?“

„Ja, er ist beim Verladen, da läßt er sich nicht abrufen.“

„So sagen Sie ihm, der Präsident Holzwart sei da und lasse ihn bitten, ein frisches Faß anzustechen. Es ist schon lange meine Idee,“ setzte er zu dem Freunde gewendet hinzu, „daß alles Gestrige zu geringerem Preise ausgeschenkt werden soll, und unser Braumeister ist mit mir einig. Sieh! An diesem Mann hab' ich dir ein Beispiel von jenen neuen Menschen, deren Dasein und Wirken uns eine neue Welt bringt, eine andere als wir aus unseren Studirstuben heraus meinten, aber doch eine schöne. Da lobt man immer die alten Zunftmeister mit ihren ehrenfesten, biderben, aber auch beschränkten Gewohnheiten, da lobt man die Selbständigkeit und glaubt, nur darin stecke jene geschlossene Bürgertugend. Hier unser Braumeister — ich habe als Mitglied des Verwaltungsrathes viel mit ihm zu thun, er ist äußerst bestimmt und gerad — hier unser Braumeister ist einer jener neuen Menschen, die die Sittlichkeit nach unseren gegebenen Verhältnissen erneuern. Er ist, wenn man's genau nehmen will, unselbständig, ist Diener einer Gesammtheit, aber nicht nur ist sein Interesse mit dem der Gesammtheit verbunden, er selber überwacht das unsrige mit einer Strenge und einem Eifer, die viel höher sind, als wenn er sie blos auf seinen Privatbesitz anwendete. Und solche Menschen wie dieser Beyderlinden sind die natürlichen Einungsmeister der Zukunft.“

„Beyderlinden? Wenn das mein Jugendgenosse wäre! Gewiß, er ist's, ich will zu ihm.“

„Bleib doch, was hast du? Was willst du von unserm Braumeister?“

„Ich hatte auf der Schule einen treuen Kameraden dieses Namens. Als ich zur Universität ging, wurde er Bierbrauer. — Wenn er es wäre! Ich habe so lange nichts von ihm gehört.“

„Ein Studiengenosse Bierbrauer?“ fragte der Tribun.

„Ja, er war eine eigenthümliche derbkräftige Natur. Wir hatten eben mit einander das Universitäts-Examen bestanden — er sollte Jurist werden, sein Vater war Generalkassier — da stellte sich ein namhafter Kassendefekt heraus. Die Untersuchung schien langjährig und verwickelt, der Vater Guido's ward verhaftet, und Guido war kurz entschlossen und ging bei einem Braumeister in die Lehre. Er wollte nichts mehr von der Staatslaufbahn wissen und war überhaupt von jeher ein Mensch, der sich mehr zu technischen praktischen Thätigkeiten hingezogen fühlte. Ich habe

seitdem nichts mehr von ihm gehört. Jetzt, da ich so bei dir sitze und dich habe, wie in den Tagen als wir die dreifarbige Mütze trugen, jetzt steigen mir Erinnerungen auf an so viele, viele Menschen, mit denen ich ein Stück Leben verbracht; sie haben es mit fortgenommen, wohin? . . . Komm mit, komm, wir wollen ihn aufsuchen. Das wäre mir eine glückliche Fügung, wenn ich durch dich alten, treuen Gesellen noch einen andern wiederbekäme."

Der Tribun wehrte ab, und als er ein frisches Glas gekostet, sagte er nach seiner neckischen Weise: „Sei stolz, ein Bayer zu sein. Ihr erobert die Welt. Der Strom der Bildung breitet sich mit dem bayrischen Bierstrom aus. Ja, lache nur, es ist Thatsache; mit dem bayrischen Bier breitet sich in Amerika das deutsche Element aus und das deutsche Lied erschallt."

„Guten Tag, Herr Präsident!" sagte plötzlich eine kräftige, volltönende Stimme, und die beiden Freunde zuckten zusammen; denn aus dem abgeschlossenen Privatgarten kommend, stand plötzlich der Braumeister vor ihnen; eine großgestreckte, markige Erscheinung. Er lüftete ein wenig seine grünsammtne aufgestülpte Mütze.

Der Präsident — wie der Tribun eigentlich im Staatskalender hieß — reichte ihm die Hand. Er hatte dies noch nie gethan, denn er ist streng in Formen und thut nie das Einemal, was er das Andremal unterlassen könnte. Jetzt aber hatte er ihm unwillkürlich die Hand entgegengestreckt. Der Braumeister verneigte sich lächelnd und sagte: Wenn der Herr Präsident etwas mit ihm zu reden habe, möge er noch eine Weile Geduld haben, es sei ihm jetzt unmöglich, auch nur eine Viertelstunde abzukommen, er wolle aber, wenn es gewünscht werde, andern Tags in die Stadt kommen.

Der Gastfreund war aufgestanden und rief mit bebender Stimme: „Guido, bist du's denn? Bestelmaier! Ist's denn möglich?"

Der Braumeister starrte. „Ich weiß nicht," sagte er, „ich heiße allerdings mit meinem Vornamen Guido, aber Bestelmaier — wer kann mich hier so nennen?"

„Kennst du deinen alten Fiedler nicht mehr?"

„Herr Gott, ja! ja!"

Und die beiden Freunde lagen sich in den Armen.

Der Braumeister riß sich zuerst los und fragte, seine Lippen waren blaß als er die Worte sagte: „Wie kommst du denn hieher? Was bist du jetzt? Verzeih, ich sollte eigentlich nicht mehr Du sagen."

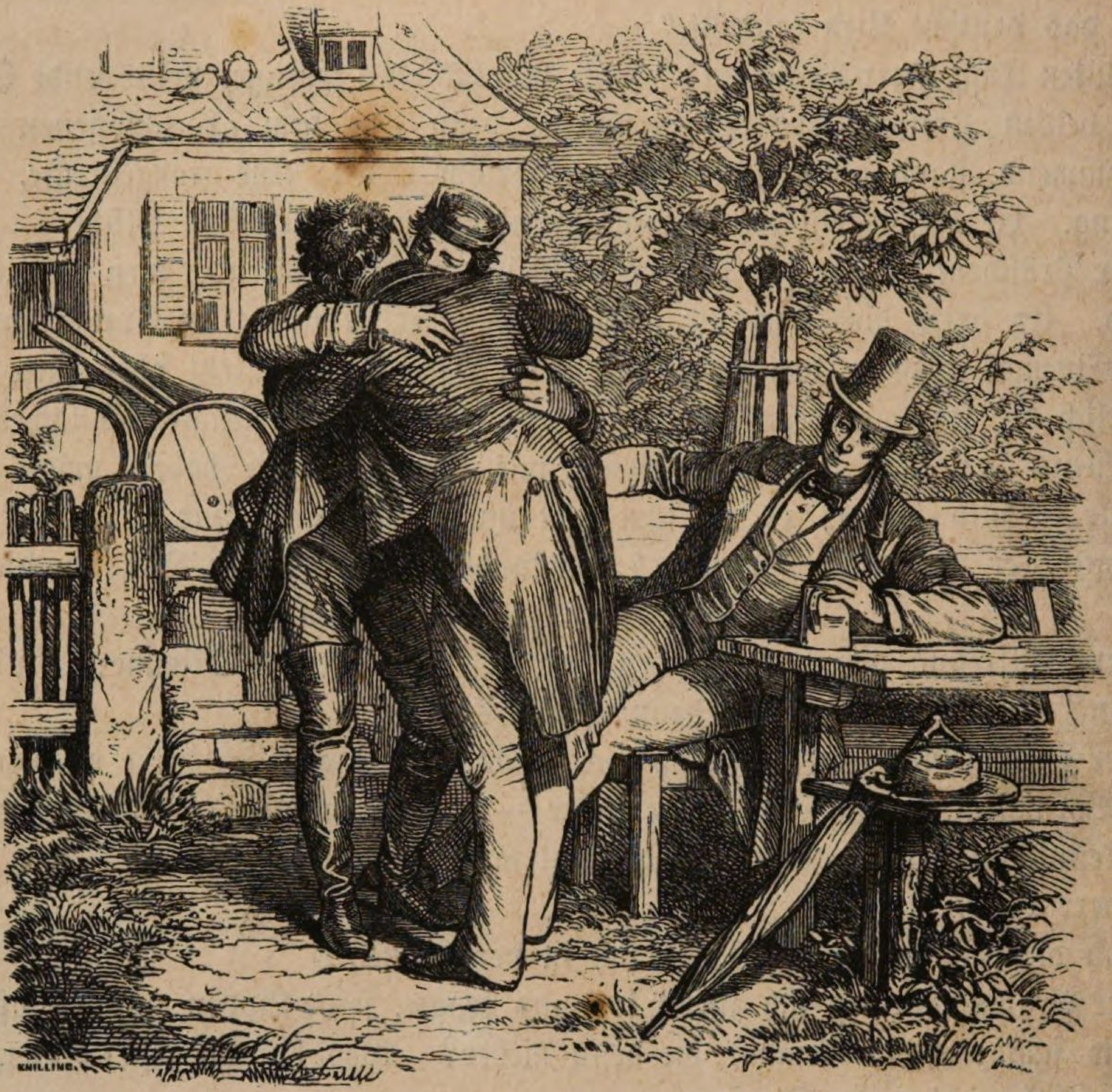
„Ich bin dein alter Karl, und was ich sonst noch bin, daß ich Medicinalrath heiße, das gilt für die Welt, für dich heiße ich Karl, Punktum."

Mit schneller Fassung sagte der Braumeister: „Ja, ja, ein rechtschaffenes Gemüth bleibt sich gleich; ja, ja, es freut mich, daß wir einander wiedersehen; aber das ist jetzt anders."

„Was anders? Komm, setz' dich her. Einen glückseligeren Tag habe ich im Leben noch nicht gehabt. Hast du denn noch nie hier mit meinem alten Freunde Holzwart von mir gesprochen? Habt Ihr meiner noch nie erwähnt? Wie ist das möglich?"

„Wie konnten wir wissen?“ schaltete Holzwart ein, und der Braumeister setzte hinzu: „Ich muß um Entschuldigung bitten, es wartet Alles auf mich, ich kann mich jetzt nicht setzen. Wenn die Herren in einer Stunde noch da sind, dann komme ich wieder,“ und auf seine Kleider schauend, schloß er: „Ich werde mich auch danach ankleiden.“

„Was da! Nichts da. Du hast noch nicht ein einzig Mal Karl zu mir gesagt,“ rief der begeisterte Gastfreund; „ich merke schon, wie du drum herum gehst. Du darfst nicht vom Fleck, bis du mit mir angestoßen. Da, nimm das Glas Holzwart's, stoß mit mir an. Sag' auch: Auf deine Gesundheit, Karl!“



Dabei faßte er das Glas und der Braumeister wiederholte, aber mit stockender Stimme, die Worte, dann setzte er das Glas rasch nieder, wendete sich ab und sagte mit etwas gepreßtem Ton: „Ich komme bald wieder.“ Und fort ging er.

Nach den ersten Kundgebungen der Ueberraschung und des Entzückens erzählte der Gastfreund Näheres von dem Leben des Braumeisters.

„Es geht dir gewiß auch so,“ sagte er, „man wollte es in der Jugend nicht glauben, daß ganze Existenzen, ganze Familien spurlos weggewischt werden. Man glaubt an die Dauer von so Vielem, und wenn man dann das Leben überschaut, ist so Manches verschwunden, und was ewig zu ragen schien, ist verwittert. Man

erlebt im Privatleben untergegangene und neu erstehende Reiche und Dynastien. Da war in meiner Vaterstadt das Haus des General=Cassirers Beyderlinden, drin Alles so voll, so reichgesättigt, und draußen so viele Beziehungen. Das war ein Schicken, Kommen, Gehen von und nach dem Hause, und nun erinnert sich kaum mehr ein Mensch, wer dort in dem stattlichen Hause gewohnt. Mann und Frau und Sohn waren zerstoben. Und eine jovialere Natur als den General=Cassirer hat es nicht leicht gegeben. Wie er selbst behäbig und wohlgemuth war, so wollte er auch Alles um sich her haben. Er war, wie man ihn mir später schilderte — denn ich selbst hatte damals natürlich kein Urtheil — eine jener jovialen Naturen, die nur heitere Gesichter um sich her sehen wollen, äußerst großmüthig, natürlich in der unbezweifelten Voraussetzung, daß Alles sich seinen Launen fügte; es verstand sich von selbst, daß er tonangebender Herr in allen Gesellschaften war. Er war natürlicher Präsident im Casino wie in jedem andern Verein, und sogar die Offiziere der Garnison erkannten ihn selbstverständlich als den Leitenden an. Denn er war auch mit Hauptmannsrang aus dem Militärdienst in die Finanzverwaltung übergegangen. Widerspruch konnte er nicht vertragen, das Witzwort war über ihn im Umlauf: er verwechsele den Begriff Vorsitzender mit Vorgesetzter. Dennoch fügte sich ihm Alles. Die Frau war eine vortreffliche Sängerin, sie hatte sich einen eigenen Gesangverein aus Männern und Frauen der Honoratioren gebildet, und Alles, was auf Bildung Anspruch machte, suchte im Hause heimisch zu sein. Ja, ich erinnere mich noch, bei dem Vortrag eines Oratoriums in der Hauptkirche den Gesang der Einzelstimme von ihr gehört zu haben; sie hatte einen mächtigen ergreifenden Diskant. Im Hause ging es immer hoch her, es fehlte nie an Gästen, und die beiden Schimmel, die sich der Herr General=Cassirer hielt (eine Pferde=Ration gehörte zu seinem Amt) hatten das schönste Geschirr und trabten stolz auf der Straße dahin. Ich kam oft in's Haus. Guido hatte als Kind das schönste Spielzeug und als Jüngling die werthvollsten Bücher. Auch eine vollständige Tischlerwerkstätte hatte ihm sein Vater eingerichtet und ihm einen Lehrmeister genommen, der ihn wöchentlich mehrere Stunden unterrichtete; denn Handarbeiten waren immer Guido's höchste Lust und er gewann viel Geschicklichkeit. Und weil er allerlei zu bosseln oder, wie man bei uns sagt, zu besteln verstand, hatte er den Spitznamen Bestelmaier. Ein Jahr vor unserm gemeinschaftlichen Abgang zur Universität machte er allerlei chemische Versuche. Er durfte nur wünschen und sein Vater schaffte ihm Alles an; denn er war das einzige Kind. Man munkelte in der Stadt manchmal, daß es beim General=Cassirer nicht mit rechten Dingen zugehen könne; aber man ließ sich's einstweilen wohl bei ihm munden, und bei der Revision fand sich immer Alles in bester Ordnung. Da brach plötzlich das Ungewitter herein. Es zeigte sich ein großer Kassendefekt, und bei der Verhaftung des General=Cassirers fiel etwas vor, von dem man noch lange redete und das noch heute nicht aufgeklärt ist. Auf dem Tisch standen Lichter zum Einsiegeln der Papiere, da griff der General=Cassirer in die Seitentasche, holte ein Papier heraus und verbrannte es. Man hat nie erfahren, was das war. Die Mutter hielt es in der Stadt nicht mehr aus, wo Alles verkauft wurde. Sie zog

in das kleine Städtchen, von wo sie gebürtig war. Als ich mit dem grünen Ränzchen auf dem Rücken nach der Universität zog, begegnete mir in jenem kleinen Städtchen ein junger Mann mit der hohen Lederschürze angethan, den Hammer im Brustlatz steckend, vorgeneigten Kopfes dahergehend, eine schwere Bütte auf dem Rücken. Ich blieb stehen. ‚Ist das nicht?‘ Er erkannte mich, es war Guido. Er reichte mir die Hand und still stehend stemmte er einen Stock, den er in der Hand trug, unter die Bütte und richtete sich auf. Ich konnte nicht reden vor innerer Bewegung er aber sagte: Du wunderst dich wol über mich? In anderen Zeiten wäre ein Bursch wie ich unter die Soldaten gegangen oder in eine Schauspielerbande. Ich bin unter die Arbeiter gegangen. Ja, ich will euch Studenten das Bier brauen, damit ihr fidel sein könnt. Sieh mich nicht so traurig an. Glaub' mir, wäre mein Vater frei und in Ehren, so wäre ich einer der glücklichsten Menschen auf der Welt. Mir ist das Handwerk lieber als alles Andere.



„Das war das letzte Mal, daß ich mit ihm sprach. Er ging langsam und behutsam auftretend, damit das Jungbier in der Bütte nicht überschweppe, davon. Ich schaute ihm lange nach. Es war immer etwas Amerikanisches, ich meine etwas selbständig Entschlossenes, Rücksichtsloses in ihm. Bei aller Zartheit des Gemüths hatte er etwas schroff Abwehrendes, bei aller Verwöhnung etwas Bedürfnißloses behalten. Ich habe ihm später einmal von der Universität aus geschrieben, habe aber keine Antwort bekommen und bis zu dieser Stunde nichts mehr von ihm gehört . . . . .“

Die Abenddämmerung begann bereits, als der Braumeister wohlgekleidet wieder kam. Holzwart, den ein Bekannter aus der Stadt angesprochen hatte, gesellte sich zu diesem; er wollte die Freude des Wiedersehens und was da auszutauschen ist, den Beiden ungestört allein lassen. Sie saßen in der That auch wohlgemuth beisammen, und der Medicinalrath begann dem Jugendfreunde Vorwürfe über sein Mißtrauen gegen die höheren Stände zu machen, da er ihn trotz innersten Herzensdranges habe fremd behandeln wollen. Der Braumeister erwiderte: „Kann sein, daß ich

auch etwas von dem Mißtrauen bekommen habe, das alle Handarbeitenden gegen die federführenden Stände haben; ich habe auch manche Erfahrung gemacht, die mich darin bestärkte. Doch, du bist treu. Bist du verheirathet?"

„Ja, ich habe meine Frau bei mir; sie ist bei der Frau des Präsidenten, die eine Landsmännin von uns ist, eine gediegene prächtige Natur, o, die wird sich auch freuen, einen Landsmann hier zu finden. Die Frauen wandern heute mit einander in den Kaufläden umher. Von allen Sehenswürdigkeiten einer Stadt sind den Frauen im Grund des Herzens doch die Putzladen die wichtigsten, und um zwei Groschen billiger einkaufen, ist ihnen höchster Triumph. Aber morgen kommen wir Beide mit den Frauen zu dir heraus. Ich seh' dir's an, du hast doch auch eine Frau?"

„Ja, und zwei Knaben, frische Pudelköpfe, sie sind auch nach der Stadt; wir haben morgen zu Johanni hier großes Sommerfest. Erzähle, wie erging es dir?"

„Gut, recht gut. Natürlich ist in jedem Leben noch zu wünschen übrig. Aber ich meine, es ist undankbar und sündhaft, wenn man nicht immer und vor Allem das Gute erkennt, das Einem geworden, und über das Fehlende wegsieht. Ich habe viel Glück in meinem Beruf gehabt. Er ist beschwerlich, aber ich kann auch viel Gutes wirken."

„Erinnerst du dich, wie ich dir damals, als meine Mutter noch lebte, zum letzten Mal mit der Bütte auf dem Rücken begegnete und die Hand bot?"

„Ja wol," sagte der Medicinalrath und holte tief Athem. Er war stark genug, um sich so zu halten, als ob er die Nachricht vom Tode der Mutter schon gekannt hätte; denn er wußte, wie es beim Wiedersehen nach langer Trennung doppelt schmerzlich ist, im raschen Erwecken schmerzlicher Ereignisse alte verharschte Wunden aufzureißen. Und doch konnte er sich nicht bezwingen, aus dem plötzlichen Schreck heraus zu einem andern Worte zu greifen, und wieder schalt er sich innerlich und nannte es Selbstsucht, daß er die Freude dieser Stunde nicht durchbrechen und sein volles Mitgefühl nicht bekennen wollte.

Die Beiden schwiegen eine Weile. Der Freund hatte nicht geradezu den Muth, nach dem Vater zu fragen, und der Braumeister wußte nicht recht, wie er von ihm reden sollte, und es verdroß ihn auch, daß der Freund nicht gerade mit der Sprache herausging. Die Schonung that ihm fast weher als eine Verletzung. Dennoch sagte er endlich: „Mein Vater war noch mehrere Jahre bei mir. Er saß droben auf der Schreibstube und war pünktlich in seinem Amte. Nur wenn ihn Einer gesehen, der ihn in seinen alten Verhältnissen gekannt hatte, war er wochenlang unglücklich. Es war Etwas in ihm, wie wenn ihn die Ketten der Gefangenschaft in die Seele geschnitten hätten. Meine Frau hat sich bis zu seinem letzten Augenblick das Himmelreich an ihm verdient."

Der Freund reichte dem Braumeister über den Tisch hinüber still die Hand.

Sie sprachen nun noch von Jugendgenossen und — verdorben, gestorben, hieß es oft. Nur Wenige hatte Schicksal und eigene Willenskraft zu würdigen Zielen geführt.

„Laß uns in's Haus gehen, es wird kühl," sagte der Braumeister, „und ich sitze nicht gern im Freien. Du weißt noch von unserer letzten Turnfahrt her, ich marschire so gern und so weit als irgend Jemand, aber beim Sitzen, Essen und Trinken, bin ich gern unter Dach. Komm herein in meine Stube, nimm den Präsidenten auch mit, wenn er will; den Mann habe ich schon lange lieb gehabt. Wenn nur ein Zehntel der Menschen so wäre wie Der, da wäre die Welt ein Paradies. Mir ist es jetzt, wie wenn mir immer eine innere Stimme gesagt hätte: das ist eigentlich ein alter Jugendfreund von dir, mit dem du dich in froher Jugendlust umhergetummelt hast. Und jetzt merke ich's, du bist's eigentlich gewesen, der in ihm gesteckt und mich zu ihm hingezogen hat. Ich bin sonst hier noch gar fremd, ohne Wurzel; die Leute sind mir hier zu Land zu höflich und verschliffen, man muß bei Allem, was sie sagen, zu viel Höflichkeitsrabatt abziehen. Der Präsident aber, bei dem ist's anders. Er ist der Einzige, der den Grundsatz geltend macht, daß weder die Aktionäre noch die Comptoir=Herren das Entscheidende bei Gedeihen oder Mißrathen einer solchen Unternehmung sind, sondern wesentlich der Braumeister. Ich sage das nicht, weil ich diese Stellung habe, sondern weil es im Allgemeinen nothwendig ist, daß diese Ansicht vorwalte. Er ist auch der Erste von den Direktoren gewesen, zu dem ich ein herzhaftes Zutrauen gefaßt habe, wie sie damals nach Kulmbach gekommen sind."

„Ja, das mußt du mir Alles ordentlich erzählen."

Die Drei gingen in die Stube. Hier hatte der Braumeister ein schmackhaftes Abendessen herrichten lassen, und als die Zigarren dampften, sagte der Medicinalrath: „Morgen früh, Guido, komme ich in aller Frühe zu dir heraus und da mußt du mir deine Geschichte ganz ordentlich erzählen."

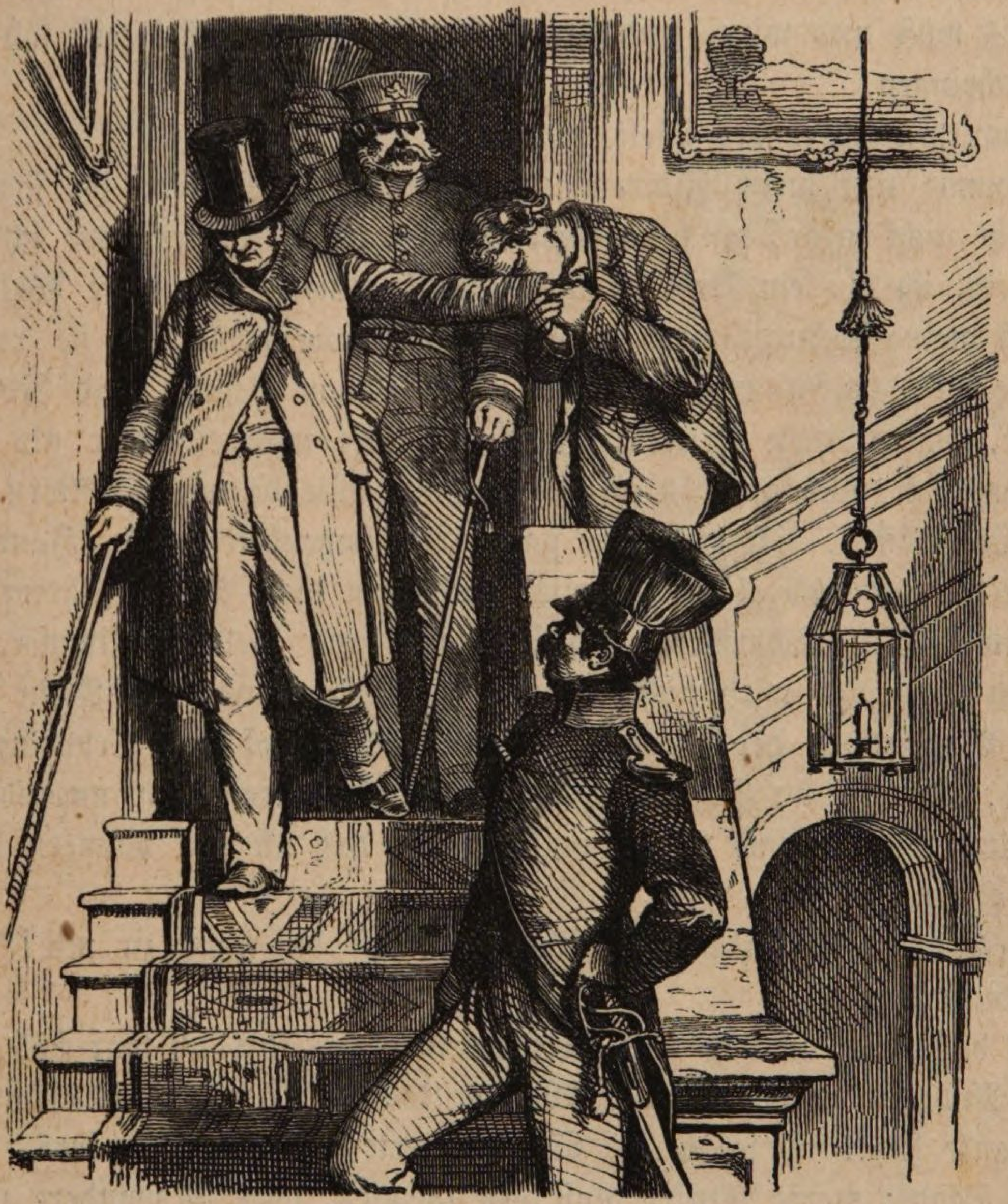
„Ich erzähle dir's meinetwegen gleich," entgegnete der Braumeister, „der Herr Präsident darf Alles mit hören."

Dieser nickte und sprach dabei einige dankende Worte, und der Braumeister begann:

„Der Mittag — es war am 23. September — der Mittag steht so lang ich lebe mir vor Augen. Du erinnerst dich, wir kamen zum letzten Mal aus dem Gymnasium, wir trugen unsre schweren Wörterbücher und alle die Schulbücher, die nun beseitigt waren. Ich stand noch lange mit dir an der Ecke bei der Hökerin und mir war so seltsam zu Muthe, so frei und doch wieder so bang, als könnte ich nicht heim. Ich trat in's elterliche Haus, ein Landjäger an der Hausthür fragte mich, wer ich sei. Ich eilte die Treppe hinauf. Auch hier ein Landjäger. Mein Vater war verhaftet — mein Vater, vor dem sonst die Gensdarmen rasch an den Tschako griffen, der war jetzt verhaftet. Ich höre noch, wie der Criminalrichter ihn barsch fragt, was das für ein Papier sei, das er verbrannt habe. Er antwortet ruhig: Hab's dir ja schon gesagt, es ist nur ein Spaß. Ich werde dir's näher erklären, wenn wir allein sind.

„Ich sehe ihn noch, wie er weggeführt wird und wie er an seinem Schreibtisch im Vorübergehen schnell eine Prise nimmt aus der großen Dose, darauf ein Napoleon

abgebildet ist; dann greift er mit der Fläche der beiden Hände, wie er immer gethan, an die beiden Westentaschen, um sicher zu sein, daß er hüben seine Uhr und drüben seine goldne Dose bei sich hatte, und doch hat er beide nicht mehr, man hatte ihm beide abgenommen. Ich hab's in mir gespürt, wie ihm das sein muß. Er ist mir noch einmal mit der Hand über das Gesicht gefahren, wie er zur Thür hinausgeht, und hat nichts gesagt, als: Geh zur Mutter und bleib' bei ihr, bis ich wiederkomme. Und fort haben ihn die Gensdarmen geführt.



Wir haben neben dem Amthause gewohnt. Wie viel hundertmal habe ich verhaftete Menschen ab- und zuführen sehen, aber es ist mir gar nicht in den Sinn gekommen, daß das auch anderen Leuten geschehen kann als solchen, die geringe Kleidung anhaben. Ich kann noch den Fleck bezeichnen, wo ich gestanden habe, lange, lange. Ich sehe noch den Rollstuhl, auf den mein Blick geheftet, und mir war, als spüre ich jetzt auf Einmal, wie die Erde rollt, und ich bin auf einem andern Fleck, auf einer ganz andern Welt; ich muß ein sonderbarer Mensch gewesen sein, das sehe ich jetzt erst, wenn ich zurückdenke, was Alles in mir vorgegangen

— und hinter mir höre ich den Untersuchungsrichter in den Papieren rascheln. Wie aus dem Schlafe geweckt, schrecke ich auf, wie der Beamte sagte: Gehen Sie hier weg von dem Thürpfosten, ich muß diese Thür versiegeln. Wie sie nun das Licht löschen und ich rieche das Wachs — du weißt ja, mein Vater hat nie andere als Wachskerzen gebrannt — noch heutigen Tages, wenn ich eine Wachskerze rieche, steht das Alles lebendig vor mir. — Aber ich will mich nicht mehr so lang bei Einzelnheiten aufhalten. Wie ich so dahinstarrte, als sähe ich in eine fremde Welt, in das Chaos vor der Schöpfung ... Ich glaube, daß jeder Mensch einmal in seinem Leben an einem Punkt gestanden haben muß, wo ihm das Chaos erschien, Alles wüst und wirr, und der Ruf: Es werde Licht! will sich nur schwer und spät durchringen.

„Ich war wie außer der Welt.

„Ich komme auf mein Zimmer und sehe meine Bücher, da sage ich mir: Nein, das geht nicht mehr, ich kann nicht morgen da fortfahren, wo ich gestern gewesen bin, nein, ich bin ein Anderer und muß in eine ganz andere Welt ... Und doch stecke ich meine Schulprämien schnell zu mir, wie wenn ich sie retten müßte, wie wenn sie mir helfen müßten, mich schützen vor Gefahr und Noth. Etwas aus der Zeit, da ich diese Denkmünzen fünf Jahre nach einander als Ehrenpreis heimbrachte, muthete mich an, als ich sie erfaßte. Wie da meine Eltern so glücklich waren, und ich selbst ... ich hielt eine ganze Vergangenheit in der Hand.

„Meine Mutter war glücklicherweise gerade um diese Zeit in ihrem Geburtsort bei ihrer verwittweten Schwester. Ich saß lange auf meinem Zimmer. Niemand ruft mich zum Essen, es wird nicht gekocht, es ist Niemand da. Mein Vater hatte während der Abwesenheit der Mutter mit mir im Gasthof zum Erbprinzen gegessen. Ich will fort, ich will im Gasthof essen, denn ich spüre einen nagenden Hunger, und doch schäme ich mich und ärgere mich wieder, daß ich jetzt hungern kann. Was soll ich nun anfangen?“

„Dachtest du nicht an mich? Warum kamst du nicht zu mir?“ unterbrach hier der Medicinalrath.

„Wohl dachte ich an dich und an viele Andere, aber ich war bös, ingrimmig bös auf die Anderen und auf dich. Warum kommt Niemand und schaut nach mir um? Die ganze Welt ist falsch. — So jammerte ich. Ich eile fort, hinaus aus der treulosen Stadt; meine Mutter muß doch kommen, oder ich wandere zu ihr. Als ich am Gasthof zum Erbprinzen vorüber gehe, läutet es eben zur Tafel. Gestern stand ich noch hier mit meinem Vater, und die Offiziere und Beamten glückwünschten mir, daß ich bald zur Universität abziehe.

„Ich eile fort, weinend wie ein kleines Kind, hinaus aus der Stadt, bis zum nächsten Dorf. Ich kaufe mir am ersten Bäckerladen Brod, und als dürfte ich mich nirgends niederlassen und sitzen, eile ich wieder davon. Glücklicherweise begegnet mir ein Handwerksbursch, der auch des Weges ging; er klagte, daß ihm sein Felleisen zu schwer sei, er habe auf ein Fuhrwerk warten wollen, um es aufzuladen, aber es komme Niemand, und er möchte doch noch vor Abend das Städtchen erreichen. Ich

erbiete mich, ihm seinen Ranzen zu tragen, er sieht mich lächelnd an und hält das für Spott, aber ich fasse schnell in die Tragriemen und hucke den Ranzen auf, und wir wandern mit einander fürbaß. So bin ich plötzlich ein Wanderbursch geworden ... Jetzt sitzen die anderen Tischgenossen drin im Erbprinzen beim Braten und da gehe ich hier und trage einem fremden Menschen seinen Ranzen, blos damit ich Jemand habe, mit dem ich ein Wort sprechen kann, nicht so allein bin auf der Welt. Des General-Cassirers Guido hat noch in mir aufstehen wollen, aber schwer drückt es mir die Seele, da ich denke, wo jetzt mein Vater ist, wie ganz anders er sich hin in den Erbprinzen denken muß. — —

„Ich erzähle Euch das Alles so genau, ich kann natürlich nicht so fortfahren und will auch nicht; aber am Tag, da in einem Menschen eine Wandlung vorgeht, hat die ganze Welt auf Einmal einen andern Anblick.



„Es war ein einziger Tag, und an diesem einzigen Tag habe ich durchgemacht, wie es Menschen zu Muthe sein muß, die ihr Leben lang eine gewisse empfindsame, weichliche Stimmung nicht loswerden; sie erwarten Etwas von der Welt: Schonung, Mitgefühl, Theilnahme. In der Welt geht aber Jedes seinen Weg und kümmert sich nicht darum, ob in dieser Stunde Jemand gestorben oder verdorben.

„Der Wandergesell, es war ein Bierbrauer aus Thüringen, erzählte mir viel; ich hörte ihn kaum. In mir weinte es, aber äußerlich faßte ich mich bald, zumal als wir des Städtchens ansichtig wurden, wo meine Mutter jetzt sich aufhielt. Es war in einer Biegung des Weges, ich weiß noch den Baum, ich weiß noch den Meilenstein am Weg, wo mich der volle Jammer der Verlassenheit nochmals überkam. Aber an diesem Meilenstein ging jetzt ein anderer Mensch vorüber, ich war, ich darf es sagen, an diesem Tag zum Manne gereift, freilich erst in Gedanken und festem Vorsatz, denn in der Ausführung stockte und zagte ich später noch oft. Aber ich war jetzt aus Schmerz und Noth neu geboren.

„In alten Zeiten hat man nach solchem Ringen, nach solcher Wandlung den alten Namen abgelegt und einen neuen gewonnen. Wir haben nichts Derartiges mehr, wir müssen ohne äußeres Zeichen in uns neu werden.

„Es lag mir schwer auf dem Herzen, wie ich das Entsetzliche meiner Mutter

mittheilen sollte, denn sie konnte ja noch nichts davon wissen. Als ich aber dem Hause meiner Tante nahe war, trat mir deren Sohn, der Pfarrvicar, entgegen und theilte mir mit, daß der Untersuchungsrichter auch bei meiner Mutter gewesen sei. Man hatte vermuthet, daß sie viel Geld bei sich habe, um es auswärts unterzubringen; man hatte zwar nichts bei ihr gefunden, aber ihr Schreck war nicht minder groß. Als ich in die Stube trat, kam mir meine Mutter ruhig entgegen. Sie weinte nicht, sie jammerte nicht. Ihr Antlitz war fest und starr, und sie sagte, es sei brav und klug von mir, daß ich nicht daheim geblieben; ich müsse bei ihr bleiben, bis der Vater wieder frei sei. Sie nöthigte mich zu essen und zu trinken, und mir war's, als wenn ich von einer großen Wanderung heimkäme. Ich spürte noch den schweren Ranzen auf meinem Rücken, den ich bis vor das Stadtthor getragen hatte. Ich hatte ihn nicht mehr wirklich, aber eine Last lag noch auf mir.

„Anfangs wie zum Spiele — und da ich von Büchern gar nichts mehr wissen wollte und nicht mehr stillsitzen konnte — half ich einem Bierbrauer in der Nachbarschaft beim eben beginnenden ersten Sud, und kaum einen Monat darauf, als die Hoffnungen auf Befreiung meines Vaters immer mehr schwanden, wurde ich förmlich als Lehrling eingeschrieben. Es war gerade an dem Tag, an dem du mir begegnetest auf deiner Wanderung zur Universität. Meine Mutter wollte sich fast verzehren vor Kummer, daß ich nicht studiren sollte. Es war ihr entsetzlich, daß der Sohn eines hohen Beamten hemdärmlig über die Straße gehen und überhaupt als gewöhnlicher Handwerker erscheinen sollte."

„Deine gute Mutter hat dich immer etwas verzärtelt," schaltete hier der Medicinalrath ein.

Der Braumeister erwiderte:

„O nein, meine Mutter am wenigsten. Sie hielt aus Liebe zu mir ihre Liebe zurück. Ich hörte zufällig einmal, wie sie eine Verwandte zurechtwies, weil sie ihrem Kinde ihre Liebe zu sehr kundgab. Du machst dein Kind unglücklich, sagte sie, du entziehst ihm damit die Liebe der Menschen: das Kind wird eine Zärtlichkeit gewohnt, die die Welt ihm nicht bieten kann, und es verlernt dadurch im Anschluß an Andere deren Libee zu erwerben. — O, sie war eine starke Seele."

Der Braumeister hielt inne und Alles schwieg eine Weile, bis der Medicinalrath sagte:

„Es war doch wohlgethan, daß man dich allerlei Handwerksthätigkeiten spielend lernen ließ."

„Es war mehr wohlgedacht als wohlgethan. Spielend lernen! das ist ein Hauptunglück der heutigen Jugend. Arbeiten lernen ist das allein Kräftigende. Es ist darum auch ein schwerer Fehler, wenn man Kinder zum Spiel in allerlei Handwerksthätigkeiten herumnaschen läßt. Daß die Arbeit eine Pflicht, daß sie wirklich Arbeit sei und nicht blos Spiel und Vergnügen, das nimmt man ihnen. Ich hatte früher große Lust, allerlei zu basteln, aber jetzt wirklich eingespannt zu sein, von Michaeli bis Georgi ein Sud nach dem andern, und dabei ohne Frage: ist es Nacht, ist es Tag? Das ist etwas Anderes, als solche Thätigkeit blos wie einen

Leckerbissen betrachten. Und jetzt entschwanden mir auch die Anmuthungen dieser Thätigkeit. Es ist etwas Anderes, mit der Brille auf der Nase einer Thätigkeit zusehen, als wenn von der Anstrengung der Athem gejagt wird. Es ist anmuthend, Betrachtungen darüber anzustellen, wie man über der Erde mit Einweichen oder Malzen der Gerste durch Feuchtigkeit, Wärme und Luft dieselbe Keimung bewirkt, die die Natur mit dem Samenkorn in der Erde zu Stande bringt; aber wende einmal das Malz auf der Darre zehn bis zwölf Stunden unausgesetzt jede Stunde, und du weißt nichts mehr davon. Fang' einmal einen Sud mit einbrechender Nacht an und sei dreißig Tage — so lange braucht das Bier von der Pfanne bis zum Mund — unausgesetzt dabei, und du verlierst den sogenannten Geist der Arbeit. Ich hatte ihn verloren oder eigentlich lange nicht gefunden, bis später, wie ich Euch erzählen will. Dazu wurde ich in der Lehrzeit arg gehudelt und durfte mir's doch nicht merken lassen, daß ich's schwer empfinde. Meine Nebengesellen, besonders aber der Lehrling neben mir, der ein halb Jahr länger in der Lehre stand, behandelten mich roh und höhnisch. Sie suchten eine besondere Freude darin', mir allerlei unterwürfige Handlangerei zuzuschieben; denn es besteht eingefleischte Mißachtung, wenn man nicht sagen will, eingewurzelter Haß der Ungebildeten gegen die Gebildeten. Ich habe das noch viel erfahren und kann Euch noch weiter davon erzählen.

„Auch jetzt noch tröstete sich meine Mutter, daß das nur einstweilen Zeitvertreib für mich sei. Wenn der Vater wieder in Ehren dasteht, führen wir dich mit unsern beiden Schimmeln zur Universität! sagte sie oft und oft; und schrecklich war es ihr, wenn sie meine Hand anfühlte, die eine rauhe Haut bekommen hatte. Meine Mutter war ebenfalls die Tochter eines Beamten gewesen, und obgleich ihr Vater eines Handwerkers Sohn, so war es ihr doch himmelschreiend, daß ihr einziges Kind wieder in die Niedrigkeit — denn als solche betrachtete sie das Handwerkerleben — gestoßen würde.

„So schnell erbt sich ein wenn auch verzeihlicher Hochmuth fort. Ich war indeß, soweit es in den gegebenen Verhältnissen möglich, wohlgemuth und frischauf, und in einem uns zugereisten Sachsen gewann ich einen wohlwollenden Beschützer. Er hatte eine gewisse Achtung vor der Bildung, die ich genossen hatte, und suchte sich mancherlei Kenntnisse von mir anzueignen; aber wegen seiner Höflichkeit wurde er vielfach geneckt und gehänselt, und als er nun auch grob werden wollte, wie die Anderen, übernahm er sich stets und kam dadurch in arge Händel. Besonders wollte er eine allgemeine Verschwörung dagegen anstiften, daß man nicht mehr Brauknechte, sondern Braugesellen sagen sollte. Er sah erst spät, daß man ihn auch damit verhöhnte und vor dem Meister preisgab. Er schnürte sein Bündel, als wir den letzten Aussud machten.

„Jetzt im Sommer ging es an die Böttcher-Arbeit. Du weißt, ich konnte sonst gut schnitzen und drechseln, aber seltsamerweise, ich bin nie ein rechter Böttcher geworden. Ich darf sagen, ich weiß, was Alles dazu gehört, aber ich konnte es nie recht ausführen und kann es noch jetzt nicht.

„Am Tage vor Pfingsten kam die Entscheidung, die meinen Vater zu zwölf Jahren Zuchthaus verurtheilte. Auf sein Bedrängen, sowie auf das des Rechtsanwaltes mußten wir ein Gnadengesuch für ihn einreichen, und Anfangs Juli kam die Antwort, daß er zu sieben Jahren Arbeitshaus begnadigt sei.

„Meine Mutter ging nun mit mir zu Fuß den weiten Weg, um von ihm Abschied zu nehmen. Verwandte hatten uns ein Fuhrwerk geben wollen, aber sie lehnte es ab, sie wollte zu Fuß gehen. Eine Art selbstquälerischer Kasteiung



war über sie gekommen. Mein Vater war blaß geworden, aber unförmlich dick, und er gab mir Recht, daß ich ein Handwerk gelernt. Es sei ein Elend mit dem Beamtenthum, und wenn er frei sei, hoffte er mit mir und der Mutter auswandern zu können.

„Sieben Jahre! Sieben Jahre! rief meine Mutter, und sie sprach es aus, wie wunderlich rasch mein Vater über eine so lange Zeit hinwegdenke und hinweg spreche. Ich kenne dich gar nicht mehr, rief sie; und in der That, mein Vater war so verändert, daß ich glaube, ich hätte ihn nicht gekannt, wenn er mir auf der Straße begegnet wäre.

„Wenn ich nur noch schnupfen dürfte, nur eine Prise Tabak," sagte er immer,

„Ich meine, das Blei aus dem Hirn müßte mir auf Einmal herausgehen, wenn ich nur eine Prise nehmen könnte. Guido, bitte für mich, und wenn du bis zum König gehen mußt, daß mir der Schnupftabak erlaubt wird."

„Noch als wir weggingen, rief er uns nach: „Sorget dafür, daß mir der Schnupftabak erlaubt wird, uud schicket mir dann ein Pfund von meinem Tabak! Schreibt auch an meinen Bruder Franz nach Lindau. Er wird Euch in Allem helfen. Er muß."

„Wohin kommst du?" fragte meine Mutter.

„Nach der Plassenburg."

„Nicht auf die Festung?"

„Nein, es hat seine besondere Bewandtniß; ich komme auf die Plassenburg."

„Es geht Einem oft, daß ein Wort für das Ohr das ist, was für das Auge Zücken eines Dolches; mir war's jetzt, als ob in dem Worte Plassenburg alle Bosheit und alles Elend der Welt sich eingenistet habe, und doch hatte ich es schon oft nennen gehört und von der weißen Frau auf der Plassenburg, daß dort einst die Residenz der Markgrafen von Brandenburg gewesen, in mancherlei Büchern gelesen. Auf dem Heimweg hörte ich immer nur das Wort: Plassenburg! und Niemand sprach's, und mir war's, als hätte die Sprache gar kein anderes Wort mehr und nur dieses einzige.

„Still, fast ohne ein Wort zu reden, kehrte ich mit der Mutter in unsern Aufenthaltsort zurück. Sie wickelte sich immer tiefer in ihr großes Tuch, als ob sie fröre, und doch war ein heller heißer Julitag.

„Von jenem Tag an hat meine Mutter das Thor des Städtchens nicht mehr verlassen. Sie saß meist still, nähte und strickte, und da ich nun auch bei meinem Meister die Kost erhielt, sah ich die Mutter oft ganze Tage nicht. Sie gab einigen Beamtentöchtern Musik- und Gesang-Unterricht, und ich sah, wie peinlich und herzzerreißend es ihr war, zur Lustbarkeit der Menschen zu arbeiten mit einem unaufhörlichen Wehe im Herzen. Sie ließ sich nie dazu bewegen, mich einmal im Brauhaus zu besuchen, sie sprach nie mit mir von meiner Zukunft. Es schien, als ob sie sich freiwillig eine Art Gefangenschaft auferlegt hätte, und ihre innige Liebe zu dem fernen Gefangenen sprach sich nur manchmal in den Worten aus: „Ich kann gar nicht begreifen, wie er sich so sehr verändert hat."

„Am Abend mußte ich ihr bisweilen vorlesen. Es gab wenig Bücher, die sich dazu eigneten. Wer an einem schweren innern Kummer leidet, findet überall Beziehungen und Andeutungen zur Erweckung desselben. Ich bat meine Mutter, ihr aus den alten klassischen Schriftstellern der Griechen und Römer vorlesen zu dürfen, und sie willfahrte mir gern, so schwer ihr das Anfangs auch wurde; sie wollte mich nicht ganz verbauern lassen, wie sie oft wiederholte. Merkwürdiger Weise fand aber auch die Mutter bald Freude besonders an den römischen Geschichtschreibern. Es liegt eine eigene Macht in diesen Darstellungen der Alten, und eben das, daß sie mit unsern kleinen Leiden nichts gemein haben, daß sie so für sich bestehen wie Berge und Ströme, wie Bäume und Bauten, das läßt uns bei ihnen

unser selbst vergessen und uns an ihnen erquicken. Wunderbar ergriffen wurde meine Mutter, als ich einst in Tacitus' Germania ihr die Stelle las, wie der Römer von den alten Germanen berichtet: ‚Wehklagen und Thränen enden sie schnell, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken.' Ich mußte ihr die Stelle zweimal lesen und ich fand später einen Zettel, auf dem sie sich dieselbe abgeschrieben hatte.

„Ich könnte viel davon erzählen, wie in der kleinen Stadt zwischen zwei Schwestern sich der große Kampf aufthat, der unsere ganze Welt bewegt. Die Schwester, eine an sich gute und treuherzige Frau, wollte die Bedrückte in ihre Betstunden ziehen, die sehr eifrig in der Stadt gehalten wurden, das allein sollte Heilung für ihre Leiden geben; und als meine Mutter nicht willfahrte, nannte sie sie oft ein Weltkind und eine Heidin, die noch nicht genug gebrochen wäre.

„Die Zeit meiner Lossprechung als Lehrling rückte heran. Feierlicher konnte nicht ein griechischer Weiser einen Jüngling in die Geheimlehren einführen, als der Meister that, da er mich zum Erstenmal in das innerste Heiligthum unseres Handwerks mitnahm, mich selbst das sogenannte Zeug, nämlich das Ferment geben ließ. Man hält dieses Verfahren für ein tiefes Geheimniß, und ich habe erst später erfahren, wie unklug ich that, einst die natürlichen Gesetze, die dabei obwalten, gesprächsweise zu erklären.



„Es will vielen Handwerkern eben noch nicht recht eingehen, daß es vor der Wissenschaft gar keine Geheimnisse gibt, und das Erweisen der Vorgänge aus klar erkannten Naturgesetzen ihnen nichts von ihrer stillen Weihe nimmt.

„Meine Mutter richtete mir indeß in Ruhe Alles zur Wanderschaft her, und doch hatte ich ihr geschworen, sie nicht zu verlassen, sondern als Geselle im Städtchen zu bleiben. Sie antwortete selten etwas darauf. Das Entsetzlichste für sie war, daß ich Wohlthaten empfangen sollte. Ich bemerkte seit einiger Zeit eine große Unruhe an ihr, und als ich von dem Gesellenspruch heimkam, fand ich eine vollständige neue Gewandung für mich auf dem Tisch ausgebreitet, und seit Jahren zum Erstenmal weinte sie, fiel mir um den Hals und rief: „Nicht wahr, Guido, du lässest dir nie Etwas schenken? Zieh deinen Hut nicht ab für einen Bettelpfennig auf der Straße; hungere lieber. Es würde mich tödten, wenn ich denken müßte: du stehst in der Staubwolke, die die Räder aufwirbeln, und hältst deinen Hut Denen hin, die drin in der Kutsche sitzen."

„Seltsamerweise entzog sie mir schnell ihre Hand, als ich ihr die meine dargeboten hatte, und am Mittag, als ich bei ihr saß, faßte sie immer Alles mit der linken Hand an. „Aber Mutter, was hast du?' fragte ich. ‚Hast du dich an der rechten Hand verletzt?"

„Nein, nein, es ist nichts," sagte sie schnell die Hand aufhebend und mit den Fingern spielend. „Da siehst du, ich kann sie ganz gut bewegen."

„Nun, so gib mir einmal ruhig die Hand." Sie zögerte lange, und jetzt sah ich, was geschehen war: der Diamantring, den meine Mutter immer noch getragen hatte, denn er war das Brautgeschenk meines Vaters, der fehlte.

„Seit der Verhaftung meines Vaters trug meine Mutter den Ring nur noch so, daß der Reifen sichtbar war, der Diamant war immer in der Handfläche. Nun war er ganz verschwunden. Sie hatte ihn verkauft, ihr letztes Kleinod, um mir die Kleider zur Wanderung anzuschaffen.

„Ich wendete mich jetzt zum Erstenmal an den reichen Oheim in Lindau, aber zu unserem Schrecken erhielten wir die Nachricht, daß der Oheim mit Hinterlassung einer großen Schuldenlast nach Amerika entflohen sei.

„Es gelang mir, von meinem Arbeitslohn den Brautring wieder zu erwerben, und überhaupt als ich jetzt zum Erstenmal Geld für meine Arbeit in die Hand bekam, war ich überaus glücklich. Das hatte ich mir aus eigener Kraft erworben, wäre ich den Studien gefolgt, so hätte ich mich noch lange von Anderen müssen ernähren lassen.

„In diesem Winter wurde ich auch militärpflichtig, aber als einziges Kind, als sogenannter Ernährer, wurde ich frei. Der Winter, in dem ich jetzt als Geselle noch im Städtchen blieb, war für uns Beide ein glücklicher, so weit eben da von Glück die Rede sein kann, aber die Erinnerung daran thut mir doch wohl. Meine Mutter hatte sich mit meinem Beruf ausgesöhnt, ja sie trug sich mit Planen, daß ich gewiß einmal eine reiche Bierbrauerstochter heirathe und ein großes Anwesen erwerbe, dann komme sie zu mir und erziehe mir meine Kinder. Es waren ihre letzten seligen Träumereien; denn schon von Fastnacht an begann sie zu kränkeln, und im Mai begruben wir sie. —

„Ich selber hatte die Trauerbotschaft meinem Vater verkündigen müssen, und als der Brief fort war und meine Mutter todt, da drängte es mich hin zum Vater. Aber kann man hin zu ihm? Ja, es ist ja gestattet, ihn zu besuchen, wir hatten nur das Geld nicht dazu, und meine Mutter wollte sich von Niemand was schenken lassen, lieber versagte sie sich und uns Allen den traurigen Trost.

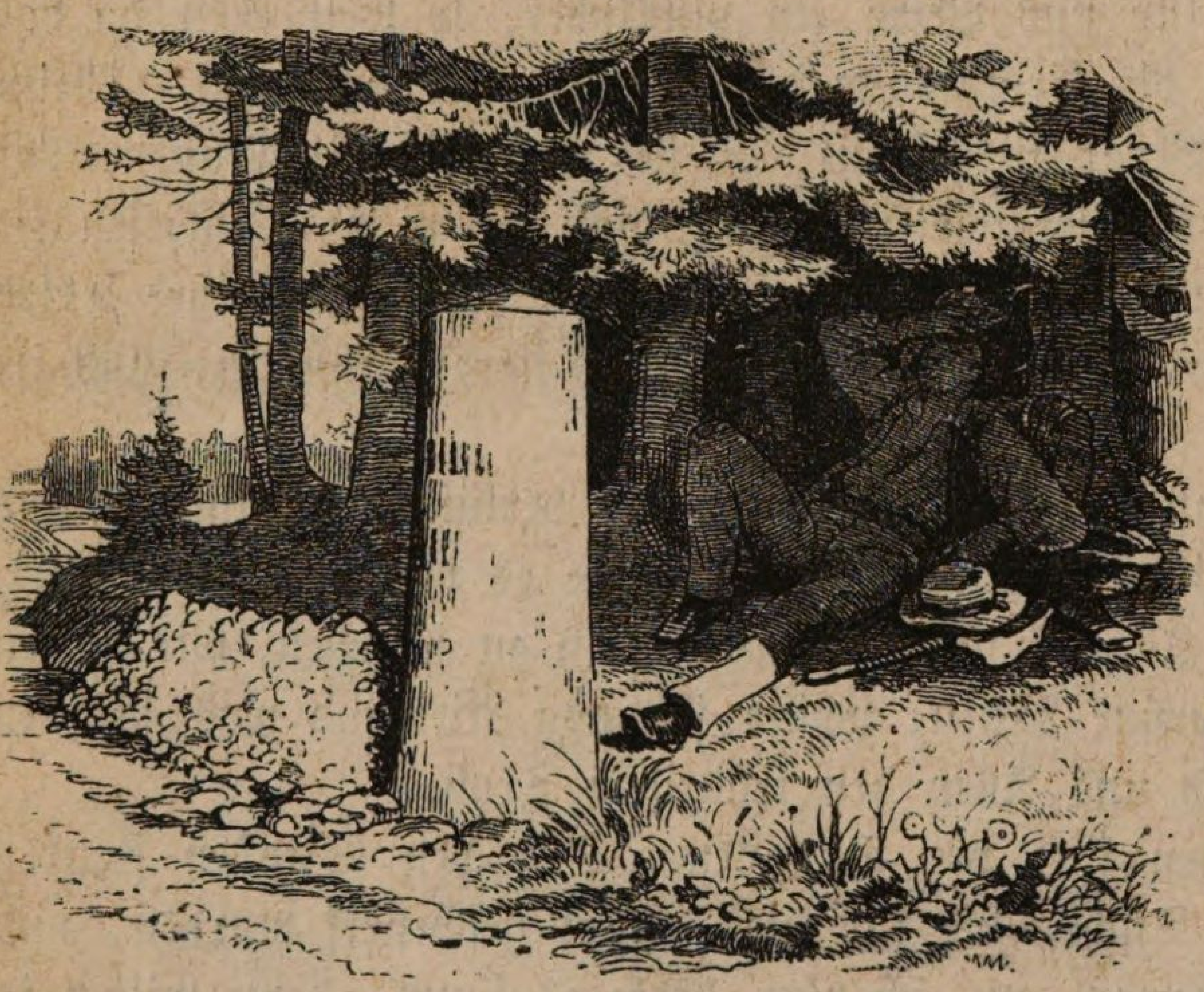
„Ich verließ das Städtchen kurz vor Pfingsten. Auf den Straßen standen überall Schränke, Stühle und Tische, die für die Festzeit gescheuert wurden, und viele Leute riefen mir noch Lebewohl zu, ich aber hörte es kaum, denn mitten in aller Wehmuth mußte ich immer wieder denken: wir hatten ehedem auch Kisten und Kasten, Bilder und Geräthe aller Art — und jetzt? Was ich auf dem Rücken habe, ist der Hausrath einer ganzen Familie.

„Jetzt war ich ein Wanderbursch, aber ich wandre nicht ziellos hinaus in die Welt. Plassenburg! Plassenburg! ruft es, und dort unten am Fuße des Berges

mußt du Arbeit finden und bist deinem Vater nahe. Da ist ja Culmbach, eine der besten Hochschulen deines Handwerks.

Es gibt Stunden, wo es ist, als ob sich auf Einmal die ganze Welt reimte. Mußtest du gerade ein Bierbrauer werden, dein Vater dort auf der Plassenburg, und du kannst ihm nahe sein? . . .

Es ist wunderbar, wie Vielerlei, namentlich in einem jugendlichen Herzen, neben einander Platz haben kann. Die Trauer um den Tod der Mutter, das bange Drängen hin nach dem Vater und zwischen hinein doch auch etwas von Wanderlust und Frühlingsduft. Wenn ich bei meinem eigenen Gange sechs Tritte zu gleicher Zeit gehört hätte, ich glaube, ich hätte mich nicht gewundert, so war ich dreierlei Menschen, als ich den frischen Ranzen auf dem Rücken, draus frischbeschlagene wanderlustige Stiefel schauten, dahinzog über Berg und Thal, und plötzlich kam's über mich, daß ich noch glücklich werden könne. Ich hatte beim Abschied nicht geweint, jetzt mußte ich weinen, da es mir schwer auf's Herz fiel, daß meine Mutter todt und mein Vater gefangen — Keines von beiden kann mit mir die freie Luft athmen. Und die Mutter hat mirs prophezeit, daß ich eine stattliche Bierbrauerstochter heimführe, und das muß wahr werden. Wenn ich nur jetzt schon gleich wüßte wo sie ist, wie sie ist. Jetzt bin ich so traurig und allein, und ja, jetzt könnte sie mich am besten trösten. Wer weiß, wo du jetzt still sinnend umher gehst, und du denkst vielleicht auch an den, der dir beschieden ist. Wir wissen nichts von einander, und jetzt wäre so schöne Zeit, daß wir einander glücklich machen könnten, und ich habe es jetzt besonders nöthig.



So lag ich träumend und denkend, hoffend und zagend am Waldesrand; mein wohlgefüllter Ranzen war mein Kissen, und darin sind Strümpfe, die meine Mutter gestrickt, Hemden, die meine Mutter genäht, und da sind ihre Gedanken mit darin und ihre gute, liebe Seele. Meinem Vater bring' ich den Trauring, ein Pfund Schnupftabak kaufe ich ihm noch unterwegs, es wird sich schon Gelegenheit finden, daß ich's ihm zustecke. Und — glückselige Jugend, die aus dem Wirrwarr heraus, aus allem Wirbel von Denken und Sinnen einschlafen kann . . . .

Als ich erwachte, wo lag ich? Dort unter dem Baum, gerade gegenüber dem Meilenstein, wo ich vor zwei Jahren auch so eine Wandlung des Lebens erfahren hatte. Ich grüßte ihn, er war mir wie ein Altar geworden.

Weiter ging's in die Lande hinein. Ich betrachtete lange mein Wanderbuch: was für Wappen, was für Zeichen werden sie da hinein schreiben, und auch in dir — was wirst du nicht Alles erfahren müssen! Ist es nicht seltsam, daß ich meinen eigenen Namen und die Beschreibung meiner Person in der Tasche herum trage? Was würde ein alter Grieche, ein alter Römer dazu sagen, wenn er von solch' einer Einrichtung hörte?

Wenn man so durch die Welt dahingeht mit absonderlichen Gedanken im Kopf, da kann man leicht dazu kommen, Alles auf den Kopf zu stellen. Wie wunderlich war mir's, daß die Menschen auf den Straßen hin- und herrennen, auf den Feldern arbeiten, in Dörfern und Städten feste Wohnungen haben, und was wird am Ende daraus? Und warum plagen die Menschen einander, warum ist Alles so wirr, die kurze Spanne Zeit, die man Leben nennt? O, wie viel stille Plätzchen gibt es auf der Welt, wie viel helle Thäler, wo die Menschen in Frieden glücklich sein könnten; und warum ist so viel Elend auf der Welt? . . .

Ich kam von einer Todten und ging zu einem Gefangenen, und wenn ich vor Zeiten von fröhlicher Wanderlust gehört hatte, so war mir das jetzt nur wie ein Märchen. Aber ich schritt immer wacker vorwärts. Erinnerst du dich noch, wie unser alter Professor der Naturlehre uns erklärte, daß das Gehen des Menschen theils ein beständig aufgehaltenes Fallen, theils der Versuch sei, die Erde einzustampfen, die den auftretenden Fuß dann wieder zurückstößt, daß er sich hebt und vorwärts kommt? Ja, ja, weiter ist das Leben nichts. So träumte ich hin. Aber es sind sehr pünktliche Traumwecker in der Welt aufgestellt, sie heißen Gensdarmen; besonders auf uns Handwerksburschen haben sie ein sorgfältiges Auge, und sie haben Recht; was soll das aberwitzige Träumen und Sinnen? Thu deine Arbeit und deine Pflicht und schlaf wohl.

Ich hatte, wie gesagt, unter dem Nachlasse meiner Mutter einen Zettel gefunden, worauf sie einen Kernspruch des tapfern römischen Geschichtschreibers abgeschrieben hatte. Ich hatte den Zettel bei mir, und wie ich ihn las, sprach sie ihn mir und er prägte sich mir in die Seele: „Wehklagen und Thränen enden sie schnell, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken."

Ich legte den Zettel in mein Wanderbuch.

Es war ein heißer Mittag, als ich in Culmbach anlangte. Die ganze Stadt war so freundlich gesinnt, daß sie einen Menschen eigens dazu bestimmt hatte, damit er alle Fremden und so auch mich willkommen hieße. Am Bayreuther Thor unter den Tempelsäulen des Thorwarthauses stand dieser Priester der Gastfreundlichkeit und allgemeinen Menschenliebe, und ohne viel Redensarten fragte er mich kurz und knapp: Woher? Wohin? Er empfing mein Wanderbuch, in das er einige Weihrauchwolken aus seiner Pfeife blies und dazu nickte.

Ich fand unsre Herberge bald, und um kein Aufsehen zu erregen, fragte ich zuerst nach Arbeit um und erhielt abschlägigen Bescheid; aber das kümmerte mich

wenig, ich war doch an einem Ziel und ging durch Culmbach, als grüßte mich überall etwas Heimathliches; mir war's, als müßte da und dort aus einem Fenster eine befreundete Stimme mir zurufen, ein bekanntes Gesicht mir zunicken. Es war wie träumende Vorahnung dessen, was ich später hier erfahren sollte.

Ich war froh, daß ich meine alte leichtmüthige Natur wieder gewonnen hatte; ich mußte meinem Vater Frische bringen und nicht eine weichselige Zerflossenheit. Als wollte ich nur spaziren gehen, machte ich mich auf den Weg nach der Plassenburg. Wie ich die vielen Staffeln vom untern Schloß hinansteige, da vom Rentamt aus, steht ein Bogenthor weit offen, und mitten im Thor steht ein Kind, ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, dürftig gekleidet, mit schlichten, lose wallenden blonden Haaren, und blaue Augen schauen auf mich herab, so blau, wie die Kornblumen, die das Kind in der Hand hält. Es steht erschreckt, wie ich es plötzlich so betrachte, wendet sich und will entfliehen; aber ich bin schon bei ihm und sage: „Schenke mir deine Blumen!" Es gibt sie und will fort, ich halte es aber und frage: „Soll ich dir auch was schenken?" Es spielt an meiner Hand. Ich trage den Trauring meiner Mutter und es sagt: „Schenk' mir diesen Ring da."



„Nein, den kann ich dir nicht geben." An dem letzten Hause, das oberhalb des Rentamts steht, entfloh das Kind schnell hinein, und als ich den Burgweg, der hüben und drüben mit breiten Linden besetzt ist, hinanging und zurückschaute, sah ich das Kind, wie es vor dem Hause stand und mir nachblickte; es hielt dabei einen Finger an den Mund gedrückt, eine Gewohnheit, die es noch heutigen Tages hat, denn Justine hat ihren klaren Verstand aus den Fingern gesogen; es hat sie Niemand eigentlich je regelrecht unterrichtet.

Der Weg nach der Burg ist steil. Manchmal einzeln, manchmal paarweise kamen Soldaten herab in straffem, raschem Gang und rauchten vergnüglich. Wie muß es den Gefangenen zu Muthe sein, wenn sie die freien Menschen rauchen sehen? Aber ist es nicht in der Welt überhaupt so? Erfreuen wir uns nicht

sorglos eines Genusses und denken nicht daran, wie Andere neben uns entbehren?

Ich fühlte, welch ein Leidensgang es ist, auf dem ich war, so sehr ich mir auch einreden wollte, daß ich starken Muthes sei und sein müsse. Die Kniee wollten mir brechen, und ich setzte mich an der Wendung des Weges auf die steinerne Bank unter einer Linde mit breitem, kurzem Stamm. Wie weit und froh überschaut sich da das Wiesenthal, vom Fluß durchschnitten; denn dort bei Steinhausen vereinigen sich der rothe und der weiße Main. Und ist es nicht sehr klug ausgedacht, gerade auf eine solche Höhe mit weiter Fernsicht die Gefangenen zu setzen? Jeder Ausblick sagt: da seht ihr's, wie schön und weit die Welt ist, und ihr könnt darin gefangen sein . . .



Ich war endlich in der Burg. Aus dem Hauptgebäude hörte ich hundertfältiges Stimmengewirre; Einige redeten an den Gitterstäben und sprachen heraus, ich weiß nicht was, Andere hörte man drinnen mit einander plaudern und streiten; sie waren, wie ich nachmals erfuhr, bereits in den Schlafsälen, denn es war nach dem Nachtessen.

Vor der Wohnung des Inspektors saß eine Frau und hielt ein kleines Kind auf dem Arm. Ich grüßte, das Kind langte nach meinen Blumen, die ich noch unwillkürlich in der Hand hielt, ich gab sie ihm und die Frau dankte; und diese Blumen waren es, die mir meinen schweren Weg erleichterten. Die Frau hielt mich für einen Lustreisenden, der von hier oben die schöne Aussicht genießen wolle. Sie sagte, ich solle eilen, an den Mauervorsprung zu kommen, denn die Sonne gehe schnell unter. Ich faßte Muth und erzählte ihr, wer ich sei, und sie berichtete ihrem eben herbeikommenden Manne, was ich wünsche. Der Mann mit dem großen Schlüsselbunde in der Hand sah mich forschend an, und auch der große braune Hund, der ihm folgte, schnupperte an mir herum. Der Mann sagte kein Wort, wendete sich zu dem Kinde und machte Musik; ja, es war die wunderlichste, die es auf der Welt geben konnte, denn er machte mit den Gefängnißschlüsseln ein Geräusch, das das Kind ergötzte . . .

„Komm du jetzt mit, ich muß eilen," sagte er in vertraulichem Du zu mir; der Sohn des Sträflings und dazu noch der Handwerksbursche wurde mit Du angeredet, und — sollte man's glauben — daß der Mensch so närrisch sein kann, daß mich das in diesem Momente kränkte? So viel vom alten Hochmuth der Studirten hätte mit Latein und Griechisch in mir Platz gefunden.

„Nimm dich zusammen," sagte der Inspektor und faßte mich ermuthigend dabei am Kinn; auch das that mir weh, und doch meinte es der Graubart gut.



„Nimm dich zusammen, du wirst deinen Vater verändert finden. Und noch Eins, ich lasse dich mit ihm allein, du wirst ihm nichts geben, was er nicht haben darf. Ich vertraue deinem ehrlichen Gesicht."

Das Pfund Schnupftabak in meiner Tasche wurde plötzlich centnerschwer. Ich zog es heraus und sagte: „Da ist ein Pfund Schnupftabak."

„Du wirst mich doch nicht bestechen wollen?"

„Nein, daran habe ich noch nie gedacht, daß man das könnte, und daß Ich das könnte. Ich will Ihnen nur ehrlich sagen, dieses habe ich meinem Vater zustecken wollen, aber weil Sie mir vertrauen, darf ich's nicht."

„Ei, ei, du närrischer Bursch, das darfst du freilich jetzt auch nicht. Laß einmal sehen; ah, das ist ganz feiner Pariser, ich werde ihn behalten, bis du wieder herauskommst."

Ich glaubte zu merken, wie es ihm fast leid that, daß er mich durch Vertrauen gebunden hatte. Aber das war wieder nur einer meiner in der Welt heimathlosen Gedanken.

Ich wurde viele Treppen auf und durch mehrere Arbeitssäle und Schlafsäle geführt; endlich mußte ich auf einer bedeckten Hausflur warten, und heraus kam eine dünne, entsetzlich abgehärmte Gestalt . . .

Das Schrecklichste war, daß mein Vater immer nur über sein Elend klagte und gar nicht an die Mutter und an mich denken konnte.

Ich erzählte ihm von dem Tabak, den ich ihm hatte bringen wollen, und der drunten beim Inspektor geblieben war. Er lachte mich aus über meine gutmüthige Dummheit: der Inspektor habe nur so gesagt, weil es eben seine Ordre sei, er habe dabei nicht anders gedacht, als ich bringe ihm, was nur möglich sei. Ich versprach dem Vater, ihm andern Tages Tabak zu bringen und überhaupt in seiner Nähe zu bleiben, ich würde nicht nachlassen, bis ich in Culmbach Arbeit gefunden, um ihm nahe zu sein. Er fuhr mir mit der Hand über das Gesicht und sagte:

„Das nehm' ich an, das mußt du halten. Als Vater befehle ich dir, nirgend anders in Arbeit zu treten als hier."

War das nicht ein Glück, daß mein Vater noch seine Herrschergewohnheit über Andere behalten hatte?

Als ich aus dem Thor der Burg heraustrat — drunten im Städtchen flimmerten die Lichter — da war mir's, wie wenn ich plötzlich aus einer ganz andern Welt auf die Erde geschleudert wäre, und die Bäume rauschten und drunten sang eine Stimme. Als ich wieder dem Hause nahe kam, wo mir das Kind begegnet war, sah ich auf dem dort liegenden Bauholze das Kind ganz zusammengekauert, und es sang in die stille Nacht hinein; es hielt inne, und jetzt in der Nacht lief es mir nicht davon. Ich führte es an der Hand nach seinem Hause. Die Mutter — es war vaterlos — saß mit einigen anderen Hausbewohnern auch vor dem Hause in der milden Sommernacht, und als ich eben berichte, daß ich hier in meinem Handwerk Arbeit suchte, erhebt sich Einer der Sitzenden und sagt: „Ich meine, die Stimme kenne ich!" Er entzündet ein Streichhölzchen, leuchtet mir in's Gesicht und sagt: „Ja, ja! du bist's! Es ist doch wunderlich, wie die Menschen wieder zusammenkommen. Erinnerst du dich des Gesellen, dem du vor Jahren seinen Ranzen getragen?" Ich erkannte ihn auch wieder, und ohne ihm zu sagen, welchen Grund ich dafür habe, bat und beschwor ich ihn, mir hier Arbeit zu verschaffen. Er erklärte mir, daß er Oberbursch sei, daß ich aber jetzt hier keine Arbeit fände, die Sudzeit sei vorüber, es seien schon Viele entlassen und man halte nur die Nöthigsten, um die Böttcherarbeit zu vollführen.

Der Oberbursch führte mich nun in die Stube und that überhaupt vor den Hausbewohnern, als ob wir alte vertraute Freunde wären. Ich ließ mir das gern

gefallen. Beim Weggang begleitete er mich nach der Herberge, und jetzt zum Erstenmal spürte ich recht, was es heißt, ein Geheimniß auf der Seele haben. Ich mußte mit dem Kameraden lustig zechen; er fragte nicht viel darnach, woher ich sei, was mir im Sinne liege. Die Welt duldet nicht, daß man sich immer mit seinen eigenen Gedanken herumschlage, und das hat auch sein Gutes.

In der schlaflosen Nacht mußte ich immer denken, wie viel Jahre jetzt schon mein Vater diese Glocke gehört und wie er vielleicht eben jetzt auch hinaus denkt zu mir. Am Morgen suchte ich den Oberburschen bei der Arbeit auf, er hieß Schneckenberger. Er gab mir den Rath, doch zu seinem Braumeister zu gehen, aber ihn ja



streng nach altem Brauch anzusprechen, denn er sei ein Altfränkischer und zugleich noch Einer von Denen, die nicht nur flüssiges Brod — wie man das Bier nennt — sondern auch festes bereiten konnten. Er war Bierbrauer und Bäcker zugleich gewesen, wie das ehemals ständig war. Er hatte noch immer ein Vorurtheil gegen diejenigen, die der Theilung der Arbeit angehörten und demgemäß ihre Besonderheit tiefer auffaßten. Ihr werdet später noch mehr davon hören.

Ich ging nun hin und sagte, den Hut in der Linken, den Stock in der Rechten: „Grüß ihn Gott, Meister, Gott ehre das ehrbare Handwerk. Ich wollte den ehrsamen Meister fragen, ob er einen ehrlichen Gesellen einstellen will?" Der Meister lächelte, schüttelte aber verneinend. Er war ein untersetztes behäbiges Männchen, er

hatte zwei Söhne im Geschäft, während ein Dritter bereits in Erlangen ansäßig war. Der Erlanger war gerade beim Vater, und der Erlanger sagte, er wäre nicht abgeneigt, mich mitzunehmen. Ich lehnte das ab und gab vor, daß ich nothwendig in Familienangelegenheiten nach dem Norden reisen müsse und ich hätte nur vorläufig angefragt.

„Vorläufig anfragen ist bei mir nicht der Brauch," sagte der Meister barsch und fuhr zu seinem Sohne fort: „Da siehst du, wie sich jetzt die Brauknechte geberden. Fragt der Bursch vorläufig an. Ist das je erhört? Was stehst du noch da?" wendete er sich wieder an mich. „Du kannst vorläufig gehen. Vorläufig!" hörte ich noch hinter mir drein schelten; „hat der Mensch sich nicht benommen, wie wenn er ein Amtmann wär'?"

Ich erschrak, als ich das hörte, und eilte zu dem Oberburschen, ihm berichtend, wie übel er mir gerathen habe. Er hatte aber Recht, indem er mir entgegnete: „Laß dich das nicht grämen, der Meister hätte dich aus Gutmüthigkeit doch nicht genommen; wenn er dich braucht, nimmt er dich, und weiter ist's vorbei."

Ich lernte immer mehr kennen, daß das Leben nur ein strenges Kämpfen ist, und als ich mit neu eingekauftem Schnupftabak wiederum den Berg hinanging, fiel mir's schwer auf's Herz, daß ich nun gebunden war. Was ich ehedem aus freiem Willen hatte thun wollen, war nun gezwungen; mein Vater hatte mein Versprechen angenommen, daß ich nirgends anders bleiben dürfe, als hier. Ich kam mir wie gefangen vor. Ich durfte jetzt eine Zeitlang spaziren gehen in die Welt hinaus, aber ich war an den einzigen Ort gebannt, zu ihm mußte ich zurück.

Jetzt am Tage, da ich meinen Vater wieder sah, war ich gefaßter und auch er. Ich gab ihm den Schnupftabak, er schnupfte hastig, dann sagte er: „Das ist nichts, du hast mir nicht meinen rechten gebracht."

„Ich habe Ihren gewöhnlichen Pariser Nro. 1 gebracht. Da steht's drauf."

„Steht's drauf? Sie machen jetzt Alles falsch, nimm nur den Schnupftabak wieder mit, ich will ihn nicht."

So hatte ich das Vertrauen des Inspektors vergebens betrogen.

Ich zog nun den Trauring der Mutter ab und gab ihn dem Vater. Er machte die Augen zu, steckte ihn an den Finger, dann zog er ihn wieder ab und sagte: „Da siehst du, er fällt mir wieder von der Hand ab, ich bin zu mager, nimm ihn nur wieder."

„Nein, behalten Sie ihn doch, wenn auch nur in der Tasche."

„Ja, gib, nein, nimm nur. Ich bin in meiner Tasche nicht allein zu Haus. Junge, weißt du denn nicht, wo ich bin? Da ist nichts sicher, was nicht angewachsen ist. Sei froh, daß du nicht wissen kannst, was es ist, Tag und Nacht unter solchen Menschen zu sein, und sie verspotten mich noch, weil sie Alle meinen, man dünkt sich besser als sie. O Sohn! Es ist ein furchtbares Gesetz in der Welt: die Willkür wird mit Willenstod bestraft. Ich bin nicht mehr mein. Schlafengehen, Essen, Trinken, Beten, Alles muß ich nach fremdem Befehl." Und mit tiefem Schmerz erzählte er mir, daß man sich hier von den Aufsehern allerlei Ungerechtigkeit

müsse gefallen lassen. Er habe einmal dagegen Einsprache erhoben und sei dafür in Eisen gelegt worden, und seitdem seien ihm alle Aufseher feind, denn er habe sie verklagt und habe es nun doppelt schlecht. Jetzt zum Erstenmal sah ich meinen Vater weinen. Ich erzählte, daß ich augenblicklich in Culmbach keine Arbeit bekommen, wie aber sehr wahrscheinlich sei, daß ich im Herbst zur Sudzeit eintreten könne, und ich wollte nun unterdeß wandern, aber nirgends mich festhalten lassen, um ganz gewiß wieder in seine Nähe zu kommen.

Er glaubte mir nicht und rief wiederholt: „Wenn du gewollt hättest, hättest du gewiß Arbeit bekommen; aber du willst mich eben auch verlassen, wie Alle auf der Welt. Geh nur, geh nur, ich will auch von dir nichts.“

Der größte Theil des Kassendefektes, der sich bei meinem Vater fand, war dadurch entstanden, daß er dem Onkel in Lindau eine große Summe vorgestreckt: der Schuldschein darüber, das war das Papier, das er bei seiner Verhaftung verbrannt hatte.

Er traute Niemand mehr. Es zerschnitt mir das Herz, meinen Vater so mißtrauisch und gebrochen zu sehen. Jetzt schwor ich ihm beim Andenken an die Mutter, daß ich zum Herbst wieder komme. Er wollte nichts davon wissen. Er war wie ein Kind, dem jedes Versprechen in die Zukunft eigentlich gleichgültig ist. Nur was es jetzt in die Hand bekommt, ist ihm von Werth.

Die Zeit, die meinem Vater zur Besprechung mit mir vergönnt gewesen, war um. Ich saß noch lange an dem Wall vor dem Gefängniß, aber ich sah nicht hinaus in die weite Landschaft, und als endlich drunten ein fröhliches Faßhämmern begann, da wachte ich auf: Es ist besser, ich ziehe in der Welt herum, ich muß noch fester werden, um meiner schweren Pflicht zu genügen. Und aus all' diesem Kummer heraus kam wieder etwas von lockender Wanderlust über mich. Die Sonne schien so hell, und als ich durch die Burg hinaus ging — das Thor war offen, und durch die Wölbung hindurch sah man nichts als das verschränkte Gezweig der Bäume — da war's, als könnte man wie ein fliegender Vogel hinaus sich schwingen in's Grüne. Und jetzt im Weiterschreiten eröffnet sich ein Stück Welt hell und weit. Es muß noch kommen, daß ich mit meinem Vater hier hinausziehe. Wie wonnig wird der Tag sein!

Am Rande des Weges sah ich jetzt das Kind wieder, das seine Ziege weiden ließ. Ich stand noch eine Weile bei ihm, und es sagte mir, daß es Justine heiße. Und fort ging ich in's Blaue hinein.

Ich war nun gleich im Beginn meiner Wanderschaft zum Stromer geworden. Es gibt in unserm Handwerk eigentlich keine Stromer. Ja, ein Bräuer als Wanderbursch gehört schon zur Seltenheit, ist eigentlich eine Ausnahme. Es mag sein, weil unser Handwerk ein bürgerlich seßhafteres ist; unsere Werkstatt ist ein ganzes Haus, von oben bis unten, und schließt sich an die stetige Landwirthschaft. Ich habe die meisten Stromer unter Schustern, Schneidern, Drechslern und Webern gefunden! Wandern und wandern! das war nun mein Vorsatz. Ich machte einen weiten

Bogen durch Thüringen, Sachsen und Brandenburg, Westphalen und den Rhein über Schwaben zurück bis wieder nach Culmbach. Ich war aber auf dieser Reise arg herunter gekommen. Die Mahnung meiner Mutter, daß ich um alles in der Welt nur nicht betteln solle, hatte ich längst an den Schuhen abgelaufen. Ich war ein ausgepichter Fechter, und als ich im Herbst wieder am Bayreuther Thor in Culmbach anlangte, hatte mein Wanderbuch eine Musterkarte von Siegeln aus aller Herren Ländern, und innerlich war mir auch manches Siegel der Erfahrung aufgedrückt. Aber jetzt mußte es anders werden. Ich lechzte wahrhaft nach Arbeit. Auf der Herberge traf ich den Oberburschen. Es lag etwas wie Freude in seinem Antlitz, als er mich so verwahrlost fand. Ja, es war so weit gekommen, daß ich zur Umschau für die Arbeit mir seinen Rock borgen mußte; und richtig, ich trat bei demselben Meister ein, wo er in Arbeit stand. Ich hatte bei dem Meister ein seltsames Verhör zu bestehen. Mein Wanderbuch und das daraus ersichtliche Umherziehen flößte ihm Mißtrauen ein, er wollte wissen, was ich da und da gewollt hätte. In dieser und jener Stadt ließe sich ja gar nichts für mein Handwerk erwarten. Warum hast du da und da keine Arbeit genommen? Ich mußte ein ganzes Gewebe von Lügen zusammenbringen, um mich herauszureden. Es gelang mir scheinbar, aber wie ich später erfuhr, hatte der Meister stets ein Mißtrauen gegen mich, das noch durch ein andres aufrecht erhalten und vermehrt wurde.

Die Arbeit ward mir jetzt wieder so schwer, wie in der ersten Zeit, da ich in die Lehre getreten. Nur einmal am Abend war ich oben auf der Plassenburg gewesen und hatte durch den Inspektor meinem Vater sagen lassen, daß ich nun fest in seiner Nähe sei. Aber erst am nächsten Sonntag konnte ich ihn selbst sehen und sprechen. Er that jetzt, als ob es ihm ganz gleichgültig wäre, daß ich in seiner Nähe bleibe. Ich ertrug das geduldig, aber ich war doppelt gebunden, denn ich hatte dem Oberburschen offen bekannt, warum ich gerade hier sein wolle. Nach der klugen Weise solcher Leute that er, als ob er das nicht nur geahnt, sondern ganz sicher gewußt habe. Er wollte dabei zweierlei erreichen: erstlich, daß ich ihn für überaus klug halten mußte, und dann, daß er durch mein Vertrauen nicht gebunden war; er hatte ja vorher gewußt, was ich ihm jetzt mittheilte. Er versprach mir indeß volle Verschwiegenheit. Ich mußte ihm natürlich in Allem untergeben sein, denn er war nicht nur der Oberbursche, sondern kannte auch ein Geheimniß von mir. Er wußte mir's immer so darzustellen, daß ich gewiß augenblicklich fortgejagt würde, wenn man mein Verhältniß zum Alten da oben, wie er stets sagte, erführe. Ich glaubte das nun zwar nicht, aber es war mir doch im Grunde der Seele noch hart genug, daß ich als Geselle behandelt wurde und Niemand darauf achtete, was ich eigentlich war; doppelt schrecklich wäre mir's gewesen, wenn nun Jeder erfahren hätte, welch ein Flecken auf meinem Namen ruhte.

Die beiden Söhne unsres Meisters, und von diesen besonders der jüngere, Leopold, eine äußerst wohlgemuthe, arbeitsame und glückliche Natur, gewannen mich lieb. Leopold war eines jener hochbegünstigten Wesen, die in ihren Lebensberuf mit Natursicherheit hineinwachsen. Die ganze Welt lachte ihn an und er lachte in

die Welt hinein. Er sang fast immer bei der Arbeit. Bei der Faßbinderei spielte der Hammer, wie wenn er lebendig wäre in seiner Hand. Mir lachte das Herz im Leibe so oft ich ihn sah. Wir arbeiteten mit einander und an Sonntagen gingen wir Hand in Hand spaziren. Er hatte noch gar nichts erlebt, er war im Heimathsgrunde aufgewachsen und war frisch und gesund, bis in's tiefste Mark hinein. Während er mir dankte, daß ich ihn mancherlei lehrte, und mir dienen wollte, wie wenn ich der Haussohn und er ein fremder Knecht wäre, hatte ich an ihm die volle Freude einer echten Jugendfreundschaft. Dennoch theilte ich ihm von meinem schweren Schicksal nichts mit. Unser Zusammenleben war ein reiner Zufluchtsort, in den nichts von Trauer und Elend hereinkam, ich wollte mir ihn so erhalten und auch das heitere harmlose Gemüth Leopolds nicht stören. Ich war mit ihm so vollauf fröhlich, ja schwärmerisch glückselig, als ob noch nie ein Kummer in mich gedrungen wäre. Auf der Steinbank unter der Linde am Burgweg saßen wir oft halbe Nächte und plauderten und sangen, und Leopold hatte besonders ein Lied, das auf meinen Namen gemacht schien:

„Bei der Linden
Kannst mich finden,
Bei der Linden bin ich gern.
Da wollen wir sitzen
Und schön stat (still) sein,
Und unsre Herzen
Schlagen hör'n."

Auch ein Lehrling, der ein Jude war, und darum viel von den Anderen geneckt wurde, hing an mir wie ein jüngerer Bruder, denn ich behandelte ihn mit Liebe und suchte ihm damit die weichherzige Empfindlichkeit auszutreiben. Er hielt sich nun immer zu mir, und in der Fastnacht besuchten wir seine Eltern in Bayreuth; ich wurde dort geehrt und gepflegt, daß mir's in's tiefste Herz hinein wohl that.

Der Oberbursche war in dem Hause, wo Justinens Mutter wohnte, ganz daheim. Ich war oft mit ihm dort, und das Kind schloß sich mir immer mehr an. Es geht mir eigen, mein Vorsatz, mich allein zu halten, gelingt mir nie, ich muß Menschen haben." — —

Der Medicinalrath schaltete hier ein:

„Das ist doch etwas von der guten Natur deines Vaters; er war auch immer der Allerweltsbeiständer, er mußte immer Menschen um sich haben, denen er rathsam beistehen und Freude machen konnte."

„Ja, ja, das ist so," nahm der Erzähler wieder auf und fuhr dann fort: „So hatte ich bald eine Gruppe von Menschen, die mir zugeneigt waren; dabei war ich auch mit allen Anderen frischauf, denn ich gewann viel neue Kenntnisse und Erfahrungen in meinem Handwerk, ja, jetzt gewann ich auch wieder oder eigentlich erst recht zum Erstenmal die Freude meines Handwerks. Beim Aufwurfeln des viergetheilten Haufens war ein Drang und Trieb, als gälte es eine Schanze

zu stürmen, und es ist wunderbar, wie die anstrengende Arbeit noch immer einen Ueberschuß von Kraft für den Uebermuth erzeugt. Am Abend wurden in unserer großen Stube noch allerlei Turnkünste geübt. Erst hier gewann ich ein Ansehen, denn ich war behend wie eine Katze und dabei besiegte ich doch einmal an Kraft unsern Goliath. Wir hatten einen Pfannenburschen, der ein wahrer Riese an Kraft war; er schaufelte immer nur mit der einen Hand und es kam ihm doch Keiner zuvor. Eines Abends nun wagte ich mit ihm ein Wettspiel. Wir knüpften ein langes Handtuch zusammen und Jeder legte sich's um's Genick, nun zogen wir aneinander, Keiner regte sich von der Stelle; da gelang's mir endlich mit einem Ruck, den Gewaltigen herumzureißen. Er strengte sich mit allen Kräften an, mich zu werfen, aber es glückte ihm nicht. Ich riß ihn hin und her in der Stube, und der Riese, der bisher dafür gegolten, daß er Alles zermalmen könne, weinte vor Aerger. Acht Tage lang waren wir Beide gliedlahm, ich konnte den Kopf nicht mehr drehen, und mußte, wenn ich das wollte, mich immer ganz wenden, und besonders im Bett war das entsetzlich; aber Keiner von uns sagte ein Wort, und von da an genoß ich einen gewissen Respekt. Arbeit! Arbeit allein war meine Lust. Ich verscheuchte alles Denken und Grübeln, und wenn ich am Abend in die Brauerei kam, sprang ich oft mit einem hohen lustigen Satz hinein, und: „Juchhe!" hieß es, „wenn es nur morgen recht viel zu arbeiten gibt." Mein Meister hat oft gesagt, und ich muß jetzt dasselbe wiederholen: in fünfzig Jahren wird man's gar nicht mehr glauben, wie man früher arbeiten mußte. Da drüben die Dampfmaschine, die ist jetzt das eiserne Herz des ganzen Getriebes. Was die



Dampfmaschine mit ihren alle Räume durchlaufenden Treibwellen thut, das war ehedem schweißvolle Hände-Arbeit, aber sie war auch lustig. Beim Festaufmaischen wurde immer gesungen und dabei war in aller Art ein Wettkampf; es war ein kriegerischer Geist, einander zu überholen, und wer aus dem Takt kam, mußte mit Schimpf austreten. Indeß läßt sich die alte Arbeitsweise nicht mehr herstellen, und ich selber bin so glücklich, hier in unserem neuen Werk manche Arbeitserleichterung gefunden zu haben. Man muß selbst gearbeitet haben, um Mühe und Arbeit ersparende Vorrichtungen und Maschinen zu erfinden. Es ist oft nur eine Kleinigkeit, die man anzubringen hat, daß die Arbeit nicht nur leichter, sondern auch genauer gemacht wird. Doch, ich muß Euch weiter erzählen.

Die chemischen Spielereien aus meiner früheren Jugend erwachten und kamen mir inmitten der Arbeit zu statten. Leopold, der Lehrling und ich unterrichteten uns gemeinschaftlich, und ich hatte manchen Triumph, beim Sieden und Gähren die

Gesetze zu zeigen. Denn das ist und bleibt: der Ungebildete beobachtet nur die einzelne Thatsache, der Gebildete allein sieht vollständig, denn er sieht die Gesetze. Auf unsern Meister paßte das Wort „altfränkisch" in jeder Beziehung, in der guten treufesten Handhabung der Arbeit wie in der beschränkten Abwehr jeder Neuerung aus allgemeinen Grundsätzen. Die Verbesserungen, die ich mit Leopold an Bierkühle und Bierschiff anbrachte, mußten wir im Geheimen bewerkstelligen. Besonders hatte der Meister einen wahren Haß auf Alles, was von der Chemie herstammte. Er sagte immer: „Die paar Groschen Leben, die ich noch habe, will ich ausgeben, wie ich's gewohnt bin." Und die chemischen Ausdrücke, die er hie und da gehört hatte, gebrauchte er nur als Spottworte. Er hörte uns einst beim Ausruhen nach dem Festaufmaischen von Kohlensäure, ungelöstem Zuckergummi und Stärkemehl sprechen, und von da an nannte er mich monatelang manchmal den Kohlensauren, manchmal den Stärkegummi. Einen Thermometer, mit dem wir die so nöthige gleichbleibende Temperatur des Lagerkellers messen wollten, durften wir vor ihm nicht sehen lassen, und er für sich hatte Recht, denn er konnte ohne jegliches Instrument die Temperatur ganz genau bezeichnen. Er ging schwer daran, aber da auch der herübergekommene Erlanger uns beistimmte, mußte er neu bauen, denn unser Bier mußte oft grüngefaßt werden, weil wir zu wenig Gährbottiche und einen zu kleinen Gährkeller hatten.

So hatte ich ein frisches, fast heimisch angesessenes Leben, und der Meister ging sogar so weit, daß er mich manchmal in einer Art neckte, die wie Zuneigung aussah. Er hatte einst gehört, wie ich mit Leopold darüber sprach, daß Regen- und Schneewasser — weil es keine erdigen Theile hat — das beste Bier gäbe, wie aber nur der Umstand hinderlich sei, daß man es nicht massenhaft genug sammeln und auch nicht vor Fäulniß bewahren könne. Wenn es nun regnete oder schneite, sagte der Meister oft zu mir: „Du Zuckergummi, da regnet das beste Bierwasser vom Himmel." Dennoch hatte der Meister tief im Herzen immer ein Aber gegen mich, und daran war besonders Freund Schneckenberger schuld. Dieser schien es ungern zu sehen, daß ich mit den Meistersöhnen so gut stand, ja sogar, daß ich im Frühling mit ihnen und mit der Tochter des Hauses nach der Plassenburg spaziren ging; droben ist nämlich ein gutes Wirthshaus, und die Menschen, die in der Nähe leben, denken nicht mehr daran, was es ist, sich da zu vergnügen, wo nebenan Gefangene sitzen. Es wurde viel gesungen und ich selbst sang mit, so hell und laut als ich konnte; mein Vater sollte uns hören, denn er hatte mir merkwürdigerweise oft geklagt, daß er eine tiefe Sehnsucht nach Musik habe. „Wenn ich nur Musik hören könnte, Musik, schönen Gesang; ich spür's, das wäre ein Bad für meine Seele, aus dem ich frisch gestärkt hervorginge."

So sang ich ihm nun mit den Anderen.

Der Oberbursche hatte ein Auge auf die Meisterstochter geworfen und glaubte sein Ziel am besten zu erreichen, indem er sich zum Liebling des Meisters machte. Reinlichkeit ist natürlich das erste Erforderniß bei unserm Handwerk, denn jede Unreinlichkeit in Faß, Pfanne und Darrboden führt einen Gährungsstoff mit sich. Der

Alte war in Handhabung der Sauberkeit peinlich genau und hatte dabei auch allerlei Grillen; denn, wie schon gesagt, wo Kunstgriffe sich ansetzen, setzen sich auch Grillen an. Mir dagegen lag das Grundmäßige, die Ursache, viel näher, und ich suchte daher einmal dem Meister die strenge Handhabung seiner Kunstgriffe abzustreiten, indem ich ihm darlegte, was dabei einen Grund habe und was nicht. Er schüttelte den Kopf. Nun aber war er ganz fertig mit mir. Ich war in seinen Augen ein Taugenichts. Dazu kam, daß bald im Städtchen bekannt wurde, ich sei vormals ein Student gewesen, und während ich wohl sah, daß mich viele Leute darum besonders beachteten, kam ich bei meinen Handwerksgenossen wie bei dem Meister dadurch nur noch mehr in ein Mißverhältniß.



Der Meister stimmte darin mit den Gesellen überein, und machte sich's eben so wenig klar wie diese, daß die Bildung eigentlich nur besondere Fertigkeit zu allerlei Schelmereien sei. Und da ich im Gefühle dessen, was durch meinen Vater auf mir lastete, immer etwas Scheues und Zaghaftes hatte, so galt das dem Meister für Duckmäuserei. Der Oberbursche war und blieb sein Liebling, denn er benahm sich zutraulich, offen und gradaus. Der Meister ging immer umher, überall, den ganzen Tag, Keiner wußte, wann er ihn überraschte, und dadurch war allzeit unausgesetzte Aufmerksamkeit; aber auch die Arbeit selbst hat in sich etwas Mahnendes, das nicht lässig werden läßt.

Der Oberbursche mußte indeß doch ein eignes Merkzeichen haben, wann der Meister um den Weg war, und wenn er uns Burschen und den Lehrling tüchtig ausschimpfte, konnten wir sicher sein, daß der Meister in der Nähe lausche; denn dann that es der Oberbursche jedesmal bei der geringsten Veranlassung, um sich vor dem Meister recht als gut Kind hinzustellen. Trotzdem Schneckenberger ein so unwirscher Geselle war, standen wir doch in einem zutraulichen Verhältniß. Er war einer jener Menschen, die sich immer gewaltsam anstrengen, sich irgendwo festzusetzen, aber nie dazu kommen. Ich hatte eigentlich Mitleid mit ihm, aber natürlich durfte ich ihm das nie sagen; und daß ich mir viel von ihm gefallen ließ, nahm er

einfach als Anerkenntniß seiner Herrschaft. Dadurch, daß es nun offenkundig geworden, ich hätte studirt, bekam ich Gelegenheit, die kleine Justine, die immer mehr heranwuchs, zu unterrichten, und ich brachte den größten Theil meiner Abende und Sonntage in jenem letzten Häuschen vor der Plassenburg zu.

Meinem Vater konnte ich eigentlich wenig mehr leisten, als daß ich ihm das Gefühl gab, in seiner Nähe zu sein, und er sagte in seiner Vergrämung oft, es sei eigentlich nicht nöthig, daß ich in Kulmbach bleibe, ja, es thue ihm eigentlich nur weh, wenn er immer wieder sehe, daß es Menschen gebe, die frei herumlaufen dürfen. Mein Vater verbitterte sich sein hartes Leben noch durch den steten Kampf gegen die Aufseher, und er war nahe daran, mich zu verfluchen, als ich ihm vorhielt, wie diese Männer ein nicht minder elendes und gefangenes Leben führen als diejenigen, die sie beaufsichtigen.



Ich ertrug Alles in Geduld und dazu war ich auch in meinen Verhältnissen so festgewachsen, daß von Fortgehen bei mir keine Rede war. Dennoch wäre es ohne Dazwischentreten meines Leopold fast einmal plötzlich dazu gekommen. Ohne viel weiter darüber nachzudenken, hatte ich der Mutter Justinens oftmals einen Kübel voll ausgepreßtes Malz zur Viehfütterung gegeben. Eine besondere Freude hatte sie, wenn ich ihr von dem Braunmalz gab, das man auf der Trommel brennt und mit dem man dem Braunbier die Farbe gibt; sie aß oft ganze Hände voll davon und knarfelte dabei so lustig. Sie wußte aber auch von diesem Braunmalz einen guten Kaffee zu bereiten, und ich weiß nicht, woher sie das Wort hatte, aber sie sagte immer: „Der schmeckt so gut wie der arabische Kaffee und ist noch nahrhafter!“ Im zweiten Sommer, als wir in verschiedene Fässer neue Borde eingezogen hatten und sie eben an mir mit einem leeren Tragkorbe vorüberging, erlaubte ich ihr, die alten Borde, es waren höchstens 15—20, und zwar geringere Bodenbretter, mitzunehmen. Da kam der Alte dazu und er wollte mich augenblicklich fortschicken. Nur dem Dazwischentreten Leopolds und meinem eigenen freimüthigen Bekenntniß: daß ich sehe, ich hätte Unrecht, gelang es, seinen Zorn zu stillen.

Der Alte zwinkerte mißtrauisch mit den Augen, als er mich meinen Fehler so offen bekennen sah; er wollte das anfangs für ausgelernte Schelmerei nehmen, aber er sah meine tiefe Reue und gab nach. Er konnte nicht ahnen, was mir plötzlich so tief auf's Gewissen fiel. Hatte nicht mein Vater in der Lust zu schenken und

Anderen zu helfen mit Anvertrautem so leicht handtiert, daß er zuletzt in's Verbrechen versank? Steckt nicht auch in dir etwas von diesem rücksichtslosen Umspringen mit fremdem Gut?

Ich war nahe daran, vor dem Meister in die Kniee zu sinken und ihm Alles zu bekennen, was in mir vorging, aber ich war doch nun schon weltklug genug, es als unstatthaft zu verwerfen; das war weder der rechte Mann für solche Beichte, noch taugt diese überhaupt etwas. Je mehr man in Selbstanklage sein Innerstes bekennt und die Grundursachen herauskehrt, um so geringer halten Einen die Menschen und dünken sich Wunder wie groß und tugendhaft, weil sie selber nie so tief hineingesunken. Ich fügte daher nur einfach hinzu: „Meister, Ihr habt Recht, es soll nicht mehr geschehen." Und dabei verblieb's. Der Meister sagte fortan nie mehr ein Scherzwort zu mir.

Es war im Frühling, die Tochter des Hauses war Braut geworden und der Oberbursche ging immer mehr umher, als brenne ihm der Kopf. Er sprach tagtäglich davon, daß er aufkündigen und davongehen wolle, aber er konnte nicht fort. Es wurmte ihn offenbar, daß ich dann zum Oberburschen aufsteigen würde, und überhaupt, daß Alles hier lustig sei, während er wieder in die Welt hinaus müsse. Es ging etwas in ihm vor, was ihn mir unheimlich machte, und jeden Morgen war ich froh, wenn ich hörte, daß in der Nacht nichts vorgefallen war, kein Mord, kein Brand; ich fürchtete immer. Droben, wo Justine wohnte, schimpfte und fluchte der Oberbursche über die ganze Welt, und wenn er zum Meister kam, that er wieder geschmeidig und unterwürfig. Ich erfuhr erst später, daß er mich immer beim Meister angeklagt, denn er hatte längere Zeit geglaubt, die Meisterstochter neige sich mir zu. Ich suchte ihn jetzt in allerlei Weise zu mäßigen, aber er sagte mir einmal: „Sei still, du kohlensaurer Sträflingssohn. Du bist undankbar und hast kein Vertrauen zu mir. Warum lehrst du den Leopold und den Lehrling Alles?"

„Was denn?"

„Der Lehrling sagt: Du wüßtest ein Mittel, wie man mit leichter Mühe dem Bier den Tod gibt. Sag', was ist das?"

Ich wollte ihm ausreden, daß ich etwas Derartiges wisse, daß es überhaupt etwas Derartiges gebe, aber er blieb fest und schwor zuletzt, auch mir kein Vertrauen zu bewahren, wenn ich ihm kein Vertrauen schenke. Ich war eitel und albern und schwach genug — denn Alles wirkte mit — ihm das Mittel anzugeben. Jedes Bier wird sauer, wenn man es neu in Gährung bringt. Das kann man einfach damit machen, wenn man die Krume eines stark gesäuerten Schwarzbrods in das Faß wirft, und das ganz schnell, wenn man das Brod vorher in Essig taucht und den Essig darin trocknen läßt. Ich erschrak vor mir selbst, als ich ihm dies Mittel genannt. Ich hatte bisher dem Oberburschen nur halb vertraut; erst in dieser Minute erschien er mir völlig alles Schlechten fähig, und doch gab ich ihm eben in dieser Minute eine Waffe, gab dem Meuchelmörder ein Gift. Ich suchte mir die Angst auszureden, aber ich wurde sie nicht los; ich hatte einen Verrath begangen,

ein Geheimniß in unreine Hände gelegt. Und ich war doch nicht sicher, daß er mich nicht verrieth. Warum sollte er nicht, da ich die Wissenschaft verrieth?

Es gibt auch in der Freundschaft einen sündhaften Verkehr, und besonders darin, daß man immer wieder sich und dem Andern einredet, man sei gut und vertrauensvoll mit einander, und es ist doch nicht so. Ich galt als der Freund Schneckenbergers und war's gewissermaßen auch, und doch war ich's nie recht. Ich hatte kein volles Vertrauen zu ihm, und jetzt rächte sich die Halbheit und die Lüge. Ich hatte ihm nicht nur meine eigenen Verhältnisse, sondern auch eine Zerstörungskraft in die Hand gegeben, und doch vertraute ich ihm nicht und glaubte nicht an ihn. Und wieder wollte ich mich beruhigen, der Oberbursche hatte mich ja ausgelacht, als ich ihm das Mittel angab, und dabei gesagt, daß ihm das schon lange bekannt sei, er habe geglaubt, ich wisse ganz Anderes, das sei ja jedem Kind bekannt; aber ich konnte doch eine Bangigkeit nicht loswerden. Ich ging nun wochenlang immer wie zitternd umher; ich wollte dem Meister erklären, wer ich sei, um es dem Oberburschen nicht zu lassen, daß er mich nach Belieben verunehre; aber ich kam immer nicht dazu. Hätte ich nur geahnt, daß ich durch dies Zögern neues Mißtrauen auf mich lenke; aber wer kann sich das vorstellen? Mein Leopold fragte mich oft, warum ich so traurig sei, ob es wohl wahr sei, daß ich die fünfzehnjährige Justine liebe, die nun als Magd bei der Schwester unseres Lehrlings in Bayreuth in Dienst getreten war. Ich wich seinem Drängen aus. Allerdings that mir die Entfernung des Kindes weh, aber ich wußte sie wohl versorgt, denn ich hatte sie den Eltern unseres Lehrlings empfohlen; und zum Dank für meine Freundschaft gegen den Lehrling hatten sie sie in Dienst genommen und behandelten sie gewiß gut. Ich war nahe daran, Leopold zu sagen, wo mein Vater sei, aber ich brachte es nicht über die Lippen, und so lebte ich dahin bis zum zweiten Vorabend vor der Hochzeit der Meisterstochter.

Ich war oben bei der Mutter Justinens, da stand plötzlich der Meister und sein ältester Sohn mit einem Korb vor mir. „Wir sind auf deine Schelmereien gekommen!" sagte der Meister heftig, „wir haben das Nest ausgehoben. Da schau! Hier im Haus, wo du deinen Aufenthalt hast, hier hat sich endlich gefunden, was abhanden gekommen ist; und kein Teufel hat gewußt wie. Ja, ja, wo man die Borde hinschenkt, da müssen auch die Hahnen nach!" Und der Sohn rückte einen Korb voll Messinghahnen herein, die uns allerdings seit geraumer Zeit abhanden gekommen waren.

„Was geht das mich an?" fragte ich.

„Das wirst du vor dem Gericht erfahren, du ungelöster Zuckergummi!" sagte der älteste Sohn. Der Meister aber gebot ihm Stille und sagte: „Laßt mich mit ihm, die paar Groschen Leben, die ich noch habe, will ich nicht vor den Gerichten verzetteln. Komm her zu mir, du saubres Früchtel, du kannst ja so leicht bekennen, es hat sich ja gezeigt damals bei den Borden. Sag' gradaus. Nein, du kannst nicht. Weg da ihr Anderen von mir, ich will ihn selber richten." Er warf einen Stuhl um, knackte einen Fuß ab und rief dabei: „Du sollst's von mir kriegen,

dann kannst du über's Feld springen!" Er stürzte auf mich los und faßte mich an der Brust.

Ich kann nicht mehr sagen, was da über mich kam — ich sollte als Dieb gezüchtigt werden. Ich hielt dem Meister die Hand fest und sagte: „Herr Meister! Wenn ich Strafe verdiene, so wäre es ganz recht, ganz natürlich, und ich würde nichts dagegen einwenden, daß Ihr mir sie gebt, Meister. Aber nicht der Richter gibt die Prügel, sondern ein Anderer; der Richter muß ruhig urtheilen können, nicht in Leidenschaft stehen, die blind macht, die taub macht; darum sind Richter in die Welt gestellt und wieder —"

„Wie es scheint, hast du schon dein Theil damit zu thun gehabt!" rief der Meister schäumend vor Wuth.

„Ja, das habe ich leider Gottes und mehr und schwerer als Ihr denken könnt. Ich bin härter gestraft, als Gesetze, als Ketten und Prügel strafen können. Wißt Ihr, wer da oben ist?"



„Du weißt es nicht! Du weißt nicht, daß ein Gott im Himmel ist."

„Ich meine es anders, ich will Euch noch mehr sagen, worüber Ihr erschrecken werdet."

„Ja, sag', gesteh' Alles, was hast du sonst noch?"

„Da droben auf der Plassenburg sitzt mein Vater nun schon fünf lange schwere Jahre, und ich bin da, um ihm nahe zu sein."

„Das weiß ich schon lang, drum hab' ich geglaubt, du seiest doppelt ehrlich. Aber ich seh', du holst dir da oben den Unterricht, wie man am besten stiehlt und raubt und scheinheilig thut."

„Herr Meister, so wahr möge Gott Euch das Gute lohnen, das Ihr gethan, so wahr das ist, was ich zu Euch spreche: Ich bin unschuldig an diesem da. Ich weiß nichts davon; aber ich sehe, der Verdacht liegt auf mir, ich weiß ihn nicht abzuwälzen, ich will ihn auf Niemand laden, der mit mir hier im Hause aus- und eingeht."

„Für den werd' ich auch schon sorgen."

„Meister, so bitt' ich um Eins, es wird eine Zeit kommen, wo ich's fordern kann, jetzt muß ich's noch bitten, so bitt' ich: entlaßt mich."

„Und du meinst, das wäre genug?"

„Es ist mehr als die härteste Strafe, die mir werden kann. Bedenkt, ich bin meinem Vater nahe, ich habe Alles auf mich genommen, um ihm Trost zu bringen. Wir sind allein auf der ganzen Welt, und nun werde ich hinausgestoßen, selber mit einem Flecken auf meiner Ehre; kann meinem Vater nichts mehr sein und bin mir

selber nichts mehr. Jeder Schritt, den ich gehe, ist schwerer, als wenn ich Eisen an den Füßen hätte, und, Meister, so möge Gott mich in der Ewigkeit verdammen, wenn ich jetzt schuldig bin.“

Es muß etwas in meinen Worten gewesen sein, was den Meister bewältigte, denn er sagte: „Laßt ihn gehen, kommt mit, und du komm morgen früh zu mir und hol' dir dein Wanderbuch; aber laß dich nicht mehr im Brauhaus und in keinem Keller mehr antreffen.“

„Warum?“

„Weil das bei uns Altfränkischen so der Brauch ist. Wirst du in einem Keller getroffen, lasse ich dich gleich einspunden. Geh' 'nauf und schlaf' bei deinem Vater.“

Da saß ich nun. Aber es ist jetzt keine Zeit mehr zum Brüten, ich will noch hinauf und von meinem Vater Abschied nehmen, denn morgen am Tage kann ich mich hier nirgends mehr sehen lassen. Mir bangte davor, meinem Vater Alles zu sagen. Als ich hinaustrete, reißt mich ein Wirbelwind fast um, der Wind jagt ein Gewitter vor sich her, und jetzt brüllt der Donner und Blitze zucken und beleuchten rasch das weite Thal, die Burg, die Stadt; und dann ist wieder Alles doppelt dunkel und finster. Die alten Linden am Wege rauschen und sausen und übergießen den Weg und mich selbst mit ihren unaufgebrochenen Blüthen, und mir ist's, als ob es Schwefel regnete, und ein Ast knackt von der Linde an der Steinbank und fällt gerade neben mir nieder und reißt mich um. Ich richte mich auf, mir wirbelt's und jetzt rauscht ein gewaltiges Schloßenwetter nieder. Das war das rechte Wetter für mich. Wie muß den Gefangenen dort solch ein Wetter sein, wenn sie jetzt erwachen und hören es draußen rasen und sie selber sind gefangen. Das ist das rechte Wetter, in dem der Sohn, der für einen Dieb gilt, von dem gefangenen Vater Abschied nimmt. Und wieder — so tief war ich doch in's Handwerk eingewachsen — mitten in Allem fiel mir jetzt ein, daß wir Schenkbier auf Gährung hatten; das kann jetzt beim Gewitter durch die Electricität der Luft umschlagen.

Ich war den Berg hinangegangen bis zum Thor der Burg und hätte doch vorher wissen können, was ich jetzt von der Wache erfuhr: daß Niemand mehr eingelassen werde und ich jetzt meinen Vater nicht sprechen könne. Ich nahm mir vor, vom nächsten Orte zu schreiben, wo ich morgen Halt mache.

Als ich durch und durch naß in der Herberge ankam, traf ich hier den Oberburschen und den Lehrling, die auf mich warteten. Der Lehrling weinte fast, als er mich sah, er wollte meine Hand gar nicht loslassen. Der Oberbursche aber sagte: „Du gehörst gar nicht daher, ich habe mit Dem allein zu reden.“ Der Lehrling mußte fort. Der Oberbursche lachte mich aus, als ich dem Lehrling noch nachrief, ob er den Luftzugang zu unserem Sommerbier bei dem Gewitter gehörig abgeschlossen habe und ihm empfahl, nochmals nachzusehen. Der Lehrling versprach, mir andern Tages das Geleite zu geben. Nun ließ der Oberbursche Branntwein bringen und that's nicht anders, ich mußte trinken, daß ich mich erwärme, und er selber trank übermäßig und sagte: die Hahnen seien von dem Meister hergeschafft worden, um auf gute Manier uns beide Gesellen jetzt, wo es wenig zu thun gebe, aus Lohn

und Brod zu bringen; denn er sehe schon, auch er müsse fort, aber er glaube, daß die Greifenwirthin in Bayreuth, die diesen Sommer des Vaters Bier ausschenke, viel Musik haben müsse. Ich fragte ihn, was er meine, er aber sagte: „Denk' an's Sprüchwort." Ich verstand ihn nicht. Es gibt Zustände und Stunden, wo uns alles Denken genommen ist.

In dieser Nacht habe ich schwer gerungen mit allen finstern Geistern. Der Trotz gegen die Welt, gegen diese tugendstolze, erbärmliche, rüttelte mich auf. Ich war in Empörung gegen Alles, ja ich wäre jetzt gern ein Verbrecher geworden. Feindlich im ewigen Kampfe mit der Welt stehen, rauben und vernichten, wo man vermag, das dünkte mir ein Labsal. Sie haben mir das Herz abgekränkt, mich unschuldig hinausgestoßen. — Wenn ich nur Rache nehmen könnte, und sei es, daß ich dabei selbst zu Grunde ginge.

So warf es mich hin und her die lange schwere Nacht, und als ich aus einem schweren Traum erwachte, war mir's, als hörte ich noch die Stimme meiner Mutter. Sie rief: „Guido!" und legte ihre Hand auf meine Schulter; ich wendete mich um und wollte sie fassen. Ich war allein, aber ich war erlöst.

Am Morgen brachte mir der Lehrling mein Wanderbuch und sagte: Leopold habe es beim Vater dahin gebracht, daß er mir nicht in's Wanderbuch geschrieben habe, warum ich entlassen werde. Aber es sei ihm vom Vater verboten, mich nochmals zu sehen. Er half mir nun beim Einpacken und trug mir den Ranzen zum Thor hinaus, still neben mir hergehend. Erst draußen vor der Stadt begann er immerfort zu klagen, daß er noch kein eigenes Brauhaus habe; ich sollte nur sehen, daß ich einstweilen unterkäme, er werde bald ein Brauhaus haben, dann nähme er mich und wir wollten mit einander leben wie Brüder.

Die Treuherzigkeit des wackern Jungen that mir wohl, ich hatte doch was Gutes gethan da drin im Städtchen, und ich bat ihn, Justine von mir zu grüßen und ihr zu sagen, daß Alles noch gut werde; die Unschuld werde schon an den Tag kommen. Ich bat ihn noch, auch zu meinem Vater zu gehen und ihm zu sagen, daß ich vom nächsten Ort aus schreiben werde, vielleicht heute noch. Nun war ich allein und jetzt mußte ich wandern. Ich trug eine Last, die schwer drückte, ich war mit Unehre ausgestoßen und ich konnte mich doch zurückdenken, was man in diesem und in jenem Hause, wo man sich mir freundlich zugewendet, von mir sprechen müsse, und bald bin ich den Menschen da drin nichts als ein Schall, der schnell verklungen ist. Und neu ging mir's auf, wie viele Menschen mein waren, und wie viele nun auch durch mich traurig und unglücklich wurden. Vor Allem wehe that es mir um meinen Leopold, der hatte mich so brüderlich geliebt, er war so arglos und frisch gewesen, und jetzt ... Es gibt Erfahrungen, durch die ein Gemüth noch schneller versäuert wird und umschlägt, als Bier durch eine Brodkrume. Und wie ich so fortwandere und darüber denke, wie mein Unglück auch das Leopolds geworden, wie ich es zu verantworten habe, daß durch mich eine Seele verdorben wurde, und wie ich mich jetzt hineindenke in das Städtchen und Leopold in Gedanken auf Schritt und Tritt begleite, da kommt ein Fuhrwerk mit Hausrath daher gefahren, es ist die Aussteuer unserer

Meisterstochter und vorn darauf ein neues Faß, zierlich geschnitzt, wozu ich noch selbst die Zeichnung gemacht. Der Knecht kennt mich, er ruft mich an, ob ich nicht mitfahren wolle, ich winke still verneinend, und jetzt plötzlich fällt mir ein, was der Oberbursch gesagt: die neue Greifenwirthin werde viel Musik haben müssen; ja das ist's, was er gestern gemeint. Wo sauer Bier ist, da muß man Musik machen. Gewiß, er will dem Bier den Tod geben. Ich kehre um, ich muß, ich rette unsere Arbeit und zugleich das helle Gemüth Leopolds. Der Oberbursche weiß das Mittel, ich bin Schuld, wenn er die grausame That vollzieht. Ich kehrte um und ging dann wieder vorwärts, bald hin bald her. Ich wußte kaum mehr, welches der Weg nach Kulmbach und welches der in die weite Welt hinaus war, so schwirrte mir Alles; aber ich war fest entschlossen, umzukehren und Leopold zu warnen und ihn und unsere Arbeit zu retten. Im Dorfe wartete ich bis es Nacht geworden, dann ließ ich meinen Ranzen bei den Wirthsleuten liegen, füllte meine Feldflasche mit Branntwein und kaufte mir einen Laib Brod, den ich in Stücke zerschnitt und in meine Taschen steckte. Ich wußte noch nicht genau, was ich wollte, aber es trieb mich vorwärts immer wieder Kulmbach zu.



Das Städtchen lag ruhig schlummernd im Mondschein. Nur bisweilen bellte ein Hund, die Brunnen rauschten und ich wandelte wie ein Gespenst durch die Straßen. Als ich den Weg nach der Plassenburg hinaufging, wer sitzt da unter der Linde? Ja, es ist Leopold, und wir Beide schauten uns an wie Gespenster, und doch hatte Jeder in diesem Augenblick an den Andern gedacht und ihn herbeigewünscht. Ich gewann zuerst die Sprache wieder und sagte: „Bruderherz, es ist ein Segen in der Welt: wo Niemand mehr bei uns ist und sehen kann, was wir gethan, gelassen, wo wir Niemand zum Zeugen anrufen können, ist doch Einer bei uns allgegenwärtig, und so schwöre ich dir bei Gott dem Allgegenwärtigen, ich bin unschuldig. Ich schwöre es dir hier bei den ewigen Sternen, die über uns leuchten, und ich bin gekommen, um dir das zu sagen. Dein helles Gemüth soll nicht getrübt werden. Du sollst nicht glauben, daß Einer, den du Herzbruder nanntest, daß ich schlecht sei. Gib mir deine Hand, du gibst sie deinem braven Kameraden."

Leopold stand zitternd und mit einem Jubelschrei fiel er mir um den Hals und wir küßten uns zum Erstenmal, und das war ein Augenblick, dem keiner gleicht. Wir hielten einander fest und weinten vor Freude und die Sterne am Himmel erglänzten neu und die Linden rauschten.

Hand in Hand schritten wir dann lange durch das Thal und Keiner redete ein Wort, bis endlich Leopold sagte: „Ich habe doch fest darauf gehofft, daß du wieder kommst. Ich hatte mir vorgenommen, dort, wo wir so oft mit einander gesessen, die ganze Nacht zu warten, und wenn du diese Nacht nicht kämst, dich auf ewig zu vergessen.“

Er erzählte mir, daß er noch am Abend spät bei meinem Vater oben auf der Plassenburg gewesen; er habe ihm mitgetheilt, daß ich fort sei, daß er aber, weil er einmal mein Freund gewesen, an meiner Stelle ihm leisten wolle, was in seinen Kräften stehe. Wie selig machte mich diese That meines Freundes! In solchem Augenblick kommt eine Wonne in das Herz, der nichts mehr gleicht, und es ist nicht wohlgethan, wenn man auf solche heilig flammende Jugendstunden in späterer Zeit vornehm achselzuckend zurückschaut; denn es gibt einen Thau, der in das Leben dringt, und was von Frische in uns bleibt, quillt aus ihm.

Ich berichtete Leopold, was ich von dem Oberburschen fürchte. Er stand starr und erzählte mir, daß der Oberbursche nicht abgelassen habe, bis man den immer zugemauerten Keller, in dem die großen Sommervorräthe lagen, aufbrach, und es fiel ihm jetzt auf, daß der Oberbursche immer sagte, er wolle morgen und übermorgen schon Alles allein machen, die Sendung in's Ausland besorgen, da Leopold mit der Hochzeit der Schwester zu thun habe. Es sei ihm aufgefallen, daß der Oberbursche so besorgt und thätig sein wolle, während er doch merke, daß er auch bald entlassen werde. Ich beschwor nun Leopold, dem Oberburschen die Kellerschlüssel abzunehmen, damit er nicht zur Ausführung seines Verbrechens käme. Hier aber zeigte sich ein großer Unterschied zwischen Leopold und mir. Leopold wollte ihn die Sache ausführen lassen, wenigstens bis zum unwiderleglichen Versuch, und dann wollte man ihn packen und er mußte dann auch den Diebstahl eingestehen. Mir widerstrebte es, einen Menschen nicht zu verhindern, daß er ein Verbrechen begehe, sondern ihn zum Verbrecher werden zu lassen und dann packen; dennoch erzählte ich, daß es meine Absicht gewesen, in den Keller zu schleichen, mich dort zu verstecken und den Oberburschen zu verhindern, daß er die That ausführe. Leopold ergriff lebhaft diesen Vorschlag, und besonders das, daß er mir vorhielt, wie mich der Oberbursche hatte als Dieb brandmarken lassen, ohne mir zu helfen, wollte mich bestärken. Aber es that mir doch weh, durch den Fall eines Andern mich wieder zu erheben. Leopold indeß verwarf das als zu gutmüthig und verlangte von mir, daß ich den Oberburschen überrasche. Ich gab nach. Wir waren die ganze Nacht hin- und hergewandert, und als der Morgen graute und die ersten Lerchen sich aufschwangen, ging ich in den Keller, versteckte mich hinter ein Faß und schlief bald ein. Ich wurde von Gesang erweckt, denn der Lehrling kam hell singend und es hallte wieder von den Gewölben. Jetzt kommt er mit Licht an dem Faß vorüber, hinter dem ich bin, nein, ich darf mich nicht verrathen, mich ihm nicht zu erkennen geben; er geht hinaus und schließt wieder zu. Ich mußte lange geschlafen haben, denn ich fühlte einen entsetzlichen Hunger. Mein Brod und Branntwein erfrischen mich wieder. Ich weiß nicht, ist es Tag, ist es Nacht, es rieselt leise von der Decke, ich höre jeden

Ton; ich meine, ich höre die Spinnen in ihrem leisen Summen. Unsere Sommerbierkeller waren immer gut kalt, und das war gut, wir brauchten dadurch das Lagerbier weniger stark einzusieden und ihm weniger Hopfen zuzusetzen; jetzt aber schauerte es mich und es war so entsetzlich dunkel, ich hatte ja selbst noch mitgeholfen, für den Sommer alle Oeffnungen dicht mit Sand auszufüllen.

Mir wirbelt es im Sinn, ich habe mich doch von Leopold übereilen lassen. Wenn ich den Oberburschen packe, wird er mich vor dem Meister anklagen, und da ich gegen seinen ausdrücklichen Befehl mich hier versteckt, ist Verdacht gegen mich geschaffen, ich komme auf's Neue in's Unglück. Das ist die Strafe, weil ich mich verleiten ließ, einem Andern eine Grube zu graben. Ich bin entschlossen, sobald Jemand kommt, mich leise hinauszuschleichen. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich hier bin, und warum läßt sich Leopold nicht sehen? Warum läßt er mich so lange allein? Still! Es rasselt am Schloß, aber es muß Nacht sein, ich höre nichts als Hunde bellen, die Windungen im Keller lassen nichts von warmer Tagesluft eindringen. Still! Es sind des Oberburschen Schritte. Wäre es doch so, hättest du wahr geahnt? Duck dich, jetzt kommt er nahe. Er nimmt die bewegliche Treppe und steigt hinauf und zwar grade an dem Faß, hinter dem ich kauere. Er schlägt mit dem breiten Eisenhammer den Spund auf. Mir schüttert jeder Schlag durch Mark und Bein. Jetzt setzt er sich auf das Faß, jetzt steckt er den Heber hinein, und mit einem tiefen Athemzug holt er ein volles Glas heraus und läßt das andere im Heber auf den Boden laufen. Er hält das Glas an's Licht und sagt vor sich hin: „Ei, wie schön, wie hell! Das soll mir munden!“



Mich überläuft kalter Schweiß. Er hat ein Stück Brod neben sich, das er zerbröselt; jetzt hebt er das Glas empor und ruft: „Zur Gesundheit! Das Andere bringe ich Alles dem Teufel und seiner essigsauren Großmutter.“ Da schnelle ich empor und fasse ihn, und ich weiß nicht, wie es gekommen, ich rufe ein paar griechische Worte und ringe mit ihm. Wir kollern von dem Fasse; er ruft: „Der Teufel! der Teufel! Er hat mich schon! Hat mich schon!“ und liegt leblos da. Mir stehen die Haare zu Berge; ich laufe hinaus. Es ist nicht Nacht, es ist Tag, ein kühler sonnenloser Tag, und die Menschen, die mich sehen, entsetzen sich, denn ich soll ganz schwarzblau und von Spinnenweben und Schmutz bedeckt entsetzlich ausgesehen haben. Ich schreie um Hülfe. Vom Berg herab kommt Musik, ein fröhlicher Zug naht, das ist der Hochzeitszug; Leopold springt voraus, wie er mich sieht, und faßt mich, ich

sinke kraftlos nieder, aber er erweckt mich rasch. Der Zug geht heimwärts. Der Meister, der älteste Sohn, der Lehrling, die Gesellen und Viele aus dem Städtchen dringen mit in den Keller. Da liegt der Oberbursche noch am Boden, schreit und winselt: der Teufel, der Teufel habe ihn gerufen.

Wir bringen ihn wieder zur Besinnung, und er gesteht Alles, den Diebstahl der Hahnen und was er sonst noch gethan. In dem einen Fasse, das ich schnell hatte aufspunden hören, fand sich in der That ein groß Stück Brod, und ein in große Stücke geschnittener Laib Brod, in den offenbar Essig eingetrocknet war, lag noch neben ihm. Er ist in's Arbeitshaus gekommen, aber bald wurde er in's Irrenhaus gebracht, wo er kurz darauf gestorben ist.



Im Hause des Meisters wurde ich nun mit Freude wieder neu aufgenommen. Ich blieb dort noch zwei Jahre und war gehalten wie das Kind im Hause.

Unser Meister meinte noch immer, die Welt geht unter, weil die Jugend nicht mehr ist, wie die seinige war, weil sie andere Vergnügungen hat; aber die Welt wird eben immer wieder neu und sogar die Actien-Unternehmungen, die der Meister vor Allem haßte, weil sie die Selbständigkeit unseres Handwerks untergraben, sogar diese müssen mit der Zeit eine Lebenserneuerung bringen. Wenige Monate bevor mein Vater frei wurde, kamen die Abgeordneten des hiesigen Actienvereins und ich wurde ihnen als tüchtig empfohlen, und mein Meister legte ihnen noch besonders an's Herz, daß sie nicht leicht Einen fänden, der so auf fremdes Gut bedacht sei als ich, und ich darf ohne Ziererei gestehen, daß dies der Fall ist.

Und ist es nicht wunderbar, daß ich grade heute in dieser Nacht vor Johanni, da sich mein Wiedersehen mit Leopold zum Zehntenmal jährt, Euch Alles das erzählen muß? . . ."

So schloß der Braumeister, und der Medicinalrath fragte: „aber wie ist's mit Justine?"

„Sie hat den Trauring meiner Mutter, den sie damals als Kind von mir verlangte, in der That bekommen. Still, sie kommt eben. Ich höre sie draußen. Komm herein, Frau."

Justine trat ein mit den Kindern und der Braumeister sagte zu ihr: „Da hab' ich dir meinen besten treuen Jugendfreund" —

„Und hier ein neuer Freund!“ sagte der Tribun und reichte dem Braumeister die eine und Justinen die andre Hand.

Ein fröhlicherer Menschenkreis saß lang nicht beisammen auf der Bierburg als an diesem Abend.

Der Medicinalrath hatte dem Tribun gedankt, daß er durch ihn einen neuen Jugendfreund wiederbekommen, aber mit der Zeit wurde es noch ganz anders. Der Braumeister gewann durch ihn einen neuen Freund und neue Heimath. Er war in dem fremden Lande doch noch immer fremd gewesen; jetzt hatte er einen Mann, und dazu einen solchen von beneidenswerther Gleichmäßigkeit und Festigkeit des Wesens, der ihm nahe war wie ein Jugendfreund, denn er hatte ihn durch seinen Jugendfreund gewonnen, und je mehr er den Tribun achten und lieben lernte, um so mehr lernte er auch Wesen und Charakter des Volksstammes, unter den er versetzt war, achten und lieben. In dem fremden Boden wurzelte er erst jetzt ein. Ja es freute ihn, daß seine Kinder die landesübliche singende Mundart haben, während er früher oft gewünscht hatte, sie möchten die Mundart seiner Heimath gewinnen. Denn deutsches Herz und freie Bildung einigt die Länder und Stände. —

Neue Geschichten des Gevattersmanns.

1. Der hundertjährige Geburtstag eines Kalendermanns.

Kalendermachen gilt unter den Gelehrten und Nichtgelehrten — und daraus besteht so ziemlich die ganze Menschheit — für ein gering angesehenes Geschäft. In der Regel haben die Kalendermacher die böse Welt das entgelten lassen, und das Büchlein, das doch Jeder haben muß, mit allerlei abgetragenen Geschichten und Redensarten ausgefüllt; sind gut genug für den Kalender.

Es hat aber auch zu den verschiedensten Zeiten Menschen gegeben, die nicht darnach fragen: wie ist eine Arbeit angesehen in der Welt? Sondern, was nützt sie in der Welt oder was kann sie nützen? — Es ist ein offenbares Unrecht, daß man bei den Vorzügen des Menschen vor dem Thiere, als da sind: Verstand und Daumen, aufrechter Gang und warmes Essen, Edelsinn und Heuchelei — nicht auch alsbald hinzusetzt: Und der Mensch hat einen Kalender! Das Thier theilt sich sein Jahr nicht in Monate, nicht in Wochen, Stunden u. s. w. ein, der Mensch aber thut das, und er kann im Voraus sagen, wie die Sterne gehen und stehen. Freilich, was auf dem kleinen Stern, den wir Erde oder wol gar die Welt nennen, vorgehen

wird — das weiß der Mensch eben so wenig als das Thier. Du lebst manchmal in den Tag hinein, manchmal aber besinnst du dich und siehst nach, was heute für ein Tag ist. Da steht's im Kalender, da sind die Tage vor dir und die Tage hinter dir. Was ist aus diesen geworden und was wird aus jenen? Bist du betrübt, so wär's gut, wenn daneben in den anderen Blättern eine Geschichte steht und noch etwas mehr, das dein Herz erheitert, erfrischt, und dir sonst einen Gedanken gibt, der deinen verdunkelten Blick aufhellt, deinen beschränkten, eingeengten erweitert.

Das haben gewiß auch die großen und edlen Männer gedacht, die sich nicht zu hoch hielten, um im Kalender zu aller Welt zu reden.

Ja, wir Kalendermänner können uns vornehmer und tapferer Ahnen berühmen, wenn auch nicht in gerader Linie der Abstammung.

Da ist der große Sternkundige Johann Kepler, der im 17. Jahrhundert lebte und ein so trauriges Schicksal hatte; der schrieb als kaiserlicher Mathematikus einen Kalender und bezog daraus einen Theil seines übrigens kümmerlichen und noch dazu unregelmäßig ausbezahlten Gehaltes. Die Herausgabe des Kalenders war nämlich dazumal ein kaiserliches Vorrecht, und daher stammt es wol, daß heutigen Tages noch die verschiedenen deutschen Regierungen eine besondere Stempelsteuer von den Kalendern beziehen. Beiläufig gesagt, ist das ein verrostetes Uebel, das doch einmal beseitigt werden sollte. Es ist fast wie die Salzsteuer, deren Beseitigung auch immer wieder zu den natürlichen Forderungen eines gesunden Staatslebens gehört. Die Abschaffung der Kalendersteuer wird aber wol auch darauf warten müssen, bis ein einziges Gesetz Deutschland regiert. —

Der zweite Kalendermann, auf den wir stolz sein dürfen, ist der edle große Dichter Friedrich Schiller, dessen hundertjährigen Geburtstag wir am 10. Nov. 1859 feierten.

Wenn auch der Inhalt des von Schiller herausgegebenen Kalenders (1802) ein vornehmerer war, so war eben doch ein Kalender dabei, und darum lassen wir's uns nicht nehmen, Schiller zu den Kalendermännern zu zählen; manches hohe Wort von ihm ist zum Sprichwort geworden, und man weiß kaum mehr, daß es von ihm herrührt.

Der dritte große Kalendermann ist der Erfinder des Blitzableiters, der amerikanische Staatsmann und weise Menschenfreund Benjamin Franklin.

Hier sei nur dessen gedacht, was den Kalender betrifft:

Fünfundzwanzig Jahre lang, von 1732—1757, erschien der Kalender Franklins, der unter dem Namen „Der gute Vater Richard" berühmt geworden ist. Damals war die Welt und besonders die amerikanische Welt noch so seltsam eingerichtet, daß Franklin seinen Kalender fast nur für Lumpen verkaufte, d. h. nicht an Lumpen, sondern ganz buchstäblich für leinene Lumpen, die man ehedem wegwarf und die Franklin nun in seiner neu errichteten Papiermühle verbrauchte. Es mag spassig gewesen sein, wie da Mancher sein Hemd und sein Sacktuch vom vorigen Jahr heuer als Kalender in die Hand bekam.

Im Jahr 1757 — wer kann wissen, was aus einem Kalendermann wird — gab Franklin seinen Kalender auf; denn er war in diesem Jahr zum Gesandten Pennsylvaniens in England ernannt worden, und von da an begann die große staatsmännische Wirksamkeit Franklins.

Der gute und fröhliche Kalendergeist wanderte über's Meer und wurde wieder neu geboren in einer Gesindestube zu Basel am Rhein am 10. Mai des Jahres 1760. Das ist der Geburtstag Johann Peter Hebels, des liebenswürdigen und beharrlichen Kalendermanns, bekannt unter dem Namen:

Der rheinländische Hausfreund.

Wenn wir uns um ein Jahrhundert zurückversetzen, stehen wir am Ende des siebenjährigen Krieges, der ganz Deutschland eine andere Gestalt gab, die noch jetzt nicht fertig geworden ist.

In einem schönen fruchtreichen Winkel des deutschen Vaterlandes, am Oberrhein bei Basel, merkte man wol nicht mehr von dem Kriegsleben, als man etwa von einem fernen Gewitter spürt, und ein junges Ehepaar, das sich der endlichen Vereinigung erfreut, kümmert sich nicht viel darum.

Der Webergeselle Johann Jakob Hebel, aus dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hunsrück gebürtig, war auf seiner Wanderschaft auch nach Basel gekommen und hier ließ er sich anwerben und ging zugleich als Diener des Majors Iselin mit in den Krieg nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika. Bevor er aber auszog, war er noch anders angeworben, denn er liebte die Ursula Oertlin, die als Magd im Iselin'schen Hause diente und aus Hausen bei Schopfheim im badischen Oberlande gebürtig war. Es kann wol sein, daß der Sohn dieser Beiden, eben der, von dem wir berichten, etwas aus der Geschichte seiner Eltern in sein Gedicht „der Bettler" übertrug: da kommt ein Soldat als Invalid verkleidet aus Korsika heim, stellt sein Mädchen auf die Probe, und als es sich bewährt, ist Jubel in Fülle. Lies nur einmal das Gedicht nach. Und so schalkhaft und innig wie der Sohn war auch der Vater.

Der Weber Johann Jakob Hebel arbeitete im Winter in Hausen an seinem Webstuhl, im Sommer arbeitete er und seine Frau wieder als Dienstleute im Iselin'schen Hause zu Basel, ihr Lebensschifflein ging fast wie das Weberschifflein am Webstuhle zwischen Basel und Hausen hin und her.

Im Frühling 1760 waren also die beiden Eheleute wieder nach Basel in das Iselin'sche Haus gewandert, und im Herbst wanderten sie zu Dreien zurück, denn am 10. Mai 1760 wurde ihnen ein Sohn geboren, der den Namen Johann Peter erhielt.

Auf dem Heimweg im Herbste trug der Vater seinen Sohn. Er sollte ihn nicht lange in den Armen haben, denn schon im Juli 1761 starb er, und so wuchs der Knabe als einsames Kind einer armen Wittwe auf, und wanderte mit der Mutter hin und her zwischen Basel und Hausen.

Wer kann sagen, welche Eindrücke da in die Kindesseele fielen? Denn

Kindeseindrücke sind wie Morgenthau auf der Pflanze, sie verwandeln sich in Blatt und Zweig und Blume, und was uns in diesen anmuthet, ist gesättigt und gediehen aus dem Thau.

Der junge Hebel wurde aber kein weichseliger Kopfhänger, im Gegentheil, die Lustigkeit und Schalkhaftigkeit schlug in ihm vor; er hatte ein offenes Auge und fröhlichen Sinn, und wie er in's Herz seiner Volksgenossen schaute und alle Regungen darin kannte und in sich fühlte in Leid und Lust, empfand er in sich und mit Allen das, was schon die alten Römer als „fröhliche Armuth" glücklich priesen, oder was der vortreffliche Justus Möser „die Politik des Unglücks" nennt.

In herzlichem Genügen sich an den allverbreiteten Gütern des Lebens erfreuend, an Sonnenschein und Gesang, an Liebe und hülfreicher Güte, so wuchs Peter Hebel heran, und es ward sein Beruf: die Menschen zu lehren, sich dessen zu erfreuen, was Allen gegeben ist, sich in sich selbst glücklich zu fühlen und Andere nach Kräften glücklich zu machen.

Der kleine Peter zeigte schon früh besondere Begabung, wurde von wohlthätigen Menschen unterstützt, zum Studium angeleitet, wurde evangelischer Theolog, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, Kirchenrath und zuletzt Prälat.

Noch heute erinnern sich viele seiner Schüler mit inniger Dankbarkeit seiner freundlichen und eindringlichen Lehre. Er hat an seinen Mitmenschen vergolten, was man ihm einst Gutes gethan; und wenn diejenigen, die Gutes von ihm empfangen, es in gleicher Weise fortpflanzen, so bildet sich eine Kette von edlen Thaten und edlen Gesinnungen, die zu den schönsten Erbtheilen der Menschheit gehört. Das ist auch der Gedanke, in dem wir die Feier des 10. Mai 1860 begangen haben.

Es war eine begrenzte Landschaft, in der sich die Thätigkeit Hebels äußerte. Wie bei allen echten Menschen war ihm das liebste das mündliche Wort, der persönliche Verkehr. Was er schrieb und drucken ließ, war nur eine Erweiterung des persönlichen Zusammenlebens, und der Kreis wurde größer als er je ahnte, und jetzt nach einem Jahrhundert seiner Geburt schauen von allen Landen Unzählige nach der Gesindestube zu Basel, wo ein Knabe geboren wurde, der als Mann nach Maßgabe seiner Kraft ein Wohlthäter seiner Mitmenschen wurde, indem er einer der Ersten war, der den Reichthum des Gemüths, die Gesundheit und Fröhlichkeit, die Arbeitslust und unverwüstliche Tugend, die im Herzen des Volkes leben, getreulich offenbarte. Er war einer der ersten und besten, die dem Volke selbst und den Höhergebildeten zeigten, daß unter dem hausmachenen Kittel wie unter dem vornehmeren Gewand dasselbe menschliche Herz schlägt in Freud und Leid, wenn auch die Sprache des Mundes eine verschiedene ist. In Heiterkeit und Ernst wurde Hebel ein fröhlicher sangreicher Kamerad auf allerlei Lebenswegen und ein überall herzlich begrüßter Hausfreund.

Das ist Johann Peter Hebel, der Verfasser der allemannischen Gedichte und des rheinländischen Hausfreundes.

Du hast in der Schule lesen gelernt an Geschichten des rheinländischen Hausfreundes, wie „Kannitverstan" 2c., und Peter Hebel war's, dem du manches fröhliche

Kinderlächeln verdankst, manchen Schwank und manche gute Lehre, die auch wie Morgenthau in deine Kindesseele gedrungen.

Als Mann siehst du nun wol, daß auch Peter Hebel ein fehliger Mensch war wie wir Alle.

Er, der Mann des Volkes, hat den reinen und leider schwer getäuschten vaterländischen Sinn Andreas Hofer's verkannt. Laß dir aber ein Wort unseres freigesinntesten Dichters und Denkers in's Gedächtniß rufen. Bei einer ähnlichen Betrachtung sagt Gotthold Ephraim Lessing: daß die Fehler und Irrthümer bedeutender Menschen uns nicht zu Ueberhebungen bringen, sondern nur „eine Lection für unsern Stolz" sein sollen.

Wir Deutschen werden wenig dazu ausgebildet, das Nächste, was uns angeht, das Staatsleben verstehen zu lernen, ja es gilt noch heute bei Manchem für einen Ruhm, sich um Alles, nur nicht um das Staatsleben zu kümmern; und so haben wir in unseren Tagen eigentlich vaterlandsliebende Menschen eine falsche Begeisterung aufstacheln sehen, wie Hebel eine edle niederhalten zu müssen glaubte. — Und noch eine andere schwere Betrachtung schließt sich an das Leben Hebels.

Er starb am 22. September 1826 im Alter von 66 Jahren. Er hat sein Leben rein und schön ausgelebt, und doch ist Vieles, was die Welt erfreuen und erheben konnte, in ihm unausgesprochen gestorben, weil es — mit Einem Wort — die Censur ungeboren tödtete.

Hebel, der fromm und gläubig, die erste geistliche Würde als Prälat einnahm, war ein Menschenfreund, ein Freund der Bekenner aller Religionsformen; denn er vergaß nie, was über allen Formen und Bekenntnissen steht.

So schrieb er im Jahr 1814 die Erzählung „der fromme Rath", und auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit wurde der Kalender unterdrückt und durfte erst nach Ausscheidung dieser Erzählung veröffentlicht werden. Hebel, der keine kämpfende, vielmehr eine friedfertige Natur war, gab den Kalender auf; nur noch einzelnes Weniges gab er in spätere Jahrgänge.

Wer kann sagen, wie viel bleibend Erfrischendes dadurch dem deutschen Volke und der Welt getödtet wurde?

Bei Vielem, was uns noch bedrückt, mögen wir uns indeß glücklich preisen, daß wir die Gräuel der Censur als vergangene betrachten dürfen, und daß es außer der kleinen Zahl unheilbarer Finsterlinge heute keinem verständigen Menschen mehr einfällt, etwas Strafbares zu finden in der Erzählung, die also lautet:

Der fromme Rath.

Ein achtzehnjähriger Jüngling ging noch unerfahren, katholisch und fromm zum Erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor

welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorther. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater wie ein Engel freundlich die fromme Seele an und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb' er den lutherischen Kalender nicht.

---

2. Neue Bekehrungsbücher.

Bei der herzoglichen Tafel wird auch gegessen oder eigentlich gespeist und getrunken wie bei anderen Menschen, nur aus feinerem Geschirr und manchmal etwas besser und mehr als anderswo; es wird da auch gesprochen wie an anderen Tischen und auch nicht immer von lauter Weisheit und von der Regierungskunst und anderen Künsten. — Also an der Tafel des rechtschaffenen und freigesinnten Herzogs Karl August von Weimar war einstmals — kurz nachdem er die Regierung angetreten und noch sehr jung war — von Fischen die Rede und wie verschieden sie schmeckten. Da fragte der Herzog: warum er keine Schmerlen mehr aus dem Pfiffelbach bekomme, die hätten so vortrefflich geschmeckt. „Durchlaucht," lautete die Antwort, „allerdings ist die Fischerei im Pfiffelbach ein herzogliches Regal, aber die Bewohner des Dorfes rösten ihren Flachs im Bach und daran gehen die Schmerlen zu Grunde."

Der Herzog gab Befehl, daß sofort ein Erlaß an das Amt zu Nieder-Roßla ergehe, der das Flachsrösten im Bache verbiete.

Gut, so ein Befehl ist leicht erlassen; aber wer weiß immer, wie er die trifft, an die er ergeht? Und diejenigen, an die er erging, waren nicht gerade von der Tafel aufgestanden.

Es war am Abend in der Dämmerung, als der Dorfknecht — wie man's damals nannte — durch die Gassen klingelte, und die Männer, die zum Fenster herausschauten, schüttelten den Kopf, wenn das kleine Schiebfensterchen es erlaubte; die Frauen aber, die sich auch herzugedrängt hatten — denn die Frauen sind auch manchmal neugierig — machten große Augen und böse Blicke zuckten darin. Also so, das will er uns verbieten?

Die Spinnräder in den Häusern standen still und die Feuer auf den Herden gingen aus oder lohten auf und verbrannten die Abendsuppen, die eben gekocht wurden; denn alle Frauen und Mädchen rannten auf die Straße und immer größer wurde der Troß, der den verkündenden Dorfknecht umgab. Es wäre eigentlich gar nicht mehr nöthig gewesen, daß er klingelte und den Befehl vorlas. Von Mund zu Mund hatte sich schon verbreitet, welch ein entsetzliches Unglück über das ganze Dorf gekommen sei. Man vernichtet ihre Freude und ihren Stolz und das Erträgniß des Flachsbaues — denn die Welt war damals noch nicht in Baumwolle eingewickelt — war ein beträchtliches.

In den Zusammenrottungen der Frauen hätte der Herzog hören können, was für Randbemerkungen zu seinem Befehl gemacht wurden; aber es ist gut, daß auch die Besten nicht immer hören, was hinter ihrem Rücken gesprochen wird. Die Frauen wollten allesammt zum Herzog gehen. Die Reden waren schon ganz fertig, die sie ihm vorbringen wollten, und sie waren witzig, kurzweilig und scharf. Die Zuhörerschaft hier lachte und jubelte darüber und eine verborgene Rednergabe nach der andern that sich auf; denn die Frauen sollen ja bisweilen, wie man sagt, ein scharfes Mundwerk haben.

„Ich will ihn einweichen ... Und ich will ihn hecheln ... Und ich will ihm so sagen," hieß es hin und her, und eine Frau nach der andern klagte, daß man sie nicht habe ausreden lassen. Eben das, was man jetzt belachte, eben das, was man jetzt als das Beste fand, hätte sie selber vorbringen wollen; sie könne einen Eid drauf schwören, daß das ihre eigenen Worte seien.

An diesem Abend bekamen fast alle Männer verbrannte Suppen und sie wurden ihnen noch dazu versalzen mit scharfen Worten, und beim Spinnrad nach der Abendsuppe ging die Zunge mancher Frau fast so schnell als die Spule, und zuletzt gab es gar noch Weinen darüber, weil die Männer sich Alles gefallen ließen und sich nicht zu helfen wüßten.

In der That war guter Rath theuer, was hier zu machen sei. Spät in der Nacht saßen noch zwei alte Kameraden im Dorfe beisammen — sie hielten noch gute Kameradschaft vom Soldatenleben her — und der Eine klagte, daß er seiner Frau und den Töchtern davon gegangen sei, sie ließen ihm keine Ruhe wegen des herzoglichen Befehls und es thäte ihm in der Seele weh, wenn man so gegen den Herzog losziehe; er sei gewiß gut, nur noch etwas zu jung und zu rasch. Und der Andere klagte, daß er nicht wisse, wie er künftig seine Steuern bezahlen solle. Sie kamen auf einen Kameraden zu reden, der beim Herzog Kammerdiener sei, der hatte es besser, der hatte neben dem Vergnügen, der guten Livree und dem leichten Geschäft auch noch vierteljährlich seine runde Summe und das Steuerbuch plagte ihn nicht. Während sie so reden, fällt ihnen ein, daß vielleicht der Kammerdiener helfen könne, und aus Steuerbuch und Kammerdiener heckten die beiden Alten einen Plan aus, der gar witzig war, und sie stritten gar nicht mit einander, wer zuerst auf den klugen Einfall gekommen sei. Aber der Plan machte sie immer lustiger ... Sie wollten

ihn mit einander in der Gemeindeversammlung vorbringen, und fröhlich schieden sie und Jeder lächelte noch für sich allein über den lustigen Einfall.

In der Gemeindeversammlung, wo eine Gegenvorstellung an den Herzog berathen wurde und man schon im Voraus verzweifelte, daß sie etwas helfen würde, da traten nun die beiden alten Männer, sie hießen Hasse und Kirscht, vor und sagten: sie hätten einen alten Kameraden mit Namen Venus, der Kammerdiener beim Herzog sei.

Alles lachte und spottete über die Einfalt, einen herzoglichen Erlaß durch die Bekanntschaft eines Kammerdieners rückgängig machen zu wollen.

Die beiden Männer aber warteten ruhig bis das Lachen vorüber war, dann sagten sie: „Wer zuletzt lacht, hat gewonnen.“ Nun erklärten sie ihren Plan: Sie wollten alle Steuer-Quittungsbücher in Pfiffelbach sammeln und damit zum Herzog gehen, ihr Freund, der Kammerdiener, werde ihnen schon Einlaß verschaffen.

Die Sache schien lustig und klug und konnte in keinem Fall schaden. Das Einsammeln der Steuerbücher war bald geschehen und fast Jeder erklärte den beiden Alten, wie schwer die richtige Steuerbezahlung sei, und man redete in die beiden Alten hinein, als stände der Herzog da.

Es war nun ein groß Stück Geld (das heißt nicht in wirklich Geld, sondern in Zahlen), das die beiden Männer in zwei großen Quer-Ranzen nach Weimar trugen, und — eine Kammerdiener-Bekanntschaft ist zu Zeiten auch was werth — sie erhielten Einlaß.

Ohne ein Wort zu reden packten die beiden Männer Hunderte und aber Hunderte von Quittungsbüchern vor dem Herzog aus.

„Was soll das?“ fragte der Herzog.

„Durchlaucht halten zu Gnaden, das sind Bekehrungsbücher ..... Entschuldigen Durchlaucht, daß die Bücher nicht sauberer aussehen .... es steckt viel Schweiß, viel Arbeit, Kummer und Sorge darin; die Hände, die diese Bücher gehalten, haben oft gezittert .... Mit diesen Büchern wollen wir unsern gnädigen Herzog bekehren.“

So sagten die beiden Alten, bald sprach der Eine, bald der Andere; sie fielen einander nicht in's Wort, Jeder setzte nur immer ab und der Andere ergänzte, wie wenn nur Ein Mensch spräche.

Der Herzog verstand noch immer nicht, was das sein sollte. Die beiden Alten erklärten ihm nun wechselsweise: das seien nichts als Steuerquittungen, sie wollten nur damit sagen: das ganze Dorf Pfiffelbach habe bisher alle Steuern pünktlich und richtig bezahlt, da ist's zu lesen; ob das in Zukunft auch so sein würde, das ließe sich nicht sagen. Der Herzog fragte: „Warum?“ Und nun erklärten die beiden Alten, daß man das, was man an Getreide und Futter ernte, zur Nahrung von Mensch und Vieh brauche und es gehe noch oft knapp her: von dem Gespinnst, das man bisher aus dem Flachs gewonnen, habe man die Steuern bezahlt; würde ihnen verboten, ihren Flachs künftig im Bach zu rösten, so würde das nicht mehr so sein können, denn der Flachs gehe, wenn er gereift sei, bald in Fäulniß über.

„Könnt Ihr denn nicht auch, wie man's in Schlesien macht, die Thauröste anwenden?"

„Nein, dazu fehlen uns die niedern Flächen."

„Gut, packt wieder ein, der Bescheid wird nachkommen," sagte der Herzog und entließ die beiden Alten.

Auf dem Heimweg war es den beiden Alten in der That so, als ob all' die Summen, die in den Büchern quittirt waren, wieder gemünztes Geld geworden seien, so schwer drückte sie die Last; denn der Herzog hatte sie kurz und barsch entlassen, und so lustig und ruhmvoll ein kluger Streich ist, wenn er gut ausgeht, eben so traurig und spottbringend ist er, wenn er fehlschlägt. Sie hatten das ganze Dorf herausgefordert und jetzt wird Jeder gegen sie losziehen. Und die Weiber! Wenn's nur schon überstanden wäre, was man von ihnen hören muß .... Einer mit Kanonen gespickten Batterie entgegengehen, ist nicht schwerer. Nur Muth! Ein Wort spricht Einem kein Loch in den Kopf.

Keuchend kamen die beiden Alten in Pfiffelbach an und dort mitten im Dorf steht der Husar vom Amt Nieder-Roßla, den ein großer Haufe von Männern und Frauen umgibt, und besonders die Frauenstimmen hört man laut. Der Husar ist gewiß da, um die beiden Männer, die so keck gegen den Herzog gewesen waren, gleich bei ihrer Heimkunft zu verhaften.

Die Kameraden hatten gute Lust, wieder umzukehren; aber nein, alte Soldaten fliehen nicht, und sie waren schon bemerkt worden. Jetzt eilte der Haufe mit dem Husaren auf sie zu, sie standen wie fest gebannt. Und auf Einmal wurde die Last auf ihren Rücken leicht, denn: „Es ist Alles bewilligt ... Ihr habt gewonnen ... Wir können in dem Bach rösten so viel wir wollen ... Wenn's den Schmerlen nicht schmeckt, sollen sie wandern wohin sie wollen!" ... so hieß es von allen Seiten und die beiden Alten wurden mit Jubel begrüßt.

Es gab lauter Lachen und Lustbarkeit, als die Steuerbücher wiederum an ihre Eigenthümer zurückgegeben wurden, und noch lange nannte man im Dorf die Steuerbücher — „Bekehrungsbücher".

---

3. Ein Kind unter zwölf Jahren oder das Halbbillet.

„Willst du etwas Unrechtes thun, so sieh auf dein Kind," sagt ein römischer Schriftsteller. Er hatte sich nicht gedacht, daß das auch bei einer Einrichtung gilt, von der die alten Römer keine Vorstellung hatten.

Ich war auf der Reise, ich stand im Bahnhof am Schalter der Billet-Ausgabe, da kam ein Mann, an seiner Seite ein frischer, heller Knabe, der ganz glückselig drein sah, er hatte eine grüne Botanisirtrommel umgehängt und zog vor dem Bahnbeamten seine Strohmütze ab.

„Ein Billet für mich und meinen Sohn,“ sagte der Mann.

„Ist das Kind schon zwölf Jahr alt?“ fragte der Bahnbeamte.

„Noch nicht,“ antwortete der Mann und erhielt ein Vollbillet für sich und ein Halbbillet für seinen Sohn.

„Vater, ich werde im nächsten Monat ja schon dreizehn Jahr,“ sagte der Knabe leise, aber heftig, faßte die Hand des Mannes und schaute zu ihm auf mit einem Blicke, in dem Unsagbares lag: Der Vater ein Lügner, der wegen einiger Groschen das Alter des Sohnes falsch angibt! Aber kaum eine Sekunde dauerte dieser Blick, denn schnell verzerrten sich die Mienen des Knaben, er schien etwas leise zu sagen, ich hörte es nicht.

Der Vater verwies ihn still drohend und riß ihn mit fort aus der Halle.

Als sie im Wartesaal auf den ankommenden Zug warten mußten, trat der Vater ein, den Knaben hörte ich aber unter der Thür sagen: „Vater, laß mich hier.“ Und manchmal sah ich ihn zu mir herein schielen.

Ich muß gestehen, daß ich mir das erst später erklärte, denn jetzt, als der Schaffner rief: „Einsteigen!“ und der Vater mit dem Kinde zu mir in denselben Wagen sitzen wollte, bemerkte ich, wie der Knabe an ihm zerrte und flüsterte: „Nein, nicht hierher, da ist der Mann, der hat Alles gehört.“

Der Knabe fürchtete sich offenbar vor mir, daß ich ihn angeben könnte, und wie sich die kindliche Phantasie allerlei vorspiegeln mag, so wollte mir scheinen, daß er den Gensdarmen fürchtete, der auf der nächsten Station stand, wo wir länger warten mußten: vielleicht sieht er's ihm an und kann ihn gleich verhaften und einsperren, weil er betrogen hatte; offenbar aber hatte der Knabe eine besondere Scheu vor mir, er vermied meinen Blick, ich war ja der Mitwisser von der Lüge des Vaters.

Es waren nur wenig Stationen, die wir mit einander fuhren.

An einem schönen Gebirgsorte stieg der Vater mit dem Knaben aus. Hier wartete eine Frau mit einem kleinen Mädchen; sie gab zuerst dem Vater die Hand und dann umhalste sie den Knaben und fragte: „Warst du recht vergnügt auf deiner Ferienreise, Robert?“

Der Knabe nickte still und holte etwas, das in ein Papier gewickelt war, aus seiner Botanisirtrommel.

Ich konnte mich in die Seele des Knaben denken, dem alle Fröhlichkeit vernichtet sein mußte von der Lüge, die er zuletzt noch erfahren. Er mochte meinen Blick spüren, denn als er mich jetzt sah, rannte er mit dem kleinen Mädchen schnell davon, mir aus den Augen . . .

Willst du etwas Unrechtes thun, so sieh auf dein Kind — sagt ein römischer Schriftsteller, und das Böseste, was du ihm thun kannst, ist, ihm den Glauben an deine Redlichkeit benehmen. Laßt die Kinder zu Hause, sucht ihnen nicht Vergnügen und Lustbarkeit zu machen. Jung sein ist Vergnügen und Lustbarkeit genug und gedeiht auf jeder Wiese, in jedem Garten, braucht nicht auf Reisen geholt zu werden.

Nimmst du aber dein Kind mit, so achte die öffentliche Moral, um deiner selbst und deines Kindes willen.

4. Eine Stunde ein Jude.

Es war im Jahr 1775, just in dem Jahre, als der allgemeine Reichskalender zum Erstenmal erschien, da wanderte ein fröhlicher Student aus dem Thore Erlangens heimwärts. Niemand ahnte, und er selbst am wenigsten, daß der Student einst der trefflichste deutsche Kalendermann werden sollte; denn es war der junge evangelische Theologe Peter Hebel, der nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität Erlangen nun heimwärts zog, um, wie man's nennt, in's Philisterleben einzutreten. Der Student, der mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderstab in der Hand dahin zog, hatte wol manches frische Liedlein und manchen lustigen Schwank im Kopfe; heute mochte es ihm aber nicht singerig und nicht spaßig zu Muthe sein, denn wer je die bunte Mütze trug (und auch Hebel hatte sie getragen, denn er hatte sich zu der Landsmannschaft der Mosellaner gehalten), wer je in glückseliger Jünglingszeit sich frei und frisch den Studien und dem Jugendübermuth hingab, der weiß, was die Worte des alten Liedes bedeuten: „Zur alten Heimath zieh' ich ein, muß selber nun Philister sein.“ Ja wohl, das Sprichwort faßt viel in sich: wer A gesagt hat, muß auch B sagen, und so geht es weiter bis zum Z. Von der Stunde an, wo das Kindesalter abbricht und man in der Schule zum Erstenmal A sagen lernt, da hört das Lernen und Studiren nicht mehr auf. Fast wie es einem Kinde zu Muthe ist, das zum Erstenmal in die Schule geht — es kann sich nur nicht recht erklären, was ihm das klopfende Herz bedrückt — eben so, aber noch weit bewegter, denn er weiß, was es zu bedeuten hat, ist es dem Jüngling zu Muthe, der von der Hochschule in die noch höhere Schule des bürgerlichen Lebens eintritt. Jetzt ist die zweite sorglose Jugendzeit vorbei, Alles grüßt dich viel ernster, die Bäume, Straßen, Felder, Dörfer und Städte, du mußt nun selber darin helfen bauen, regieren, ordnen und lehren; da geht ein Kanzleidiener mit Actenbündeln — bald wird er dir selber einen Stoß zum Aufarbeiten bringen; da gehen Kinder in die Schule — bald kommen solche zu dir und du mußt mit ihnen die gesetzten Stunden aushalten; da läutet die Glocke und der Pfarrer geht gemessenen Schrittes im Ornate nach der Kirche — bald wirst du selber so dahin schreiten und die Kanzel besteigen. Aber was thut's? Dort aus den blumenverstellten Fenstern schauen rosige Mädchengesichter heraus, bald wirst du eines heimführen uud dein nennen, und bald seid ihr selber eine ganze Welt und und ihr habt eine neue um euch. Wo nur die sein mag, die mir einst das Leben erfüllen soll? Wart's ab! Und jetzt laß dir's wohl sein und munter in's Wirthshaus! Die Welt ist allzeit schön und neu, wenn man nur die Augen offen hat.

Ja, in einem heimkehrenden Studenten streiten sich zwei Welten, eine sorglos

heitere und eine sorgenvoll ernste, und in manchem Manne hört dieser Streit nie auf, und das hat auch sein Gutes; wer nicht einen unsterblichen Studenten in sich hat, der hat kein frisches Herz.

Der Student Hebel wanderte still seine Straße, bald lustig, bald ernst, bald fröhlicher Zeiten gedenkend, bald in die Zukunft hinaus träumend.

„Halt, Jud! Zoll bezahlen!“ wurde Hebel plötzlich angerufen. Er stand vor dem Thore von Seegringen, dem damals Anspachischen Grenzorte. Hebel sah sich um und dann wieder den Rufenden an. Wem gilt das? Wer ist damit gemeint?

„Was stehst du so da, verdammter Jud'! Meinst du, du kannst den Zoll betrügen?“ so rief der einäugige Zöllner am Thor und ballte durch das Fenster die Faust gegen Hebel, und der Hund sprang aus der Thür und bellte ihn an; er wußte, was sein Herr gerufen hatte und daß auch er ohne Scheu seinen Zorn auslassen, und wenn er will, die Kleider zerreißen darf. Jetzt erst merkte Hebel, daß der Zuruf ihm gegolten hatte.

Wie wenn im Walde ein Mensch, der sich hinein träumte in das unversiegbare wonnige Naturleben, unversehens von einem wilden Thiere, oder noch ärger, von einem Hammerschlag aus Menschenhand getroffen wird, so stand Hebel plötzlich da. Also das ist die Welt, in die man eintreten soll, um das Wort der Liebe zu predigen?

Unwillkürlich rief Hebel nach dem ersten Schreck: „Ich bin kein Jude.“

„So,“ rief der Zöllner, „du läugnest noch? Warte, ich will dir,“ und jetzt kam er heraus und geradeswegs auf Hebel zu und wollte ihn packen, und der Hund war bereit, Beistand zu leisten.

Da sagte Hebel mit einer Miene, in der sich Wehmuth und Schalkheit mit einander stritten: „Ich kann schon allein gehen und ich gehe mit Euch.“

Plötzlich war er des Scherzhaften und Lustigen inne geworden, das in seiner jetzigen Lage war, und er wollte es ganz auskosten.

Muß doch auch einmal sehen, wie man als Jude in der Welt lebt, dachte er, und da er die ebräische Sprache gut verstand, sagte er: „Soll ich vielleicht Judenzoll bezahlen, weil ich ebräisch gelernt habe? Es ist mir schmeichelhaft, daß Ihr mich für einen so guten Ebräer haltet, als ob ich ein geborner Jude wäre,“ und mit einer pfiffigen Miene setzte er hinzu: „übrigens bezahle ich nichts. Führt mich zum Richter.“ Lächelnd ließ sich Hebel durch die Stadt transportiren, und Alles spottete ihn aus und die Kinder schrien hinter ihm drein: „Hephep!“ als ob sie's nach Noten in der Schule gelernt hätten. Hebel aber lächelte und lächelte immer, selbst da noch, als er vor dem einfältigen Richter stand, der ihn sofort mit einer Prügelsuppe bewirthen und dann frei beherbergen wollte.

Nun fing der Spaß doch an über den Spaß hinaus zu gehen. Hebel legte seine Universitätszeugnisse und seinen Reisepaß vor. Der Richter stutzte, aber besiegt war er nicht; er wollte den Studenten bestrafen, weil er sich für Einen ausgegeben, der er nicht war. Hebel wußte ihm indeß den Meister zu zeigen, denn natürlich, zuerst mußte der Zöllner vorgenommen werden; er selber hatte sich für nichts Anderes

ausgegeben als er war. Der Richter aber wollte dem Zöllner nichts thun, eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, und hier wär's noch besonders schlimm gewesen, denn der Zöllner hatte nur Ein Auge. Mit groben Worten als Reisesegen wurde Hebel entlassen.

Der Student hatte einen gesunden Durst gehabt, als er sich dem Städtchen nahte, jetzt wollte er hier in keinem Wirthshaus einen Tropfen trinken; auf seiner Zunge lag's wie Galle und Wermuth. Er machte sich bald zum andern Thor hinaus, aber zurückschauend dachte er: Seegringen! Dich vergess' ich nicht! Und er vergaß es nicht, denn er verlegte in späteren Jahren die albernen Schalkstreiche die er in wohlgemuthen Stunden ausheckte, am liebsten nach Seegringen.

Auf dem ferneren Heimwege mußte Hebel viel darüber nachdenken, was das für eine Welt ist, in der man von einem Mitmenschen, weil er andern Glaubens ist, einen Leibzoll verlangt, wie von einem Stück Vieh, und das Vieh hat's noch besser, denn es braucht den Zoll nicht selber zu bezahlen und kann sich nicht verfärben über die Schmach, die man ihm anthut.

Hebel hat's noch erlebt und noch lange überlebt, daß der Judenzoll — wir können es kaum mehr glauben, daß er je bestand — abgeschafft werde; er hat aber in der Stunde, da er selbst für einen Juden gehalten worden, das ganze tiefe Weh kennen gelernt, das den Juden in der bürgerlichen Welt beschieden war. Der Leibzoll war abgeschafft, aber der Geisteszoll bestand und besteht in vielen Kreisen noch. Der Jude, nicht vorurtheilslos betrachtet, soll bei jeder neuen Begegnung, in jeder neuen Lebenslage sich ausweisen, daß er ein gerader, ehrlicher, menschen- und vaterlandsliebender Mensch sei. Hebel schloß sich mit besonderer Zuneigung den Juden an und lernte ihre Innigkeit, Dankbarkeit und Herzensgüte immer neu kennen. Daß es viele gab, die von einem Schachergeist umhergetrieben wurden, störte ihn nicht; es gibt solche in allerlei Confessionen unter allerlei Formen. Hebel erzählte gern gesprächlich und in seinem Kalender allerlei Witzworte und Schwänke von und mit Juden, und er war einer der Eifrigsten, der in Aufsätzen, wie der über Moses Mendelssohn und über den Sanhedrin von Paris und viele andere dazu beitrug, seine Mitchristen über die Juden aufzuklären und ihnen zu zeigen, daß das erst die echte Liebe ist, die man Menschen erweist, die andere Denk- und Glaubensformen haben, wenn sie nur in ihrer Weise das Rechtschaffene wollen.

Wenn nur Jeder, der noch ein Vorurtheil gegen Juden hegt — und es haben Unzählige ein Vorurtheil, ohne es sich eingestehen zu wollen — wenn Jeder nur einmal einen Tag, eine Stunde für einen Juden gehalten worden wäre; er würde sein Vorurtheil ablegen und es in Gerechtigkeit und Liebe verwandeln.

(Nachschrift.) Der Leser, der gerne wissen möchte, woher diese Geschichte genommen, ist, sehe: Hebel's Werke, Ausgabe 1843, Band 1, Seite 113. Dort steht's.



5. Er ist ein Spion.

Mit geistiger Verdummung und polizeilichen Verfolgungen wollte er den Staat erhalten. Seine ganze Regierungskunst bestand darin, daß er die Menschen in zwei Klassen eintheilte: in Dummköpfe und Spitzbuben. Darauf waren alle seine Maßregeln gestellt. Nie hat ein Mensch verderblicher auf eine ganze Zeit, auf eine ganze Nation gewirkt, als er."

„Die Weltgeschichte wäre eine lügnerische Fabel, wenn man ihm das vergäße. Er hat das Entsetzlichste gethan, was es geben kann, er hat die Tugend zum Laster gestempelt und mit allen Schreckmitteln verfolgt."

„Wie meinst du das?"

„Was ist das Edelste am Menschen? Daß er über sein eigenes Selbst hinausdenke, für seine Mitmenschen, für die Gemeinde, für den Staat nach Kräften mitwirke. Er hat aber jedes Denken und Streben für das Allgemeine, für den Staat, als Verbrechen verfolgt —"

„Von wem redet Ihr?" fragte ein dritter herzutretender Freund, der zwei sonst ruhige Männer eifrig im Gespräch fand.

„Von Metternich."

„Es steht eben in der Zeitung, daß er gestorben ist."

„Auch mich," sagte der Dritte, „hat er einstmals im tiefsten gekränkt, nicht er selbst, sondern seine tausenderlei Helfershelfer. Was er in der diplomatischen Welt war, mögen Andere erörtern; ich aber habe selbst erfahren, wie er ein großes gemüthvolles und zum Edelsten fähiges Volk dadurch im innersten Herzen verdarb, daß er das entsetzliche Spionenwesen bis in die entlegensten Gegenden ausdehnte, und mich selbst hat das einst tief verwundet."

Erst nach geraumer Weile ließ sich der Neuhinzugetretene bewegen, ausführlicher zu berichten, und er begann:

„Ich weiß, ihr lächelt oft darüber, daß ich in der Welt noch immer lieber das

Gute heraushebe und pflegen möchte, und weder Neigung noch Begabung habe, mit dem Schlechten und Verkehrten zu kämpfen. Mir ist das Leben nur werth, wenn ich vertrauend und hoffend leben kann. Ich sehe wohl, was noch fehlt, aber ich gestehe gern: ich sehe lieber, was Gutes da ist und wird.

Schon als ich an die österreichische Grenze kam, war mir's, als hörte ich den unsichtbaren Haselstock durch die Luft pfeifen. Diese umständliche Paßplackerei, wo man wie im Vorhof eines Gefängnisses eingepfercht und crimineller Behandlung ausgesetzt erscheint, bis man das gnädige Visum erhalten hat — wie ich höre, soll das auch heute noch nicht ganz verschwunden sein — das Alles durchschneidet wie ein geller Mißton die Reiselust. Man verwindet das aber bald wieder, denn es ist doch ein schönes Stück deutscher Heimath, in der wir uns daheim fühlen.

Nicht leicht erinnere ich mich aber einer häßlicheren Empfindung, die mir die ganze Seele, ich möchte sagen, verunreinigte, als damals, da ich für einen Spion gehalten wurde. Ich bilde mir natürlich nichts darauf ein, daß man mir den ehrlichen Menschen ansieht. Wer wird daran denken? Aber als ich für das Gegentheil gehalten wurde — ich kann's nicht sagen, wie mir das in's Herz hinein weh that.

Und doch that mir's weniger um mich leid, als um die Menschen, die den Argwohn hatten. Was kann mir daran liegen, von Menschen, die mich nur eine Stunde im Leben sahen und dann nie wieder, für den verworfensten Spitzbuben gehalten zu werden? Aber wie traurig muß es in der Seele Derer aussehen, die zu solchem Argwohn gezwungen und gewöhnt werden . . .

Ich war auf einer Fußwanderung im schönen Oesterreich; die Treuherzigkeit des Landvolkes besonders war es, die mich tief anmuthete, und ich war überaus glücklich. Denn immer wieder, wenn ich hinaustrete und über Berg und Thal wandere, belebt mich nicht nur ein frischer Athem der Natur, sondern auch ein frischer Athem des Menschengeschlechts. Es ist trotz aller Verwüstungen und Verdumpfungen noch so viel schöne Kraft in unserem deutschen Vaterlande, so viel aufrichtige Mannhaftigkeit und Güte, so viel unzerstörbare Hoffnungskraft, daß ich mich immer neu gestärkt fühle und glücklich preise, einem Volke anzugehören, in dessen Herzen die gesunde rechtschaffene Natur immer wieder auflebt. Wenn morgen der rechte Held erscheint, der die Größe und Ehre des Vaterlandes liebt und die Kraft hat, sie neu zu beleben, er findet aller Orten ungeahnte reine Kräfte, bereit und ausgerüstet, sich ihm zu Gebote zu stellen und im heiligen Eifer mit ihm zu bauen Alles, was edel und groß.

In solchen Gedanken wanderte ich, wie gesagt, in dem schönen Lande, und Jedem, dem ich begegnete, hätte ich gern von meiner inneren Festesstimmung mitgetheilt, und wo ich Einen bekümmert sah, hatte ich den Drang, ihm zu helfen, zu rathen, und ließ mir gern berichten, wo's ihm fehlt, was ihn drückt; denn wir Menschen sind in dieser kurzen Lebenszeit auf einander angewiesen, und ich kann mich nicht an Berg und Thal, an Strom und Wald erfreuen, ohne mich um die Menschen zu kümmern, die hier leben. — So saß ich in einem Berg-Wirthshause und hatte eben mit dem Bürgermeister des Nachbardorfes ein Gespräch. Ich

hatte ihn Tags vorher zufällig getroffen und war mit ihm in sein Haus eingetreten. Er hatte drei Söhne, darunter einen Blödsinnigen, und ich redete ihm nun in's Gewissen, es nicht auf's Ungefähr ankommen zu lassen, sondern bei Zeiten gerichtlich seinen letzten Willen festzustellen. Wie ich nun so rede, da höre ich hinter mir sagen: „Das ist ein Spion." Ich spreche mit dem Bürgermeister weiter, ich weiß nicht was, wahrscheinlich verworrenes Zeug; denn das Wort, das ich gehört, hatte mir die Seele um und um gewühlt, und ich sprach fast wie ein von der Kugel Getroffener, der noch zwei drei Schritte fortrennt. Der Bürgermeister wurde abgerufen, und als er wieder kam, war er wortkarg, und ich merkte es an Allen, mit denen ich mich arglos besprechen wollte, was sie dachten. Wie gesagt, ich kam mir in innerster Seele verunreinigt vor, und es gab nichts, womit ich mich reinigen konnte; denn wenn ich auch noch so heilig betheuern mochte, wie sehr mir Wohl und Wehe meiner Mitmenschen am Herzen lag, konnte denn das nicht auch Maske sein? Es blieb mir nichts übrig, als ganz zu schweigen; ich schämte mich jedes Wortes, das ich vorbringen sollte. Und als ich wegging, meinte ich die verächtlichen Blicke zu spüren, die mir nachfolgten. Welch entsetzliche Verwüstung haben Diejenigen in den Menschenherzen angerichtet, die den Gedanken und die Thatsache von den geheimen Spionen im Herzen des Volkes festgestellt! Das Vertrauen ist die unschuldige, reine Kindesseele im Menschen. Um Eines Gefürchteten willen das allgemeine Vertrauen vergiften und tödten, ist noch immer pharaonischer und bethlehemischer Kindermord, wenn auch scheinbar nicht so grausam, nicht so blutig.

Ich will nicht weiter davon erzählen, welche tiefe Erbitterung gegen Diejenigen, die das gethan, in mir aufstieg. Ich will lieber zum Troste sagen: Es ist in den letzten zehn Jahren besser geworden, und auch in Oesterreich wird man durch sittliche Mittel besser regieren als durch das unsittliche Spionensystem Metternichs. Was man zu Besserung und Aenderung der Staats= und Lebensverhältnisse zu sagen hat, tritt, wenn auch noch im Einzelnen behindert, doch im Ganzen öffentlich heraus.

Die Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung und Gesetzgebung durch Berathung und Beschlußfassung der Abgeordneten, wird es zur kaum mehr glaublichen Fabel machen, daß es einst Verschwörungen und Spione gab, und Niemand wird mehr zu fürchten haben, daß man seiner rein menschlichen Theilnahme gegenüber von ihm sage oder denke: „Er ist ein Spion!"

---

6. Zieh' deinen Stiefel aus.

„Wann geht der nächste Bahnzug nach N.? Wann der zweite? Ist's weit von hier nach dem Bahnhof? Geht deine Uhr genau mit der Bahnhofsuhr? . . ."

Dergleichen Fragen sind oft die ersten Worte, die ein aus der Ferne gekommener Freund an uns richtet. Das Wiedersehen ist oft in der That weiter nichts

als bloßes Wiedersehen. Der Fremde bringt, so zu sagen, eine Locomotive mit in die Stube und nimmt uns die Ruhe mit fort. Hinter aller Freude der Wechselrede, des traulichen Austausches von Lebensereignissen und Lebenserwartungen, brummt die Locomotive, um mit schrillem Pfiff Alles zu durchschneiden. Die Städte sind oft nichts als erweiterte Bahnhöfe und die alte Gastfreundschaft hat sich zu Bahnhofsbesuchen verwandelt.

Wir, die wir noch Erinnerungen aus den Zeiten vor den Eisenbahnen haben, wir wissen und bewahren noch wohlige Erinnerungen von der Gastfreundschaft jener Tage. Da kam man mit Sack und Pack vor dem Hause des Freundes an und übernachtete bei ihm, eine Gaststube oder mindestens ein Gastbett waren nothwendiges Zubehör eines wohlbestellten Heimwesens. Heutigen Tages haben neun Zehntel der Städter kein eigen Haus mehr; man wohnt in Logir-Casernen, wo jeder Schuhbreit zinstragend abgemessen ist; von dem natürlichen Zubehör eines Gastzimmers kann kaum mehr die Rede sein; ja, den Freund auch nur als Gast bei Tisch zu behalten, will sich oft beiderseits nicht mehr thun lassen, man geht mit dem Gast in ein öffentliches Wirthshaus, und je größer die Wirthshäuser werden, um so kleiner wird die eigentliche Gastfreundschaft.

Das Alles hatte der Doctor Heimburger schon oft empfunden, und jetzt empfand er's doppelt, weil ihn ein lieber, im innersten Herzen trauter Freund, der vortreffliche Doctor Seelmann, besuchte. Wie oft hatte er sich an der wahrhaft weisen Art des Freundes erquickt. Nun kam auch dieser, und kaum war er mit Jubel empfangen, als er auch schon die Worte hervorbrachte: „Wann geht der nächste Bahnzug?“ Doctor Seelmann steht aber durchaus nicht in so abhängigen Verhältnissen, daß er nicht in Ruhe noch etwas länger hätte verweilen können, und in seiner ehrlichen Art bekannte er das auch.

Heimburger zwang ihn, daß er sich mindestens ruhig niedersetzte, und er zwang sich selber, mindestens die Stunde, die ihnen gegeben war, in behaglicher Gemeinsamkeit zu verleben. Jetzt, als Seelmann so ruhig saß, hielt Heimburger etwas mit der linken Hand auf dem Rücken und sagte: „Gib einmal deinen Fuß her.“

„Was soll das?“ fragte Seelmann; aber schon hatte Heimburger seinen Fuß erfaßt, zog ihm einen Stiefel aus und reichte den bereit gehaltenen Pantoffel. „So,“ sagte er dann, den Stiefel im Triumph erhebend, „jetzt habe ich dich; nun kannst du mir nicht mehr entrinnen. Nun mußt du mindestens bis morgen bei mir bleiben. Ist es nicht entsetzlich, wie wir unser Leben in beständigen Täuschungen hinbringen? Man redet sich und dem fernen Freunde immer ein: dann und dann werden wir uns wieder einmal ordentlich haben. Es werden Feiertage des Daseins kommen, dann wollen wir uns mit einander ausruhen und freuen und wieder vollauf gemeinsam leben; aber diese Tage kommen nie, die Kette von Verpflichtungen und Thätigkeiten reißt nie ab. Darum muß man solche Tage holen und festhalten, wenn sie da sind. Und wie oft ist es mir und gewiß dir schon geschehen. Man vertröstet sich: du wirst mit Diesem, mit Jenem, dem du dich zugehörig weißt, wieder einmal ein paar echte, herzstärkende Tage des Gemeinlebens verbringen. Man

vertröstet sich von Jahr zu Jahr und — plötzlich ist der Freund gestorben. Drum, Hier ist daheim, Jetzt ist unser! Zieh' deine Stiefel au und bleibe."

Doctor Seelmann blieb und die beiden Freunde hatten mit einander einen jener unvergeßlichen Tage, um deretwillen es der Mühe werth ist, zu leben.

Mögen auch Andere sich den Spruch: „Zieh' deine Stiefel aus," oft annehmen, wenn auch nicht buchstäblich, und wenn das Wort oder eigentlich die Sache allgemeiner wird, wird sich Niemand mehr darüber freuen, als die beiden Freunde Heimburger und Seelmann.

---

7. Die sieben Wahrzeichen eines guten Dorfes.

A. Wenn ich durch ein Dorf gehe, habe ich meine Merkzeichen, wie es bei den Menschen hier bestellt ist. Sehe ich auf den Fenstersimsen wohlgepflegte Blumen in Töpfen, ein Plätzchen vor dem Hause oder an der Seite, wo Blumen gezogen werden, da freut sich mein Herz, denn ich weiß: hier sind Menschen, die sich das nackte Leben noch schmücken, und wo Blumen sind, sind auch Lieder. Hier wird gewiß auch noch fröhlich gesungen. Dann ist mein zweites Augenmerk auf die Brunnen gerichtet. Man achtet viel zu wenig darauf, wie im Trinkwasser die eigentliche Quelle der Gesundheit ist. Du kannst es oft und oft in einem Dorfe, in einem Städtchen hören: da draußen am Berge, beim Wald, da ist die beste Quelle weit und breit und sie versickert ungenützt. Es ist ein großes Zeichen, welche kernhaft gesunde Naturen die alten Römer waren, daß sie überall Bauten zu Wasserleitungen aufführten, die sich mit unseren kühnsten Eisenbahnbauten messen können, und auch die Amerikaner sparen für Herleitung eines gesunden Wassers nicht Mühe und Kosten. Je nach seiner Kraft sollte jedes Dorf darauf bedacht sein, sich das beste Wasser zuzuleiten. Sehe ich nun in einem Dorfe, daß die Brunnen in Ordnung, frisch, bequem, hell, reinlich, dann ist auch das Hauswesen im Dorfe nicht schlecht bestellt.

B. Mit den Brunnen gebe ich dir Recht. Krankheit und Gesundheit kommt meist aus dem Trinkwasser. Ich sehe mich aber vorerst nach ganz anderen Dingen im Dorfe um, die mit Blumen und Liedern gar nichts zu thun haben. Blumen und Lieder sind Schmuck und Spiel des Lebens. Vor Allem aber ist das Leben Arbeit und Kampf, dann erst kommt die Lustbarkeit.

Ich sehe zuerst, ob mein Liebling Benjamin Franklin hier die Häuser beschirmt. Der Blitzableiter ist eines der wichtigsten Erfordernisse. Ich sehe nach Schild und Schwert, ob man gewaffnet ist gegen alle Gefahren, und Schild und Schwert sind Blitzableiter und Versicherungs-Tafeln gegen Feuersgefahr. Wo diese fehlen, da ist es übel bestellt. Wenn nur Jeder bedächte, daß die Feuerversicherung eine Pflicht gegen sich selbst und gegen den Nächsten ist. Unsere Blitzableiter und Versicherungstäfelchen sind Wehr und Waffen des Hauses. Erst dann kann man an Blumen und Lieder denken. Aber ich bin auch damit noch nicht fertig. Die beiden besten Wahr-

zeichen der Ordnung und der Bildung sind: Straßen und Schulen. Ich sehe, wie die Straßen bestellt sind, ob man sie reinlich hält und den entsprechenden Nutzen für den Feldbau daraus zieht, und ob das Schulhaus gesund, fest und hell. Sehe ich diese in einem Dorfe, dann segne ich im Herzen die, welche jetzt und für die Zukunft darin wohnen.

A. und B. So stellen wir unsere Wahrzeichen nun zusammen in gerechte Ordnung: Brunnen, Straßen, Schulen, Blitzableiter, Feuerversicherung, Blumen und Lieder.

---

8. Hechingen und Florenz.

Ein Gespräch.

„Waren Sie schon einmal in Florenz?"

„Nein, aber in Hechingen."

„Was soll diese Antwort?"

„Ich kann mir nun vorstellen, wie Florenz aussieht, oder noch mehr, wie es aussehen wird, wovon sich jetzt Andere nicht so gut wie ich eine Vorstellung machen. Freilich hat die Starzel bei Hechingen ein ganz anderes Aussehen als der Arno bei Florenz mit seinen glänzenden Landhäusern am Ufer, und der Hohenzollern hat seines Gleichen wieder nicht in Italien; aber die Städte sind sich doch ähnlich."

„Sie wollen mich foppen."

„Nicht im Geringsten. Freilich hat Hechingen keine solche Kunstschätze wie Florenz und kann sich überhaupt in Reichthum an Naturschönheit und Besitzthum nicht damit messen, aber gleich sind beide doch."

„Worin denn? Lösen Sie doch endlich das Räthsel."

„Sie waren beide Residenzen und sind keine mehr, sind nur noch werkeltägige Provinzialstädte. Es ist eins, ob man Residenz eines größeren oder kleineren Ländergebietes war; man war eben Residenz und man war's. Wenn Sie, wie ich, in Hechingen gewesen wären, wüßten Sie auch, was das heißt. Allerdings dankte der Fürst von Hechingen freiwillig ab, und damals, als der gewaltige große Zug nach Einheit des deutschen Vaterlandes die Herzen bewegte, waren meine Hechinger auch glückselig, daß sie zum großen gemeinsamen Vaterland gehören sollten. Sie wurden zunächst nur preußisch, und als die Verkühlung eingetreten war, die eigentlich eine Erkältung wurde, war's den Hechingern gar seltsam zu Muthe, daß sie keinen eigenen Fürsten mehr haben sollten, keine Hofwagen sehen, keine Hofbedienten, keine Vorreiter, keine Stallmeister, keine eigenen Minister, kein eigenes Militär mehr. Wenn ein Mensch einen hohen Titel gehabt — laß ihn nur hundertmal betheuern, er mache sich nichts daraus; gut, sag' ihm eines Tages: guten Morgen, Herr Müller, Herr Schmidt, Sie heißen nicht mehr Herr Geheimrath, sondern nur Herr Müller, Herr

Schmidt; gib Acht auf seine Miene, was für ein saures Gesicht er macht; er kommt sich fast wie nackt vor, da man ihm den Titel ausgezogen. Ganz ähnlich mag es auch den Hechingern zu Muthe gewesen sein, als sie keine Residenzler mehr waren, und nebstdem war das strenge und straffe preußische Wesen nicht dazu angethan, sie den alten sogenannten gemüthlichen Schlendrian leicht vergessen zu lassen. Erst nach und nach lernten sie sich daran gewöhnen und einsehen, daß strenge Ordnung ohne Umstandsmacherei das Beste im Staate ist, und wie die neue Regierung die unterirdischen Schätze hebt, die dort in den Waldgebirgen verborgen liegen (man hat bereits Steinsalz gefunden und bohrt an verschiedenen Orten auf Steinkohlen), so hebt sie nun auch den verschütteten Schatz reiner, dem großen Ganzen zugewendeter Vaterlandsliebe, zumal da jetzt ein frischer und frohmuthiger Geist das Regierungsleben durchdringt.

Die Hechinger wie die ganzen hohenzollernschen Lande haben's verwunden, daß sie nichts Besonderes mehr für sich sind; sie bleiben Schwaben, behalten das, was man Stammeseigenschaft nennt, und sind schon fast stolz darauf, schwäbische Preußen zu sein, oder besser, schwäbische Deutsche. Wenn's den Florentinern und Anderen gelingt, das aparte Wesen aufzugeben und sich einem freigesinnten, gerecht regierten großen Staat anzuschließen, wird ihnen anfangs ein wenig bange sein um ihren verlorenen besonderen Titel, dann aber werden sie auch um so wohliger sich in der großen Gesammtheit heimisch fühlen.

---

9. Gezwungene Wahl.

Ja wol ist das ein Widerspruch wie siedendes Eis und gefrorenes Feuer, aber in faulen Zeiten und in faulen Menschen hat eben das Widersprechendste Platz. Es gibt in der That gezwungene Wahlen; es gibt Städte und Dörfer, wo keine Gemeinderaths-, keine Landtagsabgeordneten-Wahl zu Stande käme, wenn nicht diejenigen, welche die Wahl unterlassen, eine Strafe träfe.

Kann es etwas Erbärmlicheres geben? Da sind die Einen, die sagen: es ist eine solche nichtswürdige Zeit, daß man sich gar nichts mehr um öffentliche Angelegenheiten kümmern mag; und da sind die Anderen, sie sagen's nicht laut, denken's aber um so mehr im Stillen: dieses ganze Wahlwesen ist eigentlich unnöthig; die hohe Regierung — wozu natürlich sie selber gehören — sollte die passenden Männer bestellen, ohne viel zu fragen. —

Es wird und muß eine Zeit kommen, wo die Vernachlässigung des Wahlrechts oder der Wahlpflicht die höchste Ehrlosigkeit mit sich bringen wird. Wer dreimal seine Wahlpflicht versäumt, der sollte öffentlich auf Zeit ehrlos erklärt und der Bürgerrechte verlustig sein. Freilich ist das auch noch eine gezwungene Wahl.

Es bleibt dabei, es kann keine größere Schande für eine Stadt oder ein ganzes Land geben, als daß es Zwangsmaßregeln zur Ausübung der Wahlpflicht gibt.

---

10. Wann ist die Zeit?

Verführer und Verführte schrieen in den jüngst vergangenen Tagen der Kriegsunruhen und heute noch in die Welt hinein: Nur jetzt nichts von dem, was das deutsche Volk für Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten hofft, erwartet und fordert; nur jetzt nichts von der stets niedergehaltenen und dennoch nie und nimmer zu unterdrückenden Forderung einer festgeschlossenen Einheit des Vaterlandes; es gilt jetzt nichts als Einigkeit nach Außen, und wenn wir den Verderber aller reinen Gedanken, den kecken Spieler mit Allem, was je heilig und edel war, überwunden, dann ist es Zeit, an die feste Gestaltung unserer inneren Verhältnisse zu denken. Ja wol, dann, und was wird geschehen?

Es lebte ein gewaltiger, vielvermögender Mann in Eschenheim — suche nur den Ort auf der Landkarte — und der Mann hatte für alle Fälle seine Maßregeln, um einem Bittsteller nichts zu gewähren und einem Bettler nichts zu geben.

Der vielvermögende Mann saß in seiner Schreibstube und schrieb und siegelte und handelte. Kam nun ein Bettler, blieb an der Thür, still mit bittender Miene und Geberde oder leise murmelnd, so achtete der vielvermögende Mann nicht darauf und schrieb weiter; ging der Bettler fort, war's gut, blieb er aber lange stehen und wartete und wartete, dann rief der vielvermögende Mann zornig: „Weil Ihr so frech seid und bleibt so lang da stehen, nun kriegt Ihr gar nichts."

Das deutsche Volk war und ist oft wie dieser jedenfalls abgewiesene Bettler, darum ist eben die Zeit, wo es kein Bettler mehr ist, mehr sein darf, eben die einzige Zeit, das zu erreichen, was es haben muß. Sonst — man wird's erfahren.

---

11. Eine Feldpredigt aus dem Jahre 1859.

(Der Pfarrer vom Berge — dessen sich der geneigte Leser wol noch erinnert — hatte sich vorgenommen, wenn es in der That zum Kriege komme, sich als Feldprediger anwerben zu lassen, und hatte sich bereits einen Entwurf zu einer Feldpredigt gemacht. Hier ist er.)

Also Krieg! Krieg heißt die Losung. Gewiß, meine lieben, hoffentlich andächtig zu machenden Zuhörer, ist euch das Wort Krieg nicht so schrecklich wie mir. Ihr seid Soldaten, waffengeübt, jung, muthig, rauflustig; ich bin nichts als ein Mann

des Wortes, bin schon grau geworden und liebe den Frieden vor Allem. Denn darin sind wir einig, ihr und ich: wir kennen den Krieg doch nur von Hörensagen, selbst erlebt haben ihn nur Wenige. Und der Krieg ist und bleibt eine Geißel der Welt, und ich will auch nur alsbald ehrlich sagen: Es ist falsch, wenn manche hochweise Welt=Doctoren lehren, die Menschheit braucht bisweilen ein Aderlassen, das stockige Blut muß heraus. Ihr wißt aber, und wenn ihr's nicht wißt, so erfahrt ihr's jetzt: Die alten Aderlaßmännchen stehen nicht mehr im Kalender; es ist falsch, wenn man glaubt, ein Mensch wird gesund, dafern man ihm zeitweilig Blut entzieht; das schwächt nur eine Weile, ersetzt sich aber schnell wieder. Und wie beim Menschen, so ist es auch bei der Menschheit. Gesund machen wollen durch Blutentziehen ist nichts als alter Aberglaube. —

Ihr schüttelt die Köpfe und meint, ich wolle euch feig und muthlos machen. Ich will euch aber nur gleich wiederum bekennen: ich bin ein Freund des Soldatenwesens, sonst hätte ich mich nicht freiwillig für euch anwerben lassen. Ich bin ein Freund des Soldatenwesens, und wüßte ich sicher, daß in hundert Jahren kein Krieg mehr in der Welt ausbrechen würde, ich würde dennoch sagen: Jeder gesunde Jüngling muß Soldat werden. Jeder muß eine Zeit lang heraus aus seinem Hause, aus seinem abgeschiedenen Berufe. Das gibt dir ein neues, frisches Leben, leichte Beweglichkeit, Aufmerksamkeit, Gehorsam und Ordnungsliebe, und was das Beste ist: du lernst und siehst vor dir, wie man in Gemeinsamkeit zu leben, zu handeln hat. Du weißt das ganze Jahr nichts davon, daß du nicht für dich auf der Welt bist, sondern zu einer großen Gemeinsamkeit gehörst, und diese ist das Vaterland; und jetzt, da es Ernst wird, bist du eingeschult und wirst zeigen, daß du in der Männerschule, und das ist das Soldatenleben, was gelernt hast.

Ich sage euch aber, der Krieg ist ein Uebel, und doch hoffe ich, euch den rechten Muth zu geben. Freilich, was bin ich? Nichts als ein Tambour, ein kleiner, schwacher, aber ich kann die Trommel rühren, und wie der Trommelwirbel den Schritt eurer Füße geleitet, beschleunigt — o! dränge nur der Ton meiner Stimme so weit, so laut — gerade so möchte ich durch mein Wort euren Geist geleiten, den rechten Weg, den echten Weg, den Siegesweg.

Es gibt entsetzliche Zeiten und entsetzliche Menschen, wo das Wort der Schrift: Nähre dich redlich, in: Wehre dich redlich! umgewandelt werden muß, und will der Feind nicht Vernunft hören, muß er die Faust fühlen und Alles, was die Faust fassen und regieren kann. Und vor Allem die gesunde deutsche Faust. Ja, Deutsche? Seid ihr es denn? Seid ihr nicht Preußen, Sachsen, Hannoveraner, Bayern, Schwaben?

Ihr versteht Alle meine Worte, denn ich rede deutsch, ihr Alle redet deutsch, und ihr seid nicht Deutsche?

Seht, das ist der Jammer, der euch bis hierher geführt, und den ihr abthun sollt, jetzt, heute, für alle Zeit. Die Landschaft, der Stamm, nach dem ihr euch nennt, ist euer Eigenname; euer Aller Familienname aber ist deutsch. Es thut dir wohl und du hältst was drauf und sollst was drauf halten, du, daß du Fritz, du, daß du von deinen Nächsten Karl, Eduard, Wilhelm gerufen wirst; aber wärest du

nicht ein erbärmlicher Wicht, wenn du nicht deinen Familiennamen in Ehren hieltest? Sieh dich um, da ist dein Bruder von der Ostsee, vom Rhein, aus Thüringen, Franken, Schwaben; du kanntest ihn bis jetzt nicht. Freut euch, daß ihr hier steht, und es ist ein einziger großer Herzschlag in euch Allen, und ein echter Priester des Geistes, der eben in diesem Jahre vor einem Jahrhundert geboren wurde, Friedrich Schiller, gepriesen sei sein Name, ruft euch durch mich zu:

Drum haltet fest zusammen, fest — und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig, einig, einig!

Ja, ihr hier seid's und sollt es sein: das einige Deutschland, einig im Herzen, einig in der That. Gesegnet sei die Stunde, da ihr es im Herzen erkennt, ihr seid ein einig Volk von Brüdern. Aus allen Berufsarten seid ihr zusammengeschaart und habt einen einzigen Beruf: zu sein der Schirm und Schutz des Vaterlandes. Der Feind macht euch einig. Jeder vereinzelt ist schwach, jedes kleine Land zu verheeren, wenn es für sich allein steht, aber einig, von Einem Willen regiert, von Einer Liebe beseelt, sind wir unbezwinglich, und die Schmach muß ein Ende haben — es ist jammervoll, daß wir sie bekennen müssen, aber wir müssen sie bekennen — die Schmach muß ein Ende haben, daß manche Völker um uns her glauben, wir bestehen nur durch ihre Gnade und sind ein zerstücktes unmächtiges Volk. Wir sind es gestern gewesen und sind es heute nicht mehr, sind es von der Stunde an nicht mehr, wo wir unseren Willen einen zu Einem Gesetz, unsere Herzen zu einem großen einigen Vaterlande.

Ihr stehet einig da, und die Formen, mit denen ihr Gott anruft, sind verschieden, aller Widerstreit, alle Verkennung ist verschwunden, jetzt, da ihr Alle zu Einem Ziele schreitet, und so bleibe aller Widerstreit verschwunden, wenn die Arbeit des Friedens euch wieder auseinander ruft, Jeden heim zu den Seinen.

Jeden heim zu den Seinen? Wehe! Nicht Alle werdet ihr wieder heimkehren. Seid getrost, schön ist das Leben für das einige Vaterland, schön aber auch der frische Tod, um die Liebe zu befreien und zu einen. Ich selber, ich bin von Natur kein Raufbold, aber der Geist in mir wird, will's Gott, stark sein — ich selber begrüße den Tod als einen Boten meines höchsten irdischen Wunsches, wenn es mir vergönnt wäre, noch sterbend zu hören: Deutschland ist ein einiges Reich.

Der Ruf: das einige Deutschland mit Einem Oberhaupt im Frieden wie im Kriege, stark und frei durch Gesetz und Liebe — im Leben wie im Tode sei unser Ruf: das einige Deutschland. Amen!

Ein Friedens-Soldat.

(Nach Mittheilungen eines oberdeutschen Officiers an den Herausgeber.)



Rekrut und Ausgedienter! Das soll dein Thema sein. Schildere mir aus deinen langjährigen Erfahrungen das Wesen und Behaben der Burschen zur Zeit, wenn sie in den Soldatenstand eintreten, und welche Wandlung mit ihnen vorgegangen ist, wenn sie den Abschied erhalten.

Auf jenen sonnigen Gängen durch die Heimathberge haben wir oft darüber gesprochen, daß das Soldatenthum als Männerschule sich erweisen kann. Durch das ganze Vaterland, bis in die entlegensten Thäler, sollen überall Männer walten und wirken, die eine Zeit lang in den großen Sammelpunkten des Staats lebten und von hier aus ihre Zugehörigkeit zum großen Ganzen kennen und bewahren; umsichtig, fest, geordnet, in bürgerlicher Angesessenheit die Angelegenheiten der Gemeinde und des Kreises vertreten.

Du bist mit mir einverstanden: Tapferkeit besteht darin, daß man die angeborenen Kräfte des Geistes und des Körpers besonnen regiere und muthig einsetze. Es wäre schön und nützlich, wenn du zeigen möchtest, wie das Soldatenthum hierin mitwirke.

Es ist eine bittere Mißstimmung gegen das Soldatenthum in allen Gemüthern. Bald fünf Jahrzehente eines unbefriedigten Friedens, saugt das Soldatenthum die

besten Steuerkräfte und Arbeitskräfte auf. Die einzige Kriegsthat in Schleswig-Holstein hat sich in Schmach und Elend verwandelt.

Es ist eine große Gefahr für eine Nation, wenn sie ihre Wehrkraft mißachtet und als fremd, wenn nicht gar als feindselig ansieht.

Leider ist bei uns Deutschen die unsittliche Trennung von Soldat und Bürger, die noch aus den Zeiten der gedungenen Söldlingsheere stammt, noch immer im Schwange und schärfer als bei irgend einem anderen Volke der Erde. Wo vernimmt man so oft die Kunde von Waffenmißbrauch als bei uns in Deutschland?

Ein stolzirender Dünkel darf das Soldatenthum nicht zum Herrenthum machen. Der militärische Geist besteht nicht in Mißachtung der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Ordnung.

Ihr Alle, die ihr mit rechtschaffenem Herzen und treuer Hingebung für das Vaterland Eurem Berufe lebt, Ihr dürft die verderbenbringende Trennung von Soldat und Bürger nicht dulden.

Nur hiermit wird sich auch die Frage über den größeren oder geringeren Theil der Steuerkraft, die zu Erhaltung des Heeres dienen soll, leicht und naturgemäß lösen. — —

Uebernimm also die Aufgabe, deine Erfahrungen in Bezug auf Charakterentwicklung, die deine Mannschaft unter der Fahne machte, offen darzulegen, indem du uns eine Reihe von jungen Männern vorführst und zeigst: so waren sie, als sie eintraten, so, als sie austraten. Du kannst damit deinem gesammten Volke, und dazu gehören auch deine Standesgenossen höheren und niederen Ranges, ein Gutes erweisen . . . . .

* * *

So lautet dein Brief, in dem du mir eine schwere Aufgabe stellst. Ich möchte mich gerne davon lossprechen, aber — ein Schelm ist nicht nur der, der mehr gibt als er hat, sondern auch der ist ein Schelm, der weniger gibt als er kann.

Wohl habe ich in der langen Reihe von Jahren Tausende vor meinen Augen zu anderen Menschen werden sehen, aber ich kann sie nicht auf's Papier commandiren. Vielleicht kann ich einen einzelnen Mann antreten lassen. Aber die große Masse! Das wimmelt durch einander in der allgemeinen Uniform und das Gedächtniß braucht allerlei äußere Merkzeichen und Besonderheiten. Hier aber ist das Volk in Waffen. Ja, ein Volk in Waffen, das ist das rechte Wort, und damit hast du auch mein militärisches und bürgerliches Glaubensbekenntniß, und mit diesem Wort fällt der aberwitzige und vaterlandsverrätherische Zwiespalt zwischen Militär und Civil.

So komm also mit in meine Kaserne. Gott vertraut und mit dem linken Fuß angetreten, vorwärts! Marsch!

Du kannst dir kaum vorstellen, welch ein buntes Gemenge da alljährlich einzieht. Wir haben ein Militärmaß, wo wir auf Zoll und Linie den Körper des

Rekruten messen; ich wünsche, daß ein erfindungsreicher Kopf ein Patent erhielte zu einem Instrumente, mit dem man den inneren Menschen messe; denn ich bin ein militärischer Ketzer und glaube, daß der innere Mensch, Gemüth und Verstand, nicht ohne Bedeutung ist, auch für uns.

Da kommen nun die Rekruten heran, der eine mit schwerem, der andere mit leichtem Herzen, der mit guten, jener mit schlechten Grundsätzen, und ein gut Theil ganz unklar über sich selbst, blöde und dumpf, wie in sich selbst eingeschlossen, und ihre weitläufigsten, mit Mühe und Noth herausgepreßten Antworten lauten: Ja und Nein. Aber oft noch weit mehr als die geistige Gewandtheit und Sammlung fehlt ihnen jede körperliche.

Man muß Gott danken, daß ihnen die Glieder unverlierbar angewachsen sind. Wir dürfen sagen, daß die Meisten erst durch die soldatische Schulung Hand und Fuß kriegen, d. h. zum Gebrauche kriegen. Würde in jeder Volksschule geturnt, würden Eltern und Lehrer mit Strenge über geordnete Haltung wachen, dann wäre dem Unterofficier manch saures Stück Arbeit abgenommen.

Das ist ein Ausspruch von einem Kriegsminister, den längst der grüne Rasen deckt. Ein Cavalier wurde über diesen Ausspruch fast in Ohnmacht versetzt und rief schaudernd: „Da hätten wir ja die Revolution fortwährend.“ Mit großer Ruhe erwiderte der General: „Wehe dem Kartenhause von einem Staat, dessen Regierung sich vor den Waffen der Bürger fürchten muß.“

Ich muß dir noch ein Stücklein von jenem General erzählen, das wird genugsam beweisen, daß er das Recht hatte, in vaterländische Dinge drein zu sprechen.

Es sind nun 44 Jahre, da fuhr jener Mann — damals noch Oberlieutenant — auf einem stark beschädigten Protzwagen aus einer mörderischen Schlacht, in der Deutsche gegen Deutsche für fremden Vortheil kämpfen mußten. Ein General kommt des Wegs, hält das Fuhrwerk an und befiehlt dem jungen Officier, über den Gang der Schlacht zu berichten. Der Officier thut es ausführlich und gut. Da fragt ihn der General: „Aber was fällt Ihnen denn ein, die Schlacht zu verlassen?“

„Herr!“ erwidert der Officier und schlägt den Mantel zurück, „eine Kanonenkugel hat mir ein Bein weggerissen,“ und fährt ruhig zum Verbandplatz.

Du wirst mich nicht für einen Weichling halten, wenn ich dir sage, daß mir die Feder zittert, indem ich das niederschreibe, und mir jedesmal die Stimme versagt, wenn ich es erzählen muß. Doch, genug von alten Zeiten.

Jetzt schau dich um, da sind Rekruten. Sieh, diese einfache Bewegung ist schon zum sechsten Mal erklärt und bezeichnet. Der Rekrut Harter begreift sie noch nicht. Er streckt die Füße aus einander und hängt den Kopf vor. Der Unterofficier will schon ungeduldig werden, aber er hält an sich, denn der Rekrut ist freilich zum Verzweifeln unanstellig, hat aber offenbar guten Willen. So mühen sich Lehrer und Schüler ab; der eine mit Unterweisung, Zuspruch und Ermahnung, der andere mit der Ausführung, bis die Trommel zum Einrücken ruft. Der Corporal Bucheck merkt sich die Namen seiner Leute; die der Ungeschickten behält er am leichtesten.

Auf dem Heimwege besprechen sich die Rekruten über die Uebungen. Dieser

findet sie entsetzlich schwer, jener leicht; einem Andern preßt das Heimweh das Herz zusammen oder gar eine heimlich stille Liebe, von der Niemand nichts weiß. Der Rekrut Harter marschirt still, trübsinnig und dumpf hinter seinem Vormann, zu dem er nur Einmal die Worte gesprochen: „Das lern' ich mein Lebtag nicht."

Schon nach den ersten Tagen beginnt es in den Köpfen der Neulinge zu dämmern, daß hinter dem entsetzlichen „Eins, Zwei!" etwas mehr steckt als der Exerciergriff, daß dies erbärmliche „Eins, Zwei!" ein Glied jener festen Stahlkette ist, die nicht nur die Rotte, den Zug und die Compagnie zusammenhält, sondern auch die Armee fest verbindet, wenn es zur blutigen Schlacht geht. Weil dieser Gedanke allmälig in den Rekruten aufdämmert, darum sitzen sie auch nach dem Einrücken zur Ruhe so still auf ihren Betten und kauen ihr Stücklein Brod bei den ersten, man darf wohl sagen, heiligen Soldatengedanken.

Doch, in einer Kasernenstube, in der zwanzig junge Leute hausen, dauert das stille Dahinbrüten nicht lange. Der Rekrut Hops, ein lustiger Handlungsbeflissener, gibt seinem Bettnachbar, dem trübseligen Harter, einen Rippenstoß mit den Worten: „Du bist gewiß verliebt!"

„Laß mich," erwidert Harter, „ich will nichts von einem Mädchen wissen."

„O du!" ruft Hops lachend, „du hast einen eigensinnigen Kopf wie ein Bäcker, der backt auch kein Brod, wenn er kein Mehl hat."

So wohlfeil die Witze sind, man lacht doch weidlich darüber. Ein sogenannter Alter stimmt den „guten Kameraden" an, die übrigen fallen ein, und der Gesang ist der gute Kamerad, der alle schweren Gedanken verscheucht. — Der Feldwebel Frank commandirt zum Putzen und fort geht es unter einander wie ein Ameisenhaufen. Es scheint unglaublich, wie ungeschickt sich die jungen Leute bei diesem Geschäfte zeigen. Die Schuhbürste zum Gewehrputzen nehmen, mit den Fettlappen über den Messingbeschlag fahren, Stiefelwichse zu den Rockknöpfen verwenden, das gehört nicht einmal zu den Seltenheiten. Jedem Rekruten wird darum ein älterer Soldat beigegeben, der ihm die Handthirungen zu zeigen hat. Er ist's, mit dem der Neuling sich vertraulich einläßt, und fällt er in gute Hände, so ist er wohl bewahrt; ist der Gediente aber selber ein Ausgespitzter, schwindelt er dem Neuling seine paar Groschen ab und gibt ihm die weisen Lehren, wie man seine Vorgesetzten hinter's Licht führt, dann ist's schlimm. „Mach' dir ja nichts aus dem Arrest, er ist nicht für die Gänse gebaut;" oder: „Ein schlechter Soldat, der nicht sechs Stunden krumm geschlossen liegen kann," das sind seine gewöhnlichen Geheimlehren.

Es ist schwer, die jungen Leute vor solchen unnützen Alten zu bewahren, deren es in jeder Compagnie Einige gibt.

Die Instandsetzung der Waffen und Kleider beansprucht etwa eine Stunde, worauf noch eine Unterrichtsstunde in den Begriffen von soldatischer Ordnung und Mannszucht das Tagewerk beschließt. Die Zimmerlampe wird nun angezündet und Jedermann darf die Zeit bis zur Nachtwache für sich verwenden. Mehrere machen nun Ordnung in ihren Kästchen, wobei es ihnen sonderbar vorkommt, daß die Hosen

— man sagt in den meisten deutschen Heeren verschämt Pantalons — alle gleichmäßig zusammengelegt werden müssen. —

Einige lesen nun in ihren Gebetbüchlein, Andere gefallen sich in witzigen Redensarten, und Musje Hops läßt sich von seinem Alten verleiten, sich in ein Wirthshaus zu stehlen, und sie kommen zu spät zurück, als bereits das „Locken" getrommelt hat. Der Alte, er hieß Grether, kam wegen des vierten, gröberen Dienstvergehens in die Straf-Compagnie, auch Hops bekam drei Tage Arrest, aber er nahm sich bald zusammen und wurde ein gewandter Soldat und seine Strafe wurde vergessen; denn bei den Soldaten gilt der Grundsatz: Eine Strafe ist keine.

Am schwersten wurde die Eingewöhnung in das Leben dem Rekruten Harter. Schon wenn man ihn bei seinem Familiennamen Harter anredete, schaute er wie erschreckt auf, als müßte er sich besinnen, daß er so heiße, denn sein Leben lang war er nie anders als Wilhelm vom Sand genannt worden.

„Im Sand" hieß das Ende des Dorfes, wo Wilhelms Elternhaus stand.

Ob dem Burschen Gedanken durch den Kopf gingen, wie es so seltsam, daß er daheim fortgenommen ist: was ist denn der Staat, der ein Recht auf ihn hat? Es ist fraglich, ob etwas derart in ihm vorging; nur kam er sich wie gefangen vor. Er saß still in einem Winkel und schien über Dinge nachzugrübeln, die er Niemand anvertrauen wollte, dann schlich er nach einem Gangfenster und blickte lange hinauf zum Sternenhimmel und rief: „Gott! Bin ich denn ganz verlassen?"

Eine Hand legte sich auf seine Schulter und eine Stimme sagte: „Es ist Zeit in's Bett." Der Corporal Buchegg hatte den Rekruten Harter beobachtet und wohl erkannt, daß tiefe Schwermuth den Burschen erfaßt haben mußte. Die Nacht verbrachte Harter schlaflos, den zweiten und die folgenden Tage machte er bei den Uebungen so geringe Fortschritte, daß er sich scharfen Tadel zuzog.

Buchegg sah, daß Harter keinen bösen Willen, wol aber gar kein Selbstvertrauen und eine durch schwere Handarbeiten erzeugte Ungeschicklichkeit hatte. — Er ließ kein Mittel der Güte unversucht; endlich aber mußte er doch zur Drohung schreiten.

Der Hauptmann ließ sich am Schlusse der Woche jeden jungen Mann vorstellen und die Unterofficiere mußten dabei Erläuterungen über Eifer und Anlage eines Jeden geben. Buchegg hatte dem Harter gedroht, ihn bei der Vorstellung als den schwächsten Mann zu bezeichnen. Das quälte den Armen unaussprechlich; er gab sich alle Mühe, das Commando auszuführen, wurde dadurch aber immer ängstlicher, verwirrt und fieberhaft aufgeregt. Da hörte man am Freitag Abend einen Schuß in der Kaserne, Alles lief nach dem Orte der That; man fand den Soldaten Grether, der sich ein neues schweres Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, todt. Auch Harter sah ihn, und der Anblick machte auf sein ohnehin verdüstertes Gemüth einen tiefen Eindruck. „Der hat alle Mühe und Noth überstanden," sagte er vor sich hin und glaubte, es höre ihn Niemand.

Der Abend kam und mit ihm die Ruhestunde. Wieder zog es Harter hinaus an jenes Fenster, um den Sternen sein Leid zu klagen. Schon sah er sich in Folge

seines linkischen Wesens als das Gespött seiner Kameraden. Nichts band ihn an diese Welt. Der Vater hatte ihn immer so streng, ja hart behandelt, die Mutter war längst gestorben. Ein mächtiger Kampf bestürmte den Verlassenen. Der Glaube, das Jenseits, die Qual des Daseins, das Bild des Erschossenen, Alles das wirrte sich durch einander. „Ein Sprung aus dem Fenster des vierten Stocks macht Allem ein Ende. Spring!“ rief die Verzweiflung. Da sprach der Glaube: „Wir sind zum Dulden geboren. Sei standhaft, es ist nur eine Prüfung.“ Diese edlere Regung hatte gesiegt, er faßte dankbar das Fensterkreuz, glücklich in sich, daß die böse That noch nicht vollzogen sei. Da fiel ihm die Vorstellung beim Hauptmann ein, der Mann sah gar so streng aus; und wieder rief die Verzweiflung: „Spring, so hast du Ruhe!“ Das Blut drang mächtig zum Kopfe, ein Wirbel faßt ihn, er beugt sich vor, das Uebergewicht will ihn niederwärts ziehen, da packt ihn eine mächtige Faust bei der Schulter und eine feste Stimme sagt: „Feigling, du willst desertiren! Schäme dich, geh zur Ruh', bete zu Gott, morgen findet sich das Weitere.“ Fast willenlos folgte Harter dem Befehle Buchecks, und dieser sagte nur noch: „Nur du und ich und Der über uns weiß, was hätte geschehen sollen. Gib mir die Hand! Es ist vorbei.“



Der Morgen der verhängnißvollen Vorstellung war da. Nachdem der Hauptmann das Ende des Grether als warnendes Beispiel aufgestellt, wohin Leichtsinn und Lüge führen, ließ er sich die jungen Leute einzeln vorstellen. Hier gab es Lob, dort Aufmunterung, dort Tadel, Jedem nach Gebühr. Harter schaute drein, er hatte ein ganz anderes Gesicht, als wäre er schon in jener anderen Welt, in die er durch das schmachvollste Verbrechen hatte eindringen wollen. Auf seinem Gesichte lag etwas von jenem wunderbaren Glanz, der auf dem erwachenden Kindesantlitz ruht. Es war wie ein neues Leben über ihn ausgegossen. „Harter!“ rief der Hauptmann. Der Angerufene zuckte zusammen, als stünde er bei lebendigem Leibe vor dem Weltgerichte. „Harter, Sie kommen nach der Vorstellung in das Zimmer des Oberfeldwebels.“

Die Kameraden neckten den Harter, als er durch den langen Gang schritt, aber er hörte es nicht; er hörte nicht einmal seinen eigenen Schritt und trat deßhalb scharf auf und schaute auf seine Füße, als wollte er hören und sehen, daß er wirklich und wahrhaftig sich bewege.

In der Stube des Oberfeldwebels war der Hauptmann allein.

„Treten Sie näher,“ sprach der Hauptmann mit wohlwollendem Tone. „So, nun erzählen Sie mir möglichst kurz und bündig, wie Sie bisher gelebt, ehe Sie zum Soldatenstande kamen. Nur ohne Zagen! Sprechen Sie.“

Harter schaute sich um und um, als müßte ihm Jemand helfen; endlich begann er mit der sehr unnöthigen Bemerkung, daß er zwanzig Jahre alt sei. Der Hauptmann

lächelte, wußte aber recht wol, daß man Ueberflüssiges mit anhören muß, wenn man das Nothwendige vernehmen will. Er hätte den ohnehin nicht sehr geläufigen Redefluß ganz stocken gemacht, wenn er gesagt hätte: Das gehört nicht hierher u. dgl.

Laß mich's nur gleich hier anmerken (vielleicht merken sich's einige von meinen Berufsgenossen und auch Andere), die Leutseligkeit besteht hauptsächlich darin, daß man freundlich zu hören versteht, daß man fremdes Leben mit Allem, was drum und dran, geduldig hinnimmt. Wer Getreide einernten will, muß das Korn mit sammt dem Stroh einheimsen.

Harter berichtete also im Wesentlichen: „Mein Vater ist Steinbrecher und ich bin sein einziger Sohn. Sobald ich aus der Schule war, habe ich meinem Vater in seinem Geschäfte helfen müssen. Im Sommer wohnten wir draußen in der Werkhütte des Steinbruchs. Sonntags gingen wir, das heißt entweder der Vater oder ich, in das Dorf in die Kirche; denn einmal sind wir Beide gegangen, und da hat man unser Bett und unsere zwei Pfannen gestohlen. Wir haben ein kleines Häuschen, es ist am oberen Ende des Dorfes, man heißt's im Sand, und dabei ist eine Scheune und da drin haben wir im Winter gearbeitet. Wir haben Mühlensteine hergerichtet. Die Schwester meines Vaters hat für uns gekocht. Ich bin nicht viel unter Menschen gekommen. Ich habe meinen Sonntagsrock nur zum Gang in die Kirche anziehen dürfen."

„Es wurde mir gemeldet, Sie seien trübsinnig, Sie meiden die Gesellschaft der Kameraden; warum thun Sie das?"

„Ich bin so allein aufgewachsen, es ist mir angst und bang unter so vielen Menschen, und ich sehe, daß die Anderen so leicht lernen, was verlangt wird; ich will's auch und ich kann's nicht."

„Fassen Sie Muth. Sie sind ein verständiger Mensch; wir haben Geduld mit Ihnen, haben Sie auch mit sich selbst Geduld. Ich bin überzeugt, daß Sie ein tüchtiger Soldat werden. Treten Sie ab."

Als ob er schon vollkommen ausgedient hätte, so stramm und fest machte Harter den militärischen Gruß und die Wendung. Es war, als hätte ihm Jemand erst jetzt seine Hände und Füße zum Gebrauch übergeben, und wie strahlte sein Gesicht, als er den langen Gang dahinschritt. Bei dem Fenster aber schlug er die Augen nieder. —

Der Hauptmann gab dem Corporal Buchek noch Anweisung zur richtigen Behandlung Harters und bezeichnete die Leute, die er mit Harter in nächsten Umgang bringen sollte.

Diese Befehle wurden pünklich vollzogen, der Hauptmann hatte beständig ein Auge darauf, und die verständige Behandlung, die dem Selbstvertrauen und der Dankbarkeit des Rekruten begegneten, machten aus ihm einen der zuverlässigsten Leute in der Compagnie, vollkommen ausgebildet in allen Dienstzweigen.

Wenn der Hauptmann dem Harter begegnete, grüßte dieser fest und hatte das Auge gerichtet, wie das Commando vorschreibt; aber in diesem Auge war ein Strahl, den kein Commando vorschreiben kann: das Gefühl ehrerbietiger Dankbarkeit

leuchtete daraus, und — ich hoffe, es ist nicht Standesvorurtheil, das mir die Betrachtung aufdrängt — daß sein strenger Vorgesetzter ihm freundlich nickte; that ihm besonders wohl. Der Hauptmann hielt sich wohlwollend, aber ohne Vertraulichkeit. Und das ist gut. Es thut dem Untergebenen viel wohler, wenn der Vorgesetzte seine Haltung bewahrt; das schließt die Leutseligkeit nicht aus und gibt ihr nur eine größere Bedeutung.

Eine besondere Geschicklichkeit zeigte Harter, als die Schwimmkunst eingeübt



wurde, und doch hatte er das Element des Wassers noch gar nicht gekannt, wie Hunderte und aber Hunderte, die zum Militär kommen. Ist es mehr lächerlich oder frevlerisch, daß es Tausende von Menschen gibt, die ihr Leben lang nicht wissen, was ein Bad ist?

Du als Kalendermann hast mir eine Aufgabe gestellt; ich möchte dir eine andere dafür setzen. Fahre einmal los gegen die ungewaschene deutsche Menschheit und zeige, wie erbärmlich es ist, daß die Gemeinden, die entfernt von einem fließenden

Wasser sind, die geringen Kosten scheuen oder eigentlich gar nicht daran denken, sie aufzuwenden, um ein Gemeinde=Badhaus zu errichten.

Doch, ich will dir weiter von Harter erzählen.

Er hatte zwei Jahre tadellos gedient und wurde, wie gesagt, in dieser zweijährigen Dienstzeit ein vollkommener Soldat. Da erhielt er nach der Herbstübung einige Tage Urlaub in seinen Heimathsort.

Es wurde mir später erzählt, daß Jung und Alt Freude an dem festen, zuversichtlichen Auftreten des jungen Soldaten hatte. Selbst sein wortkarger mürrischer Vater lächelte allen Menschen freundlich in's Gesicht, die beim Ausgang aus der Kirche den Wilhelm vom Sand bewillkommten, und er schmunzelte gar vergnüglich, als des reichen Adlerwirths schöne Marie dem Wilhelm freudig die Hand reichte und die Hand lange festhielt. Wilhelm hatte sich in seinem Benehmen wie in seiner ganzen äußeren Erscheinung so sehr geändert, daß ihn Manche gar nicht erkannten.

Die Beurlaubung des Harter fiel in den Monat November, der oft starke, lang anhaltende Regengüsse bringt. Ganz unbedeutende Wald= und Gebirgsbäche werden dann in rasende Ströme verwandelt, die Alles mit sich fortreißen. Solch ein Unwetter war am Tage vor Ablauf von Harters Urlaub eingetreten, aber jetzt mit einer solchen Macht, daß die ältesten Leute sich desgleichen nicht erinnerten. Der Regen wollte gar nicht aufhören und schien sich immer zu verstärken. Der alte Harter, der seinen Sohn neu lieb gewonnen hatte oder ihn eigentlich zum Erstenmal liebte, es wenigstens zum Erstenmal zeigte — der alte Harter wollte seinen Sohn nicht fortlassen; aber dieser bestand darauf, keine Stunde seinen Urlaub zu überschreiten. Es war noch nicht Tag, als er sich auf den Weg machte. Da erschallt die Sturmglocke durch das Thal. Der untere Theil des Dorfes war überschwemmt. Dort wohnten die ärmeren Leute. Die Häuser waren durch einen Steg mit dem besseren Theile des Dorfes verbunden, der hoch und geschützt lag. Der Steg war weggerissen und in der frühen Morgendämmerung drang herzzerreißender Hülferuf aus den Hütten der Armen. Fast alle Dorfbewohner waren am Ufer versammelt. Viele hatten guten Rath, Einzelne auch guten Willen, die Meisten aber nichts als nutzloses Klagen und Mitleid, Niemand die rechte Einsicht und Entschlossenheit. Der alte Adlerwirth nahm seine Zipfelmütze ab, wischte sich mit der Linken den Angstschweiß von der Stirn und rief: „Wer die Häuslerleute dort unten rettet, dem gebe ich baare hundert Gulden!" — „Vater, ruft mehr!" bittet des Adlerwirths schöne Marie. „Zweihundert Gulden gebe ich," ruft der Adlerwirth und setzt seine Zipfelmütze wieder auf. Alles bleibt stumm. Da ruft der herbeieilende Harter, seinen Waffenrock ausziehend: „Holt Seile, Bretter, Ketten, Balken." Alles gehorcht seiner Weisung und rasch bindet er mit den anderen Männern ein kleines Floß zusammen. Oberhalb der bedrohten Häuser, in einer von der Fluth überströmten Wiese steht eine Steinlinde. Harter knüpft die Seile in der ungefähren Breite des Wassers an einander und befestigt das Floß in der Mitte dieses Taues, gibt das eine Ende mehreren Männern zum Halten, bindet das andere um den Leib und stürzt muthig in die Wellen, der Steinlinde zuschwimmend. Er erreicht den Baum, befestigt das

Tau an dem festen Stamm und gibt ein Zeichen, das Floß in das Wasser einzulassen. Ein anderer muthiger Bursche schwingt sich auf dasselbe und rasch treibt das Floß in die Mitte der Strombahn. Harter schwimmt nun längs des Seiles zum Floß und beide Männer steuern den Häusern zu, wo die Angstvollen, schwer



Bedrängten ihrer Erretter harren. Unbeschreiblicher Jubel empfängt die glücklich Anlegenden. Sieben Personen müssen gerettet, zweimal der Wasserweg zurückgelegt werden, und beide Male glückt das kühne Wagniß. Unter Thränen der Freude langten die Geretteten an. Alles drängte sich um sie und den muthigen Retter aus der Lebensgefahr. Da keucht der Adlerwirth herbei, er hat seine Zipfelmütze

in der Hand, aber sie ist schwer. „Da," ruft er, „das ist dein, Wilhelm, zwei Rollen, jede mit gezählten hundert Gulden." Ruhig nimmt Harter das Geld und sagt: „Was ich gethan, ist Nächstenpflicht; aber Adlerwirth, ich nehm's doch, die da können's gut brauchen." Damit legt er die Geldrollen in die Hände der Geretteten und gibt dem Adlerwirth seine Zipfelmütze zurück.

„Komm mit in's Wirthshaus und trink! Du darfst jetzt nicht fort, du mußt da bleiben!" so stürmte Alles auf Harter ein; er aber blieb dabei, daß er seinen Urlaub nicht überschreite. Da faßt des Adlerwirths Marie seine kalte feuchte Hand und sagt: „Da, trag' an der Hand, die so Gutes gethan hat, den Ring von mir und gedenk' dabei auch an mich."

Ein Schauerfrost von dem kalten Novemberbad hatte den Harter geschüttelt, aber jetzt war's ihm plötzlich so heiß, als käme er von einem großen Marsche in der Julisonne zurück.

Der Ring ging schwer an den Finger Harters, und ein Kamerad sagte: „Den bringst du nicht mehr herunter."

„Er soll auch nicht mehr von meiner Hand herunter, so lang ich sie regen kann. Ich dank' dir, Marie."

Er sagte nun, daß er heim ginge, um sich trockene Kleider anzulegen. Er that das auch, als man aber nach einer Weile kam, um ihn zum Schmause in den Adler abzuholen, war er davon.

Still, ohne ein Wort von seinen Erlebnissen zu erzählen, rückte Harter wieder in Dienst; er stand noch manchmal Abends an jenem Fenster, aber nicht mehr mit Todesgedanken. Es mußte wunderlich in seinem Herzen sich regen bei der Erinnerung, daß er so vieler Menschen Leben gerettet, und bei dem Gedanken an des Adlerwirths Marie. Er vertraute aber keiner Menschenseele, weder von dem Einen noch von dem Andern, ein Wort. Nur wenn die Kameraden die Lieder anstimmten vom „trauten Liebchen", von der „heimlich stillen Liebe, von der Niemand nichts weiß", da glänzten seine Augen und er sang so mächtig mit und übertönte Alle, als gehörten die Lieder nur ihm allein und dürfte sie kein Anderer singen.

Nach einigen Wochen sagte der Hauptmann bei Beendigung der Instruction zu Harter: „Kommen Sie zum Rapport." Er las ihm einen Bericht des Amtes von der Ueberschwemmung vor.

„Verhält sich die Sache so?" fragte er zuletzt.

„Ja, Herr Hauptmann," lautete die Antwort.

Es verging wiederum längere Zeit, da kam der Befehl: das Bataillon rückt morgen in großem Anzuge auf den Uebungsplatz. Niemand wußte warum. Das Bataillon stellte sich in Linie auf. Bald kam der General zu Pferde, musterte die Truppe, ließ sie dann ein Viereck bilden und rief: „Soldat Harter trete vor!" Harter trat vor, stramm und fest, und stand, das Auge auf den General gerichtet. Dieser redete ihn nun laut an:

„Soldat Harter, Sie haben durch Muth und Besonnenheit sieben Menschen aus Lebensgefahr errettet. Unser Fürst verleiht Ihnen für diese edle Handlung das

goldene Verdienstzeichen. Mit Freude hefte ich es an Ihre Brust; möge Ihr Herz lange und glücklich darunter schlagen. Kameraden! Ahmt das rühmliche Beispiel des braven Harter nach, zeiget, daß Ihr die höchsten Eigenschaften des Soldaten im Kriege — Ausdauer, kalten Muth, besonnene Entschlossenheit — auch im Frieden Euern Mitbürgern zum Guten anwenden könnt und wollt. — Soldat Harter, treten Sie ein."

Das Bataillon bildete nun eine Colonne. Harter erhielt zum Vorbeimarsch



desselben seinen Platz neben dem General. Diesen Platz zu erhalten, das ist noch die besondere Auszeichnung eines mit dem Ehrenzeichen Geschmückten.

Die Compagnien treten an, die Musik fällt ein. Da wagt endlich Harter, sich umzuschauen. Er sieht die große Menge Menschen, die auf der andern Seite stehen, und wen gewahrt er sich gerade gegenüber? Seinen Vater, die sieben Geretteten, den Adlerwirth und die Marie. Der Hauptmann hatte sie kommen lassen, den Ehrentag des braven Burschen mit zu erleben. Marie winkte mit einem weißen Tuche. Das ist das Einzige, was Harter noch sieht, denn die ganze Welt dreht sich

mit ihm herum, aber er stand regungslos da, mit „Gewehr auf", und die Compagnien zogen an ihm vorüber.

Man marschirte wieder in die Kaserne zurück, aber Harter erhielt die Erlaubniß, seine Freunde zu besuchen.

Er bat Bucheck, ihn zu begleiten. In einer abgesonderten Stube des nahen Wirthshauses trafen sie die Leute aus dem Dorfe ....

„Wir sind auch da, Ihr seid nicht allein auf der Welt," polterte der Adlerwirth, da Harter und Marie gar nicht von einander lassen wollten in seliger Umarmung.

Jetzt wehrte Harter die Geliebte ab, reichte dem Adlerwirth und dem Vater beide Hände, reden konnte er nicht.

„Wir sind's zufrieden," sagte der Adlerwirth, „wenn du den Abschied hast, könnt Ihr heirathen."

„Du wirst mit dem goldenen Ehrenzeichen nicht mehr Steinbrecher bleiben wollen, du bist jetzt zu stolz," sagte der alte Harter, der sein mürrisches Wesen noch immer nicht lassen konnte.

„Ich werde eben so gern wieder Steinbrecher," erwiderte der Soldat, „aber, was ich auch für ein Geschäft habe, will's Gott, brav bleibe ich; und jetzt, Vater, Marie, Schwiegervater, jetzt sag' ich's zum Erstenmal! Der da, mein Corporal Buchek, dem gehört das Ehrenzeichen, nicht mir. Hätte er mich nicht gerettet, hätte ich die Anderen nicht retten können. Marie, gib ihm die Hand, ohne den wäre ich nicht mehr auf der Welt." — —

Harters Dienst war beendigt, er konnte in Großurlaub entlassen werden, und zog überglücklich mit den Seinen der Heimath zu.

Nach dem fünften Dienstjahre stellte er die Bitte, heirathen zu dürfen. Sie wurde gewährt.

Ich muß mich zurückhalten, um nicht noch ein großes Capitel über das Heirathen des Soldaten anzufügen. Laß mich nur das aussprechen: die Heirathsbeschränkung des Soldaten ist auch noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Miethlingsheere; jetzt ist ein Mann, der Haus und Hof zu schirmen hat, der wahre und beste Soldat.

Bei der letzten Kriegsbedrohung war Harter als verheiratheter Mann und Vater zweier blühenden Knaben wieder rüstig auf dem Posten. Es ist nichts geworden aus jener Kriegsbereitschaft, und es ist ein peinliches Gefühl, wenn's in der Nase prickelt und man kann nicht niesen und die Augen gehen Einem nur über. Wenn's einmal zum Niesen, zum wirklichen Krieg kommt, dann hoffen wir, daß es in der Weltgeschichte heißen wird:

Zur Gesundheit! Deutschland!

* * *

So, da habe ich dir freilich nur einen einzigen Mann zur Schilderung ausgehoben und dir fast dabei in's Handwerk gepfuscht. Es ist selten, daß mit

einem Menschen durch das Soldatenleben eine so große Veränderung vorgeht, wie mit dem Harter, und noch seltener ist, daß er sich mit solcher Auszeichnung bewähren kann; aber Jeder kann etwas Gutes mitnehmen aus der Soldatenschule, wenn der Geist reiner Gesittung und echter Vaterlandsliebe im inneren Reglement herrscht, und wenn das ist, wird man von dem eben so albernen als lasterhaften Zwiespalt zwischen Militär und Civil nichts mehr verspüren.



Nur eins.

Kniet ein braves Bauernmädchen am Beichtstuhl, hat alle Beschwerniß seines jungen Herzens bekannt. Spricht der Beichtvater: „Du bist entsühnt. Bete drei Tage je Morgens und Abends sieben Vater Unser.“ — „Ach, hochwürdiger Herr Pfarrer! Ich kann nur eins.“

(Schluß des ersten Bandes.)

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.